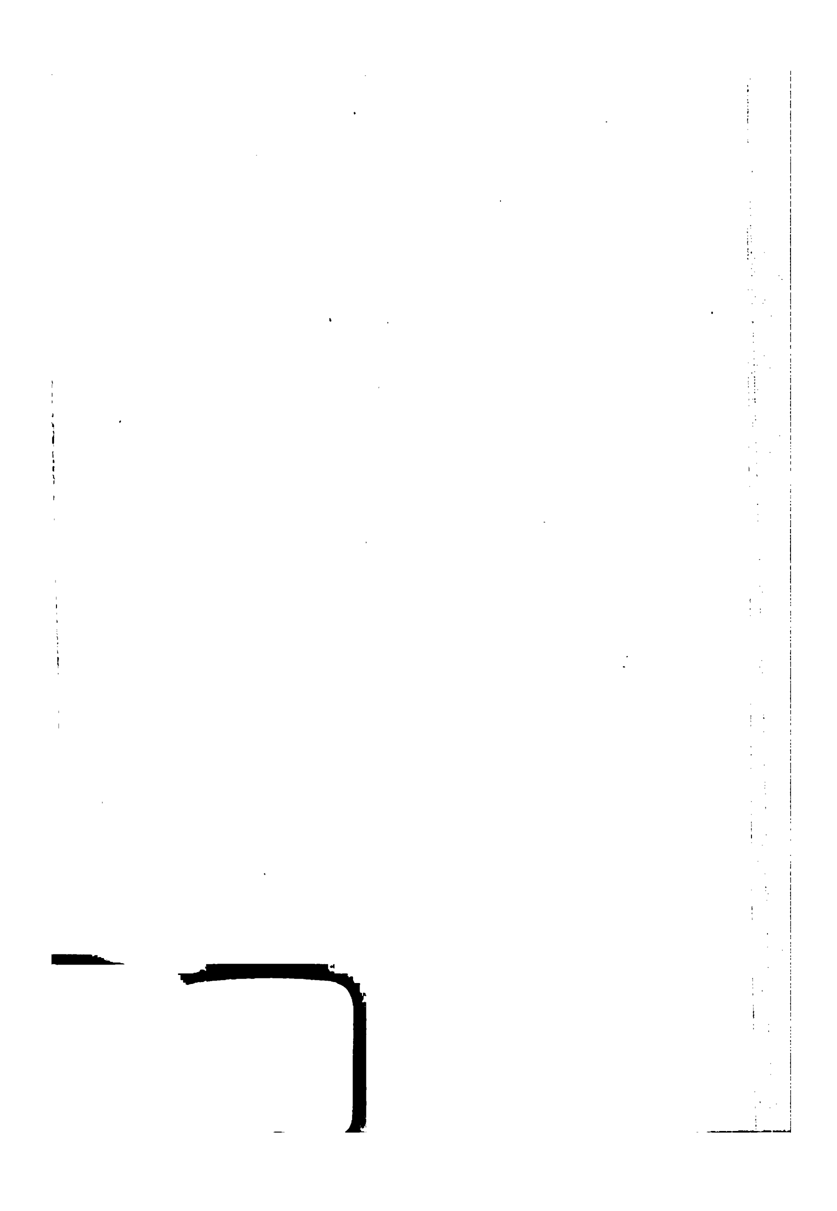










F. W. Hackländer's Werke.

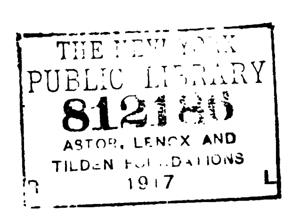
F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1855.





Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Wachtstubenabenteuer.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Worin der geneigte Leser eine Post-Wachtstube kennen lernt und vielleicht eine alte Bekanntschaft erneuert — gewiß etwas Seltenes für ein erstes Kapitel.

Es ist in den meisten großen Posthöfen ein Winkel, ein heimliches Plätzchen, das der oberflächlichen Beschauung fremd bleibt und das sich nur dem Blicke eines Eingeweihten in seiner ganzen Anmuth und Lieblichkeit offenbart. Es ist dies nicht des Passagier-Zimmers trostlose Einsamkeit mit vier grau angestrichenen Wänden, einem fast durchgerutschten ledernen Sopha, einem übermäßig großen Ofen mit übermäßig kleinem Feuer darin, mit einem trübe glimmenden, herabgekommenen Talglicht und einem verdrießlich aussehenden, ebenfalls herabgekommenen Kellner. Nein, es ist nicht dieser Schreckens-Aufenthalt für alle unglücklichen Reisenden: der Platz, den wir meinen, ist die Postwachtstube, ein gerade nicht besonders großes Gemach, gewöhnlich hinter der Packkammer gelegen und auf der anderen Seite an die Expeditions-Zimmer stoßend. Der Eingang zur Packkammer besteht in der Regel aus einer Glasthüre, in der sich oben ein Fensterchen öffnen läßt und vermittelst dessen der Wachthabende und Aufsichtführende sich mit den Packknechten zu verständigen im Stande ist.

Diese Postwachtstube kann sich nur des Abends sehen lassen. Sie erhielt bei ihrer Erschaffung kein Fenster und ist deßhalb

nur wohnlich und traulich, wenn der Talglichter Schein die Wänd erhellt. Diese Wände sind geschmückt mit einem Post-Reglement einem Brief- und Packet-Tarif und einigen großen Nägeln, a welchen hier Rock und Mütze des Wachthabenden, dort eine überau lange Papierscheere und ein Knäul Bindfaden hängt.

Von dem Ameublement und sonstiger Verzierung läßt sich nich viel sagen; sie bestehen aus einer alten hölzernen Kiste, die al Heu-, Stroh- und Papierkorb dient, ferner aus einem wackelige Tische, aus einem großen ledernen Lehnstuhle, und endlich aus der Portrait des General-Post-Directors Excellenz.

Es ist Abends zehn Uhr. Der Posthof, der noch vor eine Viertelstunde mit Wagen, mit schüttelnden, schnaubenden Pferde mit ungeduldig schreienden Conducteuren, mit schluchzenden un lachenden Passagieren angefüllt war, hat sich nun nach allen Rich tungen entleert. Die Postillone auf ihren Pferden blasen, di Postuhr schlägt langsam und feierlich zehn Mal, der expedirend Secretär ruft sein „Fertig!“ die Wache haltenden Hunde auf de Wagendächern kläffen, als sähen sie sich jetzt schon durch eine L gion Räuber beunruhigt, und so schwankt einer der schweren Kaste nach dem anderen durch das Thor, der eine hierhin, der ande dorthin. Man hört eine Zeit lang das Knallen der Peitsche das Rollen der Räder, auch vielleicht das schmetternde Horn de Postillons, der durch die finsteren Straßen reitend und an de Fenstern hinauf blinzelnd in einer gewissen Dachkammer ein Lic erblickt — dem gilt sein Blasen; für sie, die droben wacht, ertö durch die stille Nacht das Lied:

Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus — Ade!

Auf dem Posthofe, von dem wir zu sprechen die Ehre habe wurde es mittlerweile ruhig und still; die Uhr schlägt ein Viert auf Eilf, und der wachthabende Packmeister kann bis Mitternac wo wieder einige Pack- und Eilwagen abgehen, ruhig träume

Seine Geschäfte sind besorgt; in der anstoßenden Packkammer liegen sämmtliche Pakete, groß und klein, wohlgeordnet nach den verschiedenen Stationen neben einander, und die dazu gehörigen Begleitschriften und Frachtbriefe, ebenso sorgfältig geschichtet, neben ihm auf dem Tisch.

Der Wachthabende hier ist ein Mann an die Vierzig, groß und schlank, fast mager zu nennen. Er trägt eine graue Militärhose, darüber das blaue Collet der Post-Conducteure, und auf der Brust neben dem silbernen Adler an den drei Ketten hat er die goldene Schnalle, wodurch wir die Gewißheit erhalten, daß er fünfzehn Jahre lang in irgend einem Regiment oder einer Artillerie-Brigade gedient. Wir wissen nicht, woher es kommt, aber es ist etwas außerordentlich Würdevolles in der ganzen Haltung und den Bewegungen dieses Mannes, ja, in seiner Art, zu sitzen, wie er den Kopf aufstützt, wie er das ernste, nachdenkende Haupt in die Hand gelegt hat. Da gibt er uns auf dem alten Lehnstuhle so ein bekanntes Bild: der linke Fuß, etwas zurückgezogen, erreicht fast die Sprossen des Stuhles, der rechte, auf ein mächtiges Paket in schwarzem Wachstuche aufgestellt, zeigt uns ein außerordentlich spitzes Knie, so spitz, daß es seine Bekleidung zu durchbohren droht, was auch unfehlbar geschehen müßte, wenn die Hosen mit Steegen versehen wären. So aber ziehen diese sich durch die ungeheure Anstrengung nur unten krampfhaft in die Höhe und zeigen über einem Paar blank-gewichster Stiefel die hierzu gehörigen, aber sehr fuchsigen Schäfte. Er hält ein außerordentlich großes Buch, eine Art Foliant, auf den Oberschenkel gestützt, mit der rechten Hand aufrecht; und der Kopf, den, wie wir schon bemerkten, die linke Hand unterstützt, ist den großen Blättern des Buches zugewendet.

Der Mann scheint eifrig zu lesen; doch ist dies eigentlich zu wenig gesagt: er scheint, versunken in seine Lectüre, sonst für nichts in der ganzen weiten Welt in diesem Augenblicke Interesse

zu haben. — Und dieses Gesicht, es paßt vollkommen zu der ganzen nachdenklichen Haltung des Körpers. Die hohe Stirn, deren Grenzen nach oben wegen Haarmangels nicht mehr genau zu bestimmen sind, und die sich wie eine Waldlichtung fast bis zu den buschigen Abhängen des Hinterkopfes sanft hin verliert, endet nach unten in ein Paar dichter Augenbrauen, welche finster die ernsten, aber gutmüthigen Augen überschatten. Die Nase ist lang und spitz und wendet sich drehend den Zeilen zu, bald nach rechts, bald nach links, den lesenden Augen folgend. Der Schnurrbart ist gewöhnlich militärisch verschnitten, doch verrathen die Spitzen desselben eine kühne Neigung nach aufwärts; der Mund ist fest zusammengekniffen, wahrscheinlich in Folge der schlechten Lectüre.

Jetzt erinnern wir uns auch plötzlich, wem dieses ganze Bild ähnlich sieht. Ja, es ist Don Quixote, wie er den Amadis von Gallien liest. — Doch der Wachthabende zerstört uns dieses Bild im Augenblicke wieder, indem er das Buch zusammenklappt, es neben sich auf den Tisch legt, dann die Talgkerze in dem eisernen Leuchter putzt und auf seine Taschenuhr sieht, welche halb Eilf anzeigt. Darauf erhebt er sich, legt seine Hände auf den Rücken zusammen und geht mit großen Schritten in dem kleinen Gemache auf und ab. Der Raum der Wachtstube ist so beschränkt, daß der Packmeister nach dem vierten Schritt jedesmal wieder umkehren muß.

Obgleich sich der zusammengekniffene Mund etwas geöffnet hat, obgleich die Augenbrauen nicht mehr finster und drohend herab hängen, so lagert doch noch ein tiefer Ernst und eine gewisse Schwermuth auf den Zügen des langen Mannes. An der Glasthüre zur Packkammer bleibt er endlich stehen, schlägt die Arme über einander und blickt nachdenkend auf den großen Haufen von Paketen und Kisten aller Art. „Das habe ich mir früher alles so poetisch und schön gedacht,“ sagte er nach einer längeren Pause mit leiser Stimme, „so den Vermittler der ganzen Welt zu machen,

und wenn man gewisser Maßen Phantasie hat, so kann man sich bei dem Anblick dieser kleinen schwarzen und grauen Dinge gewisser seltsamer Gedanken nicht erwehren; da gehen Zettel und Briefe durch meine Hand und fließen in alle Welt hinaus — dem Einen bringen sie Lust und Freude, dem Anderen Kummer und Schmerz. Und doch ist nichts reell Poetisches dabei! Es ist ein höchst langweiliges, trübes Leben! Ja, wenn man den Postdienst so von Weitem ansieht — die dahin eilenden Wagen; der Conducteur, in seine Ecke gedrückt, raucht eine der vortrefflichen Cigarren seines Passagiers; oder der Ruhetag in einer fremden Stadt, wo man behaglich und wohlgemuth einherspaziert und all das Merkwürdige mit Muße anschaut, ja, das sind die Lichtseiten davon, und an die dacht' ich nur, als ich den Rock mit dem schwarzen Kragen auszog, als ich den Säbel abschnallte und von meinem Geschütze, der Minerva, Abschied nahm. Jetzt ist Alles ganz anders geworden, und als ich noch im Eilwagen fuhr und zuweilen, wie es sich gerade traf, über eine Chaussee kam, durch ein lustiges Manöver hindurch, und rechts und links die weißen Staubmassen aufwirbelten, da wollte mir die Sehnsucht schier das Herz zerbrechen, wenn ich so aus den dichten Rauchwolken hindurch in weiter Ferne an irgend einem Waldsaume das Glänzen der Geschützrohre sah, oder wenn quer vor mir über die Landstraße hinweg eine reitende Batterie dahinflog. — Ja, es gibt auf dieser Welt nichts Schöneres, als eine reitende Batterie, und es war mir in solchen Augenblicken, als zög' es mich Nachts zu dem Kutschen-Fenster hinaus und als gehörte ich immer noch dazu und sei nur zufällig zu spät gekommen; — was aber während meiner Dienstzeit nie vorgekommen," setzte er mit großer Wichtigkeit hinzu und strich sich mit der rechten Hand über die Augen.

Draußen wurde in diesem Augenblicke die äußere Thüre der Packkammer geöffnet, und der Conducteur, der einen Zwölfuhr-Wagen zu fahren hatte, kam in die Wachtstube, um mit dem Col-

horizontale Bewegung mit der Hand, wodurch er augenscheinlich ausdrücken wollte: die Sache ist abgemacht!

Es entstand hiedurch eine längere Pause, und nach derselben legte der Conducteur sein rechtes Bein auf das linke, schlug die Arme über einander und sah den gegenüber Sitzenden fest an. Der Spitz machte es gerade so, nur mit dem Unterschiede, daß er seine Beine nicht über einander schlug, sondern sie der größeren Bequemlichkeit halber weit von sich ab streckte. — „Ich möchte nur wissen,“ sagte jetzt der Conducteur, „weßhalb Sie sich in der That überzeugt haben, daß keine Poesie mehr auf Erden ist? Ich kann das nicht glauben; denn wenn ich so ein Zeitungsblatt durchlese oder bei den Bücherläden vorbeifahre, so sehe ich eine solch ungeheure Menge von Poesie, daß es mir oft ganz übel zu Muth werden könnte.“

Das trübe Lächeln auf den Zügen des Packmeisters vewandelte sich nach diesen Worten in ein mitleidiges. Er zog seine Achseln in die Höhe und entgegnete: „Wenn ich vorhin sagte, es sei keine Poesie mehr auf Erden, so wollte ich darunter verstanden haben, es sei kein Gefühl für Poesie mehr vorhanden.“

„Ja so! ja so! — Bei den Leuten im Allgemeinen, was man Publikum nennt, da mögen Sie gewiß Recht haben; aber bei denen, die sich mit Poesie abgeben müssen, bei den Zeitungsschreibern und Buchhändlern, da muß doch noch ein schönes Stück Poesie zu finden sein.“

„Wie sehr Sie namentlich in letzterem Punkte Unrecht haben, will ich Ihnen bestens beweisen, wenn Sie nämlich Zeit haben, mich anzuhören.“

Statt aller Antwort zog der Conducteur aus seiner Tasche ein ledernes Uhren-Futteral heraus, eine dicke, unbehülfliche Maschine, aus welcher nur das Zifferblatt hervor sah, warf auf letzteres einen prüfenden Blick und bemerkte dann: „Ich habe noch volle achtundzwanzig Minuten Zeit.“

„Von jeher,“ sagte der Packmeister, „fühlte ich einen Drang zu etwas Höherem in mir und haßte alles Gemeine. Schon in jenen Tagen, wo ich zum Militärdienst tauglich befunden wurde und wo sich alle Anderen entsetzlich fürchteten, man möge sie zur Artillerie einschreiben, meldete ich mich gerade zu dieser Waffe und war stolz darauf, als man mich derselben zutheilte. Ich war Artillerist mit Leib und Seele, und in einem halben Jahre erreichte ich das Höchste, was Rekruten-Ehrgeiz verlangen kann — ich wurde zur reitenden Artillerie versetzt. Ich weiß noch ganz genau, wie Tages vorher, als es so halb und halb bekannt geworden war, wir sollten die tüchtigsten Leute zur reitenden Batterie abgeben und ich sei unter diesen, wie ich mir damals einen Schleppsäbel borgte und mit demselben klirrend durch die dunkeln Straßen schritt. — Es war das ein schöner Moment!“

„Aber da bekamen Sie ja ein Pferd zu putzen?“ meinte der Conducteur.

„Freilich zu putzen,“ fuhr der Packmeister fort. „Aber auch eins zum Reiten,“ setzte er stolz hinzu. — „Nun studirte ich aufs Eifrigste den Leitfaden für Artillerie-Wissenschaften, exercirte mit einer wahren Begeisterung und hatte in kurzer Zeit meinen Dienst inne, wie der älteste Kanonier. Bald würde ich auch Bombardier, die erste Stufe auf der Leiter zur höchsten Macht. Ich hoffte es zum Offizier bringen zu können, doch andere Umstände ließen mich nicht weiter daran denken. Ich sah leider ein, daß meine Schulbildung in der Jugend nicht der Art vorbereitet worden sei, um sie als Fundament zu einem dereinstigen Examen betrachten zu können. Ich dachte nicht weiter an die Epauletten und beschloß, es zu machen, wie jener große Römer so treffend sagt: Aut Caesar, aut nihil! das heißt auf Deutsch: Lieber ein großer Unteroffizier, als ein kleiner Lieutenant. — Und also geschah es, und ich kann mit großem Stolze sagen, daß ich meinen eigenen Erwartungen entsprach und denen meiner Vorgesetzten. Orden und Ehrenzeichen

konnte ich freilich dafür keine bekommen, aber allen, die damals bei der Brigade waren, wird der große Moment unvergeßlich sein, als wir bei einer Schießübung nach einer Rotonde mit fünfzigpfündigen Bomben warfen und ich das Glück hatte, nicht nur unter acht Schuß sechs hinein zu bringen, sondern als obendrein das Unglaubliche geschah, daß mein vierter Wurf die Flaggenstange mitten in der Rotonde herab riß. — — — — Da ritt unser alter Oberst von T. — Gott mög' ihn selig haben! er konnte sehr grob sein, und hatte das in derselben Viertelstunde an einem unglückseligen Lieutenant bewiesen, aus dessen Mörser-Batterie eine Bombe zwischen die Distanz flog, die statt mit Ausstoß mit Sprengladung versehen war — da also ritt der alte T. auf mich zu, nahm seinen Federhut ab und sagte: „Nu, et is nur gut, dat es neben solche Offiziere noch so respektable Unteroffiziere gibt!“ Und darauf reichte er mir die Hand, und ich muß Ihnen gestehen, liebster Conducteur, was mir nie geschah, geschah mir in diesem Augenblicke: mir liefen ein paar Thränen über die Backen herab.“

„Ja, das war auch sehr schön,“ entgegnete der Andere; „das hätte mich auch unsinnig gefreut.“

„Ob! — Und wie!“ gab der Packmeister zur Antwort; „ich erfand mir auch für jenen glorreichen Tag ein eigenes Erinnerungszeichen, über das Manche freilich damals gelacht; doch hat mich dieses Lachen nie geschmerzt. Ich machte mir nämlich von weißem Leder einen kleinen Stern und schrieb darauf hin:

Unter acht Wurf sechs geglückt —
Mir der Oberst die Hand gedrückt —
Die Kameraden mich stolz angeblickt.

Dann kam Datum und Jahreszahl, und diesen Stern nähte ich mir innerhalb des Collets gerade auf die Stelle, wo man einen Ordensstern zu tragen pflegt. Jener Händedruck hatte mich geadelt; mein eigenes Bewußtsein gab die Erlaubniß, mich selbst, wenn auch unsichtbar für Andere, zu dekoriren.“

„Da hatten Sie vollkommen Recht,“ sagte der Conducteur mit wichtiger Miene; „wenn das während eines Krieges geschah, so konnte Ihnen das allgemeine Ehrenzeichen doch nicht entgehen.“

„Das dachte ich auch,“ antwortete der wachthabende Packmeister, setzte aber mit trüber Stimme hinzu: „Leider war's Friedenszeit, und ich mußte den schwarzen Kragen ablegen, ohne den ernstlich gemeinten Kanonenschuß zu erleben.“

Zweites Kapitel.

Handelt von Redacteuren und Buchhändlern, und zeigt, wie wenig Poesie überhaupt bei den Menschen zu finden ist.

„Doch bin ich ganz von dem Faden meiner Erzählung abgekommen,“ fuhr der Packmeister nach einem Augenblicke tiefen Nachsinnens fort. — „Also von der Poesie der Redacteure und Buchhändler sprachen wir?“

„Die keine Poesie verständen,“ ergänzte der Conducteur.

„So war's! — Als ich nun sah, daß ich wohl Zeit meines Lebens Unteroffizier bleiben würde, nahm mein Geist eine andere Richtung und ich begann in meinen Freistunden mich mit poetischen Gedanken zu befassen. Mein erstes Gedicht galt meinem Pferde; es waren da sehr schöne Reime anzubringen: Pferd — Werth — ehrt — mehrt — nährt und Herd. Es war dies kein unsauberes Stück Arbeit, doch hatten wir damals bei der Batterie einen naseweisen Freiwilligen — H. hieß er, ein vorlauter Bursche, sonst ein guter Kerl — der nannte mein Gedicht, als ich mich ihm anvertraute und es ihm vorlas, eine Pferds-Poesie, was mich sehr darniederdrückte; doch schreckte mich das nicht ab, auf dem einmal

betretenen Wege fortzufahren. Ich machte Gedichte über all
Mögliche; ich schrieb sie sauber ab und hatte bald zwei gan
Bände beisammen, die ich beständig bei mir führte, den ein
Band in dem linken Pistolen-Halfter, den anderen in dem Mant
sack, weßhalb der Herr Hauptmann, wenn er gut gelaunt war, me
Pferd, den Cato, nur Pegasus nannte. — Darauf kam eine sti
betrübte Zeit: ich verließ die Batterie-Brigade, ich hatte fünfzel
Jahre gedient und bekam eine Stelle als Post-Conducteur. A
fänglich kam mir dies sehr poetisch vor, besonders das beständi
Hin- und Herfahren in dem gut gepolsterten Eilwagen. Doch
war viel Geschrei und wenig Wolle; vorn getrommelt und hi
ten keine Soldaten."

„Das weiß Gott!" seufzte der Andere; „es gibt gar kei
Trinkgelder mehr. Wenn man gegen so einen Passagier noch
artig ist, wenn man ihm Nachtsack und Hutschachtel noch so bere
willig erlaubt in das Cabriolet zu nehmen, daß man selbst ka
sitzen kann, wenn man ihm einmal ums andere Feuer für Cigarr
und Pfeife macht, 's ist Alles einerlei: einen höflichen Dank, al
kein Trinkgeld."

„Ja, ja," bekräftigte der Packmeister düster, „wie ich vorl
gesagt: es hat alle Poesie aufgehört."

„Jetzt haben Sie aber einen angenehmen Posten," fuhr
Conducteur fort; „nicht mehr das ewige Herumrutschen auf
Chaussee, nur hie und da eine kleine Wache, und einen besse
Gehalt."

„Allerdings," entgegnete der Packmeister; „aber dafür a
die langweiligste Beschäftigung, die man sich denken kann: Pa
zu ordnen und einzuschreiben den ganzen lieben Tag hindu
Anfänglich hat es mich amüsirt, die Frachtbriefe zu lesen und d
darüber nachzudenken, was wohl in den Paketen sein könne,
mentlich zur Weihnachtszeit. Da kommen viermal so viel als so
groß und klein, leicht und schwer, die meisten mit gestickten Sac

und ähnlichen Schnurpfeifereien. — — Aber lassen Sie mich wieder auf meine Gedichte zurückkommen: als ich nun Conducteur war, hatte ich keine Zeit, etwas dafür zu thun, und erst als ich nach C. in die Packkammer versetzt wurde, fand ich Lust und Muße, die beiden Bände nochmal sauber abzuschreiben, sie wieder durchzusehen und zu corrigiren. Ich hatte jetzt den großen Entschluß gefaßt, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten, und wandte mich zu diesem Zwecke an den Redacteur eines geachteten Blattes, der zuweilen Gedichte abdruckt. Ich sandte ihm aus beiden Bänden eine Auswahl zu, ich versah sie mit lieblichen und passenden Motto's. Denn ich wußte, der Redacteur liebte dergleichen; und als ich nun sehr lange Zeit vergeblich auf eine Antwort gewartet, ging ich eines Tages hin, dem Redacteur einen Besuch zu machen. Ich traf ihn in seinem Studierzimmer. Es war ein kurzer dicker Mann mit einem rothen Schlafrock, einer ziemlich langen Nase und auf derselben einer Brille, durch welche er mich einen Augenblick ansah und alsdann meine Verbeugung mit einem kurzen Kopfnicken beantwortete. Er rauchte eine lange Pfeife und beschäftigte sich gerade damit, im Zimmer mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Ich theilte diese Beschäftigung und lief ebenfalls mit ihm auf und ab. Als wir auf solche Art das Zimmer viermal gemessen hatten — ich brauchte dazu sechszehn Schritte, kleiner als meine gewöhnlichen, denn der Redactenr hatte sehr kurze Beine, — da faßte ich mir endlich Muth und sagte, ich sei gekommen, mich nach dem Schicksal meiner Gedichte zu erkundigen." — „Ja so! Ihre Gedichte!" versetzte der Redacteur; „ja, ich habe sie freilich gelesen, über Felddienst im Allgemeinen — recht gut; über Behandlung der Pferde — mit vielem Gefühl geschrieben; dann die vernagelte Kanone — enthält viel Poesie." — Ich verbeugte mich unendlich geschmeichelt. — „Aber," fuhr er fort, „diese Gedichte befinden sich in so schöner chronologischer Ordnung, daß es schade wäre, sie aus ihrem Zusammenhange herauszureißen, wirklich schade. Die Poesien sind

recht gut, aber wenn Sie meinem Rathe folgen würden, so sollte
Sie keines davon einzeln abdrucken lassen, Sie sollten das Ganz
einem Buchhändler anbieten. Gewiß, das wäre besser!" — Be
diesen Worten waren wir auf unserem Zimmer-Spaziergange in di
Nähe eines Schreibtisches gekommen, und da nahm er ein Pake
chen in die Hand, das ich augenblicklich als meine Gedichte erkannt
Ich muß gestehen, wenn ich auch gar zu gern einzelne der Gedich
in dem geachteten Journale abgedruckt gesehen hätte, namentlich d
vernagelte Kanone, so nahm ich doch das Wort des Redacteur
meine Gedichte sogleich gesammelt erscheinen zu lassen, als baa
Münze, und das schmeichelte mir. Ich kannte damals noch nic
die Arglist der Menschen. Als wir nun wieder an seine Zimme
thür gelangt waren, drückte er mir mit ungemeiner Geschwindi
keit jenes Paketchen in die Hand, nickte abermals mit dem Kop
und ich befand mich auf dem Gange, ohne eigentlich zu wiss
wie das so schnell gekommen sei. — — —

„Ein Buchhändler also! Ich hatte mit solchen Herrn noch
zu thun gehabt, besaß aber noch einen großen Respekt vor ihn
Wir hatten bei der Batterie einen einjährigen Freiwilligen,
war Buchhändler-Gehülfe und außerordentlich belesen. Er
uns schöne Bücher, war selbst voll Poesie, konnte aber den Di
nicht lernen. Auch hatte er krumme Beine, schielte ein wenig
wurde deßhalb zur Infanterie versetzt. — Doch genug davon!
hatte also beschlossen, einen Buchhändler aufzusuchen, und
schaffte mir zu dem Zwecke eine Adresse. An den bedeuten
wandte ich mich natürlicher Weise zuerst, der wohnte in einem
ßen, prächtigen Hause. Doch konnte ich hier nicht einmal bis
Vorzimmer gelangen. Ein langer, magerer Bedienter, der
schwer zu hören schien, versicherte mir mehrere Male, sein Her
ausgegangen, und als ich ihm bei einem weiteren Besuche a
traute, ich sei nicht blos Post-Conducteur, sondern auch wirk
Dichter, und wünsche angelegentlich gedruckt zu werden, da w

der Bediente ein ungeheuer langes Gesicht und versicherte mir hoch und theuer, sein Herr habe plötzlich verreisen müssen und werde auch in den nächsten zehn Jahren wahrscheinlich nicht zurückkehren.

„So lange zu warten, hielt ich für unnöthig und beschloß, einige Stufen tiefer hinab zu steigen und mich an einen jungen strebsamen Buchhändler zu wenden, der dafür bekannt war, daß er aufkeimende Talente gern unterstütze, der keinen Livree-Bedienten besaß und auch kein Geld, um so große Reisen zu unternehmen. Zu dem Manne ging ich also eines Tages hin. Meine beiden Bände Gedichte, sauber in blaues Papier eingeschlagen, trug ich unter dem Arme. Ich hatte mich in Civil-Kleidung geworfen, damit der Buchhändler nicht auf die Idee kommen sollte, als hätte mein Besuch den Zweck, ihm irgend etwas Postliches zu überbringen. Er hatte sein Bureau in einem Hinterhause, unten roch es sehr gut nach frisch gedrucktem Papier, und ich stieg eine hühnerleiterartige Treppe hinauf zum Comptoir. An der Thür desselben machte ich Halt, zog meinen Hemdkragen ans Tageslicht, drehte den Schnurrbart etwas in die Höhe und klopfte an.

„Herein! hieß es.

„Ich klopfte aus Bescheidenheit zum zweiten Male, und erst als drinnen nochmals Herein! gerufen wurde, öffnete ich die Thür und trat in das Zimmer.

„Der Buchhändler saß an seinem Pulte; ein kleiner, blasser, wackeliger, aber noch junger Herr mit einer spitzen Nase und nur wenig Haar. Er hörte zu schreiben auf, als er meiner ansichtig wurde, hüpfte von seinem Drehstuhle herunter, fuhr sich mit der rechten Hand durch seine Haarreste und wünschte zu wissen, womit er dienen könne. Der Mann hatte eine recht unbedeutende Stimme, überhaupt keine imponirende Persönlichkeit, und das machte mir Muth, mit drei großen Schritten auf ihn zuzugehen und ihn freundlich lächelnd zu betrachten, während ich ihm meine beiden Bände Gedichte übergab. Der Buchhändler — er reichte mir, unter uns

gesagt, höchstens bis zum vierten Uniformsknopfe — nahm die Bücher aus meiner Hand, fuhr sich mit den fünf Fingern abermals durch die Haare und blickte dabei angelegentlich nach einer Ecke des Zimmers. Da er Letzteres während unserer Unterredung sehr häufig that, so sah ich auch einmal verstohlen dahin und bemerkte einen Spiegel, in welchem er jeden Augenblick sein Gesicht betrachtete. Doch war dies nicht der Mühe werth.

„So freundlich der Mann Anfangs war, so nahm doch sei Gesicht plötzlich etwas Peinliches, Befangenes an, als er das blau Papier herunter nahm und den Titel meiner Werke las: Kanonen lieder. Doch als er meines Namens ansichtig wurde, erheiter sich seine Physiognomie wieder etwas, und er sagte: das wäre nic so übel, Kanonenlieder klingt ganz gut, und der Name, den S da gewählt, ist auch nicht schlecht — Kanonenlieder von Feod Dose. — Dabei blickte er abermals in den Spiegel, um den p figen Ausdruck seines Gesichtes zu bewundern, mit welchem er m fragte: aber haben Sie auch Erlaubniß, diesen Namen auf d Titel zu setzen?

„Meinen eigenen Namen? fragte ich erstaunt.

„Der Buchhändler schüttelte lächelnd mit dem Kopfe und g mir zur Antwort: der Mann hier, um den es sich handelt, ist län gestorben, war überhaupt wohl nur ein Phantasie-Bild — e Erfindung.

„Bei diesen Worten stand ich wie erstarrt. Ich wußte w daß jener vorwitzige Freiwillige, von dem ich Ihnen vorhin erzä Einiges über mich hatte drucken lassen, doch nur die Wahrh das muß ich anerkennen. Und jetzt wollte es dieser knusprige B händler wagen, mich selbst mir gegenüber für eine Erfindung, ein Phantasie-Bild zu erklären! Herr! rief ich in voller Entrüst halten Sie mich für einen Narren? sehe ich aus wie ein Phant Bild, wie eine Erfindung?

„Er betrachtete mich lächelnd von oben bis unten, und

blinzelte er seinem Spiegelbilde zu, als wollte er sagen: warte, dem wollen wir schon imponiren! Darauf hüpfte er wieder auf seinen Drehstuhl hinauf, kratzte sich mit einer Feder an der Nase herum und sagte sanft lächelnd: Sie wollen mich zum Besten haben, Herr . . . Ihren Namen weiß ich nicht.

„Feodor Dose, versetzte ich würdevoll und groß.

„Darauf schüttelte er mit dem Kopfe und entgegnete: Sie wollen einen Spaß mit mir machen. Feodor Dose, Artillerie-Unteroffizier, starb als Eckensteher in Berlin. So stand es vor nicht langer Zeit in unseren geachtetsten deutschen Journalen zu lesen.

„Das war zu viel! Herr Buchhändler, sagte ich ihm, ich bekümmere mich den Teufel um Ihre geachteten deutschen Journale; aber Sie können mir glauben, daß ich weder Eckensteher war noch gestorben bin.

„Nun, es ist ja gut, es ist ja gut! gab er mir hierauf zur Antwort und erschrak vor seinem eigenen Bilde im Spiegel, das sehr ängstlich und kläglich aussah; denn ich war ihm bei den eben gesprochenen Worten sehr nahe getreten. Lassen Sie's nur gut sein, ich will ja Alles glauben, was Sie nur wünschen. Vertrauen Sie mir Ihr Manuscript ein paar Tage an, und lassen Sie mir Ihre Adresse da, vielleicht läßt sich etwas machen. Doch muß ich mir die Sache reiflich überlegen.

„Was konnte ich thun? Ich vertraute ihm meine Manuscripte an und empfahl mich anscheinend sehr ruhig, obgleich mich die ganze Geschichte sehr erschüttert, aufs Tiefste gekränkt hatte. Ich wartete drei bis vier Tage, dann erhielt ich nicht blos einen Brief des Buchhändlers, sondern auch meine Gedichte zurück."

„Ah!" sagte der Conducteur im bittern Tone getäuschter Erwartung.

„Ja, meine Gedichte zurück," fuhr der Packmeister mit tiefem Seufzer fort, „und mit welchem Briefe dazu! — Hier habe ich ihn.

ich will Ihnen denselben vorlesen." — Bei diesen Worten zog er einen blauen Umschlag aus der Tasche und entfaltete ein gelb gewordenes Papier, welches darin verborgen war.

„Verehrter Herr!" so schrieb er an mich, „Sie beehrten mich mit der Uebergabe Ihrer Gedichte, und indem ich Ihnen für dieses Zutrauen danke, sehe ich mich veranlaßt, Ihnen dieselben aus verschiedenen Gründen anbei zurück zu geben. Die unterzeichnete Buchhandlung ist erstens im gegenwärtigen Augenblicke durch eingegangene Verbindlichkeiten so beschäftigt, daß sie etwas Weiteres zu unternehmen außer Stande ist." — „So heißt es immer bei den Buchhändlern," unterbrach sich der Vorleser. — „Zweitens," fuhr er zu lesen fort, „habe ich nach reiflicher Durchsicht der mir übergebenen Gedichte gefunden, daß sich dieselben in dieser Gestalt noch nicht recht zum Drucke eignen, es müßte noch bedeutend geändert und gefeilt werden. Der angenommene Name" — diesen Satz las der Packmeister im Tone höchster Entrüstung zweimal — „berechtigt zu Erwartungen, die in den vorliegenden beiden Bänden leider nicht erfüllt werden. Feodor Dose, als ein hochpoetisches Gemüth bekannt, voll Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, würde, wenn er noch lebte, gewiß nicht Gedichte, wie z. B. Nro. 10 „Mittelarrest" oder Nr. 12 „das verlorne Hufeisen" anerkennen wollen. Mein Rath wäre, zu einem unserer deutschen geachteten Journale zu gehen und dasselbe um Aufnahme eines oder des andern dieser Gedichte zu ersuchen. Mich damit 2c."

„Das heißt Jemanden von Pontius zu Pilatus schicken," sprach ärgerlich der Conducteur. „Und haben Sie nie Schritte gethan, um diesem Buchhändler zu beweisen, daß Sie der echte und wirkliche Dose sind?"

„Ich that so," antwortete der Packmeister mit gebeugtem Haupte. „Ich wandte mich sogar an einen Advokaten, der mir aber erklärte, daß sich da nichts machen ließe. Wenn es sich um die Erbschaft irgend welcher Realitäten handelte, meinte er, so würde es nicht

schwer sein, die Identität Ihrer Person zu beweisen; aber ungleich schwerer wird es sein, den Beweis zu führen, daß Sie mit jenem anderen Dose, dessen Thaten und Abenteuer beschrieben wurden, ein und dasselbe Individuum sind."

„Für diesen Ausspruch mußte ich dem Advokaten fünfundzwanzig Silbergroschen bezahlen und ging zerknirscht und melancholisch nach Hause. Von meinen früheren Kameraden hat sich hieher an die äußerste Grenze bis jetzt keiner verloren, der für mich zeugen könnte. Und was würde mir auch ein solches Zeugniß nützen! Jenem schändlichen Buchhändler gegenüber gar nichts! — — Gedichte zu verschmähen, in welchen „die vernagelte Kanone" vorkommt! Ich habe mich aber furchtbar an ihm gerächt, indem ich ein Seitenstück dazu schrieb: „der vernagelte Buchhändler." Doch was half's? Es kostete mich acht Silbergroschen Insertions-Gebühr, und er hat's gewiß nicht gelesen. Das ist der Fluch der Poesie, das ist der Fluch eines großen Namens."

Der Packmeister stützte seinen Kopf in die Hand und schwieg tief erschüttert still. Auch der Conducteur sprach eine Zeit lang gar nichts, und der Spitz war das einzige Wesen, welches die peinliche Pause, die nun entstand, dadurch unterbrach, daß er sich erhob, sich lang ausstreckte, dann den Kopf schüttelte und hierauf mit dem Schweif anhaltend wedelte, was so viel sagen wollte, als: er fange an, es hier langweilig zu finden, und wünsche eine angemessene Unterhaltnng.

„Apropos!" sagte der Conducteur nach einer längeren Pause, „da fällt mir eben ein, ich erfuhr vorhin auf der Brief-Expedition, daß einer Ihrer früheren Kameraden hieher als Post-Sekretär ernannt wurde, ein sicherer Bombardier Tipfel. Haben Sie ihn nicht gekannt?"

„Tipfel?" versetzte der Wachthabende nach einigem Ueberlegen, während er an die Zimmerdecke blickte, „Tipfel? — Ja, ich erin-

nere mich! Er war bei der Fuß-Artillerie, eine Offiziers-Pflanze, war vordem Schreiber bei einem Advokaten."

„Und wird so plötzlich Sekretär?"

„Protectionen! — Wird irgend einen Bekannten haben, der ihn gut empfohlen hat. — Und kommt hieher? Ei, ei!"

„Kann man mit ihm leben, läßt er sich ordentlich an?" fragte der Conducteur.

„So viel ich von ihm weiß," entgegnete Dose „ist er einer der ruhigsten, ja, faulsten Menschen, die es nur geben kann, einer, der nicht zwei Schritte geht, wenn das nicht absolut nothwendig ist, und der gewiß nicht unnöthig von seinem Stuhle aufsteht. Er war eine Zeit lang Schreiber bei der Geschütz-Revisions-Compagnie. Das Schreiben machte ihm keine Mühe, das konnte er einen ganzen Tag aushalten; aber alle körperlichen Bewegungen haßte er; wenn ihm ein Blatt Papier herabfiel, so schrieb er lieber ein neues, als daß er sich gebückt hätte, um das alte aufzuheben. — So, so! der kommt hieher? Nun, den Dienst wird er uns nicht sauer machen, dafür kann ich einstehen."

Drittes Kapitel.

Der Packmeister Dose erhält einen ehemaligen Untergebenen zum Vorgesetzten, und was sich weiter dabei ereignet.

Es ist immer von großer Wichtigkeit und gibt vielfachen ergötzlichen Unterhaltungsstoff, wenn man vom Wetter reden kann. In einem Zwiegespräch ist ein solches Thema freilich oft nicht nothwendig und nicht einmal unterhaltend; für den Erzähler einer kleinen Geschichte aber, wie vorliegende, ist es äußerst wichtig, seinem Leser vom Wetter sprechen zu dürfen, namentlich zu Anfang

eines Kapitels, welches im Freien beginnt. Wir erlauben uns also, davon zu sprechen.

Der geneigte Leser, der dem Erzähler gefolgt ist, befindet sich in diesem Augenblicke in jener unangenehmen Wetter-Uebergangsperiode, wo der überwundene Winter, indem er dem siegreich einherziehenden und mächtig andringenden Frühling fliehend den Rücken kehrt, sich noch manchmal umwendet, um seinem Verfolger kalte Schnee- und Regenschauer in das Angesicht zu werfen, und wo die entfesselten Winde, noch ungehorsam dem neuen Herrscher, auf eigene Faust marodiren, die Leute plagen und den größtmöglichen Unfug treiben. Mit anderen Worten: es ist zu Ende März, und der unglückliche Reisende, der um diese Zeit unterwegs ist, sieht sich genöthigt, alle Waffen bei sich zu führen, die zur Vertheidigung gegen des Wetters Ungestüm nur erdacht sind. Gegen die Kälte dienen ihm Paletot und Mantel, gegen das Schneewasser braucht er Fußsack und Ueberschuhe, gegen die himmlischen Wasser, die ihn auf so vielerlei Arten belästigen, Regenschirm und Wachstuch-Ueberzieher.

Und mit allen diesen Geschichten versehen sitzt der leidende geduldige Reisende zu Sechs in einem Wagenkasten, dicht zusammengepreßt, fast ohne alle Regungs- und Bewegungsmöglichkeit. Die Fenster des Wagens sind verschlossen; denn wenn auch vom Himmel herab hie und da einige freundliche Sterne glänzen, so dauert dies doch um diese Jahreszeit nicht lange. Man hört den Wind hinter sich drein brausen, man sieht den Postillon sich niederducken und ängstlich seinen Hut festhalten, während sein weiter, dunkler Mantel in die Höhe flattert. Schnee und Regen peitschen den Wagen und klatschen sausend und klirrend an Fenster und Lederdach. Die Pferde ziehen ihre Schweife ein, und im Augenblicke trieft das ganze Geschirr, Wagen, Pferde, Postillon, als seien sie eben aus dem Wasser gezogen worden. Die Passagiere sitzen in einem entsetzlichen Qualm, das Wasser der Kleider und Pelze löst sich durch die Hitze in Dämpfe auf, dazu der Athem der vielen Menschen in

dem kleinen Raume, sowie Tabaksqualm, der sich von heute Nachmittag, wo bei offenem Fenster und gutem Wetter geraucht werden durfte, festgesetzt hat — es ist ein qualvoller Aufenthalt. Durch die lange Fahrt den ganzen Tag über sind die Glieder wie gelähmt; da wird von allen Sechsen kein Gespräch mehr gehört, da sitzen sie stumm mit der Geduld der Verzweiflung neben einander; die Zähne sind auf einander gebissen, der Körper folgt fast willenlos den Stößen des Wagens. Nur das Auge ist frei, und das Auge schaut gierig um sich und sucht durch die angelaufenen Scheiben ins Freie zu dringen. Man hat die letzte Station hinter sich, und wenn sich jetzt rechts und links die Häuser am Wege mehren, und nach und nach große städtische Gebäude auftauchen, so hat man die Hoffnung, bald erlöst zu sein. Jetzt zittert ein Licht bei den trüben Wagenfenstern vorbei und scheint röthlich und dunstig wie der Mond wenn er einen Hof hat; jetzt sieht man auf der anderen Seite auch eins, und nun auf dieser Seite wieder eins, und drüben mehrere. — Gott sei Dank! da huscht ein großes Gebäude vorbei mit vielen erleuchteten Fenstern — eine Fabrik. Man hört einen tiefen Seufzer der Befriedigung von einem Passagier, der die Gegend kennt. — „Ist das die Stadt?“ fragen die anderen Fünf. — „Ja wir sind sogleich da,“ ist die tröstliche Antwort. Und dieses Wort löst plötzlich die Zungen der bisher in stummes und trübes Nachsinnen versunken gewesenen Gesellschaft. — Das war ein abscheulicher Weg. — Und eine lange Station. — Und dabei so enge sechssitzige, miserable Menschenquälungs-Anstalten! — Meint denn die Post, man würde sich das immer so gefallen lassen? — Man sollte von allen Seiten und kräftig auf Abschaffung dieser Marterkarren antragen. — „Aber die Post kann dies mit Einem Mal nicht ändern,“ versetzt eine fette Stimme, die man bisher nicht gehört. Doch wird die fette Stimme übertönt von dem allgemeinen Nachegeschrei, und wenn man allen diesen Ausrufungen und Verwünschungen Glauben schenken wollte, so könnte man erwarten

daß, sobald der Wagen ankommt, nicht nur der Postmeister ein Opfer dieser Volkswuth würde, sondern seine sämmtlichen Sekretäre schmählich enden müßten zum abschreckenden Beispiele für andere. — Aber der Mensch vergißt die ausgestandenen Leiden so schnell!

Jetzt klappern die Hufe der Pferde auf dem Pflaster, der Wagen rollt dumpf rasselnd durch die Straßen, und die Poesie dieser Töne — Poesie für arme Reisende nämlich — besänftigt offenbar die empörten Gemüther. Dort ist der Gasthof zum Adler, wo der Eine einkehren wird, hier das große königliche Hotel, wo der Andere schon seine Zimmer bestellt hat. Dieser denkt an seine Familie, die ihn erwartet, oder an Freunde, die er wieder sehen wird. Jenem schwebt eine lange Speise- und Weinkarte vor Augen, und auf solche Art werden die wilden Gedanken friedlich und freundlich. Der Postmeister wird nicht zerrissen, sämmtliche Sekretäre nicht gehängt, ja, der Conducteur erhält von dem Einen oder dem Anderen noch ein anständiges Trinkgeld, und nur ein einziger Passagier — er saß rückwärts in der Mitte — ein blutdürstiger „Reisender in rothen Weinen," verlangt das Beschwerdebuch und schreibt hinein: „Der ganz gehorsamst Unterzeichnete erlaubt sich, Eine verehrliche Postverwaltung geziemendst darauf aufmerksam zu machen, daß zur Winterzeit, wo der Reisende durch Mäntel und Fußsäcke eingeengt ist; wohl die sechssitzigen Wagen zu beseitigen und dafür viersitzige zu nehmen sein dürften." — Dieser Mann ist der Einzige, der für die Leiden seiner Mitmenschen wirkt, und wenn er nachher in seinem Gasthofe dem Oberkellner davon erzählt und demselben versichert, die Seite des Beschwerdebuches werde der Postmeister nicht hinter den Spiegel stecken, so zittern der Oberkellner und zwei Unterkellner, und das Stubenmädchen, das später davon hört — ihr Schatz ist wirklicher schmierender Postgehülfe — erkundigt sich erschreckt, ob in einem solchen Falle wohl das ganze Postpersonal entlassen werden könnte.

Also der Postwagen kam glücklich an, hatte auch nur zeh Minuten versäumt; es war fast ein Viertel vor zwölf Uhr. De Postillon, der vom Pferde herunter steigt, ersucht den Stallknecht der ihm ausspannen will, ein wenig auf die Seite zu treten „Wenn du da stehen bleibst, mußt du ersaufen,“ sagt er, und nu beugt er seinen Kopf etwas auf die Seite, und aus der breite Krämpe des lackirten Hutes fließt das Regenwasser wie eine klein Cascade auf den Boden. Dann übersieht er kopfschüttelnd de unendlichen Schmutzüberzug, womit Pferde und Geschirr bedeck sind. Der dienstthuende Postspitz ist ganz dunkelbraun geworden und seine Haare starren vor Schmutz und Wasser. — „Das könnt einem 's Leben verleiden,“ meint der Conducteur, „so ein Hunde wetter!“ Und dabei bemüht er sich, die Brief-Pakete aus den Kasten unter dem Sitz hervorzuziehen. „Leuchtet doch einmal or dentlich daher,“ ruft er dem Packknecht zu. Aber da ist schwe leuchten: die Pferde dampfen, daß sie fast unsichtbar sind, de Postillon hat ebenfalls einen Dunstkreis um sich, und die Passa giere, die noch allerlei in dem Wagen zu suchen haben, treten z wiederholten Malen zwischen den Conducteur und die Laterne.

„Hast du nicht acht Passagiere?“ fragt den Ankommenden nu der andere Conducteur, dessen Bekanntschaft wir im vorigen Kapi tel im Wachtzimmer gemacht haben.

„Versteht sich!“ entgegnet er verdrießlich. „Zwei im Cabriolet sechs im Wagen.“

„Aus dem Wagen kamen aber erst fünf; hast du denn unter wegs einen verloren?“

„Ei was, dummes Zeug!“ meint der Angekommene, „es wir noch einer drin stecken. Richtig! ja, der wird's sein. — Ich hab auch einen neuen Post-Sekretär mitgebracht, ein wenig dick un unbeweglich, hat fast den ganzen Tag über geschlafen, und als wi zum Mittagessen anhielten, ließ er sich etwas Kaltes in den Wage hineingeben. Der wird euch keine überflüssige Arbeit machen.“ —

Mit diesen Worten trat der Conducteur an den Schlag seines Wagens, tastete mit der Hand hinein, und als er höchst wahrscheinlich ergriffen, was er gesucht, wandte er sich lächelnd zu seinem Kollegen um und sagte: „Es ist schon so, er ist wieder fest eingeschlafen." — „He! Herr Sekretär!" schrie er in den Wagen hinein, „wollen Sie nicht gefälligst aufwachen? Wir sind angekommen, Sie können aussteigen."

„Ja so, Männeken," gab die fette Stimme, die wir schon während der Fahrt einmal gehört, von sich, „wir sind wirklich angekommen? in L. angekommen? Nun, das freut mich! Wenn ich nur schon aus dem Wagen wäre!"

„Das Beste wird sein," sagte lachend der Conducteur, „Sie versuchen es einmal und gehen mit Ihren Füßen voran."

„Richtig, Männeken!" erwiderte die fette Stimme. Und dann hörte man, wie der Besitzer derselben sich mit einigermaßen schwerem Athem abmühte. Das Resultat dieser Bemühungen waren denn nun auch zwei unförmliche Beine, die jetzt am Schlage zum Vorschein kamen; unförmlich, weil sie mit großen Filzstiefeln versehen waren. „Seien Sie doch so gut, Männeken," sagte darauf der Besitzer der fetten Stimme und der unförmlichen Beine, „und ziehen Sie mir meine Filzstiefel ein Bischen aus, dann wird sich die Sache schon nach und nach machen."

Und so geschah es. Die Filzstiefel wurden beseitigt, die daraus befreiten umhertappenden Füße auf das Trittbrett des Wagens dirigirt; dann wurden zwei dicke Kniee sichtbar, und somit wäre Alles gut gegangen, wenn der corpulente Passagier es nicht in diesem Augenblicke für rathsamer gehalten hätte, statt vorwärts rückwärts aus dem Wagen zu steigen, zu welchem Ende er sich gewaltsam herum drehte und dadurch einen anderen Theil seines Körpers zum Vorschein brachte, der so colossal war, daß beide Conducteure sowie der Stallknecht in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen.

Jetzt hatte dieser letzte Passagier das Pflaster des Hofes er-

reicht, und als er sich nun in seiner ganzen Größe und Breite d aufpflanzte, schien er geneigt, jenes Lachen nicht ungnädig zu neh men, ja, es sogar mit seinem eigenen freundlichen Lächeln zu be gleiten. Doch blieben seine Züge hierbei auf halbem Wege stehen sein Mund sperrte sich verwunderungsvoll auf, und er sagte: „Ei der Tausend, wer hätte das gedacht!"

Nun hatte aber Niemand anders diesen höchsten Grad de Verwunderung und Theilnahme erregt, als der Packmeister Feodo Dose, der in seiner ganzen Länge vor den erstaunten Augen de neuen Sekretärs unter der Thür der Packkammer erschien.

Auch Dose schien nicht minder gerührt. Er fuhr mit der Han über sein langes, dürres Gesicht, und auf seinen Zügen malte sic eine wehmüthige Freude, als er so plötzlich dem alten Kamerade gegenüber stand.

„Dose!" sprach der frühere Bombardier, jetzt Sekretär Tipfel „das hätte ich nicht erwartet, Sie hier zu finden. Wie sind den Sie hieher ans Ende der Welt verschlagen worden?"

„Das kam so nach und nach," entgegnete wehmüthig der Pac meister. „Zuerst fuhr ich aus der Residenz ab und zu, dann schickt man mich weiter weg, und zuletzt avancirte ich hieher als Pac meister. Es ist das freilich eine Beförderung; aber Unsereiner mi einem poetischen Gemüth ist doch mehr an die großartigen Einric tungen der Residenz gebunden und fühlt sich hier so unter de Bauern — unter uns gesagt — durchaus unbehaglich, ganz un gar nicht an seinem Platz. — Aber kommen Sie doch von de nassen Boden hinweg; in der Packkammer ist es behaglich warm da können wir uns gegenseitig unsere Freude bezeugen. — Da i die Thür, Sie haben den Vortritt, Herr Post-Sekretär." — Dam salutirte der Packmeister seinem ehemaligen Kameraden und Unte gebenen, jetzt seinem Vorgesetzten. Das ist der Lauf der Wel und obgleich Dose innig überzeugt war von der Gerechtigkeit un Unparteilichkeit der Behörden, welche diese Stellen zu besetze

pflegen, und er hieraus blos auf große, ihm bisher unbekannt gebliebene Eigenschaften des Bombardiers Tipfel schloß, so ward doch sein an sich schon gekränktes Gemüth durch diese Anstellung noch tiefer verletzt.

Da saßen nun die Beiden in der Packkammer einander gegenüber, als der Mitternachts-Wagen endlich abgefahren war, und hatten Muße genug, sich über vergangene Zeiten zu unterhalten. Der Bombardier behauptete, den Tag über so durch einander geschüttelt worden zu sein, daß ihm noch lange kein Schlaf in die Augen komme; die Wahrheit aber war, wie wir bereits wissen, daß er während der Fahrt, mit Ausnahme der Essenszeit, im Ganzen nicht eine halbe Stunde gewacht.

Ein schläfriger Kellner aus der Passagierstube, den Dose herbei gerufen, brachte ein paar Gläser Punsch und ließ alsdann die beiden Waffengefährten allein. Der Postillon war begreiflicher Weise noch ausgegangen. Der Conducteur nebst Postspitz, welche vorhin Dose noch Gesellschaft geleistet, schaukelten im eben abgefahrenen Wagen, und auf diese Art herrschte in der Packkammer Ruhe und Friede.

Der neue Postschreiber Tipfel hatte den Lehnstuhl seines Freundes eingenommen, sein Haupt hatte er auf das Seitenpolster gelegt; seine Füße hatten ihre Stützpunkte gefunden auf einem Paket in Wachspapier, in welches die nägelbeschlagenen Absätze nach und nach ein paar Löcher bohrten, was übrigens in diesem Falle weiter nichts zu sagen hatte; denn wie es auf dem Begleitschein hieß, ging die Verpackung auf Gefahr des Absenders.

„Ja, ja, so geht's!“ sprach der Sekretär nach einer längeren Pause, während welcher er den Inhalt des Punschglases näher untersucht. „Da bin ich denn wieder in einem scheinbar sehr ruhigen Hafen eingelaufen, einem ähnlichen, wie ich damals leichtsinniger Weise verließ, als ich Soldat wurde.“

„Ganz richtig,“ bemerkte der Packmeister Dose, „Sie waren Schreiber bei einem Advokaten und wollten Offizier werden.“

„Wie so Mancher,“ entgegnete Tipfel. „Aber Viele sind berufen und Wenige auserlesen. Ich glaube, so heißt der Spruch.“

„Wenige, sehr Wenige,“ sagte Dose melancholisch. — „Es ist mir noch wie heute, als Sie zur Batterie kamen, und der kleine H. und der weißköpfige R., und wo wir dazumal achtzehn Offiziers-Pflanzen bei der einzigen Batterie hatten. Dadurch waren sämmtliche Unteroffiziere der Batterie geplagt und kamen in Schaden, bis auf den Unteroffizier Linksen, dessen Frau als Marketenderin fungirte und von euch ein schönes Geld verdiente.“

„Das ist wahr,“ antwortete Tipfel, „wenn sie überhaupt Geld bekam, das heißt: pünktlich ihr Geld bekam. Doch mußte sie oft lange Zeit warten.“ — Der gewesene Bombardier schaute angelegentlich an die Decke; nicht als ob er sich an etwas erinnern wollte, sondern als ob er die wenigen Gedanken, die sich bei ihm versammelten, wieder zu verabschieden gedächte.

Viertes Kapitel.

In Folge eines Austausches militärischer und anderer Erinnerungen findet sich der Packmeister Dose sehr aufgeregt, der Postschreiber Tipfel aber sehr schläfrig.

„Lesen Sie auch hier zuweilen Zeitungen?“ fragte nach einer Weile der neue Postschreiber.

„Selten,“ entgegnete Dose, „ja, so gut wie gar nicht; wenn ich darin was suche, so sind es die Anzeigen, und da freue ich mich jedesmal, wenn ich einen bekannten Namen finde und mich so der alten guten Zeit erinnern kann. Es war doch damals eine glückliche, höchst vergnügte Zeit.“

„Was! so lange wir dienten?“ fragte fast erschrocken der dicke Postschreiber.

Dose nickte traurig mit dem Kopfe, dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen, und etwas, woran er in diesem Augenblicke gedacht, brachte ein schmerzliches Lächeln auf seinem mageren Gesichte hervor. — „Was macht denn die Minerva?“ fragte er endlich.

„Die Minerva?“ wiederholte der Postschreiber und kniff dabei das linke Auge zu, augenscheinlich in der Absicht, nachdenklich auszusehen. „War das ein Schatz von Ihnen?“

„Das war mein Geschütz,“ sprach Dose mit ziemlich entrüstetem Tone, „und, wenn Sie wollen, als solches auch mein Schatz. — Aber man kann Ihnen dergleichen nicht übel nehmen,“ fuhr er lächelnd fort, „denn ich glaube, Sie haben in Ihrer ganzen Dienstzeit nicht zehn Mal exercirt.“

„Ja, das ist wahr,“ entgegnete schmunzelnd der gewesene Bombardier. „Wenn die Andern draußen in der Kälte standen oder in Schnee und Regen, da war ich droben bei meinem Feldwebel. Es war im Grund ein guter Kerl, der alte dicke Löffel, und wenn wir so recht fleißig waren, dann machte er gegen zehn Uhr seinen Wandschrank auf, rief uns zu: Batterie Halt! Im Avanciren protzt ab! — Mit Kartätschen geladen! — Feuer! Und dann warfen wir Feder und Papier bei Seite, und Jeder bekam einen soliden Bitteren und ein Stück Brod und Käse. — Das waren die Sonnenblicke meines Militärlebens.“

„Tipfel, Tipfel!“ sagte der Packmeister. „Und bedenken Sie nun, jetzt sind Sie Postschreiber geworden; Sie haben wahrhaftig mehr Glück als Ver — — gnügen.“

„Hatten auch unsere großen Plagen: die Wachen. Damit bestrafte uns der dicke Löffel, wenn wir etwas angestellt hatten. Sie wissen, er hatte so eine dünne heisere Stimme; wenn er mich also auf dem Strich hatte, mußte ich ihm auf den Compagnie-Befehl

setzen: Zur Wache auf Fort Nr. IV — Bombardier Tipfel. Und wenn ich ihn erschrocken und fragend ansah, setzte er lächelnd hinzu: Das macht gesund und verdünnt das Blut. Leider darf ich selbst keine Wache thun, deßhalb bin ich auch wahrhaftig so gefährlich im Zunehmen begriffen. — Was konnte der aber im Essen nicht alles ertragen! — Apropos, Männeken!" unterbrach hier der Sekretär den Strom seiner Rede, „da wir gerade vom Essen reden, so kann ich Sie versichern, daß ich einen Mordhunger habe; wäre nicht irgendwo etwas aufzutreiben? In dem Falle plaudere ich gern noch ein paar Stunden mit Ihnen; denn morgen," setzte er seufzend hinzu, „fängt das Geschäft an, und da wird's genug zu thun geben."

Der Packmeister rief abermals den schläfrigen Kellner; doch war dieser junge Mann so schlaftrunken, daß er kaum auf seinen Füßen stehen konnte, und als ihm Tipfel endlich verständlich gemacht hatte, er solle etwas kaltes Fleisch und Brod bringen, irrte er wie eine geängstigte Fliege an den Wänden vorbei, und es war ihm längere Zeit unmöglich, die Oeffnung, zu welcher er hereingekommen, wieder zu erkennen. Dose half diesem mangelnden Bewußtsein auf etwas soldatische Art nach, wodurch der Kellner einigermaßen erschrak, aber vollständig aufwachte und hiedurch im Stande war, das Verlangte schnell herbei zu bringen.

Tipfel hatte unterdessen über etwas eifrig nachgedacht und sagte jetzt: „Ich habe mich besonnen wegen der Minerva."

„Nun?" fragte Dose gespannt.

„Die Minerva," fuhr der Postschreiber fort, „wurde der Geschütz-Revisions-Compagnie übergeben, welche ihr Gestell für sehr wackelig erklärte. Da sich auch herausstellte, daß man ihr, um sie zum Felddienst beizubehalten, ein neues Zündloch einschrauben müsse, so wurde sie bei Seite gestellt und dient jetzt als Exercir-Geschütz."

„Was?" rief der Packmeister wahrhaft entrüstet aus. „Die

Laffette der Minerva sei wackelig gewesen? Ich habe sie doch aus meinen Händen gegeben als eine der solidesten Laffetten der ganzen Monarchie. — Die Minerva — Nr. 4 — der Stolz der Batterie! Es gab nichts Untadelhafteres als dieses Stück mit Bespannung.

„Ja, sie hatte aber ein Unglück bei dem letzten Manöver," fuhr der Bombardier mit kaum vernehmlicher Stimme fort, denn er kaute an einem übergroßen Stück Kalbsbraten. „Die Batterie sollte über einen Graben setzen, und weiß der Himmel, wie das kam — kurz und gut, das Geschütz warf um."

„Mein Geschütz!" rief schmerzvoll der Packmeister.

„Die Deichsel brach, ein Rad auch, das weiß ich; das Stangen-Handpferd wurde bedeutend verletzt."

„Der Kosmus?"

„Ich glaube, Männeken, daß er so hieß. — Kurz, es war ein Unglückstag; auch der Geschützführer stürzte mit seinem Pferde, und dadurch verletzte es sich so, daß es ausrangirt wurde."

„Mein Cato ausrangirt!" sagte Dose und faltete, von tiefem Schmerz erfüllt, seine Hände. „Das erste Dienstpferd der Christenheit! Es geht zurück mit der Monarchie. Das sind böse Vorzeichen!" — Bei diesen Worten sank der Packmeister zerknirscht auf seiner Kiste zusammen und hätte wahrscheinlich sein Haupt verhüllt, wenn die Schöße seines Rockes nicht so gar kurz gewesen wären. — „Und wie lange kam der Geschützführer dafür aufs Holz?" fragte er sodann nach einer längeren Pause mit tiefer Stimme.

„Ich glaube, er wurde gar nicht bestraft," entgegnete Tipfel, „denn man sah die Sache als ein Unglück an."

„Als ein Unglück?!" wiederholte Dose und blickte an die Decke empor, als wollte er sagen: Hörst du es auch, Herr des Himmels und der Artillerie! — — Und nach einer längeren Pause setzte er noch hinzu: „Zur Zeit unseres Obersten von T., dem Gott im Himmel ein großes Commando verleihen möge, wäre

das unter drei Tagen nicht abgegangen nebst einem Schlag auf den Czako und einigen Tausend-Millionen-Hunden. Da hat sich viel verändert!"

„Ja, sehr viel," antwortete Tipfel, „wir wollen später darüber sprechen."

„Das kommt davon," fuhr Dose fort, „weil man es den gedienten Unteroffizieren so leicht macht, den Dienst zu verlassen und eine Civil-Anstellung zu bekommen. Hätte der Major freundschaftlich zu mir gesagt: Dose, Er ist ein Narr! bleib' Er bei der Batterie, solche Leute kann man nicht entbehren: — ich wäre wahrhaftig nicht fortgegangen, Nro. 4 wäre nicht gestürzt, Kosmus und Cato hätte man nicht ausrangirt, und die Minerva wäre nicht wackelig geworden! Aber da waren wir überflüssig, da wurden die schönen Batterieen demobil gemacht, da hieß es: man muß die jungen Leute avanciren lassen. — Gott der Gerechte! Und wir gingen damals mit Vergnügen fort! Wenn man so, wie unsereins, etliche zwanzig Pferde unter Commando gehabt hat, und mit seinem Geschütz als unumschränkter Herr auf einem Dorfe allein lag, stets zu Gast gebeten vom Bürgermeister, vom Schulmeister, ja, zuweilen vom Pfarrer, und soll dann zurück in die Kaserne mit leerer Protze, ohne Kugel- und Kartätschwagen, das kommt einem schwer an. Unterschrieb ich doch damals meine Rapporte: Feodor Dose, Geschützführer der vierten reitenden Batterie, zweite Abtheilung, siebente Brigade, Commandirender in Niederbühl. — Das war gerade so, als wenn der österreichische General schreibt: Commandirender in Siebenbürgen. — Und nun sollte ich gar nichts mehr sein, vielleicht noch mein Geschütz verlieren; denn es hieß damals, wir sollten nur vier Stück bespannt haben. Es wäre mein Tod gewesen, bei der Batterie zu Fuß herum zu laufen; deßhalb zeigte ich auf meine silberne Schnalle und wurde alsbald Post-Condukteur."

Der gewesene Bombardier vertilgte mit großer Aufmerksam-

keit die Reste von Brod und Kalbsbraten, und nagte dabei die Knochen so rein ab, daß eine Maus nach ihm nicht satt geworden wäre. Als dieses Geschäft beendigt war, stieß er einen tiefen, nachdenklichen Seufzer aus, wälzte sich in dem Lehnstuhl auf die rechte Seite, wodurch sich der Riß in dem Wachstuch-Paket unter seinen Füßen bedeutend vergrößerte. — „Seien Sie froh," sagte er nach einiger Zeit, „daß Sie von der Batterie weg sind! Es hat sich doch viel geändert. Später mehr davon."

„Ach ja,!" entgegnete Dose mit kummervollem Gesicht, „das erfährt man alles noch früh genug. Aber sagen Sie mir jetzt vor allen Dingen, lieber Tipsel, wie sind Sie eigentlich zur Postschreiberei und hieher gekommen? Allen Respekt vor Ihren Kenntnissen, aber dazu gehört doch ein Bischen Protektion."

Bei diesen Worten kniff der dicke Bombardier listig lachend sein linkes Auge zu, und er lachte dabei in der That mit dem ganzen Körper, denn diese schwere Masse zitterte dergestalt, daß der Lehnstuhl bedeutend schwankte. „Viel Letzteres," sagte er, nachdem er wieder zu Athem gekommen, „viel Protektion. Ich habe diese Stelle dem dümmsten Streich meines ganzen Lebens zu verdanken, einer sehr unüberlegten Handlung, die aber durch Zusammentreffen verschiedenartiger Umstände zu einer außerordentlich famosen wurde. Schade, daß Sie nie Zeitungen lesen, sonst hätten Sie darin eine Geschichte lesen können, wie durch die Kaltblütigkeit, durch die Energie, durch das taktvolle Benehmen eines Bombardiers der Fuß-Artillerie ein entsprungener Ketten-Gefangener wieder beigebracht wurde."

„Davon habe ich gehört," erwiderte Dose. „Es hat mir's ein Post-Collegе erzählt, der hier durchkam."

„Nun denn," sagte Tipsel und richtete seinen Kopf mit der größten Anstrengung in die Höhe, welcher durch diese, bei der Lage des Bombardiers sehr verdrehte Stellung sich tief roth färbte:

„dieser kaltblütige, energische Mann mit dem taktvollen Benehmen war Niemand anders, als — ich selbst.“

„Sie?“ rief erstaunt Dose. „Es hieß aber doch bei der Geschichte, der Bombardier, dem dies geschehen, sei bei dieser Gelegenheit von seiner Wache gelaufen.“

„Nun ja, zufällig.“

„Und habe desertiren wollen,“ fuhr der unerbittliche Dose fort.

„Ach was, Narrenpossen!“ versetzte Tipfel. „Sehe ich aus wie Jemand, der desertiren will? — Aber Sie haben Recht, Dose: man hat damals so was gesagt. Ich wurde auch mit einem guten Freunde gehörig eingesteckt, und nur unserer genauen Bekanntschaft mit hochgestellten Personen hatten wirs zu danken, daß wir mit ein paar Tagen Arrest glücklich davon kamen.“

„Ei der Tausend!“ entgegnete Dose. „Und diese hohen Personen halfen Ihnen weiter?“

„So ist's,“ gab der ehemalige Bombardier mit wichtiger Miene zur Antwort und versuchte seine strickartige Halsbinde etwas in die Breite zu ziehen, was ihm aber nicht gelang, da sie von seinem feisten Unterkinn augenblicklich wieder herab rutschte. — „Wir waren bei diesem Unternehmen unser zwei betheiligt, ich und einer meiner Bekannten, ein sicherer Bombardier Robert, von der reitenden Artillerie, unter uns gesagt, ein verfluchter Kerl; lief allen Mädchen nach und hatte erstaunliches Glück bei ihnen. Nun sehen Sie, bei so einer Geschichte kam es vor, daß ich ihm zu Lieb meine Wache verließ — gewiß nur ihm zu Lieb! das konnte mir die ganze Batterie bezeugen — und ich sehe auch wahrhaftig nicht aus wie Jemand, der einen ruhigen Posten, wie so eine Wache, freiwillig verläßt. — Ich half ihm also, und dabei wurden wir erwischt und eingesteckt. Diese Liebesgeschichte betraf aber die Tochter eines Mannes von großem Einflusse; Robert, der verfluchte Kerl, wußte sich obendrein einen Empfehlungsbrief an den Vater des Mädchens zu verschaffen, und dadurch kam er in's Haus hinein und ich aus

dem Untersuchungs-Arrest heraus. Ja, noch mehr; jener Herr empfahl mich der Post-Verwaltung, und da bin ich nun hieher geschickt worden, als wohlbestallter Sekretär."

„Das sind merkwürdige Geschichten," sprach Dose lächelnd. „Das heiße ich Glück haben! — Und der Andere?"

„Der Bombardier Robert wurde aus zweierlei Gründen aus C. fort nach der Hauptstadt geschickt, und das hatte der Papa sehr gut arrangirt. Erstens sollte er dem jungen Mädchen aus den Augen kommen und zweitens was Tüchtiges lernen, um bald Offizier zu werden. Er ist jetzt auf der Artillerieschule und wird nächstens sein Examen machen können."

„Also doch dabei geblieben? Das ist recht von ihm."

„Ja, er hatte alle guten Aussichten," entgegnete Tipfel. „Ich sprach vorhin von Veränderungen, die bei uns vorgefallen."

„Nun, was die Veränderungen anbelangt," versetzte Dose verstimmt, „die werden ihm nicht viel helfen."

„Im Gegentheil," antwortete der ehemalige Bombardier; „ihm können diese Veränderungen wohl nützen, uns freilich nichts. — Aber lesen Sie denn gar keine Zeitungen?"

Dose schüttelte betrübt sein dürres Haupt.

„Ja, in dem Falle wundert es mich nicht, wenn Sie nichts erfahren," versetzte Tipfel. „Da unten ist einigermaßen der Teufel los; man spricht davon, und mit vieler Gewißheit, daß nächstens die vierte, die sechste, die siebente und achte Brigade mobil gemacht werden."

Bei diesen Worten hätte man das Gesicht, die Haltung des ehemaligen Unteroffiziers sehen sollen! Seine Augen, die er weit aufgerissen, funkelten in höchster Freude, sein etwas zusammengesunkener Körper richtete sich straff in die Höhe, er erhob sich langsam von der Kiste, stellte sich aufrecht hin; den kleinen Finger der Linken an die Hosennaht haltend, fuhr er mit der Rechten militärisch grüßend an seine Stirn. Dabei sah er seinen Kamera-

den mit einem unaussprechlichen Blicke an, und nachdem er ihn dergestalt ein paar Sekunden lang fixirt, sprach er mit tiefer, etwas zitternder Stimme: „Herr Postschreiber, Sie sind als solcher mein Vorgesetzter, und ein Vorgesetzter darf um Alles in der Welt einem Untergebenen keine Unwahrheit sagen, und ich bitte Sie nochmals, wiederholen Sie mir das Wort von vorhin und sagen Sie mir: ist es gewiß und wahrhaftig wahr, daß die Brigaden mobil gemacht werden?"

Tipfel war nicht wenig erstaunt über das sonderbare Benehmen des Packmeisters; doch beeilte er sich, ihm eine Antwort zu geben; denn Dose blieb aufrecht vor ihm stehen, die Hand an den Kopf haltend, in der allermilitärischsten Haltung, mit einem erwartungsvollen, fast ängstlichen Ausdruck in den Gesichtszügen. „Allerdings ist es wahr, was ich vorhin gesagt," versicherte Tipfel; „die Batterien werden mobil gemacht und ziehen aus mit gefüllter Protze und Kartätschenwagen; ja, was noch mehr ist: diese Kugeln und Kartätschen werden wahrscheinlich nächstens gebraucht werden."

„Und das ist wahr, wirklich wahr?" rief der ehemalige Unteroffizier, und sein Auge leuchtete vor Freude und Lust.

„Gewiß; die Befehle zur Mobilmachung sind schon an das General-Commando gelangt."

„Hurrah!" schrie nun Dose und warf seine Hände jubilirend in die Höhe; „abermals Hurrah! und zum dritten Mal Hurrah!" Und das schrie er nicht schüchtern hinaus, sondern so laut und kräftig, daß der wachthabende Sekretär nebenan erschrocken sein Fenster öffnete, mit dem Kopfe heraus fuhr und fragte, ob eine Räuberbande in die Packkammer eingebrochen sei.

Diese Frage beruhigte den aufgeregten Packmeister einigermaßen und ließ ihn erwachen aus seinem Freudenrausche. Er setzte sich wieder auf die Kiste nieder; doch konnte er sich nicht enthalten, mehrere Signale zum Angriff und heftigen Feuern vor sich hin zu

brummen und dazu mit den Füßen den Sturmmarsch zu trommeln, wie er es bei Manövern von der Infanterie gehört.

Tipfel hatte still lächelnd diesem Paroxysmus zugeschaut und bildete sich dabei ein, Dose fühle gerade wie er selbst und freue sich so unsinnig, weil er, in Anbetracht, das es da unten bald losgehen würde, sich glücklich schätze, hier in der entfernten Gränzstadt bei dem ruhigen Postdienst so weit vom Schusse zu sitzen. Er hatte gar keine Ahnung davon, welche Kampfbegierde in der Brust des ehemaligen Geschützführers wogte. — „Hier ist ein ganzes Paket Zeitungen," sagte der Postschreiber nach einer Pause, „ich habe sie zufällig mitgenommen, und Sie können daraus den Gang der Begebenheiten lesen; es ist eine merkwürdige Geschichte, ganz unglaublich."

„Geben Sie her!" bat eifrig der Packmeister.

„Da sind sie, legen Sie's nur hin bis morgen, es ist jetzt wahrhaftig Zeit, daß man sich nach einem Bette umsieht. Der Kalbsbraten ist verschwunden, der Punsch ausgetrunken. — Ich habe gut gegessen und gut getrunken, Männeken, jetzt ist es nicht mehr als billig, daß man nach diesen Anstrengungen dem ermatteten Körper einige Ruhe gönnt."

Dose fand dieses Begehren des Kameraden vollkommen gerechtfertigt; der schlaftrunkene Kellner aus der Passagierstube wurde zum dritten Male herbei beschieden, und da neben dem Postgebäude glücklicher Weise der erste und beste Gasthof des Ortes lag, so hatte Tipfel nicht weit zu gehen und lag schon eine Viertelstunde später in seinem Bette, schlief den Schlaf des Gerechten und schnarchte dazu, daß es klang, als seien ein Dutzend Schreiner beschäftigt, die hartnäckigsten und dicksten Mahagoni-Blöcke zu durchsägen — lauter Astknollen.

Fünftes Kapitel.

Worin einiges von dem vergangenen Leben des Packmeisters vorkommt, sowie auch, wel[illegible] großen Entschluß derselbe faßt. Der geneigte Leser macht schließlich die Bekanntschaft eine[illegible] bayonnetfechtenden Postmeisters.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Feodor Dose unverhei-rathet war; wer den Charakter und die erhabenen Gesinnungen, sowie das hochpoetische Gefühl dieses merkwürdigen Mannes etwas näher in's Auge gefaßt, wird unsere Ansicht vollkommen theilen, daß ein solch hochstrebender Charakter nicht dazu geschaffen ist, die Fesseln des Ehestandes zu tragen, ja, nicht einmal die Rosenketten der Liebe zu dulden. Dose hatte bei seinem fünfzehnjährigen Militärleben sowohl in dem Garnisons-Orte den Eroberungs-Versuchen unternehmender Köchinnen und beutelustiger Dienstmädchen siegreich widerstanden, als auch in den Cantonirungs-Quartiren den wirklich stattgehabten Anträgen einer Schulmeisters-Tochter und einer unversöhnlichen Steuerbeamten-Wittwe, die ihn als zweites Opfer zu einem langsamen Martertode liebevoll erkoren hatte. Als Dose den Militärstand verließ, war er vollkommen frei; kein weibliches Auge weinte ihm sanfte Thränen nach; seine Erinnerungen drückte nichts als eine leichte, aber dennoch verdrießliche Geschichte mit einer tugendhaften Wäscherin, deren Schlingen und Banden er sich nur durch den bündigen Ausspruch des französischen Gesetzbuches entzog, unter dessen Schutz er gelebt, geliebt und gesündigt.

Wir wollen aber mit dem eben Gesagten den geneigten Leser durchaus nicht auf die Vermuthung bringen, als sei Dose ein Weiberfeind, ein Verächter des schönen Geschlechts gewesen — im Gegentheil: Dose war galant, unternehmend, feurig, zuvorkommend; aber bei all diesen Punkten, die zur Angriffs-Theorie gehören, vergaß er das Hauptaugenmerk eines klugen Soldaten nicht und wußte

sich beständig einen klugen Rückzug offen zu halten. — Darauf fuhr er mit dem Eilwagen, wie wir bereits wissen; er reiste Tag und Nacht; er machte den edlen, fürsorglichen Ritter bei allen Damen, die sich seinem Schutze anvertrauten, er betrachtete sie als ein ihm übergebenes Heiligthum, als unverletzlich, kurz, wie alle übrigen ihm anvertrauten Poststücke und Briefe, die man ebenfalls nicht angreifen darf, nicht untersuchen, nicht durchlesen. Dose war zartfühlender Conducteur in der weitesten Bedeutung des Wortes; ja, er stellte eines Tages den Antrag, die Post-Verwaltung möge ihm gestatten, die Hemm-Maschine seines Wagens ändern zu dürfen, indem er durch unvorsichtigen Gebrauch derselben — sie war nämlich neben ihm unten am Sitze angebracht — in unangenehme, leicht zu mißdeutende Berührungen mit seinen weiblichen Passagieren gerathen könne. Wir bezweifeln übrigens, ob die Post-Behörde dieses Zartgefühl verstanden, und glauben, daß die Hemm-Maschine an ihrem alten Platze blieb.

Da wurde Dose zum Packmeister befördert und kam hieher in diese entlegene Grenzstadt. Anfänglich versprach er sich von eben dieser nahen Grenze eine Menge romantischer und hochpoetischer Abenteuer, Schleichhändler-Romane, welche den Räuber-Geschichten so ähnlich sind, und dergleichen mehr. Doch fand er sich hierin, wie so oft im Leben, bitter getäuscht, und das Städtchen — sein jetziger Aufenthaltsort — gehörte zu den allerprosaischsten des Landes. Auch war die Lage durchaus nicht so malerisch, wie Dose's Phantasie dieselbe für eine Grenzstadt unbedingt verlangte. Da war kein wilder Wald mit tiefen Schluchten, durch welche die Schmuggler, gefolgt von riesenhaften Hunden, auf und nieder kletterten; da war nichts als nüchterne Fruchtfelder, und was sie hier einen Wald nannten, das war eine Gruppe von sechs Birken und einem Tannenbaum, in dessen Schatten die Honoratioren des Sonntags ihren Kaffee zu trinken pflegten.

Dose war hieher gekommen mit dem guten Vorsatze, Land und

Stadt umher wunderschön zu finden. Er langte zur selben Nachtstunde an, wie gestern der Bombardier Tipfel, und als der Packmeister am ersten Morgen seines Hierseins erwachte, fand er, daß der eben erwähnte Vorsatz gänzlich unausführbar wäre. Wir können nicht verschweigen, daß Dose's Gemüth hierüber sehr betrübt war; sein Geist brauchte Nahrung, seine Augen mußten etwas Schönes, Malerisches sehen, sein poetisches Gefühl drohte bei dieser Fruchtfelder- und Birken-Prosa unterzugehen.

Dieses Gefühl, verbunden mit der Erinnerung an seine früher so angenehm verlebte Militärzeit, hatte ihm bald seinen jetzigen Aufenthalt, ja, seine Stellung unbehaglich gemacht. Nur die Frage: was beginnen, wenn er den Postdienst verließ? war ihm bis heute zu beantworten unmöglich gewesen. Da brachte der harmlose Tipfel mit seinem Bericht von der Mobilmachung der so geliebten Artillerie-Brigade den ehemaligen Unteroffizier auf einmal mit sich selbst in's Klare.

Am andern Morgen schritt Dose mit weiten Schritten in der Packkammer auf und ab. Er war in der Nacht wo möglich um einen Zoll gewachsen. Zuweilen blieb er vor den Paketen stehen, die so hübsch geordnet auf Haufen dalagen, wandte sich aber alsbald wieder verächtlich davon ab, drehte sich auf dem Absatz herum, spuckte gelinde auf die Seite und sagte zu sich selber: „Das Vaterland ruft!" — Und wie wir schon Eingangs dieses Kapitels dem geneigten Leser versicherten, so fesselte den Packmeister nicht das Geringste an die kleine Grenzstadt, was ihn verhindert hätte, diesem Rufe Folge zu leisten.

Der neue Post-Sekretär hatte sich, weil er heute seinen Dienst antreten mußte, ziemlich frühzeitig und seufzend dem Bette entwunden und sortirte im Nebenzimmer Briefe und schrieb Begleitscheine für die abfahrenden Conducteure, daß es eine Lust und Freude war. Sein stilles, harmloses Gemüth hatte mit großem Wohlgefallen das einsame, geräuschlose Städtchen begriffen und war glücklich, ein

Asyl gefunden zu haben, wo er ungeplagt von dem Geräusche der Welt, still betrachtend leben, d. h. essen, trinken und schlafen konnte.

Dose hatte schon mehrmals einen Schritt an den Schalter gethan, um dem Freunde mitzutheilen, was ihm auf dem Herzen liege. Doch hatte ihn bis jetzt der Respekt vor dem Vorgesetzten abgehalten, den ehemaligen Kameraden anzurufen. Glücklicher Weise aber für ihn legte der Sekretär in diesem Augenblicke die Feder nieder, rutschte äußerst langsam von seinem Stuhle herunter und trat an das Fenster, welches in die Packkammer führte. Dose näherte sich alsbald und bat ihn, einen Augenblick in das Nebengemach zu treten. Tipfel gehorchte, wenn auch langsam, und als er sich in dem Wachtzimmer auf dem großen Lehnstuhl niedergelassen, theilte Dose dem auf's höchste überraschten Postschreiber seinen Entschluß mit, den Civildienst zu verlassen und zur Batterie zurück zu kehren. Dieser, der so etwas gar nicht begreifen konnte, sah ihm besorgt in die Augen, ob sich nicht dort eine Spur aufkeimenden Wahnsinns entdecken ließe. Aber der Blick des ehemaligen Unteroffiziers war ruhig, groß, edel. „Das Vaterland ruft," sagte er, „und seinem Dienste auf dem blutigen Feld der Ehre werde ich mich treu und gewissenhaft widmen."

Dagegen ließ sich nun nichts einwenden; Tipfel war überhaupt viel zu faul, um sich die Mühe zu geben, Jemanden von einem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen; ja, nicht einmal sich selbst mochte er bei ähnlichen Veranlassungen Vorstellungen machen, und so kam es denn oft, daß man bei ihm für Charakterstärke ansah, was eigentlich nur übermäßige Faulheit war.

„Noch im Laufe des heutigen Morgens," fuhr der Packmeister fort, „werde ich mich zum Herrn Postmeister begeben, um demselben meinen Entschluß kund zu thun. Ich bin überzeugt, es wird ihm schmeicheln, daß einer seiner Beamten sich zum bevorstehenden Kriege bei der Armee meldet. Und wenn er auch hieran keine

große Freude hätte, so läßt er mich dennoch gern ziehen. Ich war ihm beständig ein großer Dorn im Auge, und es machte ihm einen großen Strich durch eine gewisse Rechnung, als ich hieher versetzt wurde; denn meinen Posten hatte er einem seiner Schützlinge versprochen."

Tipfel, der den Entschluß des Packmeisters, seinen so behaglichen und angenehmen Postdienst zu verlassen, für das größte Unglück ansah, das den ehemaligen Kameraden nur treffen könnte, hielt es für seine Pflicht, ihn wo möglich von dem Abgrunde zurückzuziehen, in welchen er mit gleichen Füßen springen wollte, und hätte ihm zu dem Zwecke gern kräftige Gegenvorstellungen gemacht. Doch lag er zu behaglich in dem alten Lederstuhle, und es wäre in diesem Augenblicke wahrhaftig zu parteilich gegen seinen Geist gewesen, ihn so sehr anzustrengen, während der Körper behaglich ausruhte. Deßhalb begnügte er sich mit der einfachen Frage: „Aber, Dose, haben Sie das sich auch reiflich überlegt?"

„Das werden Sie sogleich sehen," erwiderte sehr ernsthaft der Packmeister. „Es ist die Stunde, wo man den Postmeister sprechen kann, und ich werde die Sache noch heute am Morgen in's Reine bringen, damit meiner Abreise — noch heute Abend — nichts entgegen steht."

Der Post-Sekretär hatte schon die Augen zu einem kleinen Schlafe geschlossen, sonst würde er sich doch wohl laut verwundert haben. So aber begnügte er sich mit einem gelinden Grunzen, welches vielleicht auch etwas heißen sollte, was aber kein Mensch im Stande war, zu verstehen.

Dose ließ sich unterdessen bei dem Postmeister anmelden und wurde auch sogleich vorgelassen.

Dieser war ein kleiner dicker Mann mit gewaltigem Bauch, den er des Morgens in einen rothseidnen Schlafrock gehüllt hatte. Er war vordem Hauptmann bei der Infanterie gewesen, und da er diese Waffenart für die erste unter allen anderen hielt, so wählte

er auch seine Beamten möglicher Weise darunter aus und war durchaus nicht zufrieden damit, daß man ihm zu Condukteuren, Wagenmeistern und dergleichen so viele Unteroffiziere von der Artillerie einschob. Der Postmeister hieß Dachsinger, eigentlich Freiherr von Dachsinger, obgleich weder auf der genauesten Post- noch Flurkarte die Güter verzeichnet waren, welche das Glück hatten, ihre Namen dem Namen des Postmeisters abgeben zu dürfen. Dessen ungeachtet hieß die Postmeisterin gnädige Frau und der sechsjährige Sprößling der kleine Herr Baron. Wir müssen aber dabei gestehen, daß letztere Benennung nicht vor den Ohren des Vaters gebraucht werden durfte; überhaupt war der Postmeister ein aufgeklärter Mann, sehr bekannt mit seinem Dienst und deßhalb außerordentlich geschätzt von seinen Vorgesetzten. Da aber kein Mensch auf dieser Welt vollkommen ist, so hatte auch der Herr v. Dachsinger zwei Passionen, zwei schwache Seiten, zwei Stellen, wo er sterblich war. Das war erstens eine Leidenschaft für Singvögel aller Art, und zweitens eine ihm von der Infanteriezeit nachgebliebene Liebhaberei für das Bayonnetfechten. Letztere Kunst hielt er für die größte und wichtigste auf Erden. Sein Bedienter, ein ehemaliger Infanterist, mußte des Postmeisters Sohn darin unterrichten, und nebenbei gehörte es zu des Vaters liebsten Studien, wenn er sich ebenfalls diesem angenehmen Zeitvertreib widmen konnte.

Herr von Dachsinger hielt das Bayonnetfechten für die beste aller Vertheidigungsarten, und er war fast daran, zu glauben, dieselbe könne, wie einen Säbelhieb oder Lanzenstich, beinahe eine feindliche Kugel abwehren. Er hatte schon einmal daran gedacht, bei der General-Post-Direktion darauf anzutragen, sämmtliche Condukteur-Stellen mit des Bayonnetfechtens kundigen Leuten zu besetzen, um etwaigen Raubanfällen kräftig begegnen zu können; nebenbei aber auch, um es einem Artilleristen oder Kavalleristen unmöglich zu machen, eine Condukteur-Stelle zu erhalten.

Der Postmeister war, als Dose sich anmelden ließ, gerade im Begriff, seinen Singvögeln ein Frühstück zu reichen, und er ließ den Packmeister augenblicklich eintreten. Dabei rauchte der Herr v. Dachsinger aus einer langen Pfeife, wie er beständig zu thun pflegte, und diese sehr lange Pfeife hatte einen doppelten Zweck: denn wenn er auf und ab ging oder mit Jemand sprach, so gebrauchte er sie nebenbei, um die Griffe des Bayonnetfechtens mit derselben durchzumachen.

Sobald Dose eintrat, nahm der Postmeister eine Stellung zur Abwehr ein, indem er die Pfeife vor die Brust hielt, das Mundstück nach oben. Dose trat militärisch grüßend näher, worauf der Postmeister diesen günstigen Moment nicht vorbeigehen lassen konnte, ohne gegen die Brust des Untergebenen einen Ausfall zu machen. Aus der ersten Stellung ging er in einen Quartstoß über, sprang darauf in eine kunstgerechte Abwehr, nahm alsdann die zweite Stellung an und schulterte hierauf ruhig seine Pfeife.

Diese Manöver, die Dose längst kannte, waren nicht im Stande, ihn einzuschüchtern, ja, sie ermuthigten ihn; denn er wußte, daß der Postmeister sich bei solchem Benehmen in recht guter Laune befand.

„Der Herr Postmeister werden verzeihen," sagte der Untergebene, „ich bin gekommen, um eine große Bitte vorzutragen."

Herr v. Dachsinger that ein paar mächtige Züge aus der Pfeife und nahm dieselbe alsdann leicht zur Abwehr vor sich hin.

„Der Herr Postmeister werden wissen," fuhr der ehemalige Unteroffizier fort, „daß da unten im Lande, wenn ich mir erlauben darf, mich so auszudrücken, der Teufel los ist."

„Ja, allerdings!" antwortete der also Angeredete, und machte dabei einen wüthenden Ausfall mit Terzstoß nach links.

„Die Armee wird auf den Kriegsfuß gesetzt, die Artillerie-Brigaden mobil gemacht, und man verlangt nach tüchtigen und langgedienten Unteroffizieren.

„Ja, es wird was geben," versetzte eifrig der Herr v. Dachsinger, „und dann passen Sie auf, mein lieber Dose, welchen unsäglichen Nutzen es haben wird, daß unsere Infanterie so vertraut mit dem Bayonnetfechten ist. Die feindliche Kavallerie wird hiedurch ganz unschädlich. Haben Sie mich schon gesehen mit zwei Reitern fechten? Ich glaube, ich habe das einmal ausgeführt, so lange Sie da sind; sich zwei Husaren vom Leib zu halten, ist keine Kleinigkeit. Ohne Schuß — wohl verstanden! Denn mit Schuß nehme ich es mit dreien auf. — Haben Sie mich damals fechten sehen?"

„Zu Befehlen, Herr Postmeister," antwortete Dose. „Ich erinnere mich dieses Ereignisses."

„War freilich nur kleine Arbeit," fuhr der Chef fort. „Keine gewandten Leute, keine flüchtigen Pferde; aber doch sah man deutlich den Segen dieser Fechtart."

Dose pflichtete den Worten des Vorgesetzten eifrigst bei, obgleich der Vorfall, den derselbe erwähnte, ihm damals keinen überaus günstigen Begriff von dem Bayonnetfechten beigebracht hatte. Zwei Postillone, ehemalige Trainsoldaten, auf halb lahmen und ganz blinden Pferden hatten natürlicher Weise mit der größten Schonung und Vorsicht gegen ihren Vorgesetzten manövrirend mit diesem gefochten.

„Man wird das erleben," sagte ernst der Postmeister, nachdem er seine Pfeife geschultert, „man wird noch so weit kommen, der Artillerie ebenfalls die Gewehre wieder zu geben und sie ebenso genau in dieser Fechtart zu unterrichten, wie in dem Bedienen ihrer Geschütze. — — Aber was haben Sie von mir gewollt? — Lassen Sie hören!"

„Ich erlaube mir, dem Herrn Postmeister zu sagen, daß ich gehört, man suche, namentlich bei der Artillerie, alte, gediente Unteroffiziere für den Dienst wieder zu gewinnen; deßhalb geht meine unterthänige Bitte an den Herrn Postmeister, mir einen vierzehn-

tägigen Urlaub nicht verweigern zu wollen, damit ich nach C. reisen kann zu meiner Brigade und dort den Versuch machen, ob man mich wieder aufnimmt und einstellt."

„Ah!" erwiderte ihm rasch der Postmeister und berührte mit einem Quartstoß sanft die Brust seines Untergebenen; „das nenne ich mir einen löblichen Vorsatz!"

„Und werden mir der Herr Postmeister diesen Urlaub nicht verweigern?"

„Wo denken Sie hin! das hieße ja gefrevelt gegen den Wunsch Sr. Majestät unseres allergnädigsten Königs; solche wackere Männer zurückzuhalten, wäre ja eine Sünde!"

Herr v. Dachsinger dachte neben diesen Worten, die ihm wirklich von Herzen kamen, auch daran, wie angenehm es sein würde, alsdann die Packmeistersstelle mit einem des Bayonnetfechtens kundigen Infanterie-Unteroffiziere besetzen zu können.

Er schulterte seine Pfeife und ging einigemal im Zimmer auf und ab, immer dicht an den Wänden und tief in Gedanken. Plötzlich aber traversirte er das Zimmer und trat vor den Packmeister hin, die Pfeife hoch gehalten, zum Anschlag bereit, wie es ein vorsichtiger Tirailleur zu machen pflegt, der sich einem verdächtigen Gebüsche naht. „Teufel, Teufel!" sprach er nach einer Pause, „da fällt mir eben ein, daß es mir unerklärlich ist, woher Sie so genau wissen können, daß es drunten im Lande einigermaßen Spektakel gibt. Wir halten doch hier so gut wie gar keine Zeitungen, und außerdem war ich bemüht, keine Nummer auszugeben, worin sich etwas befindet, das den Leuten ihre Köpfe aufregen könnte. — Haben Sie Briefe?"

„Das nicht," entgegnete Dose etwas beunruhigt. „Doch traf gestern einer meiner Bekannten hier ein, der neuernannte Post-Sekretär."

„Und der hat Ihnen diese Neuigkeit mitgebracht?" fragte eifrig der Vorgesetzte, wobei er seine Pfeife mit beiden Händen rasch

und so eilfertig und heftig erhob, als parire er einen kräftigen Säbelhieb. „Ich muß mich da vorsehen!“ sagte er. „Zum Teufel auch! das könnten wir hier brauchen, wenn die Post-Sekretäre selbst sich unterfingen, dergleichen Nachrichten zu verbreiten! Tipfel ist von der Artillerie; ich möchte sagen, leider, und läßt sich deßhalb leicht zu raschen Handlungen hinreißen. Wäre er Infanterist, so würde er das Bayonnetfechten studirt haben, und diese Kunst, mein lieber Dose, gibt dem Mann etwas Verschlossenes, etwas Umsichtiges; sie wird bei einem braven Soldaten zur Leidenschaft und geht so zu sagen in Fleisch und Blut über. Ein echter Bayonnetfechter ist immer gerüstet, er schaut beständig rechts und links!“ — Der Postmeister that also. — „Ja, zuweilen hinter sich!“ — Er wandte seinen Kopf mit einer erschrecklichen Geschwindigkeit um. — „Er ist immer auf seiner Hut, stets fertig zum Ausfall nach rechts, nach links, nach vorwärts, nach rückwärts. — So!“ — Und während Herr v. Dachsinger das sprach, sprang er mit einer merkwürdigen Behendigkeit in die Höhe, stieß mit der Pfeife nach allen Seiten so daß Dose einen Schritt zurücktrat, wandte sich dann plötzlich um, um einen Feind hinter sich niederzustechen, wobei aber die Tabaksasche umherflog und der rothseidene Schlafrock malerisch umherwallte.

Dose kannte diese Ausbrüche seines Chefs und blieb vor ihm stehen mit einer unerschütterlichen Ruhe.

„Ich werde,“ fuhr Herr v. Dachsinger nach einem augenblicklichen Stillschweigen, in welchem er Athem schöpfte, fort, „dem Herrn Tipfel den Rath geben, einigen Unterricht bei mir zu nehmen. Sie, lieber Dose, haben das leider versäumt. Nun, Sie müssen sehen, wie Sie sich ohne Bayonnetfechten durch dieses Leben zu schlagen im Stande sind. Ihren Urlaub sollen Sie haben, dazu ein Empfehlungsschreiben an den mir unbekannten Chef Ihrer Brigade, sowie die Erlaubniß, bei Ihrer Reise den Packwagen zu benutzen. — Gehen Sie mit Gott, und sollten Sie je in den

Fall kommen, irgend einem jungen Manne, der zum Militär eintreten will, einen heilsamen Rath geben zu müssen, so denken Sie an mich, und haben Sie Selbstüberwindung genug, diesem jungen Manne zu versichern, daß das Bayonnet die erste aller Waffen ist. — Leben Sie wohl!"

Dose ergriff gerührt die dargebotene Hand seines Chefs, hatte Takt genug, den Singvögeln rings umher zum Abschied einen wehmüthigen Blick zu schenken, dann wandte er sich echt militärisch um, und sah, während er abging, wie Herr v. Dachsinger es nicht unterlassen konnte, mit der Pfeife einen so wüthenden Stoß nach seinem Rücken zu führen, daß ihm im Falle des Ernstes das Bayonnet mindestens drei Zoll vorn zur Brust heraus gedrungen wäre.

Der Packmeister traf nun seine Anstalten zur Abreise; er ließ unter der Obhut Tipfel's die Reichthümer, so er sich im Postdienst erworben, als ein paar lange Pfeifen, Filzschuhe, wenige Civilkleider und Postuniformen, Schiller's Gedichte und den höllischen Proteus. Seine Leibwäsche packte er in einen kleinen Mantelsack, das Manuscript seiner eigenen Gedichte in eine Putztasche, und Abends um acht Uhr — der Packwagen ging erst um Neun — zog Dose mit einem gewissen behaglichen Schauer seine Unteroffiziers-Uniform der siebenten Artillerie-Brigade, die er wie eine Reliquie aufbewahrt hatte, an. Dann umarmte er den Bombardier Tipfel, welcher den Versuch machte, sehr betrübt auszusehen, stieg zu dem Conducteur in das Cabriolet des Gepäckwagens und rasselte mit demselben zum Thore hinaus.

Sechstes Kapitel.

Ein kurzes, aber doch wichtiges Kapitel; — handelt von einer Bürgerwehr-Wachtstube.

Der April hat seine Launen — ein wahrer Spruch, den keiner der geneigten Leser bezweifeln wird. Es gibt Monate dieses Namens voll Aprilwetter, die sich in der angenehmen Abwechselung zwischen Regen und Schnee, Hagel und Frost gefallen. Es gibt aber auch wieder andere, welche als Vorboten des Frühlings ein süßes Gesicht machen, welche Blumen und Gräser verführen, ihre Köpfe neugierig emporzustrecken, und welche die Lerchen veranlassen, jubilirend in die Höhe zu steigen, als sei es Mai und Juni und niemals Winter gewesen.

So gelaunt war der April, in welchem wir uns erlauben, im Verlauf unserer Abenteuer den Leser in eine herrliche Gegend zu führen, wo an den grünen Ufern des Rheines sich am Fuß dunkler, steiler Felsen ein Städtchen hinschmiegt, ein Städtchen von wenig neuen Häusern und vielen alten, mit spitzen Giebeldächern, seltsam geformten Schornsteinen und weiten Einfahrten, die für das jetzige Leben nicht recht mehr zu passen scheinen. Rings herum laufen Mauern, theils gut erhalten, mit Zinnen versehen, theils eingestürzt und sich alsdann nur wenige Fuß über den Boden erhebend. Diese Mauern umfangen das Städtchen wie mit einem steinernen Gürtel, und da sie hinter den Häusern zusammen laufen und sich zu einem alten Schlosse, das droben auf der Bergwand liegt, hinaufzuziehen, so sieht es gerade aus, als sei es eine Zierde, welche die alte Ruine droben an zwei gewaltigen steinernen Ketten recht kokett in das Thal herabhangen lasse.

Die Schloßruine ist von ziemlichem Umfange, aber Alles an derselben bunt und malerisch über einander gestürzt. Thürme, von der Gewalt des Pulvers gesprengt und von Alter geschwärzt, bestehen nur noch aus großen Steinbrocken, durch uralten Mörtel und

Kalk verbunden. Die Gräben sind ausgefüllt mit dem Schutt der Mauern, und von den Schloßgebäuden, die hier existirt haben, steht nur noch ein einziger hoher Giebel, der vor dem Falle durch eine riesenhafte Eiche geschützt ist, welche unter seinem Schutze emporgewachsen, nun ihm wieder als Schutz und Stütze dient. Dazwischen wuchert überall Strauchwerk, Unkraut und Epheu, welch letzteres in langen Linien über die Steinhaufen zieht und sich hier und da an einem noch stehen gebliebenen Mauerwerk emporrankt.

Nach dem Städtchen, dem Rheine zu, fällt die Bergwand ziemlich steil ab, und ist hier wenig von ehemaliger Fortification zu sehen; nach dem Lande zu aber, das fast eben bis zu den Thoren des Schlosses liegt, sind die oben erwähnten früher tiefen Gräben, sowie Ueberreste von Brückenpfeilern, ein Stück Thorbogen und neben demselben ein ziemlich erhaltenes Gewölbe, das man restaurirt hatte, indem man es mit einem einzigen kleinen Fenster versehen, sowie mit einer Thür, die man sogar verriegeln konnte. Wegen des schönen Wetters aber, von dem wir vorhin sprachen, steht diese Thür weit offen und zeigt ein ziemlich kahles Gemach, dunkle Steinwände, an denen als einzige Verzierung eine schlechte Lithographie prangt, die einen Mann vorstellt, auf dem Kopfe einen Schlapphut mit großer Feder, angethan mit einer Blouse, an den Füßen Wasserstiefel mit dicken Sohlen, einen Säbel an der Seite, Pistolen und Dolch im Gürtel. An Möbeln sind hier ein Tisch und einige Stühle vorhanden.

Obgleich glänzender Sonnenschein auf Berg und Thal lag und die erwachte Natur tief im Frieden athmete, sah man doch auf dem freien Platze vor der Ruine und jenem alten Gewölbe seltsame kriegerische Vorkehrungen. Da befanden sich Leute in Gruppen von acht bis zehn Mann, die von anderen Leuten geplagt wurden, jene zierlichen Wendungen zu machen, welche man Links- und Rechtsum nennt. Da waren Andere, die sich verzweifelte Mühe gaben, sich gerade zu strecken, die Brust heraus und den Bauch

hinein zu drücken, die Nase sehr hoch zu halten und krampfhaft ein Gewehr zu fassen, das ihren Bewegungen so gar nicht gehorchen zu wollen schien. Es war dies eine eigenthümliche Spielerei, die aber mit großem Ernst und mit seltener Gutmüthigkeit betrieben wurde, mit einer Gutmüthigkeit, welche das vortrefflichste Zeugniß ablegte von dem guten kameradschaftlichen Verhältniß, in dem Commandirende und Commandirte zu einander standen. Man sah den guten Willen an den entsetzlich gestreckten Beinen, an der furchtbar herausgedrückten Brust, an der Höhlung, die hiedurch hinten auf dem Rücken entstand, sowie namentlich an den Schweißtropfen, die zahlreich von den Gesichtern der Betheiligten herab flossen. Aber trotz allen diesen Leiden bemerkte man auch deutlich eine ungeheure Genugthuung in den Mienen dieser alten Rekruten, das Bewußtsein, für eine wichtige Sache zu exerciren, und dazu die freudige Hoffnung, morgen vielleicht selbst nach freier Wahl als Commandirender dort zu stehen. Diese Aussicht ließ auch eine strenge Disciplin nicht zur gehörigen Reife gedeihen. Wohl fuhr hie und da einer der Exercirmeister mit einem gutgemeinten „Kreuzdonnerwetter" dazwischen, doch hatte dieser Ausdruck oftmals nur den einzigen Erfolg, daß der also Angeredete im Gliede den Kopf herumdrehte und leicht erwiderte: „Dös Schimpfen könne Se sich verspare, Herr Rottemöster!"

Das ging denn so eine Zeit lang fort, dann aber nahm das Exerciren für heute, wie Alles auf dieser Welt, ein Ende, worauf die vierzig Mann, die dieses Geschäft betrieben hatten, eine imposante Macht bildend, als Bataillon in einer Linie mit zwei Gliedern aufmarschirten. Ungefähr zwölf Offiziere und Unteroffiziere vertheilten sich zwischen und hinter der Front, und ein junger Mann von etwa sechsunddreißig Jahren mit großem, blondem Bart, Schlapphut und Hahnenfeder, stellte sich als Major vor der Front auf, zu seinen beiden Seiten zwei Hauptleute ohne Compagnieen

und hinter diesen zwei Adjutanten, natürlicher Weise unberitten, aber mit vielversprechenden Sporen an den Absätzen.

„Bataillon — stillgestanden!“

Das Bataillon rührte sich nicht, d. h. es ließ trotz dieses Commando-Wortes keine Aenderung in dem harmlosen Natur-Zustande eintreten, in welchem es sich vorher schon befunden. Dort kratzte sich Einer am Kopfe, hier Einer anderswo; Der nahm das Gewehr auf die rechte Schulter, weil ihn die linke schmerzte, Jener hatte es sogar bei Fuß gestellt, da er im Augenblicke beschäftigt war, seine Nase zu putzen.

Der Major vor der Front überschaute das Bataillon mit Wohlgefallen; er blickte die beiden Hauptleute an, als wollte er sagen: Seht hin und erstaunt. Dann rückte er den Hut noch etwas weiter auf das rechte Ohr, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und sprach: „Bürger und Wehrmänner! Der lobenswerthe Eifer, mit welchem ihr die Muskete in die Hand nahmet und euch in Reih' und Glied stelltet, um einer verwilderten Soldateska zu zeigen, daß der freie Mann in wenig Tagen das erlernt, wozu der Geknechtete Jahre braucht, ist, wie wir alle sehen, von bestem Erfolge gekrönt worden. Ihr steht da, obgleich an Zahl gering, doch eine Achtung gebietende Macht, eine Hand voll Krieger, mit der ich, euer Major, unter dem Bewußtsein der gerechten Sache, gegen ein ganzes Regiment Söldner mich aufzustellen anheischig machen würde. Es lebe das Bataillon!“

„Hoch!“ schrieen die vierzig Mann.

„Es lebe der Herr Major!“ riefen die beiden Hauptleute.

„Hoch!“ antwortete das Bataillon.

„Es leben die Hauptleute!“ schrie der Major.

„Hoch!“

„Es leben die Lieutenants und Unteroffiziere!“ rief nun der Flügelmann.

„Hoch!“ schrieen der Major die Hauptleute und die übrige

Mannschaft, wobei der kleine Tambour auf seiner Trommel wirbelte und lauter als alle Uebrigen schrie, bis er braun und blau im Gesicht wurde.

„Bürger und Wehrmänner!“ fuhr hierauf der Major fort, „es liegt uns heute noch die Pflicht ob, stellvertretende dritte und vierte Hauptleute, einen Bataillons-Schreiber und zwei Feldwebel zu erwählen. Hierzu ist heute Abend Versammlung im Grünen Baum.“

„Sehr gute und billige Weine,“ schallte eine tiefe Stimme, die dem Wirthe zum Grünen Banm angehörte, aus dem Bataillon.

„Wir sind jetzt fertig,“ nahm wieder der Major das Wort, „das Bataillon kann in die Quartiere zurücktreten; nur wünschte ich, daß die zweite Compagnie noch ein wenig Wachtdienst übte und einen Unteroffizier und drei Mann hergäbe zu der so nothwendig befundenen Besetzung des alten Schlosses.

„Aber, Herr Major,“ ließ sich eine Stimme aus dem Bataillon vernehmen, „ich glaube, wir könnten das alte Schloß ohne Wache lassen. Da trägt uns Niemand einen Stein weg.“

„Die Landes-Vertheidigungs-Commission,“ versetzte würdevoll der Commandant, „hat den Befehl gegeben, und dieser Befehl ist nicht ohne Grund. Irgend ein Feind könnte sich des alten Schlosses bemächtigen, sich da festsetzen und so unsere freie und getreue Stadt dominiren.“

„Ach, gehen Sie doch, Herr Major!“ ließ sich eine andere Stimme vernehmen: „das glauben Sie ja selbst nicht. Ich für meine Person habe auch keine Zeit, heute Wache zu stehen.“

„Ich auch nicht! — Ich auch nicht!“ schrie ein Dutzend anderer Stimmen.

Und die Hauptleute und Lieutenants zuckten die Achseln.

„Es wäre am besten,“ flüsterte einer der Adjutanten seinem Chef zu, „daß man, wie auch gestern, Freiwillige zur Wache auf-

riefe. Es ist viel im Felde und in den Weinbergen zu thun: wenn wir streng sind, so spielen die Leute morgen nicht mehr mit."

„Meinetwegen!" entgegnete der Major. „Also Freiwillige zur Wache vor! Ein Unteroffizier oder Gefreiter mit drei Mann!"

„Meister Kaspar! Meister Kaspar!" schrie es durch die Reihen des Bataillons.

„Wird man von der Bataillons-Kasse verköstigt?" fragte eine feine Stimme aus der hintersten Reihe des linken Flügels.

„Das versteht sich von selbst," antwortete der Major. „Es wird das gehalten wie immer — aus der Kriegs-Kasse."

„Dann lasse ich mir's gefallen!" erwiderte die feine Stimme. Und der Träger derselben, ein kleiner, etwas gebrechlicher Mann, wand sich durch die Reihen des Bataillons und trat vor die Front.

Dies war Meister Kaspar, seines Zeichens ein Schneider. Doch war ihm der Patriotismus in das Geschäft geschlagen, und seine Kunden, obgleich sehr zufrieden mit seinen hochherzigen und edlen Gesinnungen, waren es nicht mit den langen Stichen seiner Nähte und wandten in ihrer Engherzigkeit ihre Kundschaft einem reactionären Collegen zu, während aber ihr Herz warm und brüderlich für Meister Kaspar zu schlagen fortfuhr.

Die Folge hiervon war, daß Meister Kaspar nach und nach verlumpte, und dadurch entwickelte sich bei ihm ein immer größerer Patriotismus, ja eine wahre Blutgier, weßhalb er denn auch gern die Wache im alten Schlosse bezog, auf einen Feind hoffend, der sich ihm zur Vernichtung entgegen stellen werde.

Die noch fehlenden drei Mann zur Wache wurden aus dem kleinen Tambour rekrutirt, aus dem Kuhhirten-Substituten, der zu gleicher Zeit sein Vieh und einen zu erwartenden Feind beaufsichtigen konnte, und endlich aus einem Schreiber-Gehülfen des Notars, der augenblicklich nichts zu thun hatte und das Wachtbuch besorgen sollte, wofür er nicht auf Posten zu ziehen brauchte.

So war dieser Landestheil vor Ueberfall vollkommen geschützt

und der Major schickte sein Bataillon beruhigt nach dem Städtchen zurück. Das Gewehr wurde geschultert, die Arme brüderlich verschränkt, und so zogen sie hinab in langer Linie, eine Fahne voran, und sangen:

Gebt nur eure rothen Räubermäntel her;
Das gibt rothe Hosen für ein freies Heer.
Wir brauchen keine Fürsten und keinen Adel mehr: —
Alles sei verschmolzen zu einem freien Heer.

Je mehr sich der Lärm ins Thal hinab zog, desto ruhiger wurde es droben auf der Schloßruine. Meister Kaspar zog sich mit dem jungen Schreiber in das Gewölbe zurück, der Tambour tremulirte melancholisch auf seiner Trommel, und der junge Kuhhirt hatte auf einem kleinen Vorsprunge, wo er weit in das Land hinein sehen konnte, den Posten bezogen. In der Hand hatte er die Muskete, und er untersuchte sorgfältig die Schärfe des Bayonnets. Parole war: Frankfurt am Main! das Feldgeschrei: Halt oder stirb!

Siebentes Kapitel.

Der Packmeister Dose zieht ruhig seines Weges, wird aber für ein ganzes Armee-Corps gehalten und veranlaßt einen fürchterlichen Alarm.

Mittlerweile hatte es sich gefügt, daß der Unteroffizier Dose den Packwagen, in dem er zwei Nächte und einen Tag gefahren war, verließ und des schönen Wetters halber, auch weil die Fahrstraße beständig im Zickzack bergauf und bergab lief, zu Fuß seinen Weg fortsetzte, um, das Land so gerade wie möglich durchschneidend, desto eher die Ufer des Rheines zu erreichen. Er wandelte so im

Sonnenglanze dahin, voll schöner Hoffnungen, voll kühner Plane für die Zukunft. Seit er unterweges war, hatte er es für nothwendig gefunden, sich ernstlich mit politischer Literatur zu beschäftigen, und sah nun, daß im Vaterlande, noch mehr aber in den Nachbarstaaten desselben sich Manches veränderte.

Nicht ein einziges Mal beschlich ihn der Gedanke, es sei doch vielleicht von einem so alten Menschen leichtsinnig, eine gesicherte Existenz verlassen zu haben, um auf's Gerathewohl zu seiner Batterie zurück zu kehren, ungewiß, ob dort ein Platz für ihn offen sei oder nicht. — Aber zurückgewiesen konnte Feodor Dose nicht werden, dessen war er fest überzeugt. Ihm graute nur vor dem Gedanken, daß man ihn vielleicht einer Munitions-Colonne oder einer Fuß-Batterie zutheilen könnte. — Einer Fuß-Batterie! Der Gedanke allein machte ihn nachsinnend und verdüsterte auf einen Augenblick sein Gemüth. Er sollte den Schleppsäbel ablegen und die Cartouche, er sollte Leute commandiren mit weißleinenen Hosen statt dem glänzenden Lederbesatz, Fuhrleute mit Käsemessern an der Seite?! — O nein! So hart würde ihn das Schicksal nicht bestrafen. Er hatte von jeher gegen das Marschiren eine Antipathie gefühlt, und sein heutiger ziemlich langer Spaziergang über endlose Haiden und Felder war nicht im Stande, dieselbe zu vermindern.

Man hatte ihm am Morgen gesagt, bei rüstigem Ausschreiten werde er zu guter Zeit Nachmittags den Rhein erreichen, um alsdann auf einem Dampfboote bequem weiter hinab fahren zu können, und obgleich er sehr große Schritte gemacht, auch zur Mittagsstunde nur ein wenig gerastet, so begann sich doch schon die Sonne zu senken, und er sah noch immer nichts vor sich, als eine weite, wellenförmige Ebene. Wenn es möglich gewesen wäre, daß Dose's Muth sich hätte vermindern können, so wäre das vielleicht geschehen. Aber unverdrossen schritt er darauf los — und so mochte es vier Uhr Nachmittags geworden sein, als er einem Bauer begegnete,

der ihm auf sein Befragen einen dunklen Streifen am Horizont zeigte, das Ziel seiner Wünsche — das ersehnte Rheinthal.

Nachdem Dose noch eine halbe Stunde weiter gewandert war, so daß er in der That erkennen konnte, vor ihm erleide das bisher einförmige Terrain eine Unterbrechung durch Felsen, Wald und Schluchten, als er ferner zu seiner unaussprechlichen Freude gerade vor sich die Ruine eines alten Schlosses entdeckte, das Wahrzeichen des romantischen Rheinstromes, da schwoll sein Herz an, von einer unaussprechlichen Freude erfüllt. Vergessen war der langweilige Postdienst mit Paketen, Adressen und Deklarationen, vergessen jenes einsame Grenzstädtchen, verblichen die Bilder all der Pack- und Postwagen, und alte, süße Erinnerungen stiegen in seiner Brust empor; er sah in seinem Geiste die Rheinstädte, die er lustig und wohlgemuth durchzogen, er sah den Wein im grünen Römer blinken, vor seinem Ohre vorbei klirrte und rasselte die alte Batterie, die Pferde schnaubten und schüttelten sich, in den engen Gassen dröhnten die schweren Stücke auf dem Pflaster, neugierige Mädchengesichter blickten aus alten, grauen Häusern vor, er selbst — Dose, der Geschützführer, hatte stolz die rechte Hand auf die Hüfte gestemmt und zog ein wie ein römischer Triumphator, während die Kanoniere sangen:

Friedrich Wilhelm saß im Wagen,
Zog mit uns in's Feld,
Ueber sieben Jahr wollen wir Frankreich schlagen,
Lustig und fröhlich sein, Juchhe!
Lustig und fröhlich sein.

Diese Erinnerungen überwältigten den langen Feodor; er ließ sich am Rande eines kleinen Grabens nieder, und da er sich dabei zufällig auf etwas Hartes setzte, so erinnerte er sich seiner Gedichte, die er in die Tasche gesteckt hatte, zog sie hervor und las mit Begierde, zum Gott weiß wie vielten Male, sein vortreffliches, nie genug gewürdigtes Gedicht: Auf der Wacht.

Während Dose so, halb liegend halb sitzend, in seiner Vergangenheit wühlte, saß ihm auf einer Entfernung von einer halben Stunde der Posten der alten Schloßruine gegenüber und beschäftigte sich sehr mit der Gegenwart. Diesmal war der kleine Tambour aufgezogen und verzehrte, die Trommel neben sich, ein großes Stück Brod mit Käse. Dabei hielt er scharfen Lugaus, und so kam es denn, daß er, von der Sonne begünstigt, endlich die glänzenden Knöpfe von Dose's Uniform entdeckte. Der Tambour schrak ordentlich zusammen, da nahm er seine Trommel auf, schlug einen kleinen Wirbel, worauf augenblicklich der Wacht-Commandant erschien mit dem Schreiber und dem Kuhhirten.

Richtig, es ließ sich nicht läugnen, daß sich dort über die Ebene heran etwas Verdächtiges bewege. Meister Kaspar, der früher viel in Uniformen gearbeitet, strengte seine Augen übermäßig an, dann erbleichte er gelinde, machte mit der Hand ein Zeichen zum Stillschweigen, und sagte: „Artillerie!“ Doch erholte sich der Schneider bald wieder von seiner ersten Bestürzung und traf seine Anstalten wie ein kluger Feldherr. Der Lauerposten wurde in das Gemäuer zurückgezogen, der Schreiber verfaßte einen Bericht an das General-Commando drunten im Städtchen, und der Gehülfe des Kuhhirten wurde beauftragt, diese Depesche in der schnellsten Gangart dem Commandirenden zu überbringen.

Der Bericht lautete ungefähr: „Schloß Steineck, am 4. April. Auf Posten bis vor wenigen Augenblicken nichts Neues, gegenwärtig aber Entdeckung eines verdächtigen Feindes, der gegen uns heranzieht. Zahl und Stärke sind unmöglich anzugeben, da sich bis jetzt erst die Vorposten entwickelt haben. Der unterzeichnete Wacht-Commandant hat sich aber durch den Augenschein überzeugt, daß sich bei dem heranziehenden Armee-Corps auch Artillerie befindet.“

Wir müssen gestehen, daß der Kuhhirt diese Depesche zitternd dem Major überbrachte, daß der Major sie bebend las, daß die Hauptleute schauderten, und daß sämmtliche Lieutenants einen weh-

müthigen Blick gegen den blauen Abendhimmel richteten, einen Blick, in dem deutlich zu lesen war: „Herr, dein Wille geschehe!"

Darauf wirbelte der ältere Tambour dumpf und geheimnißvoll das Zeichen zum Appel durch die Straßen des Städtchens, auf welche sich schon die Abendschatten niederließen. Das Bataillon trat nicht vollzählig zusammen; aber durch die Reihen desselben ging die Schreckenskunde von dem, was droben geschehen. Man gestand sich achselzuckend, daß Meister Kaspar jetzt schon viele Chancen habe, für das Vaterland gefallen zu sein; man steckte die Köpfe zusammen und beschloß, dem Feinde, der mit so großer Uebermacht daher komme, spähend entgegen zu gehen, und dieses Geschäft sollte von dem Major und den Hauptleuten in eigener Person vollführt werden. Hiermit war die übrige Mannschaft vollkommen zufrieden, beschloß aber, auf alle Fälle beisammen zu bleiben, erwählte den Grünen Baum zum Hauptquartier und verschanzte sich dort — — hinter Flaschen und Gläser.

Der Major und die beiden Hauptleute stiegen den Schloßberg hinan, und es war, als seien sie von einem gleichen Gefühle beseelt, denn sie nahmen stillschweigend die rothen Federn von ihren Hüten, steckten die gleichfarbigen Schärpen sorgfältig in die Tasche, und nahmen den bis daher so martialisch umgeschnallten Degen leicht in die Hand, wie eine Sache, deren man sich bei vorkommender Gelegenheit zu entledigen veranlaßt sehen könnte.

Der Wacht-Commandant droben hatte seine beiden Untergebenen zu sich in die Wachtstube genommen und sich darin verschanzt so gut wie möglich, den Tisch vor die Thüre gerückt, Bänke und Stühle darauf gestellt, vor allen Dingen aber die Lithographie von der Wand entfernt, welche jenen wildaussehenden Mann mit dem großen Bart und Hut vorstellte. Es war von Meister Kaspar nicht vorsichtig, sich so der Gefahr bloß zu stellen, im eigenen Hause gefangen zu werden. Doch war der Moment zu überwältigend für

ihn; er verlor seine gewöhnliche Umsicht, er verläugnete in diesem Augenblicke ganz und gar sein Feldherrn-Talent. Der Schreibergehülfe ward in eine schießschartenähnliche Oeffnung gestellt, die sich neben dem Eingange befand, der Tambour an das einzige Fenster des Gewölbes, durch welches man hinab auf den Rhein und das Städtchen sehen konnte. Der Erste sollte den anrückenden Feind beobachten, der Zweite nach der sehnlichst erwarteten Hülfe ausspähen. Beide sahen aber längere Zeit gar nichts; nur hörte der Tambour mit seinem geübten Ohr drunten einen leichten Trommelwirbel, dann aber war und blieb Alles still. Kein Waffengeklirr erfreute das Herz der Belagerten, keine muthigen Stimmen den Berg Heransteigender, Stimmen ihrer Freunde, ihnen Trost und Hülfe bringend.

Der Schreiber hatte sein Auge fest an die Schießscharte gelegt und hielt seine Hände auf dem Rücken. Auf einmal fing er an, mit den Armen wie ein Telegraph zu arbeiten; auch spreizte er die Finger weit von einander und schloß sie krampfhaft wieder zusammen.

„Heh!“ sagte der Wacht-Commandant.

„Er kommt,“ flüsterte der Lauerposten.

„Und keine Hülfe!“ rief der unglückliche Schneider. — „Was sehen Sie?“

„Keine hundert Schritte von hier sind ihre Tirailleurs; gerade vor mir ist einer, der ohne viel Besinnens direkt auf uns zu schreitet; wenn ich nicht irre, trägt er das Gewehr in der Hand, wie einen Spazierstock.“

„Vielleicht entdeckt er unsern Aufenthaltsort nicht,“ meinte der Wacht-Commandant. „Und gewiß, so wird es sein. Der Feind wird keine Besatzung in dem alten Schlosse vermuthen und ruhig den Weg nach der Stadt verfolgen. Wer weiß,“ setzte er mit läubigem Herzen hinzu, „vielleicht ist es gerade unser Glück, daß

wir uns hier oben so blosgestellt befinden: wir werden übersehen und nicht mitgefangen und mitgehangen.“

Aber das Schicksal wollte es anders. Die Gestalt draußen, die der Lauerposten für ein Stück feindlicher Tirailleurkette hielt, war Dose, der mit dem beruhigtsten Gemüth auf die Ruine zuschritt, einzig in der Absicht, bei derselben vielleicht einen Weg zu finden, der ihn zur Stadt hinabführe. Obgleich er sich dicht vor der Wachtstubenthüre befand, so war es doch bereits zu dunkel, um etwas dergleichen erkennen zu können. Da stieg der unglückselige Tambour von seinem Fenster herab, um ebenfalls nach dem Feinde zu spähen, und vergaß seine Trommel, die er hinter sich auf den Boden gelegt. Er stolperte so heftig darüber hin, daß er mit dem Bauch auf die Rundung fiel, vorn das Uebergewicht erhielt und nun durch sein eigenes Instrument wie durch eine Walze so unaufhaltsam vorwärts gerollt wurde, daß er, mit unwiderstehlicher Gewalt zwischen die Beine des Wacht-Commandanten getrieben, auch den Meister Kaspar zu Fall brachte, was alles zusammen einen seltsamen und unerhörten Spektakel verursachte.

Dose blieb augenblicklich stehen und horchte. So gesund seine Phantasie war und so muthig sein Herz, so stutzte er doch über diese seltsamen Töne, trat aber dennoch ein paar Schritte näher und kam nun so dicht an das Gewölbe heran, daß er die Thüre an demselben entdeckte.

Das alles sah der Schreiber drinnen an seiner Schießscharte. Er bemerkte, wie der Feind einen Augenblick im Begriffe war, wieder umzukehren. Aber auch nur einen Augenblick. Im nächsten sprang der Lauerposten bis an die entgegengesetzte Wand des Gemaches; dann ertönten langsam und feierlich drei heftige Schläge an die Thüre.

„Es ist Alles vorbei!“ sagte Meister Kaspar, indem er rathlos um sich schaute. „Wir haben uns lange genug gehalten. Was

hilft alle fernere Gegenwehr? Ich muß das Schloß übergeben. Tambour, schieb den Riegel zurück!“

Dies geschah, und dann wurde die Thüre von außen langsam aufgedrückt, worauf die Wachthabenden einen sehr langen Mann vor derselben bemerkten, der sich aber hütete, in das dunkle Gemach einzutreten.

„Wer ist da?“ rief Der draußen.

„Eine schwache Besatzung,“ antwortete Meister Kaspar. „Nur drei armselige Mann, die sich aber ein wahres Vergnügen daraus machen, vor einem so tapferen Feinde das Gewehr zu strecken.“

„Was Besatzung? Was Gewehr strecken?“ sagte der Andere. „Ich glaube, meine Herren da drinnen, es wäre am allerbesten, wenn Sie ein wenig Licht machten, daß wir im Stande wären, uns gegenseitig anzuschauen.“

„Der Besiegte muß dem Sieger gehorchen,“ dachte Meister Kaspar und nahm aus seiner Westentasche ein Streichhölzchen, rieb es auf seinem fadenscheinigen Beinkleid, zündete dann eine Talgkerze an und beleuchtete so das Gemach.

„Ei der Tausend!“ versetzte Dose sonderbar lächelnd, als er die drei Gestalten bemerkte. „Ist das hier vielleicht eine Räuberhöhle?“ — Er hätte sich wahrhaftig glücklich geschätzt, wenn es so gewesen wäre. Denn mit welchen Gedichten würde er in einem solchen Falle sein Manuscript bereichert haben! Aber schon im nächsten Augenblicke klärte sich auf, wen er vor sich habe, und der ehemalige Unteroffizier trat lachend und wohlgemuth in die Wachtstube.

Die Barrikade, aus Tischen und Stühlen bestehend, die beim Oeffnen der Thüre leicht bei Seite geschoben worden war, wurde jetzt hinweggeräumt. Dose ließ sich auf einen der Stühle nieder, wobei er aber ein gewaltiges Stück Holz, das ihm zum Spazierstock diente, zwischen die Beine nahm.

Hatte sich der Schneider schon vorhin gewundert, daß sich der

Sieger so ruhig niederließ, so stieg sein Erstaunen auf's Höchste, als ihn Dose nun fragte, wie weit es zur Stadt hinab sei und ob sich dort ein gutes Gasthaus befinde. Ja, sein Erstaunen verwandelte sich langsam in Verwunderung, als ihm der Schreibergehülfe meldete, man sehe vom Feinde nichts mehr, und diese Verwunderung wurde zu einem leichten Anfluge von Muth, als ihm der Tambour in's Ohr flüsterte, er höre Leute den Berg heraufsteigen.

„Bah! eine Räuberhöhle!" sagte Meister Kaspar, indem er sich langsam nach dem Eingange zurückzog: „sehen wir vielleicht wie Räuber aus? Es ist in der That weit verdächtiger" — dabei hatte er die Thüre erreicht, — „wenn man so allein im Lande herumstreicht, freilich ohne Waffen, aber mit verdächtigen Knotenstöcken in der Hand."

Dose, in der Arglosigkeit seines Herzens, versicherte, ihn nicht zu verstehen, und wandte sich nun an den kleinen Tambour, um die gewünschte Auskunft zu erhalten. Doch entschlüpfte ihm dieser ebenso, wie der Wacht-Commandant, nicht ohne seine Trommel mitzunehmen. Ihnen folgte behende der junge Schreiber, und alle drei zogen sich etwas von dem Gewölbe zurück den Schritten entgegen, die man jetzt deutlich ankommen hörte.

Es waren der Major, die Hauptleute und Lieutenants. Meister Kaspar, der immer noch etwas schwer athmete, meldete mit großer Geläufigkeit, wie er einen Hinterhalt gelegt habe und wie er vermittelst desselben einen wahrscheinlich zu weit vorgeschobenen Posten glücklich eingefangen.

„Wie stark ist dieser Posten?" fragte ängstlich der Major.

„Freilich nur ein einziger Mann," entgegnete der tapfere Schneider, „der aber bei seiner Körperlänge für drei gelten könnte."

„Ein einziger?" sagte der Major mit viel lauterer Stimme, worauf die Hauptleute „Hm! hm!" machten und die Lieutenants sich ziemlich laut räusperten. Ueberdies war es merkwürdig, ja,

rührend anzusehen, wie diese Tapferen in seltener Uebereinstimmung handelten. Denn kaum hatte der Wachthabende seinen Bericht geendigt, so wurden, wie auf Commando, die Säbel wieder fester geschnallt, die Schärpen umgelegt, und stolz flatterten abermals die rothgefärbten Hahnenfedern von den grauen Schlapphüten.

Achtes Kapitel.

Enthält sehr viel Lehrreiches über das Fraternisiren, sowie das politische Glaubensbekenntniß des ehemaligen Unteroffiziers Dose, artig in ein Gleichniß gekleidet.

Wie wir dem geneigten Leser schon im vorigen Kapitel berichteten, hatte sich Dose, seit er den Postdienst verlassen, so viel als möglich mit Politik beschäftigt, und da er nachgeholt, was er bis jetzt versäumt, so wußte er nun ganz genau, welches Gewand in Frankreich Mode geworden und wie sehr man sich in Deutschland bemühte, die alten, ehrwürdigen Kleider nach jenem Schnitte umändern zu lassen. Ferner hatte er einen schwachen Begriff von den Wünschen des Volkes und eine dunkle, aber sehr traurige Idee von der Bürgerwehr.

So saß er da in der Wachtstube des alten Schlosses, allein gelassen von den Bewohnern, und war als feinfühlender Mann schon im Begriffe, aufzustehen und sich zu entfernen, als er mit Einemmal Waffengeklirr vernahm und vor seinen Augen eine Gesellschaft auftauchen sah in für ihn unerklärlichen und nicht zu begreifenden Anzügen.

Der Major hatte seine ganze Fassung wieder gewonnen, warf sich in die Brust, sah den Unteroffizier scharf, ja, drohend an und sagte: „Mein Freund, woher des Weges?"

Dose schaute verwundert um sich, grüßte aber dessen ungeach-

tet militärisch und entgegnete: „Ich habe geglaubt, nicht sehr weit von C. entfernt zu sein. Sollte ich aber zufällig in ein fremdes Land gerathen sein? Ich muß dies voraussetzen, da ich die Herrn vor mir in Uniformen sehe, die mir durchaus nicht bekannt sind.“

„Aber wir kennen die Ihrige,“ gab der Major würdevoll zur Antwort und hob die Nase in die Höhe.

„Das will ich meinen und hoffe es!“ versetzte Dose mit leuchtendem Blick. „Ist sie doch genug bekannt, meine Uniform, königliche Artillerie, siebente Brigade, der Rock meines Herrn und Königs — Gott soll ihn erhalten! Aber,“ setzte er treuherzig lächelnd hinzu, nehmen Sie mir nicht übel, das Geschmuck, das Sie tragen, ist mir, wie gesagt, völlig unbekannt. Habe ich vielleicht die Ehre, eine Schützen-Compagnie vor mir zu sehen?“

„Bürgerwehr!“ sprach stolz der Major. Und die Lieutenants hinter ihm hoben sich in die Höhe, um den vorwitzigen Frager anschauen zu können. „Bürgerwehr!“ wiederholte der Commandant, „und ich, der Major, frage deßhalb, wer Sie sind und woher Sie kommen. — Vielleicht Deserteur?“ setzte er mit lauerndem Blicke hinzu.

„Deserteur!“ wiederholte Feodor Dose und erhob sich halb vom Stuhl, während er mit seiner Hand den starken Knotenstock fest umschloß. „Bürgerwehrmann, nehmen Sie sich in Acht! Ich muß gestehen, daß ich große Lust in mir verspüre, Sie für diese Beleidigung auf die schöne rothe Feder zu schlagen, mit Absicht nur auf die Feder; wenn ich zufälliger Weise etwas tiefer treffe, kann ich nicht dafür. — Deserteur!?“

„Sie brauchen sich deßhalb nicht zu ereifern,“ versetzte der Major, indem er einen Schritt zurücktrat, „es sollte das keine Beleidigung für Sie sein.“

„Mich Deserteur nennen und keine Beleidigung?“

„Es gibt Umstände,“ antwortete der Commandant der Bürgerwehr, „wo man berechtigt ist, seine Ueberzeugung zu ändern, wo

man einen Weg verläßt, den man bisher gewandelt, da man einsieht, daß er zur Unterdrückung seiner Mitmenschen, zum eigenen Verderben führt."

„Das verstehe ich nicht," sagte Dose. Und er sprach nicht Unwahrheit.

Der Major war ein tapferer Mann, obgleich kein Diplomat. Er war das Schwert und der Arm; aber der Mann, welcher der Waffe die gehörige Richtung gab, sein erster Adjutant, drängte sich jetzt zum guten Glücke vor, um die gefährlich werdende Unterhaltung aus den Händen des kühnen, aber etwas unüberlegten Chefs zu nehmen.

„Mein lieber Herr Unteroffizier," sagte er mit lächelnder Miene, „wir sehen Ihre Uniform, wir kennen sie, wir achten diese Uniform; wir sehen Ihr Gesicht, ein offenes, ehrliches Gesicht — Zutrauen einflößend, wir kennen Ihr Inneres durch dieses Gesicht, wir heißen Sie an den Ufern des Rheines freudig willkommen."

Dose nickte mit dem Kopfe und dachte: „Der Mann drückt sich etwas poetisch und blumenreich aus, und durchaus nicht unfreundlich. Hören wir ihn ruhig zu Ende."

„Mein lieber Herr Unteroffizier," fuhr der Sprecher fort, „Sie sind querfeldein daher gekommen, Sie reisen in Urlaub, in Geschäften, was weiß ich! Sie haben uns überrascht — angenehm überrascht. Wir freuen uns, Sie zu sehen, Sie, ein Soldat gerade wie wir, wenn wir auch von dem gewaltigen Kriegsheer Sr. Majestät vielleicht nur eine schwache Copie sind — nur Bürgerwehr. Dort unser Chef; Sie werden mich vollkommen verstehen. Wir haben unruhige Zeiten, keine Besatzung, deßhalb bewaffnet sich der Bürger, um Deutschland zu schützen, seinen heimathlichen Herd, Weib und Kind. Natürlich liegt es in diesem Falle auch in unserem Interesse, die Polizei zu handhaben; daher die Frage unseres Chefs an Sie. — Aber wie gesagt, Sie sind uns auf alle Fälle willkommen, es steht Ihnen jedes unserer Häuser zu Gebot, Jeder von

uns wird sich eine Ehre daraus machen, Sie bei sich zu beherbergen."

Die Lieutenants nickten sich bedeutsam zu, Meister Kaspar schaute mit einer wahren Verehrung auf den Adjutanten, und der Major, nachdem er einige Male verlegen gehustet, sagte: „In der That, es ist so, mein lieber Herr Unteroffizier. Wir treiben das Kriegshandwerk, es macht, wie Sie wissen, den sanftesten Menschen rauh und unbeugsam. Aber, mein lieber Herr Unteroffizier, Sie sind uns willkommen, wahrhaftig, sehr willkommen. Verlassen wir diese Wachtstube, folgen Sie uns hinab in den Grünen Baum, das ganze Bataillon wird sich freuen, einen tapferen Kameraden kennen zu lernen."

Dose war zu gut für diese Mittheilung, hatte auch zu lange als harmloser Packmeister in jenem Grenzstädtchen gelebt, um nicht Alles zu glauben, was man ihm mit offener, ehrlicher Miene sagte. Er nahm die dargebotene Hand des Majors, er nickte dem Adjutanten und den Offizieren freundlich zu und seine Begriffe über die Bürgerwehr begannen sich bedeutend zu verbessern. Der Mann vor ihm hieß nun einmal Major, wenn auch nur Major der Bürgerwehr. Er trug einen Offiziers-Säbel, er mußte also doch wohl irgend ein Recht auf diese Charge haben. Dose dachte an die Freicorps während der vergangenen Feldzüge, an den tapferen Schill, der auch Major war; er fühlte in seinem Herzen, wie es doch rührend und schön sei, daß diese Männer Haus und Hof verließen, um an der Seite des wirklichen Militärs freudig gegen den gemeinschaftlichen Feind zu ziehen. Er vergaß die barsche Anrede von vorhin, er vergaß sogar den Deserteur und sagte, indem er sich in seiner ganzen Länge aufrichtete, indem er militärisch grüßend dastand und den Knotenstock wie einen Säbel an die linke Seite hielt: „Herr Oberstwachtmeister, Feodor Dose, früher Unteroffizier in der reitenden Batterie Nro 4, und jetzt Packmeister in L., kommt

in Urlaub von dort, um bei bevorstehender Mobilmachung in irgend eine Batterie wieder einzutreten."

Der Major stand sinnend da. Noch nie war er, ein Demokrat vom reinsten Wasser, so schön militärisch gegrüßt worden. „Herr Oberstwachtmeister" hatte man zu ihm gesagt. Es zuckte seltsam in seinem Herzen, und wenn er dachte, daß in vier Wochen eine neue Wahl sei, wo er vielleicht wieder zum Hauptmanne, zum Lieutenant oder gar zum Musketier herabzusteigen habe, da sprach es in ihm, das einmal fest Bestehende sei doch schön, und wenn er plötzlich wirklicher Major geworden, solle ihn der Teufel holen, wenn nicht ein heiliges Kreuzdonnerwetter allen den Kerlen auf die Köpfe fahren werde, die mit dem Vorhandenen nicht zufrieden seien.

Glücklicher Weise sind alle Gedanken unsichtbar. Deßhalb ahmten die Hauptleute und Lieutenants ihren Chef nach, indem sie dem Unteroffizier Dose die Hand reichten, und es war ein Händedrücken und Fraternisiren, so süß und lieblich anzusehen, daß sogar der wachthabende Schneider es nicht unterlassen konnte, herbeizukommen, Dose's Faust zu schütteln, dabei sprechend: „Und wir konnten uns einen Augenblick feindlich gegenüberstehen?"

Der Major mahnte endlich zum Aufbruch nach dem Städtchen, um einen heiteren Abend im Kreise seines Bataillons und in dem Schatten des Grünen Baumes zuzubringen. Doch Dose bat ehrerbietigst, aber dringend, hier oben in der heimlichen Wachtstube zu bleiben. „So gut wie heute," sagte er feierlich, „ist es mir schon lange nicht geworden. Gott, welche Poesie! Eine Wachtstube in den Räumen eines alten Schlosses! Es sitzt sich so behaglich hier in diesem stillen Gemäuer, und wenn man zum Fenster hinausschaut, so sieht man, wie so wunderbar lieblich der Rhein funkelt im silbernen Mondesglanze."

Der Major aber war für den Grünen Baum. Nicht so der diplomatische Adjutant, der auch jetzt wieder in's Mittel trat und seinem Vorgesetzten einige Worte zuflüsterte. „Richtig! richtig!"

versetzte hierauf der Commandirende; „es geschehe also nach Ihrem Wunsche, Herr Kamerad.“ Worauf er zwei Lieutenants vorläufig zur Ehren-Gesellschaft bei Dose commandirte und sich alsdann in Begleitung seines übrigen Stabes den Berg hinab begab.

Der Adjutant hatte auch diesesmal vollkommen Recht. Seine Absicht war, den vortrefflich aussehenden Unteroffizier für die gute Sache zu gewinnen, ihn wenigstens zu vermögen, daß er eine Zeit lang dableibe, um das Bataillon in militärische Zucht zu nehmen. Welcher Triumph, wenn das gelang! Selbst die Kreisstadt hatte einen solchen Exercirmeister nicht aufzuweisen. Die behalfen sich mit einem halbblinden und sehr lahmen Feldwebel von der Landwehr-Infanterie. Hier aber hatte man einen Artilleristen; auf dem Rathhause befanden sich zwei alte eiserne Kanonen, und es war schon lange der glühende Wunsch des Adjutanten gewesen, das alte Schloß droben zu befestigen. Weßhalb aber dieser umsichtige Kriegsmann darauf antrug, den ehemaligen Unteroffizier vor der Hand droben auf dem alten Schlosse zu lassen, war leicht begreiflich. Im Bataillon drunten gab es wilde, unvorsichtige Gemüther, die beim Anblicke der Uniform in ihren Reden wahrscheinlich keine Mäßigung gekannt und den guten Vorsatz des Fraternisirens durch ihre bösen Worte so leicht zu nichte gemacht hätten. Die mußten instruirt und ihnen vorgestellt werden, wie wichtig es sei, den Unteroffizier da zu behalten.

Die Abwesenheit des Majors dauerte übrigens nicht lange, und bald erschien er wieder droben in der Ruine, nur gefolgt von seinen Hauptleuten. Zugleich aber erschien mit ihm ein Kellner und Hausknecht des Grünen Baumes, zahlreiche Flaschen tragend und Schüsseln mit vielem kalten Fleische, sowie auch Brod.

Wir müssen gestehen, daß Dose einen tüchtigen Zug that und sich überglücklich fühlte. Er schaute vergnügt an den Wänden des Gewölbes empor. „Die Wachtstube einer Ritterburg!“ murmelte er in sich hinein; und vor seinem Geiste stiegen alte, vergangene Zei-

ten auf, und er dachte, wie hier die Schloßknechte gesessen in Wehr und Waffen, wie sie vielleicht Landsknecht gespielt oder geknöchelt, und wie dazu die rothe Gluth einer Pechfackel geleuchtet. Dann war es ihm ordentlich, als höre er draußen einen lang gezogenen Hornton, als vernehme er, wie man die Zugbrücke niederlasse, wie eine klirrende Reiterschaar donnernd darüber hinsprenge, und wie im Scheine bleicher Wachsfackeln die zarte Herrin des Schlosses, gefolgt von Pagen, langsam die Treppen herabschreite, dem Gemahl entgegen, der vergnügt heimkehrte von Schlacht und Sieg.

Wie war er bei solchen Gedanken so glücklich, den Postkittel ausgezogen zu haben und wieder jenem lustigen, glänzenden Stande anzugehören, der noch allein mit der alten vergangenen Ritterzeit einige Aehnlichkeit hatte!

Dazu nöthigte der Adjutant fleißig zum Trinken. Alles griff herzhaft zu, und man befand sich bald in einem gemüthlichen, etwas erheiterten Zustande. Der Major konnte es nicht unterlassen, das Gespräch auf die großen Fragen des Tages zu bringen, um dem politischen Glauben des Unteroffiziers auf den Zahn zu fühlen. Doch fuhr er erschrocken zurück, denn er fand in Dose einen so großen Reaktionär, einen so furchtbaren Vertheidiger alles Bestehenden, daß ihm die Haut schauderte. Feodor war auf's kleinlichste gegen alle Aenderungen; ja, er ging so weit, zu behaupten, es sei traurig, daß man bei den Geschützen die Percussion eingeführt. Der alte Luntenstock in seiner Einfachheit sei viel sicherer gewesen und habe auch neben dem Abfeuern des Geschützes noch sonst auf verschiedene praktische Art dienen können. Aber, schloß er, ich nehme sogar die Percussion dankbar und gläubig hin, denn sie kommt von oben, und was Se. Majestät der König thut, das ziemt einem braven Soldaten nicht, zu bekriteln. Se. Majestät der König, da wir gerade von ihm sprechen, er lebe hoch! noch einmal und abermals hoch!

Dose schrie für seine Person dieses Hoch so kräftig hinaus, daß

er unmöglich bemerken konnte, wie die ihm gegenüber Sitzenden ziemlich stumm blieben. Da sie aber ihre Mäuler vor Erstaunen weit aufrissen, so vermuthete er, sie hätten das Ihrige bei dem Toaste ebenfalls gethan, und setzte sein Glas ruhig vor sich nieder.

Der Adjutant bemühte sich, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, und sprach von dem Nachbarstaate im Westen und von den großen Veränderungen, die sich dort begeben. „Was meinen Sie, Herr Kamerad," sagte er, „wie wird das dort werden, und welchen Einfluß können diese Umwälzungen auf uns haben?"

Dose schaute schwärmerisch an die Decke, that einen langen Zug aus seinem Glase und lächelte fein. „Das wird enden," entgegnete er, „wie alle dergleichen Geschichten endigen, zum großen Schaden derer, die es angefangen. Es ist übrigens schwer, sich mit kurzen und klaren Worten darüber auszusprechen; nur ist mir auf meinem heutigen Marsche, als ich so allein über die Felder zog, ein poetisches Gleichniß eingefallen, das mir hieher nicht schlecht zu passen scheint."

„Lassen Sie hören," sagte der Adjutant.

„Ich muß vorausschicken," erwiderte Dose, und er strich seinen langen Schnurrbart horizontal auseinander, „daß ich in Gleichnissen nicht gerade stark bin, und wenn das meinige Ihnen unpassend erscheint, so kann ich nichts dafür. Aber Sie sollen es genießen.

„Sehen Sie, da war eine Wittwe, die commandirte ihr Hauswesen und zu gleicher Zeit zwei Töchter, welche unter anderen sehr guten Eigenschaften die außerordentlich schlechte hatten, nie frühzeitig aufstehen zu wollen. Sie mochten gern lange schlafen, was ein großer Fehler ist, meine Herren. Denn man sagt nicht umsonst, um etwas zu erlangen oder Jemanden zu überlisten, müsse man früh aufstehen.

„Die Mutter aber war streng und hatte einen Hahn. — Vergessen Sie das nicht, meine Herren, einen Hahn, wie Die da drü-

ben auch einen gehabt haben. — Dieser Hahn nun war die lebendige Uhr der Wittwe und so der Plagegeist der Töchter. Denn sobald dieses Thier bei des Morgens frühester Frühe sein majestätisches Krähen anhub, vielleicht um vier, fünf Uhr, so jagte die Wittwe ihre Töchter vom Bette empor. Ich weiß nicht, welches Mittel sie anwandte, ob sie ihnen die Bettdecke wegzog, oder die Wasserflasche gebrauchte. Genug, sie mußten heraus und gingen, den Hahn verwünschend, an die Arbeit. Der Hahn war ihnen nun ein Dorn im Auge, und sie fingen an, zuerst über ihn zu murren, über ihn, den ewigen Ruhestörer, zu klagen, und endlich verschworen sie sich gegen sein Leben. Wenn der Hahn nicht mehr da ist, sprachen sie, so werden wir es gut haben: wir werden schlafen können, so lange wir wollen, wir werden ein gemächliches Leben führen; darum nieder mit dem Hahn! à bas le Hahn! — er ist an allem Unheil schuld. — Und darauf wurde er umgebracht, und die Mädchen frohlockten ein paar Nächte, denn die Mutter verschlief sich, und auch sie konnten ruhen bis an den hellen Tag."

„Sehen Sie," sprach lächelnd der Major, „wie hatten sie so recht, den Hahn abzuschaffen!"

„Nur Geduld!" gab feierlich der Unteroffizier zur Antwort. „Das Glück währte nur eine kurze Zeit. Die Wittwe, die bis jetzt bei Tagesanbruch von dem Hahne geweckt wurde, fing nun an, oft schon um Mitternacht oder um ein, zwei Uhr aus dem Schlafe zu erwachen, und dann behauptete sie, der Tag breche an. Bettdecke oder Wasserflasche spielte, die armen Mädchen mußten heraus, mußten schon mitten in der Nacht an die Arbeit gehen und waren nun erst recht geschunden und geplagt. Vergebens baten sie die Alte, doch einen neuen Hahn anzuschaffen, sie wollten ja gern dem ersten Rufe desselben folgen — die Mutter war nicht zu bewegen. Sie regierte fortan ohne Hahn, aber zum Kummer, zur Verzweiflung des ganzen Hauswesens."

„Das Gleichniß wäre nicht schlecht," sagte ernst der Major,

„aber es paßt nicht, mein lieber Unteroffizier. Der alte Hahn ist verschwunden, und auch die Mutter wird ihr despotisches Regiment nicht fortsetzen können! die Töchter, Knechte und Mägde, das Volk wird seinen Willen kundthun, und, um mit Ihren Worten zu sprechen, Bettdecke und Wasserflasche werden nimmer spielen.“

„Zugestanden!“ erwiderte Feodor Dose groß und würdig. „Sie haben recht, die alte Mutter ist zu schwach, um das Hauswesen, das, wie der Herr Oberstwachtmeister eben sagte, sich empörte, fortan im Zaume zu halten. Sie wird überwältigt, man wirft sie aus ihrem Schlafzimmer, es herrscht eine neue Zeit des Glücks und des Vergnügens. Jeder thut, was er mag und will. Die Vorräthe des Hauses werden verzehrt in Saus und Braus, die Knechte und Mägde trinken den besten Wein und kümmern sich den Teufel um die Befehle der beiden Töchter. Die Gänsemagd setzt sich einen großen Hut mit Federn auf und liegt den ganzen Tag auf einem Kissen am Fenster, um dem Kuhjungen zuzuschauen der das beste Pferd des Stalles spazieren reitet. Die Mutter ist gestorben in Kummer und Jammer, das ganze Haus droht zu Grunde zu gehen. Da erscheint irgend ein weitläufiger Anverwandter der Familie, der von dem Spektakel gehört hat, und kommt ins Haus, um sich die Geschichte in der Nähe anzusehen. Er trägt beständig die Hände auf dem Rücken und hat hinter seinem Rock etwas verborgen, was er erst enthüllen will, wenn es Zeit ist. Er geht durch die Ställe, durch die Küche, besieht sich Keller und Speisekammer, ist leutselig und freundlich, und sagt, als Vetter habe er das Recht, im Hause ein Bischen mitspielen zu dürfen, und wenn ihnen das genehm wäre, so wäre es ihm auch recht. Sie sind damit zufrieden, sie lassen ihn mitspielen, und so steigt er, immer die Hände auf dem Rücken, aus dem Keller in die Küche, aus der Küche in den ersten Stock und setzt sich dort ruhig auf ein Sopha nieder. Da zieht er zum ersten Male die Hände hinter dem Rücken hervor, und zugleich das, was er unter dem

Rock verborgen hat. Und was ist das? — Ein tüchtiger, solider Farrenschwanz. Und den nimmt er leicht in die rechte Hand und versucht ihn an der Gänsemagd, die immer noch im Fenster liegt, und spricht: Canaille, du gehörst in den Stall! Und sie eilt erschrocken hinab zu ihren Gänsen und klagt ihnen ihr Leid, sowie auch dem Kuhhirten, der entrüstet hinaufsteigt und über verletzte Volks-Souverainetät klagt.

„Aber der Farrenschwanz ist fest und wird mit schöner Kraft geführt. Hageldicht fallen die Streiche, und wo sich nur ein Kopf ungebührlich in die Höhe hebt, da saust der Farrenschwanz nieder und gebietet solchergestalt Ordnung und Ruhe in dem empörten Hause. Darüber freuen sich die Nachbarn, klatschen in die Hände und sagen: Der Vetter versteht es, das Haus seiner Verwandten in Ruhe zu bringen, und da er es versteht und den Farrenschwanz so majestätisch führt, bleibe er wohl da, uns für die Zukunft eine gute Lehre, allen unseren Töchtern aber, die nicht früh aufstehen wollen, zum abschreckenden Exempel. — In dem Hause selbst aber wird es sehr ruhig, und nur, wenn die also zur Ruhe Gebrachten allein sind und den Farrenschwanz nicht sehen, seufzen sie vielleicht: Oh, wenn der alte Hahn noch lebte, oh, wenn noch die sanften Strafen der Bettdecke und der Wasserflasche regierten!“

„Das ist meine Ansicht!“ sagte stolz der Unteroffizier und schlug mit der Faust auf den Tisch; „so wird es kommen, so wahr ich Feodor Dose heiße! Dieses Gleichniß habe ich theilweise erfunden, und ich bin stolz darauf. Wir hatten einst einen würdigen Chef — Gott hab' ihn selig! — der sagte: Meine Brigade halten drei Dinge in Ordnung; das ist erstens Ordnung, zweitens Ordnung und drittens Ordnung. Und Ordnung muß sein; denn wenn es auch anders eine Weile gut thut, so kommt doch am Ende der Vetter mit dem Farrenschwanz; das ist nun einmal der Lauf der Welt.“

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung des Fraternisirens und in Folge davon eine Mittheilung aus den Poesieen des Packmeisters, sowie eine Geistergeschichte, welche letztere den wachthabenden Schneider auf's Tiefste erschüttert.

Die Zuhörer schwiegen sämmtlich still und hatten über diese Erzählung des Unteroffiziers ihre eigenen Gedanken. Der kluge Adjutant, welcher einsah, daß bei so verschiedenen Meinungen und Ansichten aus einem fortgesetzten Gespräche über das gleiche Thema nicht viel Ersprießliches herauskommen könne, änderte die Unterhaltung und haranguirte zu gleicher Zeit den Unteroffizier, indem er ihn bat, aus seinem vergangenen Militärleben Einiges zum Besten zu geben, — ein Vorschlag, den die Anderen sehr unterstützten, besonders aber Meister Kaspar, der Wachthabende, auf den die Geschichte von dem Farrenschwanz offenbar einen großen, aber keineswegs angenehmen Eindruck hervorgebracht.

Feodor Dose erklärte sich gern bereit, in seine Vergangenheit zurück zu greifen und daraus irgend etwas zum Besten zu geben. Er schliff nachdenkend mit dem Finger auf dem Rande des grünen Weinrömers, daß es einen klagenden Ton gab, wie der Seufzer eines gequälten Koboldes. — „Wie gern möchte ich vor Ihren Augen ein lustiges, lebendiges Manöverbild aufrollen!“ sagte er nach einer Pause. „Aber das Gemüth des Menschen, namentlich ein poetisches wie das meinige, ist abhängig von äußeren Eindrücken. Ich muß Ihnen gestehen, mein einsamer Spaziergang von heute, die romantische Lage des alten Schlosses, das geisterhafte Licht des Mondes, wie es ins Rheinthal hinabwogt und überall alte Trümmer erleuchtet, hat mich feierlich gestimmt, und ich bin nur im Stande, Ihnen mit einer ernsten, ja, einigermaßen unheimlichen Geschichte zu dienen.“

Dose sah bei diesen Worten fragend um sich her. Der Major nickte huldvoll mit dem Kopfe, die Offiziere murmelten ihren Beifall, und Meister Kaspar, den ein gelinder Schauder überschlich, rückte näher zu dem jungen Tambour, der sich auf seine Trommel gesetzt hatte.

Zuerst wurden die Gläser voll geschenkt, worauf Dose das seinige leer trank und dann einen Augenblick in tiefen Gedanken vor sich hinstierte, mit einem Blicke, der durch die Mauern und über das Rheinthal weit weg in fremde Gegenden zu dringen schien.

„Vor langen Jahren, begann er alsdann — ich war noch ein junger Mensch und kürzlich Bombardier bei einer reitenden Batterie geworden, — da hatten wir die alljährlichen Manöver bei W. Dort ist eine große Haide, viele Stunden lang, viele Stunden breit; der Boden besteht aus Sand, ist nur hie und da mit magerem Gras und Gestrüpp bedeckt, und die ganze Fläche eingefaßt mit verkrüppelten Tannen und Eichen; denn es wächst hier nichts gescheidtes. Auf dieser Haide nun wurden — wie bemerkt — alljährlich die großen Schießübungen abgehalten; da waren Kugelfänge, Scheiben, kleine Schanzen, und da wurde geschossen mit vollen glühenden Kugeln, sowie geworfen mit Granaten und Bomben, daß einem das Herz im Leibe lachte. Die ganze Geschichte schloß nach circa sechs Wochen mit großen Manövern und Paraden, welche letztere meistens von dem General-Inspektor der Artillerie, dem Prinzen A., abgehalten wurden. Ich sehe noch wie heute Se. Königliche Hoheit durch die Glieder reiten: er war ein großer Mann und der Einzige, der eine Generals-Uniform der Artillerie trug; er galoppirte auf einem prächtigen Pferde daher, so daß sein weißer Federbusch im Winde flatterte. Auf der Brust hatte er unter Anderem einen viereckigen Stern, der wegen seiner seltsamen Gestalt meine Phantasie sehr beschäftigte. Der General-Inspektor hatte immer eine große Suite hinter sich, Adjutanten, Stabs-Offiziere, Ordonnanzen von allen Graden bis zu Unteroffizieren und

Bombardieren der reitenden Artillerie herab, und zu den Letzteren hatte ich einstmals das Glück commandirt zu werden. Es war dies ein sehr angenehmer Dienst, und wurden dazu nur intelligente junge Leute genommen; namentlich mußte man fertig mit der Feder umzugehen wissen; denn oftmals wurde man nach der Parkhütte geschickt, — Gott! ich sehe sie noch vor mir, wie gestern, mit ihrem spitzen Dache und der Wetterfahne, die eine Kanone vorstellte — wie gesagt, dahin ging es oft, um Befehle mehrere Male abzuschreiben, die dann an die Abtheilungen und Batterien gegeben wurden. Wenn die Paraden beendigt waren, so ritten wir ebenfalls mit nach W., wo Se. Königliche Hoheit der General-Inspektor sein Hauptquartier hatte."

„Nennt man den General-Inspektor nicht Excellenz?" fragte der Major der Bürgerwehr, „wie alle anderen commandirenden Generale?"

„Gott bewahre!" entgegnete wichtig der Unteroffizier; „der andere Titel geht vor. Es soll in dem Falle einmal eine gute Geschichte mit Sr. Majestät dem höchstseligen Könige passirt sein, welchen nämlich ein einigermaßen ängstlicher Offizier, der eine Meldung zu machen hatte, mit „Excellenz" statt mit „Majestät" anredete, worauf der König entgegnete: Lassen wir das, Herr Major — habe nicht die Excellenz, bin vom General-Major zum König avancirt. — Aber weiter! Die Ordonnanzen mußten also mit in's Hauptquartier, um vom General-Commando allenfalsige Befehle, sowie auch bedeutende Nasen an die verschiedenen Batterien zu überbringen. Namentlich an letzteren hatte man oft stark zu tragen. So traf es auch mich eines Tages, daß ich hinter der Suite drein trabte, mußte aber stark zurück bleiben, denn die Pferde der Offiziere gingen mir zu schneidig, obgleich mein Roß — es war damals der Pluto — nicht zu verachten war. Der General-Inspektor wohnte in dem ersten Gasthofe — den Namen habe ich vergessen, — und da trieben wir uns denn in der Nähe umher,

bis wir abgefertigt wurden und unsere Befehle erhielten. Ich war für die zweite Abtheilung commandirt, und unser Major, der ebenfalls da war, sagte zu mir: Bombardier Dose, Sie sind ein gescheidter junger Mann und zuverlässig. Wenn Sie auch den Abtheilungs-Befehl haben, so reiten Sie doch nicht ab, ich bleibe heute in der Stadt und habe Ihnen privatim noch etwas für das Abtheilungs-Commando mitzugeben, eine Sache, über die ich erst mit Sr. Königlichen Hoheit sprechen muß. Und wann das geschehen wird, weiß ich nicht recht zu bestimmen. Also kommen Sie nach zehn Uhr wieder daher, aber ohne Pferd. Verstanden? — Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister!

„In der alten Stadt W. war es an diesem Abend recht lustig, weßhalb ich über den erhaltenen Befehl durchaus nicht mißvergnügt war. Vor dem Hotel stand eine Musikbande, auf den Straßen wogten zahlreiche Menschen, die Artillerie-Kaserne war illuminirt, sowie auch die Artilleristen, vom Kanonier bis zum Feldwebel aufwärts. Nach zehn Uhr ging ich wieder zum Gasthofe hin, stellte mich an die Hausthüre und wartete. Es verging eine Viertelstunde und noch eine; endlich gegen eilf Uhr kam der Major heraus, und wenn er schon im gewöhnlichen Zustande wegen seines heftigen Athmens und von dem beständigen Vonsichblasen den Namen „Dampfschiff“ erhalten hatte, so konnte er denselben heute Abend mit doppeltem Rechte führen. Er war etwas echauffirt, lachte mich freundlich an und pustete beständig vor innerlicher Gluth. Jetzt reiten Sie nach Hause, sagte er, puh! nehmen diesen Brief an Hauptmann S., machen ihm ein Compliment, puh! und sagen ihm, es sei Alles in Ordnung. — Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister! entgegnete ich. Nur möchte ich ganz gehorsamst gebeten haben, auf dem Briefe selbst zu bemerken, daß ich erst um eilf Uhr von hier abgeritten; es könnte mir sonst wegen des Abtheilungs-Befehls Unannehmlichkeiten machen. — Da haben Sie Recht, entgegnete er. Ich reichte ihm meinen Bleistift, und er schrieb

auf die Adresse: Der Ueberbringer ist um eilf Uhr von W. abgeritten.

„Nun war Alles in bester Ordnung; ich holte den Pluto aus der Kaserne, nahm einen leichten Abschiedstrunk und ritt im Schritt durch die noch belebten Straßen. Hinter dem dunklen Festungsthor aber, das sich knarrend auf- und zubewegte, war es einsam und still. Die sternenhelle Sommernacht mit untergehendem Mond warf ein ungewisses Licht über alle Gegenstände rings umher. Es gehörte ein geübtes Auge dazu, um die aus- und einspringenden Winkel der dreifachen Festungswerke zu erkennen, durch welche ich reiten mußte. Bald hatte ich die letzte Brücke hinter mir; ein Infanterie-Posten, der auf dem Glacis bei den Palissaden stand, sagte mir gute Nacht, und ich trabte durch die lange Allee dem Flüßchen L. zu, das eine halbe Stunde vor der Festung vorbeifließt. Links auf der Wiese standen die eilf Bäume, wo die eilf Offiziere des Schill'schen Corps erschossen wurden, und als ich sie so im ungewissen Dämmerschein erblickte, konnte ich ein gewisses, wehmüthiges, aber doch sehr poetisches Gefühl nicht unterdrücken. Hinter dem Flusse stieg der Weg ziemlich stark aufwärts, bestand auch aus tiefem Sande, weßhalb ich langsam reiten mußte. Die Nacht war lauwarm und wunderbar schön.

„Ein feiner Duft lag über der ganzen Landschaft, wenigstens dort drunten in der Niederung, und zeigte alle Gegenstände wie durch durchsichtige graue Schleier. Je höher ich aber aufwärts stieg, desto klarer wurde es, und als ich die Höhe erreicht hatte und durch einen dichten Tannenwald ritt, konnte ich ziemlich deutlich und weit vor mich hinsehen. Mein Pferd ging im Schritt; ich hatte ihm die Zügel auf den Hals gelegt, und mein Geist beschäftigte sich mit einem Gedichte, eigentlich mit einer neuen Gattung von Poesie, welche ich erfunden und die mir einen großen Ruhm verschaffen sollte. Es war nämlich der Versuch, den Reim, statt ihn hinten anzubringen, vorn zu setzen."

„Sie sind also Dichter?“ fragte lächelnd der Adjutant.

Der Unteroffizier griff an seine Rockschöße, wo er die beiden Manuscripte verwahrt, und erwiderte: „Schwache Versuche, Herr Lieutenant, poetische Gedanken, die ich mir von Zeit zu Zeit aufschrieb.“

„Schon gedruckt?“

Dose's Augen funkelten bei dieser Frage. „Bis jetzt noch nicht,“ gab er zur Antwort. „Die Zeiten sind schlecht; die Buchhändler unterstützen keine Talente mehr.“

„Dafür ließe sich vielleicht Rath schaffen,“ meinte nachdenkend der Adjutant, der sichtlich erfreut war, endlich die schwächste Seite seines Gegenübers entdeckt zu haben.

Dose's Hand fuhr zitternd in seine Rocktasche, ergriff Band eins und zerrte ihn hervor.

„Und den schönen Gedanken der vorn gereimten Verse ließen Sie wieder fallen, bester Herr Unteroffizier?“ sagte schmeichelnd der Adjutant. „Finden wir von dieser neuen und wirklich interessanten Gattung nichts in Ihren gesammelten Gedichten?“

„Nur ein einziges,“ entgegnete Feodor, „indem er die Augenbrauen in die Höhe zog. Nur ein einziges, Seite 44, also lautend:

Sehnsucht an Daphne.

Komm, schwingende Turteltaube, in den
Dom, wo die Säulen stehen, wo auch
Fromm die christlichen Seufzer flöten,
Rom-mantisch der Weihrauch verfächelt!
Vom Rosenstrauch nicht lächelt der Ahorn —
Drom schließ' mein Lied, gereimt hinten und vorn!

Als er dies gelesen, ließ der Unteroffizier das Buch sinken und sah forschend im Kreise umher.

Der Adjutant applaudirte laut und geräuschvoll und nahm das Manuscript mit einer gewissen Ehrfurcht aus den Händen des Un-

terossiziers. „Lassen Sie mir es einen halben Tag," sagte er, „alsdann sollen Sie eine und, wie ich glaube, befriedigende Antwort haben."

Feodor war überglücklich. Ihm schwindelte vor der Höhe, zu welcher er erhoben werden sollte. Nicht mehr geheimer Dilettant, sondern wirklich gedruckt werdender Dichter! Er schien in diesem wichtigen Augenblicke für sonst nichts mehr Sin'n zu haben, und wollte sich gerade über seine Werke in ein Langes und Breites auslassen, als ihm Meister Kaspar sagte: „Verzeihen Sie, Herr Kamerad, — aber die Geschichte! Sie ritten gerade durch den dunkeln Wald — Gott! ich glaube, es kommen Räuber vor."

„Ja, ja, die Geschichte!" riefen auch die anderen Anwesenden. Und Dose sah sich gezwungen, fortzufahren.

„Der Wald," begann er also wieder, „mündete auf jene weite Haide, von der ich schon gesprochen. Ich mußte sie bei meinem nächtlichen Ritte unweit vom Artillerie-Parke quer durchreiten, um zu unseren Quartieren zu gelangen. Diesen Weg hatte ich schon oft gemacht und kannte also die Richtung, welche ich zu nehmen hatte, genau. Es war dies ein besonders ödes Stück der Haide, entfernt von jeder menschlichen Wohnung. Hier zog sich der Tannenwald am weitesten zurück. Wenn ich so Morgens zu den Schießübungen ritt, so hatte ich oftmals ein kleines Kreuz bemerkt; in den weichen Boden eingesunken, ragte es kaum noch zwei Fuß über denselben empor. Dichtes Moos war um den grauen Stein gewachsen, und wenn man es abkratzte, wie wir einstmals gethan, so las man einen Namen, eine Jahrzahl, und der Name gehörte einem vormals berüchtigten Wilddiebe, und das Datum zeigte den Tag an, wo man ihn auf dieser Stelle erschossen gefunden."

„Ich verließ also den Weg durch den Wald, und als ich auf die Haide kam, trabte ich leicht weg. Ich weiß nicht, ob von euch Herren schon Jemand nächtlicher Weile über eine Haide geritten ist. Es beschleicht einen dabei ein unheimliches Gefühl. Der

Hufschlag des Pferdes klingt hohl, als ritte man über einen Keller, und dann ist der geringste Hauch des Nachtwindes so auffallend bemerkbar, streicht gespensterhaft über die Fläche daher, lüpft leicht die Mähne des Pferdes, fährt einem sanft durch's Gesicht, als thue das eine unsichtbare Hand, und neckt am Boden die dürren Sträucher und Gräser, mit denen er so geheimnißvoll und doch hörbar flüstert."

„Brrrr!" machte der wachthabende Schneider.

„Der Mond, obgleich am Untergehen, warf einen hellen Schein über die Haide vor mir. Rechts neben mir konnte ich die einzelnen Tannen erkennen, geradeaus am Horizont sogar den dunklen Streifen, wo sich hinter Gebüschen und Bäumen unser Quartier befand, das doch noch eine gute Stunde entfernt war. Hierbei muß ich bemerken, daß ich an dem Abend durchaus nicht unheimlich aufgeregt war; ich dachte nur an meine Poesie. Der einzige Gedanke, der meine Phantasie unterbrach, war der: jetzt wirst du bald halben Wegs geritten sein, sogleich mußt du das Kreuz sehen — — — — da, mit Einemmale sah ich nun das Kreuz, nicht viel über hundert Schritte von mir. Aber dieses Kreuz, heute Morgen kaum zwei Fuß aus dem Boden emporragend, war gewachsen und stand jetzt wenigstens sechs Fuß über der Erde empor."

„Der Teufel!" sagte der Major der Bürgerwehr.

Meister Kaspar aber und der Tambour schlossen ihre Glieder mit einer Genauigkeit, wie sie es auf dem Exercirplatze niemals gethan.

„Das Kreuz war gewachsen," fuhr Dose fort, „und nun müßt ihr mir zugeben, daß es in jedes Menschen Brust ein unheimliches Gefühl hervorzurufen im Stande ist, wenn steinerne Kreuze, die lange Jahre auf einsamer Haide ruhig gestanden, nun in der Mitternachtsstunde plötzlich emporschießen, wie Spargeln im Frühjahr. Ruhig nahm ich den Zügel meines Pferdes in die linke Hand, während ich mit der rechten meinen Säbel etwas lockerte und mich dann versicherte, daß meine Pistole in dem Holster stak. War es

nun dieser plötzliche Zügeldruck, den der Pluto spürte, oder was Anderes, genug, er hob die Nase in die Luft, schüttelte den Kopf zweifelnd wie ein Mensch hin und her, und fiel vom Trab in einen langsamen Schritt."

„Da ich um mich her freie Ebene hatte, so konnte ich mit der größten Bequemlichkeit das gespenstige Kreuz auf eine halbe Meile umreiten. Aber ein Unteroffizier von der Artillerie geht dem Teufel nicht aus dem Wege. Deßhalb drückte ich dem Pluto die Schenkel fest an und ritt gerade aus. — Ihr werdet heute gerade so gut überzeugt sein, wie ich es damals war, daß ein Kreuz unmöglich wachsen kann; so fand ich es denn auch, als ich näher ritt, obgleich das, was ich fand, nicht weniger seltsam, ja unheimlich war. Der Stein war begreiflicher Weise nicht höher geworden, aber auf ihm hockte eine menschliche Gestalt, die auf Augenblicke ruhig saß, um gleich darauf die sonderbarsten Stellungen anzunehmen, Bewegungen zu machen, wie ein wahnsinnig gewordener Telegraph. Bald sah ich, daß das Ding vor mir einen Kopf hatte, bald schien dieser von den Schultern verschwunden zu sein. Jetzt streckte es den rechten Arm aus, jetzt den linken, darauf das Bein der gleichen Seite, dann wieder das andere. — Pluto fing an, ängstlich zu werden. Er öffnete seine Nüstern, zog heftig die Luft an sich und drehte sich nach allen Seiten, ohne von der Stelle zu gehen. Das machte mich ärgerlich. Ich nahm mich scharf zusammen, gab ihm ein paar kalte Eisen hinter den Bauchgurt, und nun machte er ein paar Sätze vorwärts, um darauf wie festgenagelt mit weit vorgestrecktem Halse stehen zu bleiben. Unterdessen war ich aber so nahe gekommen, daß ich deutlich sehen konnte vor mir auf dem Kreuze sitze ein Wesen von menschlicher Gestalt. Ich zog meine Pistole hervor, richtete mich in den Bügeln empor und rief ein lautes und kräftiges: Wer da? — — —

„Da drehte die Gestalt auf dem Kreuze ihren Kopf herum, zeigte mir ein eingefallenes, blasses und hageres Gesicht, wahrhaft

gespenstig leuchtend in den letzten Strahlen des Mondes, und schlug eine laute Lache auf, ein schrillendes Gelächter — hi! hi! hi! hi! hi! — Das war zu viel für Pluto: er, eines der gehorsamsten und ruhigsten Pferde der ganzen Artillerie, warf sich plötzlich herum, that einen gewaltigen Riß und flog mit mir in wilden Sätzen über die Ebene dahin. Eine gute Viertelstunde brauchte ich, ehe ich seiner wieder vollkommen Herr geworden. Und als ich ihn darauf umwandte, um das Kreuz wieder aufzusuchen, ging gerade der Mond am Horizont unter, und es wurde so dunkel, daß ich nur wenige Schritte vor mich hinsehen konnte. Ich mußte das Abenteuer auf sich beruhen lassen und froh sein, als es mir nach einer Stunde Umherschweifens gelang, endlich glücklicher Weise den Weg aufzufinden, der mich nach meinem Bestimmungsort führte."

Damit schwieg der Erzähler und blickte stolz im Kreise umher. Jedes Auge war fest auf ihn gespannt, aber Niemand wagte es, die Stille zu unterbrechen, als der Schneider, der ängstlich fragte: „Und das seltsame Wesen auf dem Kreuze war wirklich ein Gespenst? — Sie haben nichts mehr darüber gehört?"

Dose lächelte sanft vor sich hin und sagte: „Es sei ferne von mir, daß ich Sie in einer unangenehmen Gewißheit lasse, da ich Ihnen zu beweisen im Stande bin, daß jenes allerdings unheimliche Wesen nichts Uebernatürliches an sich hatte."

„Ah!" machten die Zuhörer. Und Meister Kaspar setzte leise hinzu: „Gott sei gedankt, daß es so geendigt! Das hätte mir eine böse Nacht verursacht."

„Den anderen Morgen," fuhr Feodor Dose fort, „erzählte ich das gehabte Abenteuer meinem Hauswirthe und erfuhr, daß sich jene Gestalt öfters sehen lasse, daß sie aber kein Geist sei, sondern der wahnsinnige Sohn eines benachbarten Schullehrers, der sich zuweilen in Mondschein-Nächten auf jenes Kreuz setze, um so lange jene beschriebenen sonderbaren Bewegungen zu machen, bis der

Mond untergegangen. — „Die Liebe, ach! die Liebe," setzte der Unteroffizier träumerisch hinzu, „hat ihn so weit gebracht. —"

Unterdessen war es spät geworden, die Weinkrüge geleert, und der Major der Bürgerwehr machte den Vorschlag, jetzt nach dem Städtchen zurückzukehren, welcher bereitwilligst angenommen wurde. Die Gesellschaft stolperte den Berg hinab. Dose wurde durch den freundlichen Adjutanten in ein gutes Quartier gebracht, und auf der alten Schloßruine blieb Niemand zurück, als die Wache.

Meister Kaspar aber horchte, bis die letzten Schritte unten im Städtchen verklungen, bis der Nachtwächter die eilfte Stunde geblasen; dann zog er den Posten vor dem Gewehr ein, verrammelte die Thür mit den vorräthigen Mobilien und legte sich zum Schlafen nieder. Doch wollte der Schlummer lange nicht kommen, und als er endlich die müden Augen des Schneiders schloß, träumte diesem von schrecklichen Gespenster-Geschichten, von seltsamen Gestalten ohne Köpfe, aber mit sechs Paar Beinen und Armen. Er verbrachte eine sehr unangenehme Nacht und schwor hoch und theuer, sobald nicht wieder auf Wache zu ziehen.

Zehntes Kapitel.

Enthält die Beschreibung eines Bürgerwehr-Balles mit volksthümlicher Quadrille, auch sonst noch viel Lehrreiches. — Später wird getrommelt.

Der Adjutant der Bürgerwehr wußte nicht nur das Bataillon zu lenken, sondern auch die ganze Stadt handelte nach seiner Angabe. Es war ihm vor allen Dingen darum zu thun, den tüchtigen Unteroffizier, der sich so zufällig hier eingefunden, so lange als möglich da zu behalten, ihn zuerst als Exercirmeister zu gebrauchen und ihn vielleicht nach und nach für seine Sache zu gewinnen, d. h.

nach links herüberzuziehen. Da aber Dose, wie wir wissen, in seinen Ansichten völlig rechts überhing, so mußte sich die ganze Stadt auf's Beste zusammennehmen, um ihm ihre wirklichen Gesinnungen nicht zu verrathen. Dem Unteroffizier wurde erklärt, es handle sich nur darum, um bei einem wahrscheinlich ausbrechenden Kriege eine kleine Macht zu bilden, die im Stande sei, Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten, und er thue ein gutes Werk, wenn er sich im Hinblick auf diese lobenswerthe Absicht der Organisation der Bürgerwehr eine kurze Weile annehme.

Der Adjutant des Bataillons handelte nach den Befehlen und im Einverständniß mit einer unsichtbaren höheren Behörde, der Alles daran gelegen war, sich bei der Artillerie einige geheime Freunde zu erwerben.

Dose aber, den es drängte, sobald als möglich nach C. zu kommen, war nicht leicht zum Dableiben zu vermögen, und der Unteroffizier würde den besten Worten, dem vortrefflichsten Quartier nicht nachgegeben haben, hätte man dem Dichter nicht auf's Beste geschmeichelt, indem man ihm das hier erscheinende Lokalblatt zur Verfügung stellte und am anderen Tage schon „Die vernagelte Kanone" darin abdruckte. Das war zu viel für Feodor's empfängliches Gemüth. Er sah sich zum ersten Male gedruckt. Da war sein Lieblings-Gedicht, überschrieben: „Die vernagelte Kanone," unterschrieben: „Feodor Dose." Ja, er war so vom Glück berauscht, daß der Adjutant es noch am selben Abend wagen konnte, ihm mit süßen Worten Einiges von einem gesammten freien Deutschland einzugeben, was Dose wie eine unbekannte Medizin hinnahm, die allerdings unangenehm schmecke, aber vielleicht von besserer Wirkung sein könne. Zu gleicher Zeit legte ihm der Adjutant ein Schreiben aus C. vor, worin es hieß, der Befehl zur Mobilmachung sei noch nicht eingetroffen, mithin habe der Unteroffizier vollkommen Muße, noch eine Zeit lang in der Stadt zu bleiben. Da das Intelligenzblatt am anderen Tage Dose's „Sehnsucht an Daphne" brachte,

und der Dichter nicht umhin konnte, sich glücklich zu preisen, daß der glühendste Wunsch seines Lebens jetzt endlich in Erfüllung gegangen, daß sich jetzt endlich die Presse für ihn geöffnet, so nahm der Adjutant hierbei Veranlassung, von einem geheimen Befehle zu sprechen, der es Militärpersonen überhaupt verböte, etwas drucken zu lassen, und ging dann sehr geschickt auf Preß-Verhältnisse im Allgemeinen über, nannte das Bestehende eine Knechtschaft, und wußte die Ideen des armen Unteroffiziers für eine freie Presse zu erwärmen.

Wenn nun Dose als Mensch aus zwei Elementen, einem militärischen und einem poetischen bestehend, sich unter dem Einflusse des letzteren einer gewissen Weichheit hingab, so war er als Unteroffizier, um uns bildlich auszudrücken, wie von englischem Gußstahl und ließ diese Schärfe und Härte das ganze Bataillon empfinden, wenn er es droben vor dem alten Schlosse in den Anfangsgründen der edlen Kriegskunst unterwies. Die Ritterburg hatte gewiß zu den Zeiten des wildesten Faustrechtes nicht so viele schlimme Worte gehört, als in diesen Tagen. Dose schien seine Kreuzdonnerwetter, seine Millionen- und andere Hunde während der Post-Dienstzeit bei sich selbst niedergelegt zu haben, um sie jetzt mit den reichlichsten Zinsen wieder auszugeben. Die gute Bürgerwehr hatte bis jetzt keine Ahnung davon gehabt, welche Feinheiten im einfachen Rechts- und Linksum versteckt lägen, — zierliche Nüancen, die Dose sich bemühte, zu Tage zu fördern. Seine Leidenschaft war, die Wendungen nach Zählen machen zu lassen, und damit „zwiebelte“ er die Bürgerwehr, daß ihr Hören und Sehen verging.

Bald ließen sich auch deutliche Beweise großer Unzufriedenheit wahrnehmen, und wenn nicht Dose mit einem fürchterlichen Eide geschworen hätte, dem, der das Maul aufthue, sobald er stillgestanden! commandirt, den Schädel einzuschlagen, so würde er eines Tages einen offenen Ausbruch der Meuterei erlebt haben. So aber begnügten sich die Bürgerwehrmänner mit häufigem Kranksein, und

Dose hatte noch nicht vier Tage lang seine Zuchtruthe geschwungen, so bestand das Bataillon auf dem Exercirplatze nur noch aus dem Major, den Hauptleuten, den Lieutenants und einem halben Dutzend unverwüstlicher Musketiere.

Der Adjutant war in Verzweiflung; er hatte mit Vergnügen die Fortschritte bemerkt, welche die Mannschaft gemacht, und mußte jetzt sehen, wie die Lust an der ganzen Bürgerwehr so auffallend und unaufhaltsam abnahm. Sogar die abendliche Besprechung im Grünen Baum war nicht im Stande, die tapferen Kämpfer freundschaftlich zu verbinden; es bildeten sich Gruppen an verschiedenen Tischen, man sah auch hier eine Rechte und eine Linke, man sprach von Tyrannei, flüsterte von erneuter Knechtschaft, und ein paar verwegene Intriganten bearbeiteten das Bataillon und schlugen Neuwahlen vor, um andere Männer an's Ruder zr bringen, denen es Ernst sei mit dem wirklichen Fortschritt, mit der Freiheit, mit der — Ordnung.

Der Adjutant sah ein, daß er falsch manövrirt, daß Bürgerwehr nimmer zu wirklichem Militär heranzubilden sei, und daß ihm das Schreckliche bevorstehe, seine Popularität zu verlieren. Er hatte einen feierlichen Appel ansagen lassen; derselbe wurde schwach besucht. Er hatte Bürgerwehr-Lieder gratis vertheilt und nichts Besonderes damit bezweckt. Er hatte die Anfertigung der neuen Fahne beschleunigt; das Bataillon war sehr unvollzählig erschienen, um sie zu übernehmen. Er hatte so große Hoffnungen gehegt, so Schönes zu erringen geglaubt durch die Anwesenheit des Artillerie-Unteroffiziers — Alles umsonst! Er hatte für die erhabene Sache nichts gewonnen, für sich selbst viel verloren; er mußte zu einem energischen Mittel schreiten, um seine Stellung wieder zu gewinnen; er wollte die Frauen und Mädchen des Ortes in's Interesse ziehen, um auf die Männer zu wirken, er wollte einen Bürgerwehr-Ball veranstalten; und er hatte das richtige Mittel gefunden — diese Idee fand allgemein Anklang.

Das Lokal des Grünen Baumes, ein ziemlich großer Saal mit ein paar Nebenzimmern, wurde festlich dekorirt mit rothen Fahnen, mit grünen Guirlanden und den Waffen des Bataillons, mittels welcher man an der kleinen Seite des Saales eine große Trophäe errichtete, die sich im Glanze von ein paar Dutzend Talgkerzen recht stattlich ausnahm. Die Musik des Städtchens, bestehend aus einem Contrebaß, zwei Violinen und einer Clarinette, wurde durch die beiden Tambours verstärkt und befand sich auf einer Tribune, die gebildet worden, indem man Bretter über einige Fässer gelegt.

Wir müssen gestehen, daß die Idee des Adjutanten im Städtchen allgemeinen Anklang gefunden hatte. Die weißen Kleider wurden hervorgesucht, mit rothen Schleifen verziert, zwei Damen erschienen sogar in blutrothen Taffet gekleidet; und wir können es leider nicht verschweigen, daß sich während des Nachmittags die Musik abquälte, die Marseillaise zu spielen — freilich in sehr langsamem Tempo — denn mit dieser Melodie sollte der Bürgerwehr-Ball durch eine Polonaise eröffnet werden.

Dose war abgenutzt, Dose war eine gefallene Größe. Man duldete seine Uniform nur noch, weil er feierlich erklärt hatte, er reise morgen ab, indem er mit einer solchen „Schwefelbande," die keinen Drang zur Subordination in sich fühle, nichts mehr zu schaffen haben wolle. So schnell ändern sich Zeiten und Menschen. Wir können dabei nicht verschweigen, daß neben dem Unteroffizier Dose auch der Poet Feodor Dose auf's Tiefste gekränkt worden war. Der Erstere hatte es nämlich für nöthig befunden, den Drucker des Intelligenzblattes, der mit sehr rostigem Gewehr angetreten war, einen unsauberen Schmierfinken zu nennen, woraus das Schreckliche entsprang, daß am folgenden Tage eine Recension erschien, welche das berühmte Gedicht: „Die vernagelte Kanone," für den miserabelsten Schund erklärte.

Trotz allem dem hielt es der umsichtige Adjutant doch für klug, nicht gerade in offener Feindschaft von dem Unteroffizier zu scheiden.

Es konnten Zeiten kommen, wo — — und darum beschloß er, wenigstens für seine Person, Dose bis zum letzten Augenblick auf's Freundschaftlichste zu behandeln. Er ertheilte dem Drucker von Bataillons wegen eine tüchtige Nase, er lud den geschmähten Dichter dringend zum Bürgerwehr-Balle ein, und Dose versprach zu kommen.

Aber nicht blos innerhalb der Stadtmauern beschäftigte man sich eifrig mit den Vorkehrungen zu diesem Feste — nein, auch von auswärts kamen Theilnehmer und Theilnehmerinnen, letztere meistens in harmlose Landfuhrwerke gepackt, mit aufgewickelten Haaren, auf dem Schooße ein großes Paket, worin sich das weiße Ballkleid befand, sowie Strümpfe und Schuhe. Das auswärtige männliche Geschlecht bestand meistens aus sehr gesinnungstüchtigen Mitgliedern eines Seminars auf der anderen Rheinseite, blutdürstigen jungen Leuten mit großen, drohenden Bärten und keck aufgestülpten Schlapphüten. Diese fuhren in einem Boote über den Rhein, sie hatten zwischen sich eine große rothe Fahne aufgesteckt und sangen:

Wenn die Fürsten fragen: was macht Hecker doch?
Könnt ihr ihnen sagen: dieser hänget hoch —
Aber nicht am Galgen, nicht an einem Strick,
Sondern an der Spitze — freier Republik!

In dem Tanzsaale selbst hatte man eine gleiche Lithographie, wie eine droben in der Wachtstube prangte, aufgehängt, hier aber umgeben von einem Kranze von Eichenlaub, deutscher Männer Kraftsymbol und Lieblingsbaum, bis zu seinen Früchten, den Eicheln, die man im Naturzustande roh, sonst aber auch gebrannt und gemahlen als Kaffee verzehrt.

Obgleich der Zutritt in den Tanzsaal Nachmittags Niemand mehr gestattet war, so hatte doch Dose, der im Grünen Baum wohnte, hiervon eine Ausnahme gemacht, um sich die Dekorationen,

an welchen man den ganzen Tag über gehämmert, mit Muße anzusehen. Manches kam ihm hier sonderbar vor, und er schüttelte bedenklich sein langes Haupt. Unter Anderem vermißte er die Landesfarben, sowie das Portrait seines Königs und Herrn, und sah dafür eine miserable Lithographie, die einen Mann darstellte, der einem Räuberhauptmanne wie ein Ei dem andern ähnlich sah. Dose beschloß trotz allem dem, den Ball zu besuchen.

An der Haupt-Eingangsthüre befanden sich zwei Schildwachen mit Säbel und Muskete aus der Bürgerwehr, neben ihnen der Kassier des Bataillons hinter einem Tischchen, auf welchem ein tiefer Suppenteller stand, bestimmt, das Eintrittsgeld und patriotische Gaben in Empfang zu nehmen, die gespendet wurden zum Besten der guten Sache, sowie auch, um das rothe Baumwollenzeug für die Fahnen zu bezahlen. Wir müssen gestehen, daß sich der Teller mit Silbergeld füllte. Der Kassier saß stolz auf seinem Stuhle, mit einer weißen Halsbinde; er trommelte selbstgefällig mit den Fingern auf den Tisch, und machte hie und da den beiden Schildwachen ein geheimes Zeichen, sich gerade zu stellen und das Gewehr anzuziehen, wenn nämlich Jemand kam, von dem anzunehmen war, daß er wenigstens einen halben Thaler opfern würde.

Der Ball begann um sieben Uhr mit dem Aufspielen des marseiller Liedes, bei dessen Klängen sichdie ganze Gesellschaft feierlich durch den Saal und die beiden Nebenzimmer bewegte. Es wurde dies natürlicher Weise als Polonaise betrachtet, und diese ward angeführt von einem dicken, bleichen, schlagflüssigen Seminaristen, der rothes Haar, und Halsbinde, sowie Uhrband von derselben Farbe trug. Er blickte stolz um sich her, hatte seine Arme beständig halb gebogen und hob sie bei jedem Schritte ein paar Zoll empor, ungefähr so, wie es ein junger fetter Pelikan mit seinen Flügeln zu machen pflegt, ehe er sich vom Boden erhebt.

Der Seminarist war Mitglied mehrerer geheimen Gesellschaften;

er warb für die Freiheit bei allen Veranlassungen, und da er durch aufopfernden Lebenswandel sehr verschuldet war, so schwärmte er unmäßig für das Gleichheits-Prinzip. Er gehörte zu den Festordnern, ebenso wie der Major, die Hauptleute, die Lieutenants, der Wachtmeister, Bataillonsschreiber und Kassier, sowie noch eine andere, sehr dürre Persönlichkeit, der Tanzmeister des Ortes, ein heruntergekommener Barbiergeselle und wüthender Demokrat. Alle diese Festordner trugen rothe Binden am Arm, tranken ihren Wein auf Kosten der Bataillons-Kasse und gaben sich ein unerhörtes Ansehen.

Nach der Polonaise rief der festordnende Tanzmeister eine Quadrille aus, — ein fremdes Wort, wofür ihn der schlagflüssige Seminarist mit einem furchtbaren Blick bestrafte. Dann brüllte der Letztere: „Ein Vierertanz, ihr Bürger!“ und stellte sich als erstes Paar auf. Sein Gegenüber war der Major, neben diesem der Adjutant, rechts zwei Hauptleute, links zwei Lieutenants; neben dem Seminaristen befand sich der Drucker des Intelligenzblattes. Und so stand hier eine vornehme, eine Honoratioren-Quadrille. Der Seminarist warf sich in die Brust, blickte stolz auf den Tanzmeister und bedeutete ihm, zu schweigen, er selbst wolle die Touren anrufen.

Die Musik begann, die üblichen Verbeugungen gegen die Damen wurden gemacht, wobei der Major zierlich mit dem Fuße hintenaus kratzte, der Adjutant die Hand auf's Herz legte, der Schlagflüssige gleichgültig den Kopf neigte und die Backen aufblies, und jeder der Hauptleute und Lieutenants schon jetzt den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in die Westentasche vergrub, wo sie bis zur Beendigung des ganzen Tanzes verblieben. Der Drucker allein hatte kein Compliment zu Stande gebracht; denn in dem Augenblicke, wo er dazu seinen Mund lächelnd spitzte, wie ein Karpfen, entdeckte er Feodor Dose's Gesicht gerade sich gegenüber, weßhalb er statt jedes Complimentes ingrimmig auf die Seite spuckte.

„Die Sklavenkette!“ brüllte nun der Seminarist, was so viel heißen sollte, als: Chaine anglaise. Und Alles gerieth in die lebhafteste Bewegung. Damen und Herren wanden sich durch einander, die Kleider rauschten, und die Musik jammerte irgend eine lustige Melodie.

„Schützt die Damen!“ hieß es wieder, und Alles beugte sich zierlich vor- und rückwärts, nach rechts und nach links.

„Die freie deutsche Faust!“ erscholl ein neues Commando. Und trotz dieser deutsch-patriotischen Uebersetzung wurde doch das sanfte Tour de mains nach altherkömmlichen Regeln ausgeführt. So ging es fort, und der schlagflüssige Seminarist gab den verschiedenen Commandoworten durch die Art, wie er sie aussprach, eine mannigfaltige und nicht zu verkennende Bedeutung. Oft lispelte er leise, wenn er sagte: „Die Kette der Damen“, oder „Promenade,“ was ihm zu übersetzen überflüssig erschien. Bald aber zuckten seine Arme, als wollte er jetzt gerade zur Decke hinauffliegen, und sein Mund öffnete sich weit, wenn er z. B. rief: „Zwei kühn voran!“ oder „Jagt nach rechts und nach links!“ oder „Bewaffnet die rechte und linke Hand!“

Der Glanzpunkt der Quadrille war übrigens, als er in der Tour Cavalier seul endlich mit herausforderndem Blicke rief: „Der freie deutsche Mann allein!“ und anmuthig vortänzelte, die Nase hoch, das Gesicht bläulich, das rothe Uhrband stolz um den Finger gewickelt. Es war dies ein großer Moment und wurde mit einem allgemeinen Händeklatschen begrüßt, das Jeden mit Ausnahme des Tanzmeisters zu freuen schien, der vor Neid hätte bersten mögen, daß ihm diese gesinnungstüchtigen und volksthümlichen Veränderungen nicht eingefallen.

Dose, dem diese ganze Geschichte sehr unbehaglich zu werden anfing, hätte sich gern aus den Zimmern zurückgezogen; doch da er heute Vormittags einen großen Spaziergang gemacht, um von der Spitze eines benachbarten höheren Felsens sehnsuchtsvoll das

Rheinthal hinabzublicken, so begann er jetzt ziemlichen Hunger zu verspüren und mußte sich schon entschließen, hier zu bleiben und bis zur Pause zu warten, da heute Abend sonst im ganzen Hause nichts zu erhalten war. Doch zog er sich in das hinterste Zimmer zurück, setzte sich da in eine Ecke und versank in Träumereien.

Der Kassier vorn an der Thür hatte seine Einnahmen ziemlich beendigt, denn es kam keine Seele weiter, um ihr Schärflein darzubringen, weßhalb er die Silbermünzen in dem Suppenteller mit seinem Schnupftuch bedeckte und sich etwas zu essen bringen ließ. Er verzehrte mit großem Appetit die Kalbs-Cotelette, die man ihm gebracht, setzte den gebrauchten Teller auf sein Schnupftuch, und machte mit übrig gebliebener Sauce ein Kreuz auf diesen obersten Teller, um damit anzuzeigen, daß man unter demselben Schnupftuch und Geld als unverletzliches Eigenthum zu betrachten habe. Dann erhob er sich in der ganzen Würde seines Amtes und schritt in den Tanzsaal, stolz erhaben, den Oberkörper auf den Hüften wiegend, den Kopf in der weißen Halsbinde drehend. Die beiden Schildwachen, obgleich heute Abend als Musketiere fungirend, waren nichts desto weniger freie Bürger der Stadt, und sie sahen dieses Aufpostenstehen als eine große Gefälligkeit ihrerseits an, die aber nothwendiger Weise ihre Grenzen haben müsse. Deßhalb stellten sie nach Abgang des Kassiers ihre Gewehre in die Ecke, stülpten den Hut darauf und fingen ebenfalls an, zu soupiren, so lange draußen noch der Tanz wogte und in der Küche noch etwas Gutes zu haben war.

Jetzt näherte sich die erste Abtheilung des Balles ihrem Ende und schloß mit einem Vernichtungs-Galopp, aus dem man deutlich die Klänge eines bekannten Volksliedes heraushörte. Dann traten die Paare aus einander, man ließ sich an den noch leer stehenden Tischen nieder, Alles rief nach Wein und Speisen. Alles, sagen wir, mit Ausnahme des Kassiers; nicht, weil dieser schon sou-

virt hatte, sondern weil er, an die Eingangsthüre zurückkehrend, dort weder Teller noch Geld mehr vorfand und verzweiflungsvoll nach seiner Kasse schrie. Die beiden Schildwachen, die befragt wurden, schauten sich überrascht an und versicherten, nicht das Geringste zu wissen. Sie wären nicht von dem Platze gewichen, wie der Herr Kassier, sie hätten im Uebermaß des Pflichtgefühls sogar stehend ihr Abendbrod verzehrt, und überhaupt hätte man ihnen keinen bestimmten Auftrag gegeben, über einen Teller zu wachen, der mit zwei Saucestrichen versehen gewesen wäre.

Es war ziemlich viel Geld in dem Teller vorhanden gewesen, und das seltsame Verschwinden desselben wurde bald im ganzen Saale bekannt und machte keine geringe Bestürzung. Der Major schaute vornehm verweisend aus, der Adjutant mißtrauisch, der schlagflüssige Seminarist wüthend und der arme Kassier höchst unglücklich. Der Seminarist, dem die fremde Uniform Dose's schon lange ein Dorn im Auge gewesen, machte sich in feindseligen Ausdrücken Luft, sprach von den Livreen der Tyrannen, sowie ähnliches ungereimtes Zeug, und beruhigte sich erst wieder, als die lange Gestalt des Unteroffiziers im Tanzsaale sichtbar wurde, der aus seinem Winkel hervorkam, um sich nach dem allgemeinen Lärmen zu erkundigen.

Zwei Schildwachen bei einer Kasse und diese Kasse verschwunden, das verursachte ihm ein niederdrückendes Gefühl. Wenn die beiden Musketiere auch nur der Bürgerwehr angehörten, so waren sie doch von ihm, von Feodor Dose, commandirt worden, und das warf einen Schatten über sein Gemüth. Er wandte sich um, die Arme verschränkt, und befand sich gerade vis-à-vis dem jungen Schlagflüssigen, der ihn etwas herausfordernd von oben bis unten ansah. Dose erwiederte diesen Blick, war aber schneller damit zu Ende, denn der Seminarist war von sehr kleiner Gestalt.

Der Unteroffizier zuckte gleichgültig die Achseln und wandte sich der Thüre zu, als wolle er hinausgehen. Der Andere trat ihm

in den Weg. „Herr,“ sagte er, „Sie wissen wahrscheinlich nicht, was vorhin an der Thüre geschehen ist! Man schleicht sich nicht so aus dem Zimmer, wenn Kassen spurlos vom Tische verschwinden. Man bleibt da, bis die Sache gehörig untersucht ist.“

Dose erblaßte vor ungeheurer Wuth, denn er begriff die Rede des schlagflüssigen Seminaristen. Seine rechte Hand zuckte in der Luft, und wenn nicht der Adjutant dazwischen gesprungen wäre, so hätten sich die Finger im nächsten Augenblicke sehr unangenehm mit der rothen Halsbinde beschäftigt.

„Schämen Sie sich!“ sagte der Adjutant zu dem jungen Manne. „Was ist das für eine Aufführung?“ Auf diese Art dient man unserer Sache nicht. — Bester Herr Unteroffizier, hören Sie nicht auf diesen unvorsichtigen jungen Menschen!“

„Eindringlinge und Spione,“ entgegnete der Schlagflüssige... und jetzt konnte ihn die Person des Adjutanten nicht mehr beschützen. Dose reckte sich etwas Weniges in die Höhe, beugte sich dabei fast über den Adjutanten herüber, und streckte den Seminaristen mit einem einzigen Schlage zu Boden. Dann athmete er tief auf, zog seine Uniform um die Taille ein wenig herunter und blickte fragend rings umher.

Obgleich sich der Seminarist im nächsten Augenblicke wieder auf die Beine half und der Adjutant behauptete, Jener sei nur ausgeglitscht, so begann sich doch in dem Saale ein unangenehmer Tumult zu erheben, aus dem heraus man deutlich die Worte vernahm: „Werft ihn die Treppe hinab, werft ihn auf die Straße!“ — Wer weiß auch, wie dieser Tumult geendigt hätte, wahrscheinlich mit einer sehr soliden Schlägerei, denn Dose liebäugelte schon mit einem Stuhle in seiner Nähe, der sehr feste Beine zu haben schien, als der Wirth zum Grünen Baum hastig zwischen die Streitenden stürzte, indem er ausrief: „Kein Wort weiter, ihr Herren, die Kasse ist wiedergefunden!“ Ihm folgte der entzückte Kassier mit einem großen Zuber voll schmutzigen Spülwassers, in das er,

obgleich es sehr unangenehm roch, mit innigem Entzücken seine Nase steckte.

Die Sache mit der verschwundenen Kasse war bald aufgeklärt. Ein Dienstmädchen des Hauses hatte die, wie sie glaubte, leeren Teller in die Küche genommen, sie dort in Wasser versenkt und stehen lassen, und erst, als man die Teller wieder gebrauchte und abspülte, fand sich die ganze Bescherung, an der nicht ein Groschen fehlte. Der überglückliche Kassier predigte nach allen Richtungen Versöhnung, sagte dem jungen Seminaristen einige passende Worte und führte den Unteroffizier in das hintere Zimmer, wo er sich mit ihm bei einer Flasche Wein festsetzte.

Dose's Gemüth war tief erschüttert; er fing an, die Gesellschaft zu erkennen, in der er sich befand, er fing an, hier in diesem Kreise für seine Uniform, für seine Tressen zu erröthen. Er war auf diese Art ein einsylbiger Gesellschafter, weßhalb ihn der Kassier bald verließ und in den Tanzsaal zurückkehrte. Feodor stützte die Hand auf ein Fenstergesims, legte den Kopf darauf und hatte schmerzliche Gedanken. Wie ein wilder, wüster Traum erschien ihm sein Aufenthalt hier in dem Städtchen, und er konnte oft nicht begreifen, was ihn hier zurückhalte. Ach! die Kinder seiner Muse hatten es gethan, seine Poesieen. Aber auch dieser Zauber fesselte ihn nicht mehr an den Ort, er sollte ihm kein Capua werden, er wollte ihn morgen mit dem ersten Blicke des jungen Tages verlassen. Hatte er doch sein Manuscript wieder, hatte er es doch durch einige vortreffliche Lieder vermehrt, ja, er hatte sogar einen Freiheitsgesang gemacht. Aber dies war ein harmloses Lied, denn es waren die Ergüsse eines Unteroffiziers nach eben bestandenem dreitägigem Mittelarrest.

Horch! was war das? Täuschte sich Dose oder vernahm er wirklich den lustigen Schlag einer Trommel?

Eilftes Kapitel.

Vom unglücklichen Kehraus des Bürgerwehr-Balles und von der Ankunft eines wirklichen Infanterie-Lieutenants, in dessen Folge der schlagflüssige Seminarist und der Badmeister Dose arretirt werden, — kurz aber wichtig für Beamte der öffentlichen Macht.

Nein, Dose täuschte sich nicht! Um vor dem Lärmen der Tanzmusik im benachbarten Saale besser hören zu können, öffnete er ein klein wenig das Fenster, an dem er allein saß, und lauschte. Richtig! da klang es wieder, schon näher und deutlicher, aber immer noch fern auf der Landstraße. Rataplan—Rataplan—plan—plan!

Trommelschlag und Hundegebell hört man in der Nacht sehr weit, wenn man nicht gerade einen Cotillon tanzt. Aus dem letzteren Grunde schien man auch drinnen im Tanzsaale nichts zu vernehmen; der Contrebaß grunste, die Violinen quiekten, und die Clarinette jammerte dazwischen immer fort ohne Aufhören, nur zuweilen übertönt von dem Gestampfe der Tanzenden.

„Ei," dachte der Unteroffizier, „was kann das sein? Warum der Marsch einer Infanterie-Colonne bei so später Nacht?" — Es mochte eilf Uhr sein. — Er lauschte abermals, doch hatte der Trommelschlag aufgehört, und es schien draußen ganz ruhig zu sein. Doch nur eine halbe Viertelstunde lang; dann vernahm Feodor mit einem scharfen geübten Ohr Tritte vieler Menschen, die sich auf der Landstraße in gleichem Schritt zu nähern schienen. Er schüttelte den Kopf. Was konnte das bedeuten? — Stand die Ankunft des Militärs vielleicht im Zusammenhange mit einigen Bewohnern des Städtchens oder vielleicht gar mit dem Feste selbst? — Was war zu thun? — Sollte Dose sich auf sein Zimmer begeben oder da bleiben, wo er war, hier die Dinge, die da kommen sollten, ruhig abwarten? — Er beschloß das Letztere und blieb.

Es war, als seien am heutigen Abend, vielleicht wegen des Festes, weder Nachtwächter noch Hunde auf der Straße; denn die ersteren

machten keine Meldung und die letzteren bellten nicht einmal dem heranziehenden Militär entgegen, weßhalb es denn auch begreiflich war, daß man im Tanzsaal hiervon keine Ahnung hatte. Hier wurde stark getanzt, gehörig dazu getrunken und viel gelärmt. Man erging sich in heftigen Redensarten, in sehr excentrischen Toasten, und namentlich zeichnete sich der schlagflüssige Seminarist bei allem dem aus. Er hatte eben eine Rede gehalten zu Ehren der rothen Fahne, in welcher außerordentlich viel Worte, wie: entwürdigende Knechtschaft, verdumpfende Unterdrückung und dergleichen, vorkamen. Er hatte diese Rede in der Nähe der Thüre gehalten, hatte sie hauptsächlich an die beiden Bürgerwehrmänner gerichtet, die dort auf Posten standen, und war schließlich daran, sie zu dem baldigst bevorstehenden Kampfe auf's beste zu ermahnen, daß sie mit Gut und Blut vertheidigen möchten die rothe Fahne und den heimischen Herd — als seine Nase plötzlich lang und spitz wurde, seine Wangen von ziemlichem Roth in tiefe Blässe übergingen und er mit gläsernem Blick durch die Thüre auf den Gang hinausschaute, als bemerke er dort ein Gespenst.

Und dort erschienen auch in der That Gespenster, aber nicht, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, in langen, weißen Gewändern mit eingefallenen Wangen; sondern die Geister hier, die sich ruhig und still hinter den beiden Bürgerwehrmännern aufpflanzten, hatten blaue Röcke, weißes Lederzeug, und blanke Pickelhauben auf den Köpfen. Auch sahen ihre Gesichter sehr von dieser Welt aus; ja, sie lächelten sehr freundlich, als sich ihre Kameraden mit den Schlapphüten nun ebenfalls umwandten und vor lauter Ueberraschung die Gewehre sinken ließen.

Der Seminarist stürzte in das Tanzgewühl zurück, riß die Paare aus einander, und ein Wort, ein Fingerzeig reichte hin, um sämmtliche Mitglieder des Festes in Kenntniß zu setzen von dem, was sich draußen begeben. Die Musik brach mit Einemmale ab, und die Künstler selbst, indem sie ihre Instrumente im Stiche ließen, suchten ein Asyl unter dem schützenden Gerüste.

Jetzt erschien ein Offizier der Infanterie in dem Saale, gefolgt von einigen Mann, das Gewehr im Arm, und schritt langsam durch die erstaunten und erschreckten Gruppen. Der Erste, der sich so weit wieder sammelte und faßte, um eine sehr ehrerbietige Frage zu stellen, war der Wirth zum Grünen Baum, der sich als solcher vorstellte und nach den Befehlen des Offiziers fragte. In diesem Augenblicke machte der Bataillons-Adjutant sowie der schlagflüssige Seminarist einen vergeblichen Versuch, durch die Thüre zu entwischen. Die beiden Schildwachen wiesen sie zurück, worauf sich die Erschrockenen in die dichteste Gruppe der Umherstehenden verloren und langsam gegen das hintere Zimmer manövrirten, um dort vielleicht zu entkommen.

Der Gastgeber zum Grünen Baum wandte sich also an den Lieutenant und fragte ihn, womit er dienen könne.

„Mein lieber Mann,“ sagte dieser, „ich bin durchaus nicht gekommen, um Ihr heiteres Fest zu stören; ja, ich betrachte sogar mit einigem Interesse diesen Saal, denn ich hoffe hier unter Anderem die Bekanntschaft zweier Herren zu machen, des Herrn Aktuar D. und des Herrn Seminaristen W. Sollten sich diese Beiden vielleicht hier befinden?“

Der Lieutenant war ein kleiner, untersetzter Mann mit sehr lebhaften Augen, einem außerordentlich freundlichen Gesicht und sehr großem Schnurrbart. Er that ganz, als wenn er hier zu Hause wäre, legte die Hände auf den Rücken und schritt langsam auf und ab.

„Der Herr Aktuar D.?“ murmelte erschrocken die Menge.

„Unser Adjutant?“ setzten einige Andere leise hinzu.

„Sind diese Beiden nicht hier?“ fragte der Lieutenant. „O, sie befinden sich gewiß hier.“

„Sie waren hier,“ entgegnete der Wirth, der mit großer Geistesgegenwart eine Serviette erwischt und sie um den linken Arm gehängt hatte. Es war ihm in diesem Augenblicke Alles daran

gelegen, nur als Gastgeber des Grünen Baumes zu erscheinen. Er stand demüthig gebeugt wie sein Oberkellner. — „Sie waren hier noch vor wenig Minuten.“

„In dem Falle sind sie auch noch hier,“ versetzte unerschütterlich der Lieutenant. „Dort, wo ich hereinkam, sind sie nicht hinaus.“

„Aber der Saal hat zwei Thüren,“ entgegnete der Wirth.

„Auch dafür ist gesorgt, mein lieber Mann,“ fuhr der Offizier ruhig fort. „Ich bitte also nur, gefälligst Ihre Stimme erschallen zu lassen und die Namen der beiden Herren zu rufen.“

Dagegen war nicht viel einzuwenden, und die übrige Ball-Gesellschaft, sehr glücklich darüber, daß sie selbst von solchen Unannehmlichkeiten verschont geblieben, öffnete rasch ihre Reihen, drehte sich rechts und links, schaute hinter sich und trat endlich so auffallend vor zwei Herren in der hintersten Ecke des Saales zurück, daß der Offizier augenblicklich wußte, er habe die Rechten vor sich. Er redete sie überaus freundlich an, bedauerte, ihr Vergnügen stören zu müssen, da er einige Worte mit ihnen zu sprechen habe, und übergab sie einem Unteroffizier und zwei Mann, die sie augenblicklich hinwegführten.

Hier war für Dose, der sich ruhig im hinteren Zimmer hielt, der große Moment gekommen, wo ein hartes Schicksal, wenn es gut gelaunt war, ruhig an ihm vorübergehen, oder, wo ihn das Verhängniß erfassen und zu Boden werfen konnte.

Das Verhängniß war da in Gestalt des commandirenden Lieutenants, der schon im Begriff war, sich nach gethaner Arbeit auf dem Absatz herumzudrehen und das Haus zu verlassen, wenn ihn nicht Doses unerbittliches Schicksal veranlaßt hätte, ein paar Schritte vorzugehen, um einen Blick in das hintere Zimmer zu werfen.

Der Gastgeber mit der Serviette auf dem Arm war an seiner Seite und machte keine Bewegung, den Offizier zurückzuhalten, denn er sah schadenfroh, was da erfolgen würde.

Dose hätte sich hinter die Thüre verstecken können; doch sein

offenes und edles Gemüth dachte nicht daran. Er richtete sich in seiner ganzen Größe empor und schaute dem erstaunten Offizier fest in die Augen.

„Was ist das?" fragte der commandirende Lieutenant, und sein freundliches Gesicht überzog sich zum erstenmal mit einem finsteren Schatten. — „Herrrr! wie kommen Sie daher?"

Ehe aber Dose antworten konnte, nahm der boshafte Wirth das Wort und sagte: „Herr Unteroffizier Dose, seit einiger Zeit Exercirmeister des Bataillons, einer unserer besten Freunde."

Der also Vorgestellte zuckte die Achseln und meldete darauf dienstlich dem Offizier, daß er auf dem Wege sei, sich nach C. zu begeben, um dort bei der erwarteten Mobilisirung der Artillerie-Brigade eine passende Stelle zu finden.

„Schon gut!" sagte immer noch finster der Infanterie-Offizier, indem er auf seinen blonden Schnurrbart biß. „Unteroffizier, Sie werden diesem Sergeanten folgen; das Weitere wird sich finden. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wegen des verfluchten Fraternisirens nicht einmal ein Exempel statuirt würde. Beim Zeus! Ein Unteroffizier der Artillerie ist Exercirmeister dieses berüchtigten Bataillons und sitzt harmlos und vergnügt unter der rothen Fahne Herrrr! wenn Ihnen das nicht Ihre Tressen kostet, gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt." — Damit drehte sich der Lieutenant jetzt wirklich auf dem Absatz herum und schritt stolz durch den Saal, wo ihn die Anwesenden ehrerbietigst grüßten.

Dose, der, gefolgt von einem Sergeanten und zwei Mann, hinter ihm drein ging, sah manche schadenfrohe Blicke auf sich gerichtet. Ja, der Drucker des Intelligenzblattes, der ihm den Schmierfinken noch lange nicht vergessen hatte, murmelte ihm halblaut nach: „Nun, Gott befohlen, das gibt jedenfalls neue Poesien!

Zwölftes Kapitel.

Wachtstube auf dem Rathhause mit Souper. Die bewaffnete Macht untersucht den einen ihrer Gefangenen, worauf der Packmeister entlassen wird und die Bekanntschaft einer Dame in schwarzem Mantel macht.

Die Infanterie-Abtheilung, welche sich so unverhofft dem Städtchen genähert und den Bürgerwehr-Ball mit einem so traurigen Kehraus geendigt, bestand aus einem Zuge und wurde bei dieser Veranlassung ausnahmsweise von zwei Offizieren befehligt. Den jüngeren, welcher den Adjutanten und den Seminaristen verhaftet, lernten wir bereits kennen; der andere marschirte aber vor das Rathhaus der Stadt, auf dem Marktplatze gelegen, wo er die Soldaten den Tornister ablegen ließ und nach Jemand von der Behörde schickte, um nach Vorschrift Wein und Brod zu requiriren.

Der Commandirende wollte für die Hälfte der Nacht seine Mannschaft nicht einquartieren, und auch der Soldat, der wußte, daß er morgen sehr frühzeitig abmarschiren sollte, blieb lieber hier in den Kleidern bei seinen Waffen und einem guten Glase Wein, um bei der Reveille gleich bereit zu sein. Für den Adjutanten und den Seminaristen hatte man ein Zimmer im Rathhause geöffnet, an diesem ein kleineres für Dose, und der commandirende Offizier hatte sein Hauptquartier im Sitzungssaale des Gemeinderathes aufgeschlagen.

Der stolze Name eines Saales war übrigens unpassend für dieses Gemach. Es war nichts mehr und nichts weniger, als ein mäßig großes Zimmer mit dunklen Tapeten, einer alterhümlichen Decke von fast schwarz gewordenem Eichenholz und zwei hohen Fenstern, in denen man noch Ueberreste von Glasmalereien bemerkte. Das Ameublement bestand aus einem Tische, der in der Mitte stand und mit einem grünen Tuche behängt war, ferner aus Stühlen mit hoher Lehne, gewundenen Füßen und Armen, Sitz und Rücken mit

Leder überzogen, das, dunkelbraun und glänzend, Zeugniß ablegte von langjährigem Gebrauch und von den vielen Stunden, welche die Väter der Stadt, auf das Wohl der Bürgerschaft bedacht, hier auf diesen Sitzen zugebracht hatten.

Der alte Rathhausdiener hatte zitternd und zagend dieses Zimmer aufgeschlossen; er hatte zwei Talgkerzen angezündet und in dem Steinkamin aus trockenem Holz und Reisig ein Feuer angemacht. Seine Schlüssel hatten heftig geklappert, als er den Adjutanten des Bürgerwehr-Bataillons und den Seminaristen eingeschlossen, sowie Dose in Sicherheit gebracht. Er war aber jetzt erstarrt vor Schrecken, als ihm der ältere Infanterie-Offizier befahl, den gewichtigen Schlüsselbund auf den grünen Tisch niederzulegen.

„Verzeihen Sie, Herr Hauptmann," hatte er gesagt und den Lieutenant in der Angst seines Herzens also avanciren lassen, „verzeihen Sie, aber es sind auch die Schlüssel des Archivs darunter, sowie die zu den Zimmern der Steuer-Abtheilung."

Und hierauf hatte ihm der Lieutenant nur ein einziges Wort erwidert: „Dahin!" sprach er, indem er mit dem Finger auf den grünen Tisch deutete; worauf der gewichtige Schlüsselbund rasselnd auf den bezeichneten Platz niedergelegt wurde.

Der ältere Lieutenant, der bis jetzt allein in dem Rathhauszimmer war, hatte es sich so bequem wie möglich gemacht. Er war von sehr langer Gestalt, ziemlich schmächtig, hatte hellblondes Haar und so gut wie gar keinen Schnurrbart. Er probirte mehrere Sessel, ehe er einen fand, der ihm bequem genug war; dann streckte er sich in demselben aus, legte die langen Beine auf einen anderen Stuhl und schob seine Hände in die Hosentaschen, wobei er sagte: „Das Ganze hier ist eigentlich ein sehr schlechter Witz, schon oft da gewesen und mir über alle Maßen unangenehm."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und der jüngere und kleinere Offizier mit dem freundlichen Gesichte und dem großen Schnurrbart trat lächelnd herein, schritt auf seinen Vorgesetzten zu

und meldete, die Hand dienstmäßig emporgehoben: „Ohne Schwierigkeit arretirt Aktuar D.. Seminarist W., ferner in Verhaft gebracht einen Unteroffizier von der Artillerie, der sich unter sehr verdächtigen Anzeichen hier aufgehalten. — Beim Zeus! er scheint sich hier umhergetrieben zu haben wie saures Bier."

„Ein Unteroffizier von der Artillerie?" fragte der Andere und senkte nachdenkend sein blasses Gesicht. „Davon steht eigentlich nichts in unserem Befehl. Und der Unteroffizier hat sich hier umhergetrieben?"

„Ich erwischte ihn im Tanzsaal, wo er famos ruhig unter einer blutrothen Fahne saß, und nahm ihn fest, als ich vernommen, er halte sich hier seit einiger Zeit als Exerciermeister des Bataillons auf. — Beim Zeus! das schien mir sehr wichtig."

„Lieber Wortmann," antwortete der ältere Offizier, indem er den Kopf melancholisch auf die Hand stützte; „wollen Sie mir einen großen Gefallen thun? — Aber sie müssen mir meine Bitte nicht übel nehmen."

„Mit Vergnügen! — Sprechen Sie doch! — Beim Zeus! ich will alles thun, was Sie wünschen."

„So lassen Sie die beständigen Betheurungen weg, schwören Sie nicht immer beim Zeus. Das ist, auf Ehre! altmodisch und schon hunderttausend Mal da gewesen, alle diese Zusätze: auf Ehre! auf Seele! auf Größe! auf Taille! thun keine Wirkung mehr."

„Sie kommen vielleicht schon im Meidinger vor?" sagte lachend Wortmann.

„Mehr als das," entgegnete ruhig der ältere Lieutenant, „Meidinger's Urgroßvater, wie ich aus einer alten Handschrift ersehen, hatte es sich angewöhnt, beständig zu sagen: auf Ehre! oder meinetwegen auch: beim Zeus! Aber schon der Sohn, demnach der Großvater unseres Meidinger, strich das als gänzlich veraltet."

„Nun, meinetwegen! Ich kann auch, beim . . . Ja, so! — ich

kann auch ohne diese Beiworte leben! Darum keine Feindschaft — auf Seele!"

Der lange Lieutenant hob melancholisch den Kopf empor und lächelte traurig. Dann sagte er nach einer Pause: „Was meinen Sie, lieber Wortmann, werden wir ein kleines Souper bekommen, oder lassen uns die Demokraten verhungern?"

„Demokraten!" lachte der Andere. „Im Gegentheil, es sind ganz gutgesinnte Bürger. Der Bataillons-Chef der Bürgerwehr zeigte mir den Weg hieher, während er mich seiner Freundschaft versicherte; und der Gastgeber zum Grünen Baum sagte: ihn solle der Teufel holen, wenn er nicht mein unterthänigster Diener sei — beim Jupiter! er will das mit einem soliden Nachtessen beweisen, das gleich ankommen soll."

„Schön!" versetzte der lange Offizier. „Vorher aber, glaube ich, könnte es nicht schaden, wenn wir ein paar freundschaftliche Worte mit dem Unteroffizier der Artillerie wechselten. Dieser Herr muß doch einige Papiere bei sich haben, ein „Vorzeiger dieses" — oder so etwas."

„Richtig! — Lassen wir ihn kommen! Hier sehe ich einen Glockenzug, ich hoffe, daß der Rathhausdiener auf diesen Klang dressirt ist."

„Ziehen Sie nur nicht zufällig an der Feuerglocke! Es wäre wirklich neu und komisch, wenn wir ihnen selbst die Sturmglocke läuteten. Das wäre in der That ganz neu."

„Unbesorgt!" antwortete Lieutenant Wortmann, indem er an der Klingel zog, die einen schrillenden Ton von sich gab; worauf augenblicklich der Rathhausdiener erschien.

„Haben Sie drunten eine Wache eingerichtet?" fragte der lange Offizier seinen Kameraden.

„Das versteht sich von selbst; es ist vor dem Rathhause eine alte Baracke, unter der eine invalide Feuerspritze steht. Das Ding habe ich zur Hauptwache erhoben. Unteroffizier Schmitz I. ist da

mit sechs Mann, ein Posten vor dem Gewehr, einer bei den Gefangenen."

„Sehr gut!" antwortete der lange Offizier. Darauf wandte er sich an den Rathhausdiener. „Nehmt Eure Schlüssel," sagte er zu diesem, „und bringt den Unteroffizier von der Artillerie da her. — Verstanden?"

„Ja wohl, Herr Hauptmann," erwiderte der städtische Beamte. Dann ging er, mit dem Schlüsselbund bewaffnet, eiligst zur Thüre hinaus.

Es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder zurück; vor ihm her schritt Dose; er hatte den Kopf erhoben: er war noch groß im Unglück.

Der ältere Offizier änderte seine Stellung in so weit, als er den Oberkörper etwas erhob und den einen Fuß vom Stuhle herabgleiten ließ. Lieutenant Wortmann dagegen zog seine Schärpe glatt und hatte die Pickelhaube aufgesetzt.

„Mein Freund," sprach der Erstere zu Dose, der kerzengerade vor ihm stand, „man hat Sie in einer sehr sonderbaren Verfassung angetroffen, auf einem demokratischen Bürgerwehrballe, unter der rothen Fahne sitzend. Herr, das ist sehr verdächtig. Wir haben es deßhalb für unsere Schuldigkeit gehalten, Sie festzunehmen und nach C. zu bringen. Wenn Sie übrigens etwas zu Ihrer — Rechtfertigung hier angeben können, so werden wir gern jede Notiz davon nehmen."

Dose verbeugte sich und versicherte, er müsse allerdings gestehen, daß der Schein gegen ihn sei. „Doch nur der Schein," setzte er mit fester Stimme hinzu. „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo das Schicksal roh und kalt . . ."

„Lassen Sie Ihre Citate!" antwortete der Lieutenant. „Haben Sie Papiere bei sich?"

„Allerdings," entgegnete der Unteroffizier einigermaßen gekränkt,

indem er eine große Brieftasche herauszog und daraus den Urlaubspaß nahm, den er von dem Herrn Postmeister Dachsinger erhalten.

„Dieses Papier ist ziemlich in Ordnung," sprach der lange Offizier, „und ich will auch zugeben, daß die Absicht recht lobenswerth ist. Aber warum begaben Sie sich nicht nach C., sondern blieben hier in dem verrufenen Neste liegen?"

„Das Städtchen lag auf meinem Wege, und ich hatte keine Idee davon, daß es verrufen sei. Als ich vor einigen Tagen ankam, exercirte man droben die Bürgerwehr, und da die Leute ihre Sache herzlich schlecht machten, so hielt ich es anfänglich für ein gutes Werk, ihren Eifer zu unterstützen."

„Der Teufel auch!" sagte der Lieutenant Wortmann.

„Sie sagten: anfänglich," fuhr der andere Offizier fort. „Später aber änderten Sie Ihre Ansichten?"

„Erst gestern erfuhr ich Manches, was mir verdächtig vorkam. Und ich hatte die Absicht, morgen früh abzureisen."

„Das könnte glaubwürdig klingen, aber man wird Sie fragen, warum Sie gewartet, bis Sie von uns unter sehr erschwerenden Umständen gefunden wurden. Wenn man Sie nicht eine Zeit lang in den Arrest schickt oder dergleichen, so werden Sie wenigstens Ihre Anstellung im Postdienst verlieren. Ganz unmöglich aber wird es in jetziger Zeit sein, Sie bei einer Batterie einzutheilen."

Dose war durch diese Worte wie vernichtet. Er, einer der loyalsten Unterthanen, conservativ bis zum Exceß, Soldat mit Leib und Seele, sollte also seiner Treue verdächtig aus dem Postdienst gestoßen werden, aus den Reihen der Armee gestrichen und fortan ein schmachbeladenes Leben führen! — Das war zu viel auf einmal. Er griff an seine Stirne, die sich mit kaltem Schweiß bedeckt hatte; er nahm mit zitternder Hand seinen Paß aus den Händen des Offiziers zurück, er versuchte es, ihn in seine Brieftasche zu legen; aber seine Finger bebten dergestalt, daß sie keinen Gegenstand zu halten vermochten, weßhalb der Paß und die Brieftasche

auf den Boden fielen, und letztere alsbald mehrere Papiere und Briefe zeigte, die sie enthielt.

„Ah! Sie haben sonst noch Briefschaften?“ sagte aufmerksam der Lieutenant Wortmann. „Lassen Sie einmal sehen!“

Dose bückte sich, hob Alles auf und legte es mit einem tiefen Seufzer auf den Tisch.

Der Lieutenant Wortmann nahm die Papiere in die Hand und blätterte sie langsam durch. Es war Schriftliches sowie Drucksachen. Letztere entfaltete er angelegentlich, warf einen leichten Blick hinein, dann flog ein Lächeln über seine Züge. Er reichte Blatt für Blatt dem anderen Offizier.

„Das sind ja Gedichte,“ bemerkte dieser.

„Von mir,“ entgegnete Dose mit leiser Stimme.

„Die vernagelte Kanone, Sehnsucht an Daphne — was Teufel! Sie sind Poet?“

„Schwache Versuche, Herr Lieutenant.“

„Und hier ein Freiheits-Gesang. Ah! das ist verdächtig!“

„Nach dem Arrest!“ las der Offizier weiter. „Mir scheint, Sie haben für die Zukunft gedichtet.“

„Prophetisch!“ sagte Dose mit tiefer Stimme und zuckte in stummer Verzweiflung die Achseln.

„Hier ist ein Brief,“ fuhr Lieutenant Wortmann fort. — „Sehen Sie einmal, die Adresse sollten wir wahrhaftig kennen. — Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn Robert, wahrscheinlich bei der 7. Artillerie-Brigade.“

„Lassen Sie doch sehen!“ rief eifrig der andere Offizier, indem er zum erstenmal von seinem Gleichmuthe zu kommen schien. „Ganz richtig, an Robert. — Zum Henker! von wem ist der Brief, und wie kommt er in Ihre Hände?“

„Er ist nicht verschlossen,“ sprach traurig der Unteroffizier. „Ich bitte, ihn zu lesen, vielleicht spricht er für mich.“

Der Offizier öffnete das Papier und las: „Lieber Freund!

Ueberbringer und Vorzeiger dieses ist die poetische Dose, von der du wahrscheinlich schon bei der Brigade reden hörtest, einer der tüchtigsten Unteroffiziere und von so musterhaften patriotischen Gesinnungen, daß er, von einer Mobilmachung hörend, den Postdienst verließ, um bei irgend einer Brigade wieder einzutreten. Thu für ihn, was du kannst, er hat nur den einzigen großen Fehler, daß er es nämlich nicht unterlassen kann, Gedichte zu machen. — Mir geht es ordentlich. Das Nest, wo ich mich befinde, ist klein, aber ruhig, das Brod ist ordentlich, auch sind zwei Metzger im Ort, weßhalb ich die Hoffnung habe, täglich frisches Fleisch zu essen. Unterweges hieher lernte ich ein Gericht kennen, das man Katzengeschrei nennt und das dir schmecken wird. Man schneidet kalten Kalbsbraten in eine Pfanne, thut Zwiebel, etwas Speck und Butter dazu, läßt das Ganze braten und bringt es siedend mit der Pfanne auf den Tisch. Es prazelt und singt noch eine Zeit lang, daher kommt der Name Katzengeschrei. — Nun Ade, lieber Robert, behalte lieb deinen Freund Tipfel, Post-Sekretär."

„Tipfel," sagte nachdenkend der Lieutenant, nachdem er gelesen, „Tipfel — der Name ist mir nicht unbekannt. Erinnern Sie sich, wir haben ihn zusammen kennen gelernt."

„Er war Bombardier bei der siebenten Brigade," erwiderte Dose, „ein etwas dicker, sehr ruhiger Mann."

„Richtig! richtig!" rief der ältere Lieutenant. „Wir waren Abends in C. auf der Hauptwache, es sind schon einige Jahre her — ich war noch Fähnrich, — da wurde dieser Tipfel als Arrestant gebracht, weil er seine Wache verlassen. Robert hatte damals bei allen tollen Streichen die Hand mit im Spiele."

„Der Herr Lieutenant kennt also Herrn — — Robert?" fragte schüchtern der Unteroffizier.

„Ob ich ihn kenne! Er ist mein Vetter."

„Gott sei Dank!" fuhr Dose tief aufathmend fort; „dann wird dieses Empfehlungsschreiben auch vielleicht einigermaßen em-

pfehlend für mich wirken, und Sie, Herr Lieutenant, werden zu der Ansicht kommen, daß ich nur unwissentlich gefehlt, und daß ich, wie ich Ihnen auf meine Ehre versichern kann, keine Ahnung davon hatte, in welche Hände ich gerathen."

Es lag so viel Ehrliches und Treuherziges in den Mienen Dose's, und das Schreiben Tipfels hatte so zu seinen Gunsten gewirkt, daß der Lieutenant Wortmann die Achseln zuckte und mit einem Blick auf seinen Kameraden sagte: „Allerdings, in Anbetracht dieses Schreibens . . ."

„Könnten wir vielleicht das Unsrige thun," fuhr der andere Offizier fort, „um Ihre unangenehme Sache nicht noch mehr zu verwickeln. Hier sind Ihre Papiere, mein Freund, lassen Sie sich dies eine Lehre sein."

„Und beherzigen vor allen Dingen das Sprüchwort," setzte Lieutenant Wortmann bei: „Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist."

„Ganz Meidinger," murmelte der andere Offizier, machte Dose ein leichtes Zeichen mit dem Kopfe und senkte alsdann denselben wieder in die Hand.

Wer war froher als Feodor! Auf's Tiefste bewegt, packte er seine Papiere und seine Brieftasche, versorgte dieselben zwischen dem dritten und fünften Knopf der Uniform, machte auf's zierlichste Linksum kehrt! und ging durch die Thüre des Sitzungssaales. Er kam sich wie neugeboren vor und stieg mit wahrhaft seligen Gefühlen die Treppen des Rathhauses hinab; er eilte durch die Straßen dahin wie Jemand, der schon zehn Jahre gesessen und nun plötzlich wieder einmal den glänzenden Nachthimmel, Häuser, Bäume und lebende Wesen sieht, seien es auch nur Hunde und Katzen. Wie hatte ihm geträumt von schwerem Gefängniß, von einer unendlichen Reihe dunkler Arresttage, ja, vom Verluste der National-Kokarde und von der grauen Maus!

Obgleich die Nacht etwas kühl war und schon nahe an Mit-

ternacht, so drängte es den Unteroffizier doch nicht nach Hause. Er ging bei den Thüren des Gasthofes zum grünen Baum vorbei, der Ball schien durch das unangenehme Ereigniß plötzlich beendigt worden zu sein, die Fenster standen offen, im Tanzsaale brannte ein einsames Licht, und nur aus dem hinteren Zimmer erschollen Stimmen; dort hatte sich ein solider Rest zurückgezogen, um die schreckliche Begebenheit zu besprechen. Dose ging weiter, der Landstraße zu; rechts schob sich das Wasser des Rheines eine einzige dunkle Masse, hie und da mit Lichtstreifen durchzogen, langsam vorüber.

Der Unteroffizier durchschritt das verfallene Stadtthor; draußen lagen nur einige Häuser, unter andern das Postgebäude. Hier war noch Leben; aus der geöffneten Stallthüre glänzte noch Licht hervor, und eine Laterne, die dort herausspazierte, wandelte nach dem Hauptgebäude und verschwand hinter demselben. Vor dem Hofthor standen einige Stallknechte, die Schnellpost erwartend, die jeden Augenblick eintreffen konnte. Dose's poetisches Gemüth liebte dieses nächtliche geschäftige Treiben; er hörte so gern das weither durch die Nacht tönende Posthorn, er sah so gern den verschlossenen Wagen anhalten, ihn öffnen und heraussteigen die verschiedenen Menschen, die mit so mannigfaltigen Absichten und Wünschen zusammengekommen waren, eine Strecke mit einander fuhren, sich kennen lernten, um sich am Ende der Station vielleicht auf Nimmerwiedersehen zu trennen.

Auf dem Posthofe, so lange er noch im Dienste war, hatte er selten die Ankunft eines Wagens versäumt. Er hatte die Physiognomie der Aussteigenden studirt und sich aus denselben lange fabelhafte Geschichten zusammengesetzt.

Dose brauchte nicht lange auf die Ankunft des Eilwagens zu warten. Bald hörte man das Signal des heranfahrenden Postillons, zuerst weit weg in einzelnen Tönen, dann immer näher, die ganze Lieblichkeit der vorgetragenen Melodie. Hierauf vernahm man das Schnauben der Pferde, das Rasseln der Ketten, dann das

Rollen der Räder und wenig Augenblicke später hielten die vier dampfenden Pferde mit dem schweren Wagen vor dem Postgebäude. Der Conducteur warf aus dem Cabriolet-Fenster mehrere lederne Brieftaschen in die Hände des geschickt auffangenden Post-Offizianten, dann drückte er den Schlag auf, sprang heraus und öffnete die Thüren des inneren Wagens. Ein Postillon mit blauer Blouse, eine gestrickte Schlafmütze auf dem Kopfe, war mit der brennenden Laterne erschienen und hielt sie nun so hoch wie möglich, um den Aussteigenden einiges Licht zu verschaffen, vielleicht aber auch, um sich zu eigenem Vergnügen die Gesichter der Passagiere anzuschauen.

Dose hatte sich hinter diesen Stallknecht postirt.

Der Wagen war sehr angefüllt. Als er anhielt und die darin Sitzenden sich zum Aussteigen anschickten, klirrte und glänzte es bedeutend im Innern; dann entwickelte sich aus diesem Glanze und Klirren die Gestalt eines Husaren-Offiziers mit Säbel und Säbeltasche, ferner die eines Dragoners, während aus dem Cabriolet ein Hauptmann von der Artillerie mit einem Lieutenant heraus gesprungen waren.

„So eine nächtliche Fahrt ist unangenehm, werr weiß, wie sehr!" rief der Artillerie-Hauptmann, ein ziemlich großer Mann, indem er sich streckte.

Der Lieutenant der Artillerie eilte lachend an den Schlag des inneren Wagens, wo sich die Kavallerie auffallend bemühte, einigen noch darin sitzenden Personen das Aussteigen zu erleichtern.

Dose sah beim Schein der Laterne ein kleines Füßchen aus dem dunklen Wagen hervortauchen, dann fiel ein neidisches Kleid herab, und im nächsten Augenblicke stand die Besitzerin desselben, eine Dame, in einen schwarzen Mantel gehüllt, vor dem Wagen auf der Erde. — Der Dragoner schien sie so gut wie möglich unterhalten zu haben. Er stellte sich wenigstens zwischen sie und den Husaren, richtete das lauteste Wort an die Dame und versicherte auf Ehre, es sei nun zwölf Uhr, der Wagen fahre erst um fünf

Uhr weiter, und sie habe deßhalb vollkommen Zeit, ein paar Stunden auszuruhen. „Es gibt doch wahrhaftig einen Gasthof in der Nähe!“ rief er mit Ungeduld aus. Ist Niemand da, der uns hinführt?“

Dieselbe Frage hatte bereits der Hauptmann der Artillerie gethan, und Dose hielt es nun für seine Pflicht, sich bei dem Vorgesetzten zu melden.

„Ei der Tausend!“ rief der Artillerie-Offizier; „habe nicht gewußt, daß hier Artillerie liegt. Oder woher sonst des Weges, Unteroffizier?“

„Herr Hauptmann,“ meldete Dose, „ich bin im Begriffe, nach C. zu reisen, um mich dort zum Wiedereintritt zu melden.“

„Richtig, richtig, mein Lieber, es wird mobil gemacht, werr weiß, wie bald! Haben Sie gute Papiere und können sich sonst ausweisen, so melden Sie sich in C. bei Hauptmann Stengel, reitende Batterie Nr. 8; ich kann tüchtige, gediente Unteroffiziere brauchen, werr weiß, wie sehr! — Jetzt aber vor allen Dingen: wissen Sie ein Obdach hier in der Nähe? Ich möchte was zu Nacht speisen, und die Herren Kameraden auch — werr weiß, wie bald!“

Dose war entzückt und schrieb sich den Namen des Hauptmanns Stengel in das Innerste seines dankbaren Herzens. „Ein Gasthof,“ sagte er dann, „ist nicht weit von da, doch wird derselbe ziemlich überfüllt sein, da heute dort ein Ball Statt fand. An Schlafzimmern wird's überhaupt sehr fehlen, denn diese wurden schon seit einigen Tagen von Auswärtigen bestellt.“

„Ah! es denkt Niemand von uns an's Schlafen,“ erwiederte der Hauptmann, „nur ein Obdach, eine Flasche Wein und dergleichen.“

Dose dachte einen Augenblick nach. „In dem Falle,“ versetzte er, „werde ich mir erlauben, dem Herrn Hauptmann die Meldung zu machen, daß vor einer Stunde ein Zug Infanterie eintraf; die

Herren Lieutenants desselben befinden sich auf dem Rathhause in einem sehr angenehmen Zimmer."

„Infanterie!" rief der Husaren-Offizier, der hinzu trat. „Was macht Infanterie hier? — Sind sie vielleicht ebenfalls von C.?"

„Ich glaube so," entgegnete Dose.

„Desto besser!" sagte der Artillerie-Hauptmann. „Da wollen wir die Herren Kameraden aufsuchen, und einen Trunk und einen Bissen werden sie für uns schon übrig haben. — Gehen wir, meine Herren!"

„Du gehst natürlich nicht mit," sprach der Husar zu dem glücklichen Dragoner, der eigenhändig einige pappdeckelne Schachteln von dem Conducteur in Empfang nahm und dieselben so sanft wie möglich auf den Boden niedersetzte."

Die Dame stand einige Schritte davon in ihren schwarzen Mantel gewickelt, den dichten Schleier vor dem Gesichte.

„Geht nur voraus," entgegnete der Dragoner-Offizier; „ich finde das Rathhaus schon ohne euch, und werde mich zuerst bemühen, Madame für einige Stunden ein Quartier zu verschaffen. — Darf ich um Ihren Arm bitten?"

„Ich danke Ihnen recht sehr, Herr Lieutenant," erwiderte die Verschleierte. „Ich bitte recht sehr, Sie wollen Ihre Herren Kameraden nicht verlassen."

„Ah!" meinte der Dragoner einigermaßen verblüfft. „Aber es würde mir eine große Ehre sein."

„Ich danke wirklich," sagte die Dame trocken, und fügte leise hinzu: „Was würde man von mir denken!"

„Sie haben Recht," entgegnete der Offizier nach einer kleinen Pause. Es schien ihm ein Gedanke zu kommen. „So werden Sie mir wenigstens erlauben, daß ich diesen braven Unteroffizier bitte, Sie in den Gasthof zu begleiten. — Und ich werde Nachricht von Ihnen erhalten," setzte er flüsternd hinzu.

Die Dame warf forschend einen Blick auf Dose, der vortrat.

Mochte sie nun plötzlich ein Zutrauen zu ihm fassen oder einen anderen Grund haben, genug, sie verbeugte sich leicht vor dem Dragoner-Offizier und schritt dem Thore zu. Dose folgte ihr, ebenso die Offiziere: denn man hatte vom Grünen Baum nur noch eine kurze Strecke zum Rathhause, daher konnten sie bis zum Gasthofe alle mit einander gehen.

Vor der Thüre desselben sagte der Dragoner zu dem Unteroffizier mit leiser Stimme: „Sie werden mir Nachricht geben, mein Freund, ich bin nicht undankbar.“

Dreizehntes Kapitel.

Worin sich einige Freunde wieder finden, die sich bekannte und unbekannte Geschichten erzählen. — Sehr viel Meidinger!

Der Sitzungssaal im Rathhause oder, was er für den heutigen Abend war, die Wachtstube für die beiden commandirenden Lieutenants, hatte sich unterdessen sehr angenehm verändert. Der Wirth des Grünen Baumes war mit seinem Oberkellner erschienen, und eine handfeste Magd des Hauses trug auf ihrem Kopfe ein Souper wenigstens für zwölf Mann; an dem dazu gehörigen Getränke hätten sich noch mehr sättigen können. Der Wirth deckte den Tisch, und während er Alles auf's Beste aufstellte, war sein geschmeidiges Wesen, ja, wir können sagen: seine Liebenswürdigkeit, über alle Beschreibung erhaben. Sein Betragen war so unterwürfig, daß es bei einem Polizei-Beamten Verdacht erregt hätte. Die harmlosen Offiziere aber sahen darin nur die Wirkung ihres energischen Auftretens, unterstützt vom Glanz der Bayonnette. Er versuchte während des Servirens das Gespräch öfters auf den unglücklichen Vorfall zu lenken, der sich in seinem Hause begeben, und wenn

man ihm Glauben schenken wollte, so war jener Abend bis zur Ankunft der Soldaten der unglücklichste seines Lebens. Ferner war er in Verzweiflung über die schreckliche Ausschmückung seines Saales. Er haßte den Mann auf der Lithographie mit dem Federhute und den hohen Stiefeln, und was die rothe Farbe der Fahnen anbelangte, so war er in diesem Punkte ein vollkommener Ochs; denn er behauptete, er habe sich beim Anblick derselben nie einer geheimen Wuth erwehren können. Auch von den beiden Gefangenen redete er, doch alsdann zitterte seine Stimme, und er blickte unter den Augenbrauen forschend die Offiziere an. Er behauptete, den Seminaristen gar nicht gekannt zu haben, und was den Aktuar anbelange, so sei derselbe so selten in den Grünen Baum gekommen, daß er, der Wirth, jeden Augenblick im Stande sei, ihn mit einem Anderen zu verwechseln.

Die Lieutenants ließen sich dieses Gespräch insofern gefallen, als während desselben eine gute Schüssel um die andere aus dem Korbe der Magd hervorkam. Das Souper für das Comité der Ballgesellschaft schien nicht zum Ausbruche gekommen, vielmehr hieher gewandert zu sein. Doch wollen wir dem geneigten Leser nicht verschweigen, daß die Hauptstücke sich in ihrer Ausschmückung theilweise sehr geändert hatten. Zu Anfang waren scharlachfarbene Rüben und blutrothes Eingemachtes aller Art auf Salaten und Fleischspeisen vorherrschend gewesen, hatten aber jetzt sanft grüner Petersilie und unschuldig weißem Meerrettig Platz gemacht. Ja, bei dem Haupt-Tafelstück, einem Wildenschweinskopf, der statt in Sulz in einem Hermelin prangte, kunstreich à la majonaise mit Trüffelstücken zusammengesetzt, trieb der Wirth die Selbstverleugnung so weit, daß eben dieser Schweinskopf einen zu anderem Zweck bestimmten kleinen Schlapphut trug und sich mit zwei rothen Fahnen im Maul präsentirte.

Die beiden Freunde ließen sich vor der besetzten Tafel nieder und thaten den aufgestellten Gerichten alle mögliche Ehre an;

doch sahen sie den unglücklichen Moment kommen, wo sie vom ferneren Angriff abstehen mußten, und das zu einer Zeit, wo noch so viele frische Truppen auf dem Tische standen. Indeß half ihnen das gütige Schicksal aus dieser Verlegenheit; denn kaum hatte der Lieutenant Wortmann eine vortreffliche Schüssel gesulzter Salme im völligsten Unvermögen seufzend auf die Mitte des Tisches geschoben, als man auf der Treppe draußen laute Stimmen, klirrende Schritte und das Rasseln von Säbeln hörte. Es war dies ein eigenthümlicher, ja, fast beklemmender Moment. Woher dieses militärische Getöse? Konnte nicht die Bürgerwehr benachbarter Orte aufgeboten worden sein, den Zug drunten überfallen haben und nun im Begriffe stehen, die Gefangenen zu befreien und die Offiziere an deren Stelle zu setzen? — Schauderös! Die beiden Lieutenants langten nach ihren Pickelhauben, drückten die Degen fester an sich und waren entschlossen, im Nothfalle Leben und Souper bis auf den letzten Bluts- und Weintropfen zu vertheidigen.

Da wurde die Thüre geöffnet, und ein ungeheures Gelächter drang in das Sitzungs-Zimmer.

„Na, das muß ich sagen,“ rief der Artillerie-Hauptmann, „die Herren Kameraden lassen sich's wohl sein, werr weiß, wie sehr! — Schau! schau! — O—o—o—oh! An Flickmaterial fehlt's nicht!“ — Damit ließ er seine Augen vergnügt auf dem Tische umherspazieren.

Auch der Artillerie Lieutenant ergoß sich in Ausrufungen der Freude, doch gemäßigter als sein Chef. Die Kavallerie aber setzte lustig in das Zimmer hinein, und der Husar rief: „Aber das nenne ich, auf Taille! ein ungeheueres Zusammentreffen. Unser lieber Freund, der lange Eduard!“

Lieutenant Wortmann hatte pflichtschuldigst seinem Vorgesetzten, dem Artillerie-Hauptmann, salutirt, wogegen der lange Eduard ein paar vergebliche Anstrengungen machte, um sich von seinem Stuhle zu erheben. Doch bat ihn der Hauptmann, sitzen zu bleiben, worauf er augenblicklich wieder in seinen Lederstuhl zurückfiel.

„Hat man je so etwas gesehen?“ rief der Dragoner-Offizier. „Treffen wir uns hier zufällig in diesem elenden Neste! — Aber was macht ihr hier? was thut die Infanterie drunten? — Was habt ihr auf dem Rathhause zu schaffen?

„Vor allen Dingen,“ entgegnete ruhig und wichtig der ältere Infanterie-Offizier, „laßt euch an dem Tische nieder und haut ein. — Lieutenant Wortmann, machen Sie die Honneurs. Ich freue mich wahrhaftig, euch zu sehen.“

„Ja, ja, setzen wir uns!“ sagte der Hauptmann von der Artillerie und that also.“ Seinem Beispiele folgten die Anderen, und der Dragoner meinte, es sei hohe Zeit zur Abfütterung.

Während nun die neu Angekommenen dem aufgestellten Souper alle Ehre anthaten, erzählte der lange Eduard mit kurzen, aber bestimmten Worten, daß er hieher beordert sei, ein paar Verhaftungen vorzunehmen, und daß Wortmann und er sich dieses Auftrages bestens entledigt.

„Ei, ei! Verhaftungen!“ versetzte der Dragoner; „politische Arrestanten! Haben sich wohl nicht zur Wehr gesetzt, euch das Einfangen nicht sauer gemacht?“

„Durchaus nicht!“ meinte Wortmann. „Sie ergaben sich alsbald in ihr Schicksal. Wird auch nicht zu traurig sein, dieses Schicksal; scheinen mir ein paar kleine, unbedeutende Lichter; wenigstens dumm genug sehen sie aus. — Du lieber Gott! ich begreife nicht, wie man auf solche Schwätzer Gewicht legen kann.“

„Die Zeiten haben sich geändert,“ sprach mit vollen Backen kauend der Artillerie-Hauptmann, „man muß jetzt Alles beobachten. Früher ließ man dergleichen oft sagen, was sie wollten.“

„Kennt ihr die famose Geschichte,“ rief der Husar, „von jenem Handlungs-Reisenden, der ein unbändig loses Maul hatte?“

„Deren gibt es sehr viele,“ entgegnete trocken der Artillerie-Lieutenant.

ternacht, so drängte es den Unteroffizier doch nicht nach Hause. Er ging bei den Thüren des Gasthofes zum grünen Baum vorbei, der Ball schien durch das unangenehme Ereigniß plötzlich beendigt worden zu sein, die Fenster standen offen, im Tanzsaale brannte ein einsames Licht, und nur aus dem hinteren Zimmer erschollen Stimmen; dort hatte sich ein solider Rest zurückgezogen, um die schreckliche Begebenheit zu besprechen. Dose ging weiter, der Landstraße zu; rechts schob sich das Wasser des Rheines eine einzige dunkle Masse, hie und da mit Lichtstreifen durchzogen, langsam vorüber.

Der Unteroffizier durchschritt das verfallene Stadtthor; draußen lagen nur einige Häuser, unter andern das Postgebäude. Hier war noch Leben; aus der geöffneten Stallthüre glänzte noch Licht hervor, und eine Laterne, die dort herausspazierte, wandelte nach dem Hauptgebäude und verschwand hinter demselben. Vor dem Hofthor standen einige Stallknechte, die Schnellpost erwartend, die jeden Augenblick eintreffen konnte. Dose's poetisches Gemüth liebte dieses nächtliche geschäftige Treiben; er hörte so gern das weither durch die Nacht tönende Posthorn, er sah so gern den verschlossenen Wagen anhalten, ihn öffnen und heraussteigen die verschiedenen Menschen, die mit so mannigfaltigen Absichten und Wünschen zusammengekommen waren, eine Strecke mit einander fuhren, sich kennen lernten, um sich am Ende der Station vielleicht auf Nimmerwiedersehen zu trennen.

Auf dem Posthofe, so lange er noch im Dienste war, hatte er selten die Ankunft eines Wagens versäumt. Er hatte die Physiognomie der Aussteigenden studirt und sich aus denselben lange fabelhafte Geschichten zusammengesetzt.

Dose brauchte nicht lange auf die Ankunft des Eilwagens zu warten. Bald hörte man das Signal des heranfahrenden Postillons, zuerst weit weg in einzelnen Tönen, dann immer näher, die ganze Lieblichkeit der vorgetragenen Melodie. Hierauf vernahm man das Schnauben der Pferde, das Rasseln der Ketten, dann das

Rollen der Räder und wenig Augenblicke später hielten die vier dampfenden Pferde mit dem schweren Wagen vor dem Postgebäude. Der Conducteur warf aus dem Cabriolet-Fenster mehrere lederne Brieftaschen in die Hände des geschickt auffangenden Post-Offizianten, dann drückte er den Schlag auf, sprang heraus und öffnete die Thüren des inneren Wagens. Ein Postillon mit blauer Blouse, eine gestrickte Schlafmütze auf dem Kopfe, war mit der brennenden Laterne erschienen und hielt sie nun so hoch wie möglich, um den Aussteigenden einiges Licht zu verschaffen, vielleicht aber auch, um sich zu eigenem Vergnügen die Gesichter der Passagiere anzuschauen.

Dose hatte sich hinter diesen Stallknecht postirt.

Der Wagen war sehr angefüllt. Als er anhielt und die darin Sitzenden sich zum Aussteigen anschickten, klirrte und glänzte es bedeutend im Innern; dann entwickelte sich aus diesem Glanze und Klirren die Gestalt eines Husaren-Offiziers mit Säbel und Säbeltasche, ferner die eines Dragoners, während aus dem Cabriolet ein Hauptmann von der Artillerie mit einem Lieutenant heraus gesprungen waren.

„So eine nächtliche Fahrt ist unangenehm, werr weiß, wie sehr!“ rief der Artillerie-Hauptmann, ein ziemlich großer Mann, indem er sich streckte.

Der Lieutenant der Artillerie eilte lachend an den Schlag des inneren Wagens, wo sich die Kavallerie auffallend bemühte, einigen noch darin sitzenden Personen das Aussteigen zu erleichtern.

Dose sah beim Schein der Laterne ein kleines Füßchen aus dem dunklen Wagen hervortauchen, dann fiel ein neidisches Kleid herab, und im nächsten Augenblicke stand die Besitzerin desselben, eine Dame, in einen schwarzen Mantel gehüllt, vor dem Wagen auf der Erde. — Der Dragoner schien sie so gut wie möglich unterhalten zu haben. Er stellte sich wenigstens zwischen sie und den Husaren, richtete das lauteste Wort an die Dame und versicherte auf Ehre, es sei nun zwölf Uhr, der Wagen fahre erst um fünf

Uhr weiter, und sie habe deßhalb vollkommen Zeit, ein paar Stunden auszuruhen. „Es gibt doch wahrhaftig einen Gasthof in der Nähe!“ rief er mit Ungeduld aus. Ist Niemand da, der uns hinführt?“

Dieselbe Frage hatte bereits der Hauptmann der Artillerie gethan, und Dose hielt es nun für seine Pflicht, sich bei dem Vorgesetzten zu melden.

„Ei der Tausend!“ rief der Artillerie-Offizier; „habe nicht gewußt, daß hier Artillerie liegt. Oder woher sonst des Weges, Unteroffizier?“

„Herr Hauptmann,“ meldete Dose, „ich bin im Begriffe, nach C. zu reisen, um mich dort zum Wiedereintritt zu melden.“

„Richtig, richtig, mein Lieber, es wird mobil gemacht, werr weiß, wie bald! Haben Sie gute Papiere und können sich sonst ausweisen, so melden Sie sich in C. bei Hauptmann Stengel, reitende Batterie Nr. 8; ich kann tüchtige, gediente Unteroffiziere brauchen, werr weiß, wie sehr! — Jetzt aber vor allen Dingen: wissen Sie ein Obdach hier in der Nähe? Ich möchte was zu Nacht speisen, und die Herren Kameraden auch — werr weiß, wie bald!“

Dose war entzückt und schrieb sich den Namen des Hauptmanns Stengel in das Innerste seines dankbaren Herzens. „Ein Gasthof,“ sagte er dann, „ist nicht weit von da, doch wird derselbe ziemlich überfüllt sein, da heute dort ein Ball Statt fand. An Schlafzimmern wird's überhaupt sehr fehlen, denn diese wurden schon seit einigen Tagen von Auswärtigen bestellt.“

„Ah! es denkt Niemand von uns an's Schlafen,“ erwiederte der Hauptmann, „nur ein Obdach, eine Flasche Wein und dergleichen.“

Dose dachte einen Augenblick nach. „In dem Falle,“ versetzte er, „werde ich mir erlauben, dem Herrn Hauptmann die Meldung zu machen, daß vor einer Stunde ein Zug Infanterie eintraf; die

Herren Lieutenants desselben befinden sich auf dem Rathhause in einem sehr angenehmen Zimmer."

„Infanterie!" rief der Husaren-Offizier, der hinzu trat. „Was macht Infanterie hier? — Sind sie vielleicht ebenfalls von C.?"

„Ich glaube so," entgegnete Dose.

„Desto besser!" sagte der Artillerie-Hauptmann. „Da wollen wir die Herren Kameraden aufsuchen, und einen Trunk und einen Bissen werden sie für uns schon übrig haben. — Gehen wir, meine Herren!"

„Du gehst natürlich nicht mit," sprach der Husar zu dem glücklichen Dragoner, der eigenhändig einige pappdeckelne Schachteln von dem Conducteur in Empfang nahm und dieselben so sanft wie möglich auf den Boden niedersetzte."

Die Dame stand einige Schritte davon in ihren schwarzen Mantel gewickelt, den dichten Schleier vor dem Gesichte.

„Geht nur voraus," entgegnete der Dragoner-Offizier; „ich finde das Rathhaus schon ohne euch, und werde mich zuerst bemühen, Madame für einige Stunden ein Quartier zu verschaffen. — Darf ich um Ihren Arm bitten?"

„Ich danke Ihnen recht sehr, Herr Lieutenant," erwiderte die Verschleierte. „Ich bitte recht sehr, Sie wollen Ihre Herren Kameraden nicht verlassen."

„Ah!" meinte der Dragoner einigermaßen verblüfft. „Aber es würde mir eine große Ehre sein."

„Ich danke wirklich," sagte die Dame trocken, und fügte leise hinzu: „Was würde man von mir denken!"

„Sie haben Recht," entgegnete der Offizier nach einer kleinen Pause. Es schien ihm ein Gedanke zu kommen. „So werden Sie mir wenigstens erlauben, daß ich diesen braven Unteroffizier bitte, Sie in den Gasthof zu begleiten. — Und ich werde Nachricht von Ihnen erhalten," setzte er flüsternd hinzu.

Die Dame warf forschend einen Blick auf Dose, der vortrat.

Mochte sie nun plötzlich ein Zutrauen zu ihm fassen oder einen anderen Grund haben, genug, sie verbeugte sich leicht vor dem Dragoner-Offizier und schritt dem Thore zu. Dose folgte ihr, ebenso die Offiziere: denn man hatte vom Grünen Baum nur noch eine kurze Strecke zum Rathhause, daher konnten sie bis zum Gasthofe alle mit einander gehen.

Vor der Thüre desselben sagte der Dragoner zu dem Unteroffizier mit leiser Stimme: „Sie werden mir Nachricht geben, mein Freund, ich bin nicht undankbar."

Dreizehntes Kapitel.

Worin sich einige Freunde wieder finden, die sich bekannte und unbekannte Geschichten erzählen. — Sehr viel Meidinger!

Der Sitzungssaal im Rathhause oder, was er für den heutigen Abend war, die Wachtstube für die beiden commandirenden Lieutenants, hatte sich unterdessen sehr angenehm verändert. Der Wirth des Grünen Baumes war mit seinem Oberkellner erschienen, und eine handfeste Magd des Hauses trug auf ihrem Kopfe ein Souper wenigstens für zwölf Mann; an dem dazu gehörigen Getränke hätten sich noch mehr sättigen können. Der Wirth deckte den Tisch, und während er Alles auf's Beste aufstellte, war sein geschmeidiges Wesen, ja, wir können sagen: seine Liebenswürdigkeit, über alle Beschreibung erhaben. Sein Betragen war so unterwürfig, daß es bei einem Polizei-Beamten Verdacht erregt hätte. Die harmlosen Offiziere aber sahen darin nur die Wirkung ihres energischen Auftretens, unterstützt vom Glanz der Bayonnette. Er versuchte während des Servirens das Gespräch öfters auf deu unglücklichen Vorfall zu lenken, der sich in seinem Hause begeben, und wenn

man ihm Glauben schenken wollte, so war jener Abend bis zur Ankunft der Soldaten der unglücklichste seines Lebens. Ferner war er in Verzweiflung über die schreckliche Ausschmückung seines Saales. Er haßte den Mann auf der Lithographie mit dem Federhute und den hohen Stiefeln, und was die rothe Farbe der Fahnen anbelangte, so war er in diesem Punkte ein vollkommener Ochs; denn er behauptete, er habe sich beim Anblick derselben nie einer geheimen Wuth erwehren können. Auch von den beiden Gefangenen redete er, doch alsdann zitterte seine Stimme, und er blickte unter den Augenbrauen forschend die Offiziere an. Er behauptete, den Seminaristen gar nicht gekannt zu haben, und was den Aktuar anbelange, so sei derselbe so selten in den Grünen Baum gekommen, daß er, der Wirth, jeden Augenblick im Stande sei, ihn mit einem Anderen zu verwechseln.

Die Lieutenants ließen sich dieses Gespräch insofern gefallen, als während desselben eine gute Schüssel um die andere aus dem Korbe der Magd hervorkam. Das Souper für das Comité der Ballgesellschaft schien nicht zum Ausbruche gekommen, vielmehr hieher gewandert zu sein. Doch wollen wir dem geneigten Leser nicht verschweigen, daß die Hauptstücke sich in ihrer Ausschmückung theilweise sehr geändert hatten. Zu Anfang waren scharlachfarbene Rüben und blutrothes Eingemachtes aller Art auf Salaten und Fleischspeisen vorherrschend gewesen, hatten aber jetzt sanft grüner Petersilie und unschuldig weißem Meerrettig Platz gemacht. Ja, bei dem Haupt-Tafelstück, einem Wildenschweinskopf, der statt in Sulz in einem Hermelin prangte, kunstreich à la majonaise mit Trüffelstücken zusammengesetzt, trieb der Wirth die Selbstverleugnung so weit, daß eben dieser Schweinskopf einen zu anderem Zweck bestimmten kleinen Schlapphut trug und sich mit zwei rothen Fahnen im Maul präsentirte.

Die beiden Freunde ließen sich vor der besetzten Tafel nieder und thaten den aufgestellten Gerichten alle mögliche Ehre an;

doch sahen sie den unglücklichen Moment kommen, wo sie vom ferneren Angriff abstehen mußten, und das zu einer Zeit, wo noch so viele frische Truppen auf dem Tische standen. Indeß half ihnen das gütige Schicksal aus dieser Verlegenheit; denn kaum hatte der Lieutenant Wortmann eine vortreffliche Schüssel gesulzter Salme im völligsten Unvermögen seufzend auf die Mitte des Tisches geschoben, als man auf der Treppe draußen laute Stimmen, klirrende Schritte und das Rasseln von Säbeln hörte. Es war dies ein eigenthümlicher, ja, fast beklemmender Moment. Woher dieses militärische Getöse? Konnte nicht die Bürgerwehr benachbarter Orte aufgeboten worden sein, den Zug drunten überfallen haben und nun im Begriffe stehen, die Gefangenen zu befreien und die Offiziere an deren Stelle zu setzen? — Schauderös! Die beiden Lieutenants langten nach ihren Pickelhauben, drückten die Degen fester an sich und waren entschlossen, im Nothfalle Leben und Souper bis auf den letzten Bluts- und Weintropfen zu vertheidigen.

Da wurde die Thüre geöffnet, und ein ungeheures Gelächter drang in das Sitzungs-Zimmer.

„Na, das muß ich sagen,“ rief der Artillerie-Hauptmann, „die Herren Kameraden lassen sich's wohl sein, werr weiß, wie sehr! — Schau! schau! — O—o—o—oh! An Flickmaterial fehlt's nicht!“ — Damit ließ er seine Augen vergnügt auf dem Tische umherspazieren.

Auch der Artillerie Lieutenant ergoß sich in Ausrufungen der Freude, doch gemäßigter als sein Chef. Die Kavallerie aber setzte lustig in das Zimmer hinein, und der Husar rief: „Aber das nenne ich, auf Taille! ein ungeheueres Zusammentreffen. Unser lieber Freund, der lange Eduard!“

Lieutenant Wortmann hatte pflichtschuldigst seinem Vorgesetzten, dem Artillerie-Hauptmann, salutirt, wogegen der lange Eduard ein paar vergebliche Anstrengungen machte, um sich von seinem Stuhle zu erheben. Doch bat ihn der Hauptmann, sitzen zu bleiben, worauf er augenblicklich wieder in seinen Lederstuhl zurückfiel.

„Hat man je so etwas gesehen?“ rief der Dragoner-Offizier. „Treffen wir uns hier zufällig in diesem elenden Neste! — Aber was macht ihr hier? was thut die Infanterie drunten? — Was habt ihr auf dem Rathhause zu schaffen?

„Vor allen Dingen,“ entgegnete ruhig und wichtig der ältere Infanterie-Offizier, „laßt euch an dem Tische nieder und haut ein. — Lieutenant Wortmann, machen Sie die Honneurs. Ich freue mich wahrhaftig, euch zu sehen.“

„Ja, ja, setzen wir uns!“ sagte der Hauptmann von der Artillerie und that also. Seinem Beispiele folgten die Anderen, und der Dragoner meinte, es sei hohe Zeit zur Abfütterung.

Während nun die neu Angekommenen dem aufgestellten Souper alle Ehre anthaten, erzählte der lange Eduard mit kurzen, aber bestimmten Worten, daß er hieher beordert sei, ein paar Verhaftungen vorzunehmen, und daß Wortmann und er sich dieses Auftrages bestens entledigt.

„Ei, ei! Verhaftungen!“ versetzte der Dragoner; „politische Arrestanten! Haben sich wohl nicht zur Wehr gesetzt, euch das Einfangen nicht sauer gemacht?“

„Durchaus nicht!“ meinte Wortmann. „Sie ergaben sich alsbald in ihr Schicksal. Wird auch nicht zu traurig sein, dieses Schicksal; scheinen mir ein paar kleine, unbedeutende Lichter; wenigstens dumm genug sehen sie aus. — Du lieber Gott! ich begreife nicht, wie man auf solche Schwätzer Gewicht legen kann.“

„Die Zeiten haben sich geändert,“ sprach mit vollen Backen kauend der Artillerie-Hauptmann, „man muß jetzt Alles beobachten. Früher ließ man dergleichen oft sagen, was sie wollten.“

„Kennt ihr die famose Geschichte,“ rief der Husar, „von jenem Handlungs-Reisenden, der ein unbändig loses Maul hatte?“

„Deren gibt es sehr viele,“ entgegnete trocken der Artillerie-Lieutenant.

„Aber in politicis," fuhr der Husar fort. „Und dieser Kerl konnte unbelästigt thun und reden, was er wollte."

„O Gott!" seufzte der lange Eduard. „Haben Sie es sich denn noch nicht abgewöhnt, immerwährend die alten Geschichten zu erzählen?"

„Nimm dich mit Eduard in Acht," versetzte lachend der Dragoner, „du magst ihm erzählen, was du willst, er hat es alles schon im Meidinger gelesen."

„Die eben angefangene Anekdote," erwiderte der ältere Infanterie-Offizier, „steht schon in der ersten Ausgabe."

„Aber ich kenne sie nicht," sagte treuherzig und tief aufathmend der Artillerie-Hauptmann.

Der lange Eduard warf ihm einen Blick zu, der einigermaßen verächtlich aussah. Dann wandte er sich zu dem Husaren und sprach: „Ich kann Sie versichern, es steht in der ersten Ausgabe. Der Handlungsreisende hatte in seinem Paß irgendwo ein kaum bemerkbares Zeichen, und als er eines Tages wegen sehr unziemlicher Reden auf die Polizei geladen wurde, entließ ihn der Commissär, als er jenes Zeichen gesehen, mit einem freundlichen Lächeln. — Sie können gehen, sagte er, Sie sind in Ihrem Passe als unschädlicher Schwätzer bezeichnet. — Ganz Meidinger!"

„Aber nicht schlecht," entgegnete der Hauptmann der Artillerie, indem er sich ein großes Glas Wein eingoß.

„Jetzt wissen Sie, meine Herren, was wir hier machen," sagte Lieutenant Wortmann. „Nun ist die Reihe an Ihnen; weßhalb sehen wir hier so unverhofft Artillerie und Kavallerie?"

„Ah, der Teufel! das ist sehr einfach!" meinte der Artillerie-Hauptmann von Stengel; „Mitglieder der großen Remonte-Commission. Wir haben das Land bereist und uns nach Pferden umgesehen."

„Also glaubt man wirklich, daß es losgeht?" fragte der lange Eduard.

„Keine Frage mehr!“ entgegnete der Hauptmann, indem er sich seinen langen blonden Schnurrbart abwischte. „In vier Wochen sind wir mobil und dann geht's in's Feld. Ah! ich freue mich darauf.“

„Da haben Sie's gut, Herr Kamerad,“ sagte der Husar. „Ein Hauptmann der Artillerie ist ein wirklich Commandirender, wie der Chef des Armee-Corps. Respekt vor einer reitenden Batterie! Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein.“

„Nun, ihr Herren habt euch nicht zu beklagen,“ meinte Eduard. „Schon beim Regiment zu Pferde immer beweglich, könnt ihr es aushalten, habt ihr aber gar das Glück, zu Ordonnanz-Offizieren gemacht zu werden und in der großen Suite mitzureiten, so gibt's Arbeit und Ehren genug.“

„Das ist wahr,“ versetzte der Dragoner. „Als Galoppin verwendet zu werden, danach habe ich schon oft getrachtet; aber mir ist es noch nie so gut geworden. — Da unser Freund, auf den haben sie es förmlich abgesehen.“

„Es ist wahr,“ entgegnete der Husar, indem er seinen Schnurrbart in die Höhe drehte, „darin habe ich Glück gehabt. War ich doch bei den letzten großen Manövern beständig in der Allerhöchsten Suite. Apropos! da passirte uns eines Tages eine ganz ungeheure Geschichte.“

Der lange Eduard schaute unruhig empor.

„O unbesorgt!“ lachte der Erzähler, der diesen Blick sah, „zehn Fläschen Champagner, daß die Geschichte neu ist! Eines Tages reiten wir also los, der commandirende Herr auf seinem starken Pferde voraus, aber schneidig wie ein junger Husaren-Offizier. Die ganze Suite zog sich artig aus einander. Natürlicher Weise konnte ich mich auf meinen Rappen verlassen und war so weit vorn, als es der Anstand erlaubte. Von den alten Stabs-Offizieren pusteten manche ganz gewaltig, aber das half alles nichts, vorwärts ging's über Gräben und Hecken. Auf einmal parirt der

Herr vorn an der Spitze sein Pferd, bumms! da standen wir; neben uns im Graben liegt ein Artillerist, sehr bleich, marode, mit geschlossenen Augen."

„Natürlich muß es immer ein Artillerist sein!" sagte einigermaßen pikirt der Hauptmann von Stengel.

„Es war in der Nähe einer Batterie," entgegnete der Husar fortfahrend. — „Was macht der Mann da? rief Se. Majestät, er scheint krank zu sein; man mache ihm vorn den Kragen auf! Nun stand, wie schon gesagt, nicht weit davon eine Batterie — natürlich eine Fußbatterie," setzte der Erzähler lächelnd hinzu. „Kaum sah nun der Hauptmann derselben das ganze hohe und zahlreiche Gefolge unten am Graben halten, so setzte er sein Pferd in Galopp, was das gute Thier auch nach einigem Widerstreben that, und kam in Carriere auf uns zu. Auf tausend Schritt Distanz hob er schon die Hand zum Gruß empor."

„Starke Entfernung," meinte nachdenkend der Artillerie-Lieutenant. — „Tausend Schritt — ein halber Zoll Erhöhung."

„So kam er heran, parirte neben dem Graben sein Pferd gar nicht schlecht, daß ich einen Augenblick denke, der Gaul bricht sein Kreuz und der Hauptmann kommt zu Fuß vor Sr. Majestät an. — Nun? fragten Allerhöchstdieselben. — Maj— sſteet! meldet der Artillerie-Offizier mit unglaublich scharfer Betonung und großer Anstrengung, d'rrr Mann hat hundert und zwanzig Pflaumen gegessen! — Ah, das ist viel! entgegnete der Herr, indem er sein Pferd wieder in Galopp setzte. Dann lassen Sie ihm hinten aufmachen. — Ihr könnt euch denken, daß sich das ganze Gefolge mit einem geheimen, aber unauslöschlichen Gelächter entfernte. — — Nun, Eduard, habe ich gewonnen oder verloren?"

„Ei, mein Freund," versetzte ruhig der Angeredete, „gedruckt las ich diese Geschichte noch nicht, aber es wäre möglich, daß Meidinger sie gekannt und nicht pikant genug zur Aufnahme gefunden hätte. — Aber sie ist nicht ganz schlecht."

„Eduard wird immer schärfer,“ meinte lachend der Husar; „bald fange ich an, mich zu fürchten, in seiner Gegenwart die beste Geschichte zu erzählen.“

„Das macht das Alter,“ sagte lachend der Dragoner-Offizier. „Eduard wird bedächtig, die Zeiten liegen hinter ihm, wo er seinem Vetter Robert half, die Beine von dessen Rappen roth zu färben.

Sein Herbst ist gekommen;
Die Blätter fallen ab von den Bäumen.

Bei diesen letzten Worten legte der also Sprechende seine Hand sanft auf das Haupthaar des langen Eduard, das freilich nicht mehr in jener Fülle üppiger Locken prangte, wie damals, als er das Porteepee erhielt und Fähnrich wurde.

Mittlerweile war dem Souper alle Ehre angethan worden; der Hauptmann von Stengel lehnte sich beruhigt in den alten Lederstuhl zurück, und sein Lieutenant in derselben Stellung blickte nachdenkend in die Höhe; er war in ein tiefes Nachsinnen versunken über eine neue Art Brandröhren für Bomben und Granaten. Die Unterhaltung gerieth demgemäß in's Stocken und wurde nur nach einiger Zeit wieder aufgefrischt durch einen tiefen Seufzer des Dragoner-Offiziers, während er unruhig und erwartungsvoll nach der Thüre blickte.

Der Husar aber, der diesen Blick bemerkte und wie in früheren Zeiten immer noch für die Hugenotten schwärmte, wandte sich an ihn und sang mit Beziehung auf die nächtliche Fahrt im Eilwagen:

Sagt, wer war denn diese Schöne?

Worauf der Artillerie-Hauptmann lächelnd sein Haupt umwandte und dieselbe Frage, ohne zu singen, in guter Prosa von sich gab.

Der Dragoner zuckte seufzend die Achseln. „Weiß ich's denn?“

sagte er; „sie kam in D. zu uns, als es schon recht dunkel war, ich konnte ihr Gesicht nicht sehen.“

„Aber du hast Routine in dergleichen und sprachst mit ihr so angelegentlich, daß du wenigstens wissen mußt, ob sie jung oder alt ist.“

„Ich vermuthe allerdings das Erstere,“ antwortete der Dragoner, indem er mit der Hand durch das Haar fuhr. „Es wehte mich der Hauch der Jugend an.“

„Die alten brennen auch viel langsamer,“ warf träumerisch der Artillerie-Lieutenant dazwischen, denn er dachte an die Brandröhren.

„Der Teufel auch, lieber Herr Kamerad!“ antwortete einigermaßen pikirt der Dragoner, „wer hat Ihnen denn anvertraut, ob die junge Dame schnell oder langsam, oder ob sie überhaupt entbrannte?“

„Wa—a—s?“ fragte erstaunt der Artillerist.

Doch der Husar kam ihm zu Hülfe. „Na,“ sagte er lachend, „du willst doch uns nicht abläugnen, daß da eine kleine Geschichte arrangirt wurde? Eigentlich hätte der Platz gegenüber mir gebührt; ich hatte Nr. 3. Aber ich bin ein viel zu guter Kerl für diese Welt. Es wäre anständig von dir, wenn du ein Bischen bekennen wolltest.“

„Ja, ja, bekennen,“ entgegnete Herr von Stengel, „werr weiß, wie sehr! Ah, der Teufel, das war 'ne schöne Gelegenheit — an Flickmaterial fehlt's nicht!“

„Wie weit kamst du mit ihr?“ fragte der Husar mit Pathos. „Ich drücke ab, oder — bekenne.“

Der lange Eduard hatte melancholisch sein Haupt in die Hand sinken lassen; jetzt erhob er es plötzlich und sagte mit sanfter, leiser Stimme: „Ich bin einmal in Schwaben gereist im Eilwagen, natürlicher Weise bei Nacht. Mir gegenüber saß eine Beamten-Tochter, sie gehörte zur sechsten Rangklasse, denn man brachte sie mit

einer Messing-Laterne auf die Post, in welcher zwei Wachskerzen brannten. — Das ist nämlich dort das Unterscheidungszeichen; in China leisten Knöpfe und Pfauenfedern denselben Dienst. Auch hatte die Beamten-Tochter einen offiziellen Liebhaber, der sie an den Eilwagen begleitete. — Sie kam mir gegenüber zu sitzen, und in solchen Fällen — das könnt ihr mir glauben — bin ich der diskreteste Mensch, den es gibt. Ich schränkte meine langen Füße ein, so gut wie möglich; ich hasse alle Zudringlichkeit. Endlich aber konnte ich es nicht mehr aushalten, ich mußte mir etwas Luft verschaffen und war glücklich, auf kein Hinderniß, keinen Widerstand zu stoßen. Da ich demnach zu meinem großen Erstaunen entdeckte, daß der Platz vor mir frei und unbenutzt war, so sah ich mich endlich veranlaßt, meine ziemlich langen Beine so weit als möglich auszustrecken und schlief so herrlich die ganze Nacht."

„Und die Beamten-Tochter?" fragte neugierig der Husar. „Hatte sie gar keine Füße?"

„O ja," antwortete der lange Eduard nach einer Pause schwärmerisch, „sie hatte sogar zwei. Um aber nicht in unangenehme Berührung zu kommen, hatte sie dieselben auf den Sitz heraufgezogen und saß die ganze Nacht darauf."

„Teufel!" sagte lachend der Dragoner, „das nenne ich eine sonderbare eigennützige Idee."

„Und ich," antwortete der Erzähler, „nenne es schwäbischen Heroismus; denn die arme Person brauchte am anderen Morgen eine gute Zeit, um nur wieder vernünftig auftreten zu können. Sie versicherte mich auch im Laufe des Tages, sie sei ganz krämpfig geworden."

„So, das hat sie Ihnen anvertraut? — Also wurdet ihr später gute Freunde?" meinte lachend der Husar.

„Nachdem sie deine Unwiderstehlichkeit eingesehen," sagte der Dragoner.

„Darüber schweigt die Geschichte," antwortete der lange Eduard.

Hier wurde die Unterhaltung für einen Augenblick unterbrochen, denn man hörte draußen im Gange hastige Schritte. Dann öffnete der Rathhausdiener schnell die Thüre, und der Unteroffizier Dose trat ein, nicht mit seiner gewöhnlichen Ruhe, seiner bekannten Sicherheit, sondern etwas bleich, aufgeregt und mit schnellen Schritten.

Der Dragoner-Offizier erhob sich vom Tische, um die Meldung Dose's, die, wie er glaubte, ihn allein anginge, in Empfang zu nehmen.

Vierzehntes Kapitel.

Feodor Dose macht auf der Rathhaus-Wachtstube eine Meldung. In Folge derselben erfährt man, daß der Seminarist entflohen und der Schneider arretirt ist. — Militärische Besetzung des Marktplatzes und große Entwicklung der bewaffneten Macht.

Unteroffizier Dose schien den fragenden Blick des Dragoner-Offiziers nicht zu verstehen, sondern wandte sich zum Tische und trat dicht vor den commandirenden Infanterie-Lieutenant in der dienstlichsten Haltung, den Kopf aufrecht, den kleinen Finger an der Hosennaht.

Der lange Eduard blickte kaum in die Höhe; doch Lieutenant Wortmann fragte eifrig, was es gebe.

„Es sind ja heute Abend," sprach hastig Dose, „während des Bürgerwehr-Balles zwei Leute verhaftet worden, angeblich Aktuar D. und Seminarist W."

„So ist es," erwiderte Lieutenant Wortmann. „Warum angeblich? Die Verhafteten sitzen in gutem Gewahrsam hier an."

„Das ist unmöglich," fuhr der Unteroffizier fort; „ich kenne die Beiden zu genau; der Aktuar ist Adjutant des Bataillons hier, ich habe ihn fast täglich gesprochen, und mit dem Anderen kam ich in noch nähere Berührung. Ich muß also wohl Beide kennen."

„Nun, und was weiter?" fragte der Infanterie-Offizier.

„Oh, Herr Lieutenant, verzeihen Sie mir," fuhr Dose mit ängstlichem Gesichte fort, „wie Sie wissen, befand ich mich gerade im hinteren Zimmer des Gasthofes, als vorn die Verhaftung und — Verwechslung vor sich ging. Hätte ich es gesehen, so würde ich es gewiß nicht geduldet haben."

„Der Unteroffizier spricht von einer Verwechslung," sprach der lange Eduard. „Er soll sich deutlich ausdrücken."

„Nun, was haben Sie denn zu melden?"

„Ich habe also zu melden," sagte der Unteroffizier mit dem gemessensten Tone, „daß sich der Aktuar D. und der Seminarist W. in Freiheit befinden. Der Letztere ist eben über den Rhein spedirt worden, der Erstere muß irgendwo im Gasthause zum Grünen Baum versteckt sein."

„Alle Teufel!" fluchte der Lieutenant Wortmann. „Unteroffizier, wenn Sie recht gesehen haben, wen haben wir dann hier im Gefängnisse?"

„Vielleicht Niemanden," meinte der Artillerie-Hauptmann. „Diese Demokraten sind pfiffig, werr weiß wie sehr! an Flickmaterial fehlt's ihnen auch nicht, und so hilft einer dem anderen. Ah, das ist eine wahre Schwefelbande!"

„Das Ding muß untersucht werden," versetzte Lieutenant Wortmann, „und sogleich!" — Er zog die bewußte Klingel, und der Rathhausdiener erschien. „Wo sind die beiden Gefangenen?" fragte der jüngere Infanterie-Offizier alsdann.

„In ihrem Zimmer, zu Befehl des Herrn Lieutenant."

„Gut! Was meinen Sie —" er wandte sich an seinen älteren Kameraden — „sollen wir nicht ein wenig zu ihnen gehen und sie inspiciren? Wenn der Unteroffizier Recht hätte, es wäre eine verdrießliche Geschichte."

„Ich halte es für besser, wenn wir sie hieher kommen lassen," entschied der lange Eduard. „Es ist doch bequemer."

„Nun, meinetwegen!" meinte Wortmann. „Doch will ich

selbst mitgehen und sie hieher holen; ich kann die Geschichte nicht glauben."

Diesen Moment hatte der Dragoner-Offizier benutzt, um eine kleine leise Frage an den Unteroffizier zu stellen.

„Nro. 16," hatte Dose ebenso leise geantwortet, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit verbergen zu können.

Darauf war der Kavallerie-Offizier vollkommen geräuschlos und unbemerkt entschwunden.

Einen Augenblick nachher erschien der Infanterie-Offizier mit den beiden Arrestanten. Sie sahen sehr niedergeschlagen aus, und der ältere von ihnen schien sogar den Versuch machen zu wollen, seinen trockenen Augen einige Thränen zu entpressen. Doch wollte dies nicht recht gelingen.

Dose fuhr zurück, als er die beiden Arrestanten sah.

Der lange Eduard, der die ganze Würde des Augenblicks fühlte, richtete sich in seinem Lehnstuhle empor, winkte den beiden Demokraten, näher zu treten, zog sein Taschenbuch heraus, als handle es sich um ein Protokoll, und fragte mit sehr würdevoller Stimme: „Wer von Ihnen ist Aktuar D.?"

Die beiden Gefangenen sahen einander an und gaben keine Antwort.

„Oder der Seminarist W.?" fuhr der Inquirent fort.

Auch diesmal gab keiner eine Antwort, und Dose, der kaum an sich zu halten im Stande war, wollte eben vortreten, als der ältere der Arrestanten mit recht kläglicher Geberde die Hände faltete und sagte: „Ach, Herr Jesus, bester Herr Lieutenant, ich sitze jetzt schon seit zwei Stunden in dem dunklen Zimmer und möchte wissen, was ich eigentlich verbrochen habe. Es ist hart, wenn man unschuldiger Weise nicht ruhig in seinem Bette schlafen kann, und dann fürchte ich mich auch im Finstern, und ich habe das Recht dazu."

„Der hat ein Recht, sich zu fürchten," sagte lachend der Hu-

saren-Offizier. „Ich möchte wissen, wer ihm dieses Recht gegeben hat.“

„Ja, ich habe dieses Recht,“ fuhr der Gefangene weinerlich fort, „und ich bin nicht blos Bürgerwehrmann, sondern auch meines Zeichens ein Schneider; und ich möchte wissen, was ich verbrochen habe.“

„Ein Schneider!“ rief Lieutenant Wortmann entrüstet.

„Das ist 'ne schöne Geschichte,“ sagte lachend der Artillerie-Hauptmann, „da haben Sie statt eines Aktuars einen Schneider eingefangen.“

„Das ist am Ende ganz gleich,“ entgegnete Lieutenant Wortmann. „Mit gefangen, mit gehangen. Warum hat er sich nicht früher gemeldet, warum hat er nicht gesagt, wer er ist!“

„Ach, du gütiger Gott!“ jammerte Meister Kaspar, „das habe ich auf dem ganzen Herweg gethan; ich habe dem Unteroffizier, der uns begleitete, gesagt: Ich bin nicht der Rechte, ihr habt wahrhaftig den Falschen erwischt. Ach, es hat ja alles nichts geholfen! Er lachte mir unter die Nase und sagte: Das wäre schon gut, in solchen Fällen wäre Alles unschuldig, und Keiner wollte der Rechte sein.“

Der lange Eduard hatte sein Haupt wieder auf die Hand gestützt, blickte melancholisch in die Höhe und fragte den Unteroffizier, ob er die Leute kenne.

„Allerdings,“ sagte Dose, „der Eine ist der Schneidermeister Kaspar nnd der Andere ein Schreibergehülfe.“

Lieutenant Wortmann preßte die Zähne auf einander, ihn ärgerten vor Allem die lachenden Blicke des Artillerie-Hauptmanns und des Husaren-Offiziers. „Haben diese Leute,“ fragte er nach einer Pause, „irgend eine Aehnlichkeit mit jenen beiden Anderen?“

„Nicht die geringste,“ entgegnete Dose; „der Aktuar ist fast um einen Kopf größer als der Schneider, und der Seminarist hat etwas Aufgeschwollenes; er ist wenigstens zweimal so dick wie der Schreibergehülfe.“

„Das ist eine Verhöhnung aller öffentlichen Gewalt!“ sprach sehr erbost Lieutenant Wortmann, und seine Augen glänzten, aber nicht, wie früher, vor Vergnügen. „Der Wirth zum Grünen Baum hat mir diese Beiden bezeichnet. An ihn werde ich mich halten.“

„Das zieht der Wirth gerade in Abrede,“ erlaubte sich Dose zu sagen. „Ich hörte vorhin zufällig eine Unterredung, worin er versicherte, er habe zu Niemand gesagt: das ist Der oder Der, sondern der Herr Lieutenant hätten sich die Beiden da —“ hier stockte Dose.

„Nun?“ rief Wortmann.

„Als passend selbst ausgesucht,“ entgegnete der Unteroffizier mit einem starken Achselzucken.

„Bei meiner armen Seele,“ rief der Infanterie-Offizier ganz erhitzt, „das soll ihnen nicht so hingehen! Sie glauben also, Unteroffizier, daß der Aktuar noch in der Stadt ist?“

„Ich möchte sogar behaupten,“ erwiderte Dose, „daß er sich im Grünen Baum versteckt hält.“

„Und der Andere?“

„Der ist längst über den Rhein hinüber, da hilft kein Nachsetzen.“

„Aber den Einen müssen wir haben!“ sagte Lieutenant Wortmann. „Das ist doch auch Ihre Ansicht?“ wandte er sich an den langen Eduard.

„Allerdings,“ entgegnete dieser; „aber man muß dabei vorsichtig zu Werke gehen. Glaubt mir, ich pflege eine Sache genau zu überlegen. Vor allen Dingen führt mir den ehrlichen Schneider und den vortrefflichen Schreiber in's Gewahrsam zurück, und zugleich mit den Beiden sperrt mir den braven Rathhausdiener ebenfalls ein. Darauf befehlt dem Posten, der draußen vor dem Fenster steht, sobald Einer die Nasenspitze hervorstreckt oder ein Wort auf die Straße spricht, angeschlagen — Feuerrrr!“

Der Schneider fuhr zusammen, als empfinde er schon irgendwo eine Kugel.

„Ist das geschehen," fuhr der Wachthabende fort, „so werden wir weiter sehen. Unteroffizier Dose, thun Sie mir den Gefallen und schließen Sie die Gefangenen ein."

„Haltet euch ruhig, ihr Leute," sagte der Artillerie-Hauptmann, „sonst könnte es euch schlimm gehen, werr weiß wie sehr!"

Dose nahm die Schlüssel sowie ein Licht vom Tische und brachte die Gefangenen in ihr Zimmer. Er unterließ nicht, die Fenster zu untersuchen und, als er Alles in Ordnung gefunden, den Arrestanten zu sagen, sie möchten sich um ihrer eigenen Seligkeit wegen ruhig verhalten und sich unter keiner Bedingung dem Fenster nähern. - „Denn der Posten draußen," fügte er wichtig bei, „hat einen verzweifelt scharfen Befehl, und seine Muskete ist vortrefflich geladen." — So unterrichtet, zogen sich die drei Unglücklichen in die Ecke des Gemaches zurück, welche am weitesten von dem Fenster lag, und kauerten sich dort zusammen wie erschreckte Schafe, wenn draußen vor der Hürde ein Wolf umgeht.

Dose kehrte in die Wachtstube zurück.

Der lange Eduard hatte indessen seine Ansicht auseinander gesetzt, welche dahin ging, sich eine halbe Stunde ruhig zu verhalten, alsdann den Gasthof zum Grünen Baum zu umstellen und sich so des Aktuars zu bemächtigen.

Dose näherte sich dem Tische und meldete, während er die Schlüssel vor den commandirenden Offizier niederlegte, daß die Gefangenen bestens eingeschlossen seien. Darauf erlaubte er sich eine Bemerkung. „Herr Lieutenant," sprach er, „drunten auf der Wache ist ein ewiges Ab- und Zugehen von Leuten aus der Stadt; man kann nichts dagegen sagen, sie sprechen mit den Soldaten, wenden sich auch wohl an den Unteroffizier der Wache und wollen offenbar erfahren, ob es hier oben bereits entdeckt, daß man die Falschen verhaftet. Ich erlaube mir, zu sagen, daß man sie vor

allen Dingen in dieser Unwissenheit erhalten muß. Das Volk hier hält gegen uns fest zusammen, sie treiben sich da unten blos herum, um jede Bewegung der Truppen zu erspähen, und werden, sobald Sie eine starke Patrouille abschicken, augenblicklich vorauseilen und den Grünen Baum in Allarm bringen."

„Die Ansicht ist sehr richtig," erwiderte der Artillerie-Hauptmann. „Gut gedacht, Unteroffizier! Ihr Betragen gefällt mir, vergessen Sie in C. nicht: Hauptmann von Stengel."

„Ich finde auch, daß er Recht hat," meinte Lieutenant Wortmann. „Doch ist hier eine Schwierigkeit: ich kenne das verfluchte Terrain nicht."

„Aber ich kenne es," versetzte Dose, indem er sich stolz aufrichtete. „Dürfte ich mir erlauben, einige Anordnungen vorzuschlagen, so glaube ich versprechen zu können, daß wir ohne Lärm, ohne das geringste Aufsehen den Grünen Baum umstellen können."

„Lassen Sie hören!"

„Das Rathhaus, in dem wir uns befinden, liegt am Marktplatze; auf denselben münden drei Straßen, geradeaus führt zum Grünen Baum, rechts und links in die Stadt. Diese drei Wege nun müssen in aller Stille besetzt werden, und man muß im Augenblicke, wo ich mit der Patrouille abmarschire, jeden Anderen zurückweisen, damit mir Keiner vorauslaufen kann."

„Sehr gut!" bemerkte Lieutenant Wortmann.

„Auf Befehl des Herrn Lieutenants," fuhr Dose fort, „werde ich mich also drunten in die Wachtstube begeben und den Unteroffizier instruiren, daß ich die Patrouille führen werde."

„Ich werde Sie begleiten, damit er Ihnen glaubt," sagte der jüngere Infanterie-Offizier; „der Schmitz ist von altem Schlag und geht gern sicher."

Dose erlaubte sich, eine zustimmende, wenn auch nicht ganz militärische Verbeugung zu machen.

„Ferner will ich, spazieren gehend an drei Straßen Doppel-

posten aufstellen, die Niemanden als die Patrouille passiren lassen," fuhr Lieutenant Wortmann fort. — „Gehen wir! — Aber Sie haben keine Waffen!" wandte er sich an den Unteroffizier.

Dieser schaute im Zimmer umher, als suche er etwas, das ihm dienen könne.

Doch meinte der Husaren-Offizier lachend, dem sei abzuhelfen, und er wolle gern zu der famosen Geschichte seinen Säbel herleihen.

Dose erstarrte vor Glück und Ueberraschung. Er, vor ein paar Stunden noch Arrestant und auf dem Wege zu schlimmen Dingen, hatte sich seinen Vorgesetzten nützlich zu machen gewußt, er sollte dazu helfen, einen wichtigen Gefangenen beizubringen, und dazu einen Offiziers-Säbel führen. Er ergriff mit zitternder Hand die feine Kuppel, und nachdem er die Säbeltasche losgeschnallt und die Kuppel mit einiger Anstrengung befestigt, löste er ehrfurchtsvoll das silberne Porteepee von dem Griffe und legte es auf den Tisch. Hierauf zog er ein paar weiße waschlederne Handschuhe an, brachte den Säbel gerade an die linke Seite und trat vor den commandirenden Infanterie-Offizier, wobei er sich fertig zum Dienst meldete. Dose machte alle diese Bewegungen so correct und gut militärisch, daß namentlich der Artillerie-Hauptmann seine Freude an ihm hatte.

„Der Offizier-Säbel ist eine gute Vorbedeutung," sagte er; „wenn wir in den Krieg kommen — ho! — da kann Ihnen das Porteepee noch werden; werr weiß wie bald!"

Damit schloß sich die Thüre hinter den Beiden; sie gingen einen finsteren Gang hinab, dann eine Treppe und traten darauf zur Thüre des Rathhauses hinaus auf den Marktplatz.

Fünfzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen in der Wachtstube des alten Spritzenhauses. — Der Dragoner-Offizier macht seltsame Entdeckungen und kommt in den Grünen Baum, ohne vorderhand auf einen grünen Zweig zu kommen.

Das Lokal, in welchem Unteroffizier Schmitz I. als Wachthabender regierte, war natürlicher Weise nicht so behaglich eingerichtet, als das der commandirenden Lieutenants. Doch hatte auch hier Natur und Kunst Einiges gethan. Das ehemalige Spritzenhaus der Stadt, dicht beim Rathhause gelegen, war zur Wachtstube umgewandelt worden; man hatte einen Tisch, sowie ein paar Stühle hereingeschafft, hatte einige Bretter über den defekten Kasten einer alten Feuerspritze gelegt, die im Winkel stand, und so eine Art Pritsche gebildet; man hatte vor die offenstehenden vergitterten Fenster, an denen die Läden fehlten, ein paar Mäntel kunstreich befestigt, und als nun auf dem Tische ein Talglicht angezündet war, als Papier, Feder und Dinte gebracht worden, setzte sich der Unteroffizier Schmitz I. in stiller Majestät vor diesen Tisch und schrieb auf einen weißen Bogen Papier:

„Wache im Spritzenhause. Auf Wache ein Unteroffizier und sechs Mann. Neues wurde mir von dem vorigen Wacht-Commandanten nichts übergeben, da ein solcher nicht vorhanden.“

Darauf hatte der Commandirende zu Nacht gespeist, und wir müssen gestehen, daß sich auch hier der Wirth zum Grünen Baum in's Mittel geschlagen und mit dem Wachthabenden fraternisirt, indem er ihm ein paar Flaschen ordentlichen Weines, sowie einen kunstreichverzierten Kartoffel-Salat und kalten Kalbsbraten vorgesetzt.

Unteroffizier Schmitz war aber nicht der Mann, der sich durch solche Beweise von Zuneigung im Geringsten rühren ließ. Er hatte dem Kellner, der ihm dies alles gebracht, würdevoll gedankt und ihn darauf so freundlich wie möglich zur Thüre hinaus-

begleitet. Dabei war Schmitz I. ein vorsichtiger Soldat, der aber schreckliche Begriffe von den Demokraten im Allgemeinen hegte. Er ließ den Härings-Salat und den Kalbsbraten unberührt stehen, das heißt, er für seine Person aß nicht eher davon, als bis zwei Mann der Wache, die mit lüsternen Blicken den Tisch anschauten, die Gerichte tief und genau untersucht hatten und sich hierauf keine verdächtigen Symptome einstellten; als die beiden Musketiere pudelwohl blieben und nur ein großes Verlangen nach mehr an den Tag legten, ließ sich der commandirende Unteroffizier herbei, die Speisen nun ebenfalls selbst und nicht ohne Gründlichkeit zu versuchen. Was den Wein anbelangte, so verließ er sich auf seine Nase und Zunge, und da er auch hierin nichts Verdächtiges entdeckte, so hatte er bald eine Flasche geleert und begab sich mit gutem Willen an die zweite.

Die Soldaten draußen, die man ebenfalls nicht vergessen hatte, lagerten auf den Treppen des Rathhauses und dachten nur zuweilen fröstelnd an die Kaserne in C., wo so viele gute vortreffliche Betten in diesem Augenblicke leer standen.

Dose hatte die Wahrheit gesagt: es trieben sich immer einige von den Bürgern auf dem Marktplatze und zwischen den Soldaten umher. Doch konnte man nichts dagegen machen, da sie ein gänzlich unverdächtiges System des Fraternisirens beobachteten. Wenn sie sich zuweilen Fragen erlaubten, so betrafen dieselben begreiflicher Weise die beiden Gefangenen droben und ihre etwaige Bestimmung für morgen.

Jede Compagnie, ja, fast jeder Zug hat seinen Spaßmacher, der von allen Kameraden als solcher anerkannt wird und dem kein Anderer zu widersprechen wagt. Der, welcher sich nun hier auf dem Rathhausplatze befand, versicherte den Fragenden, die beiden Gefangenen würden morgen nach C. transportirt, müßten dort ein leichtes Verhör bestehen und kämen alsdann unbedingt in die Demokraten-Mühle. „Wißt ihr," sagte er, „in die, welche im Hofe

der Kaserne von St. Agatha steht; zur linken Thüre werden sie hineingeführt, und wenn sie umgearbeitet sind, fallen sie rechts wieder heraus."

„Und wie werden sie umgearbeitet?" fragte ein neugieriger Soldat.

„Das kann ich so genau nicht angeben, denn ich habe nicht in das Innere der Maschine sehen können; aber man wirft allerlei zu ihnen hinein, Prügel, Ketten, Orden oder Geld. Eins davon hilft gewiß."

„Lieber Freund," sagte einer der Bürger, der mit den Soldaten sprach, „was machen die beiden Gefangenen droben? sind sie ruhig, lamentiren sie, haben sie ein Verhör bestehen müssen?"

„Das weiß ich alles nicht," entgegnete der Andere. „Nur vorhin blickte ich zufällig zum Schlüsselloch hinein, und da sah ich — es hat mich erschreckt."

„Nun, was sahen Sie?"

„Es ist wahrhaftig besser, ich sage es nicht."

„Aber wir bitten Sie darum!"

„Nun, meinetwegen denn, wenn euch ein Gefallen damit geschieht — aber es ist eine finstere Geschichte; als ich nämlich so hineinsah, bemerkte ich — nicht das Geringste, denn es war ganz dunkel im Zimmer."

„Ah!" machten die Zuhörer verblüfft, und die Soldaten lachten so laut, daß es über den Marktplatz hinschallte und Unterofffizier Schmitz I. vor die Wachtstube trat, um zu sehen, was es gäbe.

„Dieser Moment schien den Bürgern besonders günstig, mit dem Wachthhabenden ein paar Worte zu sprechen. Doch wurden sie nicht besonders gnädig angehört, vielmehr zuckte der Unteroffizier statt aller Antwort mit den Achseln und blickte alsdann zum Sternenhimmel empor, der sich in selbiger Nacht klar und heiter über Alle ausspannte.

In diesem Augenblicke traten Lieutenant Wortmann und Dose aus der Thüre des Rathhauses, worauf die Bürger sich sogleich in den tieferen Schatten hinter dem Spritzenhause zurückzogen. Feodor Dose hatte aber diese Bewegung deutlich gesehen und war auf seiner Hut. Ohne sich den Anschein zu geben, als achte er besonders darauf, sah er recht gut, wie die Bürger — es waren ihrer zwei — um das Spritzenhaus lugten.

Lieutenant Wortmann that, wie verabredet, und besetzte, spazieren gehend, die Straßen, die auf den Marktplatz mündeten. An zweien standen bereits die Doppelposten, da bemerkte Dose, wie die beiden Bürger, diese Manöver verstehend, langsam hinter dem Spritzenhause her durch die dritte Straße davon schleichen wollten. Mit Einem Sprunge kam er ihnen zuvor, pflanzte sich mitten in ihrem Wege auf und rief ihnen ein lautes: „Zurück!" entgegen. Die Beiden blieben dicht vor dem Unteroffizier, wie fest gebannt, stehen, und Dose sah zu seiner Genugthuung, daß er es mit zwei guten Bekannten zu thun habe, mit dem Major des Bürgerwehr-Bataillons und mit dem Drucker des Intelligenzblattes, zwei politischen Größen hiesiger Stadt.

Es hatte aber noch Keiner dieser Drei Zeit gehabt, sich zu verständigen, als Lieutenant Wortmann auch an der dritten Straße die beiden Posten aufstellte und ihnen bis auf Weiteres den Befehl gab, Niemanden zu gestatten, den Marktplatz zu verlassen. „Sollte man Gewalt anwenden wollen," setzte er ruhig hinzu, „so habt ihr oben an Eurem Gewehr wohl ein paar Zoll kalten Eisens für einen guten Freund übrig."

Als diese Angelegenheit besorgt war, ersuchte Dose die beiden Herren höflichst, sich in der Nähe der Wachtstube aufhalten zu wollen; „denn, sagte er, der Befehl ist streng, und wenn Sie vielleicht den Versuch machten, in eines der umliegenden Häuser zu schlüpfen, so thäte es mir leid, wenn Ihnen irgend ein Unglück passirte."

„Sie haben ganz recht," setzte Lieutenant Wortmann hinzu, „ich hätte das bald vergessen. — Unterofffizier Schmitz, lassen Sie diese beiden Herren beaufsichtigen und stellen Sie einen Posten vor die Thüre des Rathhauses, es darf Niemand hinein."

Die Absperrung des Marktplatzes hatte sich übrigens recht praktisch erwiesen und ein ziemliches Resultat geliefert: ungefähr ein Dutzend der gesinnungstüchtigsten Bürgerwehrmänner sah man hier plötzlich eingeschlossen, ein artiges kleines Beobachtungs-Corps, und wenn sich auch die meisten geduldig in ihr Schicksal ergaben, so waren doch ein paar, die anhuben zu sprechen von dem Rechte freier Bürger, sich zu versammeln, und was dergleichen mehr war, — Aeußerungen, die aber plötzlich und energisch unterdrückt wurden. Auf welche Art konnte mann nicht sehen, da es auf dem Marktplatze zu dunkel war.

Lieutenant Wortmann hatte unterdessen aus sechszehn Mann eine Patrouille gebildet, die vom Unteroffizier Dose hinweggeführt wurde. Er nahm nicht den geraden Weg zum Grünen Baum, sondern die Straße links, zog sich dann wieder rechts zu dem Gasthofe hin und manövrirte so klug und vorsichtig, daß dieser in weniger als einer Viertelstunde förmlich umstellt war. Die Soldaten hatten Befehl, Jedermann hinein, aber Niemand heraus zu lassen. — —

Der Dragoneroffizier hatte, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, die Wachtstube im Rathhause verlassen, nachdem Dose eingetreten war. Er war so geräuschlos wie möglich davon geschlichen. Seinen Säbel hakte er wohlweislich los und stellte ihn in eine Ecke des Zimmers. Er ging über den Corridor die Treppen hinab, und als er auf den Marktplatz kam, blickte er scharf um sich, um den Weg nach dem Grünen Baum nicht zu verfehlen. Der Dragoner-Offizier war ein tapferer, unternehmender junger Mann; er hatte droben gehört, daß man den Unrechten zum Gefangenen gemacht, daß der Rechte wahrscheinlich noch im Gasthofe versteckt

sei, und da es unsere Pflicht als Erzähler ist, von unseren Bekannten nur Gutes zu sagen, so sprechen wir die Vermuthung aus, er habe sich blos nach dem Grünen Baum begeben, um jenen Gefangenen ganz allein zur Haft zu bringeu. Er benahm sich auch vollkommen so, wie Jemand, der einen Anderen überraschen will; er schlich so leise wie möglich an der einen Häuserreihe dahin, und als er in die Nähe des Gasthofes kam, blieb er irgendwo im tiefen Schatten stehen, um sich die Gelegenheit anzuschauen.

Der untere Stock des Grünen Baumes, namentlich die hinteren Schenkzimmer waren noch von Lichtern erhellt, auch sah man zuweilen Jemanden an das Fenster treten und auf die Straße hinausschauen. Die Hausthüre stand weit offen, und der Offizier, der sich in der Verlängerung des Ganges aufstellte, bemerkte, daß im Hintergrund desselben die Treppe war, schwach beleuchtet von einer ersterbenden Oellampe. Das Haus war, wie gesagt, in den unteren Räumen noch voll Leben, im Hofe nebenan knurrte zuweilen die gewaltige Stimme des Kettenhundes, und der Offizier überlegte, daß es einiger Maßen zu unangenehmen Begegnungen führen könnte, wenn er sich so allein und unbewaffnet in dieses Hauptquartier der Demokraten einschliche, um — eines ihrer Häupter gefangen zu nehmen. Doch gerade das Gewagte des Unternehmens trieb ihn an, es zu bestehen; ihm war ein aufregendes Abenteuer lieber, als eines, das so ganz glatt und eben abzugehen verspricht. Er avancirte im dichten Schatten an die Thüre, erstieg eilig die Treppe und tauchte leise und geräuschlos in den dunklen Gang bis zur Haupttreppe, wo die trübe Oellampe brannte, die er aber sogleich auslöschte.

Die Treppen hinauf zu steigen, hatte er weiter keine Schwierigkeiten; er faßte das Geländer, um seinen Schritt zu dämpfen, ließ es aber los, da dasselbe, alt und morsch, zu krachen anfing. Die Stiege wandte sich rechts herum, dann befand er sich im ersten

Stock. Hier stand der Offizier auf einem kleinen Vestibül, auf welches zwei lange Gänge im rechten Winkel mündeten, an denen die Gastzimmer lagen; wenigstens waren alle Thüren numerirt. Der Dragoner bemerkte dies alles beim Schein einer Talgkerze, die auf einem Tischchen neben der Treppe stand; doch gab sie nur eine zweifelhafte Helle, denn sie war in den messingnen Leuchter hineingebrannt, und die trübe, röthliche Flamme glänzte oben durch ein paar Oeffnungen, wie das Licht auf einem Leuchthurme. Für den unternehmenden jungen Mann war dies in der That eine leitende Helle, denn er konnte mit Einem Blick das ganze Terrain übersehen. Neben dem Tischchen war eine Thüre mit „Hier" bezeichnet; unter diesem „Hier" befand sich ein großes Loch, durch welches man bequem auf die beiden Gänge blicken konnte. Das alles überdachte der Dragoner, denn ihm war ein Versteck höchst erwünscht, da er in diesem Augenblicke zu vernehmen glaubte, wie der Schlüssel in irgend einer Thüre herumgedreht würde. Im Nu war er eingetreten, schob einen schützenden Riegel vor und rekognoscirte. Wenn er seine Augen anstrengte — und das that er, — so konnte er die weißen Zahlen auf den Thüren lesen. Links von ihm am Ende des Ganges mußte sich Nro. 1 befinden, vor ihm war 8, 9, 10, also rechts die sechste Thür mußte 16 sein.

Er sah diese Thüre, ohne die Nummern lesen zu können.

In Betreff des Schlüsselumdrehens hatte er sich nicht getäuscht. Es war hier oben so still, daß er das Knarren des Schlosses deutlich hören konnte; er ließ seinen Blick über beide Gänge gleiten, um zu sehen, welche Thüre geöffnet würde. — — Ah! Nro. 16 ließ jetzt einen kleinen Lichtspalt auf den Corridor fallen. Das traf sich auffallend günstig; oder war sonst hier etwas vorgefallen? — Kam er vielleicht zu spät? Wir müssen gestehen, daß er in größter Spannung auf jene Thüre blickte, die sich langsam öffnete.

Noch eine Sekunde, und — sie trat heraus, die Dame, die ihm gegenüber im Eilwagen gesessen; sie hatte ihr schwarzes Kleid an, und nur den Mantel und den Hut mit dem Schleier abgelegt Sie hielt das Licht vor sich, die Hand zwischen dem Gesicht und der Flamme, und spähte aufmerksam auf den leeren Gang hinaus. Der Dragoner-Offizier, von dem Schein geblendet, konnte auch jetzt ihre Züge noch nicht erkennen. Sie ging langsam nach der Treppe, gewiß in der Absicht, das Stubenmädchen zu rufen, um sich zu erkundigen, wie viel Uhr es sei, gewiß nur in dieser Absicht. Als sie nahe an dem Tischchen angekommen war, ließ sie langsam die Hand mit dem Lichte sinken, — ein Augenblick, dem der junge Mann mit der größten Spannung entgegen sah. — Wenn man eine angenehme Stimme hört, einen elastischen Körper sieht, so hegt man die ausschweifendsten Erwartungen von der Form und der Gestalt des dazu gehörigen Gesichtes. So erging es dem Dragoner-Offizier. Er konnte nicht erwarten, bis die Hand mit dem Lichte niedersank, bis der tiefe Schatten verschwunden war von dem Gesicht seiner Dame. Waren die Augen blau oder braun? — Der sanften Stimme nach mußten sie blau sein, die Lippen dagegen rosig und schwellend. — Jetzt wichen alle Schatten. — Was war das? — Die Augen waren nicht blau, sondern grau, die Lippen nicht frisch und schwellend, sondern trotz ihrer Dünne faltig und zusammengekniffen, das ganze Gesicht vertrocknet und unbedingt einer sehr alten Jungfer angehörend.

Mochte nun der Dragoner-Offizier bei dieser schrecklichen Täuschung einen tiefen Seufzer ausgestoßen, oder mochten seine Augen durch das erwähnte runde Loch gespenstig auf den Gang hinaus geschaut haben, — genug, die Dame blieb auf einmal zusammenfahrend stehen, blickte entsetzt vor sich hin, horchte einen Augenblick aufmerksam und kehrte alsdann mit eiligen Schritten in ihr Zimmer zurück, machte hastig die Thüre hinter sich zu, und der

Dragoner-Offizier vernahm mit großer Befriedigung, wie sie den Schlüssel zweimal im Schlosse herumdrehte.

„Dem wäre ich glücklich entgangen!" seufzte er. „Dieses Abenteuer hat nicht schön geendigt, und doch ist noch nichts verloren; ich schleiche zu meinen Kameraden zurück, die mich kaum werden vermißt haben, und entgehe so allen Spöttereien.

Darauf war er im Begriffe, den Riegel von der Thüre zurück zu schieben, als er drunten die Stimme des Wirthes vernahm, dieselbe Stimme, die ihn auf dem Rathhause so sanft gefragt, ob ihm etwas von diesem gesulzten Schweinskopf gefällig sei. Doch hatte sie jetzt einen ganz andern Klang und alle Unterwürfigkeit abgeschüttelt. „Soll Die da draußen auf dem Marktplatze," sagte er, „ein siediges Donnerwetter regieren! Schicke schon zwei Leute hinaus, und Keiner kommt zurück, auch der Major nicht; da müssen wir aufpassen, das hat was zu bedeuten. He, Friedrich, hol den großen Hund herein und schließe mir die Hausthüre. Es ist immer besser, wenn man hinter Schloß und Riegel abwartet, was da kommt. — Seien Sie unbesorgt," sagte er darauf mit leiserer Stimme zu Jemand, der bei ihm zu sein schien, „es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht im Stande wären, Sie in dem weitläufigen Hause zu verbergen. Aber nur mich machen lassen! Vergessen Sie nur die Zimmer-Nummer nicht. Auf Nro. 16 ist eine Fremde, 17 ist neutraler Grund, und von da stehen die Thüren bis zu 21 offen. In 21 ist, wie Sie wissen, das bewußte Fenster, welches ganz gefahrlos auf das Dach des Nebenhauses führt. Anfänglich aber sind Sie hier unten sicherer."

„Aber die Mädchen auf Nro. 18?" sagte eine andere Stimme.

„Sie glühen für die gute Sache," entgegnete ernst der Wirth zum Grünen Baum, und obgleich nicht aus hiesiger Stadt, werden sie doch so aufopfernd wie möglich Alles zu Ihrer Rettung beitragen."

„Teufel!" dachte der Offizier in seinem Verstecke, „es gibt doch

Momente, wo es nicht so gar unangenehm sein kann, wenn man einen politischen Flüchtling vorstellt. Aber Eins ist sicher, ich sitze hier in einer donnermäßigen Patsche: die Thüre zu, der Hofhund los; wir wollen sehen, wie wir uns da herausfinden."

Unten hatte unterdessen der Wirth noch einige weniger bedeutende Befehle gegeben, und dann stieg er allein die Treppen herauf. Das Licht auf dem Tischchen droben hob er in die Höhe, schnäuzte es in Ermangelung einer Lichtscheere mit den Fingern und versuchte es dann, die Thüre zu öffnen, auf welcher „Hier" stand. Natürlicher Weise öffnete sie sich nicht, und der Wirth stieg die Treppe zum zweiten Stockwerk hinauf.

Eine qualvolle Viertelstunde verging für den Eingesperrten drunten; im Hause war Alles todt und still; auch von der Straße herauf drang nicht gas geringste Geräusch. Es war in dem Gemache ein kleines Fenster, durch welches der unglückliche junge Mann zum Oeftern angelegentlich hinaus blickte; doch sah er nichts als Häuser und dunkle Umrisse, ein paar noch ziemlich kahle Bäume, sich finster gegen den Nachthimmel abhebend, und nur ein einziges Mal glaubte er etwas gesehen zu haben, wie das schwache Leuchten eines Gewehrlaufes.

Der Wirth, der offenbar eine Inspektion durch das ganze Haus gemacht hatte, kam nach einiger Zeit wieder die Treppen herab, und mochte er nun einen gelinden Verdacht haben, oder sich auch auf dem ersten Stock überzeugen wollen, daß nirgend wo ein Verräther lausche, genug, er kam gleich wieder an die Thüre des Verstecks und rüttelte daran, zuerst leise, dann heftiger, und als der Riegel nicht weggezogen wurde, rief er, ob Jemand da sei. Auch legte er das Gesicht an die runde Oeffnung.

Dem Offizier zuckten die Finger, und er befand sich in großer Versuchung, dem neugierigen Wirth einen tüchtigen Nasenstüber zu versetzen. Doch wäre ihm dieses Vergnügen vielleicht theuer zu stehen gekommen. Er verhielt sich also ruhig, und nach einigen

Augenblicken zog der Wirth ab, stieg die Treppen hinunter, und man hörte ihn nach dem Hausknecht Christoph verlangen, welchem er den Befehl gab, ein großes Brecheisen zu nehmen.

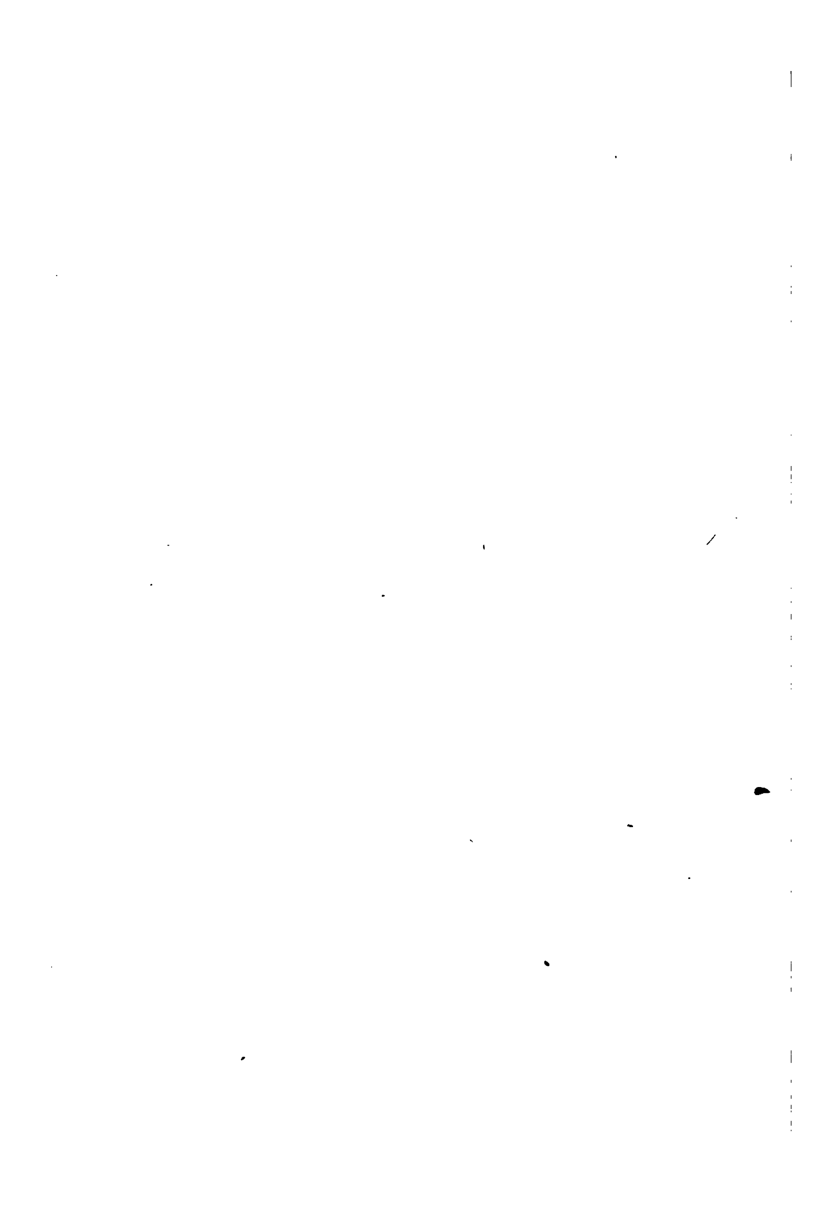
Dies war ein entscheidender Moment. Der Eingesperrte droben hatte begreiflicher Weise nicht Lust, sich in einer so schlechten Falle fangen zu lassen, wie die war, wo er sich befand. Der Wirth sowie Christoph mit dem Brecheisen konnten jeden Augenblick erscheinen. — Wohin aber? die Thüre Nro. 16 war glücklicher Weise doppelt verschlossen. Aber daneben Nro. 17 hatte der Wirth als neutralen Grund bezeichnet; wenn er das nun für die eine Partei war, so mußte er es auch für die andere sein. „Im Nothfall," so dachte der Dragoner-Offizier, „schleiche ich mich durch Nro. 18 bis 21, kann dort den Tag abwarten oder die Patrouille, mit der der lange Eduard jedenfalls das Haus untersuchen lassen wird."

Es war die höchste Zeit. Kaum hatte er sein Versteck verlassen, so hörte er auch schon, wie sich zweier Männer Tritte unten der Treppe näherten. Rasch verließ er sein Versteck, drückte die Thür hinter sich zu, schob den äußeren Riegel vor, und schlich über den Gang auf Nro. 17. Da er ein junger Mann mit großer Geistesgegenwart war, so öffnete er Nro. 17 geräuschvoll und schloß ebenso geräuschvoll wieder hinter sich zu. Und daran hatte er vollkommen recht gethan; denn der Wirth, der dieses Geräusch gehört, ohne zu sehen, welche Thüre sich geschlossen, glaubte Alles auf natürlichem Wege zugegangen und kehrte, nachdem er die bewußte Thüre offen gefunden, beruhigt in die unteren Zimmer zurück.

Der Dragoner-Offizier aber befand sich in Nro. 17, einem vollkommen dunkeln Gemach, und blieb lauschend an der Thüre stehen; denn es war ihm gerade, als höre er im Nebenzimmer, in Nro. 18, leise Stimmen zusammen flüstern.

Wachtstubenabenteuer.

Dritter Theil.



Erstes Kapitel.

Der Dragoner-Offizier wird für einen Demokraten gehalten, fraternisirt mit den Töchtern des Landes und erlebt eine Geschichte, wie sie nur in ganz dunkeln Zimmern vorkommen kann.

Wir glauben schon bemerkt zu haben, daß der Dragoner-Offizier ein unternehmender junger Mann war, und müssen hinzusetzen, daß Gefahren, die vor ihm aufstiegen, seinen Muth entflammten, statt ihn zu dämpfen. Er hatte in der heutigen Nacht einiges Glück gehabt; er war glücklich einem Versteck, der ihn im Falle der Entdeckung mit Lächerlichkeit bedrohte, entronnen. Er befand sich jetzt in einem anständigen Zimmer und hatte zwischen sich und den Gang einen tüchtigen Riegel geschoben. Da es nun hier in dem Zimmer höchst langweilig war, und sich auch außer einem wackeligen Rohrstuhl keine bequeme Sitzgelegenheit fand, so beschloß er, das Terrain zu rekognosciren, und näherte sich der Nebenthüre. Glücklicher Weise aber überdachte er in diesem Augenblicke den Anzug, in welchem er sich befand, den Waffenrock mit den glänzenden Knöpfen und Epauletten, und sagte sich selber, daß, wenn er weiter vordringe, ihn der geringste Lichtstrahl, der auf seinen Kleidern wiederglänzte, aus einem Verfolgten zu einem Verfolger machen und einen gewaltigen Hülferuf herbeiführen würde.

Es war, wie wir wissen, noch im Monat April, und der Offizier, der seiner schlanken Taille zu lieb die lästige Hülle des Paletots und Mantels scheute, trug unter der enggemachten Uniform

einen anliegenden Rock von schwarzer Seide, wie ihn die Tscherkessen zu tragen pflegen. Es war das damals Mode bei den Kavallerie-Regimentern.

Der junge Mann zog also seinen Waffenrock aus, hängte ihn über den Stuhl und näherte sich alsdann der Thüre des Nebenzimmers, wo er leise anklopfte.

Das Zischeln und Flüstern hörte mit einem Male auf, und es wurde todtenstill nebenan.

Er klopfte abermals und etwas lauter, und darauf vernahm er ein unbestimmtes Geräusch. Es war gerade, als würde ein Stuhl gerückt, oder als krache irgend ein anderes Möbel; auch begann das Flüstern wieder, und als er sein Ohr an das Schlüsselloch legte, konnte er einige Worte vernehmen. — „Was thun wir?“ fragte eine Stimme. — „O Gott! O Gott,“ antwortete eine andere, „den Ball vergesse ich in meinem ganzen Leben nicht!“ Und eine dritte Stimme setzte hinzu: „Auf jeden Fall müssen wir erfahren, wer da ist.“

Es sind, wie der Wirth gesagt, nur Mädchen im Zimmer, sprach der Dragoner-Offizier zu sich selber. Und damit klopfte er abermals.

„So frag' doch, was man will!“ sagte eine Stimme. — „Ich nicht!“ antwortete eine andere; „und ich in alle Ewigkeit nicht!“ eine dritte.

„Nun, dann will ich's thun,“ fuhr die erste fort, „wir sind ja zu drei, und was wir thun, geschieht, weil wir es nun einmal versprochen.“

„Das ist eine schlimme Demokratin,“ meinte der Offizier; „gegen die zu manövriren ist Pflicht und Schuldigkeit.“

„Wer ist da?“

„Nun, ich bin's, Sie wissen's ja.“

„Aber was wollen Sie denn eigentlich?“

„Das ist doch sehr einfach: das Militär umstellt den Hof, ich kann nur durch Ihr Zimmer in das Nebenhaus gelangen.“

„Das ist richtig,“ meinte eine andere Stimme. Und dadurch ermuthigt, drückte der Offizier auf die Thüre; aber sie war verschlossen.

„Machen wir Licht?“ sprach die erste Stimme.

„Nein, nein! gewiß nicht!“ antwortete die andere.

Jetzt vernahm man ein leises krachendes Geräusch, dann ein Rauschen wie von Kleidern, ein Schlurfen wie von einem Pantoffel, den man sucht, und dann tappte es langsam nach der Thüre; der Riegel wurde zurückgezogen, die Thüre geöffnet, und eine warme angenehme Atmosphäre drang dem Offizier entgegen. Im Vorzimmer war es ziemlich kühl gewesen. Rasch schlüpfte er durch die Thüre, faßte nach der Klinke des Schlosses und fing dort, was er gedacht, eine kleine, warme Hand. Es war seine Schuldigkeit, einige Danksagungen zu stammeln, und er that das in der zierlichsten, bescheidensten Weise und mit wohlgesetzten Worten.

„Wir haben versprochen, Ihnen zu helfen,“ sagte die Stimme, der die weiche und warme Hand angehörte, „und wir wollen es recht gern thun. Aber jetzt machen Sie, daß Sie von hier fortkommen; dort die Thüre des Nebenzimmers ist offen, wir wollen sogleich hinter Ihnen verriegeln.“

„Ah! so ist es in der That nicht gemeint,“ entgegnete der Offizier mit seiner sanftesten Stimme. „Die Flucht durch jene Zimmerreihe und dann zum Fenster hinaus auf das Dach des Nachbarhauses ist nur das letzte verzweifelte Mittel. Glauben Sie mir fest, mein Fräulein, das Haus ist mit diesen verfluchten Musketieren umstellt, die haben jedes Fenster im Auge, und dessen bin ich gewiß, sowie ich mich nur dort drüben blicken lasse, liege ich auf dem Pflaster, ehe man Drei zählen kann. — Aber das thut nichts, ich gehe lieber in meinen Tod, als daß ich Ihre Güte mißbrauchen sollte.“

Er brachte den weichen Fingern des Mädchens einen gelinden Druck des Dankes bei, und darauf wollte er sie fahren lassen. Doch kam es nicht so weit, denn sie sagte hastig: „Aber um Gottes willen, wenn Sie nicht zum Fenster hinaus auf das Nachbardach klettern wollen, ich bitte Sie, was soll dann geschehen?“

„Oh!“ entgegnete der Offizier still lächelnd über sein gutes Glück, „das Hinausklettern bleibt nicht aus; nur soll das zuletzt vor sich gehen, wenn alle anderen Mittel versucht sind.“

„Und diese anderen Mittel?“

„Sie versprachen mir großmüthig Ihren Schutz, unser Wirth hat es mir gesagt, und ich vertraue darauf; es hat das einige Unannehmlichkeiten für Sie, aber was ist zu machen?“

„Nun, bitte, sprechen Sie, was soll denn geschehen?“

„Vor allen Dingen flehe ich Sie an, mich ruhig hier zu lassen, bis die Soldaten wirklich anfangen, das Haus zu untersuchen. Vielleicht, daß sie nicht in dieses Zimmer kommen; sollte dies aber geschehen, so bleibt mir nichts übrig, als der Weg durch's Fenster auf die Nachbardächer.“

„Fürchterlich!“ sagte das junge Mädchen an der Thüre, und die beiden andern Stimmen meinten ängstlich: „Was? hier in unserem Zimmer bleiben, die ganze Nacht? Das geht nicht an! — Nicht wahr, Sophie?“

Also die Hand, die ich gefaßt habe, gehört einer Sophie, dachte der Dragoner-Offizier. Nun, sie wird ihrem Namen Ehre machen und weise sein.

Die drei Mädchen, die so unvermuthet in dieses Abenteuer verwickelt wurden, hatten am Abend auf dem Balle im Tanzen ihr Mögliches gethan, und erhitzt, aufgeregt, wie sie waren, trug der dringende Wunsch des Wirthes, ihren Bekannten, den Aktuar, der guten Sache wegen zu retten, nicht dazu bei, ihre Nerven zu beruhigen. Die Hand des jungen Mädchens an der Thüre zitterte

merklich; doch fühlte der Dragoner-Offizier aus diesem Zittern deutlich, daß sie ihn nicht verlassen, daß sie ihn beschützen würde.

Es trat eine längere Pause des Schweigens ein, und endlich sagte eine der anderen Stimmen: „O, liebe Sophie, es soll geschehen, wie du willst."

„Ja, ja," entgegnete die andere, „du hast mit dem Wirth gesprochen, wir wollen dir in Allem folgen — auch bist du die Erfahrenere, die Aeltere."

„Teufel!" dachte der Dragoner-Offizier, „sollte meine Bewohnerin von Nr. 18, meine Beschützerin, Aehnlichkeit mit meiner Reisegefährtin auf Nr. 16 haben? Das wäre gar zu schrecklich! — Er wagte es, wie durch ungefähr, sanft den Arm zu berühren, der zu jener kleinen Hand gehörte, er that das und fühlte sich wundersam beruhigt. — „Fassen Sie einen Entschluß," sprach er nach einer Pause, „befehlen Sie über mich; was es auch sei, ich will es thun; jagen Sie mich hinweg, gut, ich gehe und überliefere mich denen, die mich suchen."

„Nein, nein!" versetzte Fräulein Sophie, „wir wollen nicht Ihr Unglück; aber Sie könnten wohl in dem Vorzimmer bleiben, da wird Sie auch so leicht Niemand suchen, und ist dies doch der Fall, so haben Sie immer Zeit, durch unser Zimmer Ihren Weg zu suchen."

„Sie wollen es so," sagte mit einem tiefen Seufzer der junge Mann, „wohlan, es sei! Was kann es Sie im Grunde auch kümmern, ob ich entdeckt werde? Das Vorzimmer liegt neben Nr. 16, dort wohnt eine Dame, die heute Nacht mit Offizieren gekommen ist, sie muß mich hören, ich mag mich so leise verhalten wie möglich, und dann bin ich verloren."

„Nein, nein! das soll nicht sein!" erwiderte eifrig das Mädchen an der Thüre; „so bleiben Sie denn in Gottes Namen da stehen — oder nein, gehen Sie einen Augenblick in's Vorzimmer und kommen dann gleich wieder."

„Wie Sie befehlen.“ Doch ehe der Offizier diesem Befehle wirklich Folge leistete, nahm er die kleine Hand sachte von der Thürklinke weg, führte sie an seine Lippen und drückte einen leisen, aber nichts desto weniger sehr innigen Kuß darauf. Dann schlüpfte er in's Vorzimmer, und als er die Thüre hinter sich zugezogen, vernahm er jenes Rascheln und Schlurfen wieder, sowie das leise Krachen eines Möbels — dann war Alles still.

Das war ein eigenes Abenteuer, so reizend in Geheimniß und Dunkel gehüllt. Was hätte der Eindringling nicht für einen kleinen Lichtstrahl gegeben! für den geringsten Schein, um Personen und Gegenstände zu sehen! Aber im Vorzimmer war es dunkel, und in dem Schlafzimmer, wohin er jetzt zurücktrat, noch mehr. Es befand sich da ein einziges Fenster mit einem dicken grünen Vorhange, der herabgelassen war; die tiefste Stille herrschte in dem Gemach. Man hörte nicht einen einzigen Athemzug der drei Mädchen. — Warten wir einen Augenblick, dachte er Offizier und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand.

Von dem unteren Stockwerke herauf hörte man zuweilen das Gemurmel von Stimmen oder das Zurückrücken eines Stuhles, von der Straße aber nichts, als das Knurren eines benachbarten Hofhundes, der unruhig bald hierhin, bald dorthin zu laufen schien; denn er witterte wahrscheinlich die verdächtigen Gäste, welche das Haus umstellten.

Nach einer Pause sagte der Offizier: „Darf ich mich nicht mit Ihrer Erlaubniß ein wenig niedersetzen?“

Eine Stimme zu seiner Rechten unterdrückte ein leises Lachen, eine andere links ebenfalls, und die ihm bekannte Stimme, welche von gerade vor ihm her zu kommen schien, sagte: „Setzen Sie sich auf einen Stuhl, wenn Sie einen leer finden.“

Durch dieses Lachen und diese Antwort hatte er das Schlachtfeld rekognoscirt. Links befand sich eine der jungen Damen, rechts die andere, und vor ihm Fräulein Sophie. Er tastete nach einem

Stuhl neben sich, fand ihn aber mit mannigfaltigen Gegenständen bedeckt. Auf der Lehne hing ein Blumenkranz, bauschige und knatternde Kleidungsstücke auf dem Sitze; und als er das sanft etwas zusammenrücken wollte, fiel ein anderer Gegenstand auf den Boden, den er rasch wieder aufhob. Doch hatte dieser Gegenstand eine lange Schnur, die sich hartnäckig und tückisch um seine Sporenräder festschlang. Er brauchte eine kleine Weile, da loszukommen, und während dessen lachte es ebenfalls rechts und links neben ihm, aber so unterdrückt und gedämpft, als habe man sich ein Schnupftuch oder einen Bettzipfel in den Mund gestopft. Dem jungen Manne war es natürlicher Weise nicht um das Niedersitzen zu thun; er seufzte tief auf und sprach: „Ich will Sie nicht derangiren. Ach, wenn ich nur wüßte, wie sich alles das entwickeln soll, wenn ich nur voraussehen könnte, was die nächste Stunde bringt!"

Es erfolgte keine Antwort.

„Sie haben schon so viel für mich gethan," fuhr der Offizier fort, „daß ich fast zu schüchtern bin, Sie noch um Weiteres zu bitten. Aber ich muß doch wahrhaftig für den Fall der Noth wissen, wo die Thüre zum anderen Zimmer ist; wenn ich mich später plötzlich entfernen muß, so könnte es leicht ein Geräusch geben."

Es erfolgte eine Zeit lang wieder keine Antwort; dann aber sagte die bekannte Stimme: „Die andere Thüre ist gerade vor Ihnen, das Fenster müssen Sie links lassen und gerade aus gehen." — Der Dragoner that, wie ihm geheißen, nur daß er, seinem Ohre folgend, ein wenig halblinks marschirte.

„Mehr nach rechts!" versetzte ängstlich die Stimme, „viel mehr nach rechts!"

„Ah so!" entgegnete er, machte auch die entsprechende Bewegung, manövrirte aber so geschickt, daß er endlich — es war so gar dunkel — an das Kopfende eines Bettes stieß. „Ich habe

die Thüre," sagte er, „danke! O, wenn die Geschichte schon glücklich vorbei wäre!"

„Das wünschen wir auch!" antwortete es gedämpft und leise.

„Solche Momente sind fürchterlich," entgegnete er; „aber für Sie, meine Damen, mehr als für mich." — Er beugte den Kopf nieder. „Fräulein Sophie," flüsterte er, „wie soll ich Ihnen danken für das, was Sie mir gethan!"

Da wurde draußen an die Thüre von Nr. 17 ziemlich heftig geklopft. Natürlich gab Niemand eine Antwort, doch hörte das Klopfen deßhalb nicht auf.

„Sie sind es," sagte eines der anderen Mädchen; „um Gottes willen, was wird es geben!"

Der junge Offizier war emporgefahren und lauschte aufmerksam. „Das ist kein Militär," erwiderte er nach einer Pause, „die würden nicht so ruhig über den Gang daher schleichen."

„So gehen Sie doch und fragen, was man will!" meinte die Stimme von eben mit etwas weinerlichem Tone. „Du lieber Gott! das soll mir eine Lehre sein!"

Jetzt vernahm man die Stimme des Wirthes, welcher draußen rief: „So machen Sie doch nur auf; es ist wahrhaftig nothwendig! Das Haus ist mit Wachen umstellt, und wie mir der Christoph eben sagte, marschirt eine Patrouille vom Marktplatze hierher."

„So laßt mich doch herein!" bat eine andere Stimme.

„Ja, was soll denn das wieder?" fragte ängstlich das Mädchen in der linken Ecke. „Wer will denn noch mehr herein? Nein, jetzt ist's genug; so was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht widerfahren!"

„Wie gesagt," ließ sich jetzt wieder der Wirth hören: „das ganze Haus ist umstellt. Fräulein Sophie, machen Sie Ihre Thüre auf und lassen Sie unseren unglücklichen Freund hinein."

„Ja, wir haben ihn ja schon!" antwortete eine Stimme aus

der rechten Ecke. Und Sophie setzte mit ganz leiser Stimme hinzu: „Um Gottes willen! was soll das bedeuten?"

„Machen Sie auf! machen Sie auf!" ertönte es abermals von draußen. „Sie müssen ihn bei sich gut und sicher verstecken; er wird gar nicht mehr in das Nachbarhaus hinüber können. Man sieht draußen überall in der Dunkelheit die Gewehre blitzen."

Sophie machte eine rasche Bewegung, doch der Offizier beugte sich nieder, faßte leicht ihren Arm und sagte so leise, daß es nur ihr verständlich war: „Hören Sie mich eine Sekunde, aber kein lautes Wort, keinen Schrei!" — Er mußte eine kleine Lüge erfinden, und er that es auf eine keck und für sein Alter recht geschickte Art. — „Ich bin nicht der," sagte er, „für den Sie mich halten. Aber um Ihrer selbst willen still! Ihre Freundinnen müssen glauben, ich sei es; o Sophie, verzeihen Sie mir diesen Schritt! Ich sah Sie heute Abend bei dem Balle, ohne daß Sie mich bemerkt; ich bin vollkommen fremd hier; ja, ich sah Sie, Sophie, und obgleich nur kurze Zeit, ich konnte Sie nicht vergessen, ich schlich mich hier ein, um Sie einen Augenblick zu sprechen. Aber seien Sie klug, verständig, ich werde mich entfernen; Niemand soll diesen Schritt erfahren!"

Das Mädchen zitterte heftig und stieß einen leichten Seufzer aus. Doch müssen wir gestehen, daß trotz der namenlosen Angst, die sie erfaßte, in ihrem Geiste all die fremden Gesichter auftauchten, die sie heute Abend vielleicht gesehen. Aber keines paßte zu dieser verwegenen That und zu diesen so seltsam klingenden Worten, keine der Bürgerwehr-Physiognomieen mit ihren herausfordernden Bärten.

Der Offizier erhob sich jetzt rasch und sagte zu den beiden anderen Mädchen: „Bleiben Sie ruhig, es ist nur ein Mißverständniß. Ich will es draußen geschwind aufklären." — Damit ging er gelassen in das Vorzimmer, drückte die Thüre hinter sich zu und dachte bei sich: Ich bin nicht ausgeschickt, den zu fangen, weiß überhaupt nicht, ob es der Rechte ist; ich will ihn auch nicht

retten, nur ihn nicht verrathen. — Dann trat er an die Thüre, die auf den Gang führte, schob den Riegel leise zurück und öffnete einen kleinen Spalt, so daß Jemand durchschlüpfen konnte. Augenblicklich wand sich auch eine männliche Gestalt in das Zimmer; eine andere wollte folgen. Doch drückte er die Thüre wieder in's Schloß und schob den Riegel vor.

Der Eingetretene blieb einen Augenblick ungewiß in der Dunkelheit stehen, doch schrak er sehr zusammen, als ihn der Offizier fest am Arme faßte und in die andere Ecke des Zimmers zog. „Herr!“ sagte der Dragoner zu ihm mit leiser Stimme, „wer Sie auch sein mögen und was Sie hier wollen, es gibt nur Ein Mittel, das Ihnen nützlich sein kann. Stellen Sie sich ruhig hinter die Thüre, und was geschehen mag, sprechen Sie kein Wort, machen Sie keine Bewegung; man will Ihnen wohl, nur müssen Sie Ihr Ehrenwort geben, daß Sie mich nicht gesehen.“

Dem Adjutanten und Aktuar klappten die Zähne zusammen. Da drinnen sollten nur drei Mädchen sein, und hier sprach eine männliche Stimme mit ihm. Doch die Stimme wiederholte leise und dringend: „Geben Sie Ihr Ehrenwort, und dann hinter die Thüre!“

„Ich gebe es,“ erwiderte der erschrockene Adjutant, und dann drückte er sich in die bezeichnete Ecke. Seine Augen aber hielt er begreiflicher Weise offen, und als er nun sah, wie der andere Mann, der im Zimmer war, gelassen ein Kleidungsstück von dem Stuhle nahm und es anzog, und als er nun ferner bemerkte, daß jenes Kleidungsstück eine Offiziers-Uniform war, da wollten ihm die Kniee zusammenknicken; er ballte die Fäuste und sprach zähneknirschend zu sich selber: „Ha, trau' einer diesen Weibern! Da sticken sie Fahnen für uns, rothe Schärpen, da schwören sie Haß und Wuth gegen die frechen Söldner, schwärmen für die Freiheit und lassen sich knechten von den Schlimmsten der Schlimmen! O, ihr Demokratinnen!“ — Ja, die Angst, die er am heutigen Abend

ausgestanden, und der eifersüchtige Abscheu, den er in diesem Augenblicke empfand, ließ ihn beinahe die ganze Partei hassen; er fühlte eine fast monarchische Regung in seinem Busen, wozu er aber ingrimmig seufzte: „Und drei so schöne Mädchen!“

Der Dragoner hatte seine Toilette beendigt, horchte auf den Gang, wo wieder Alles still geworden war, dann sagte er warnend zu dem Aktuar: „Keinen Laut!“ und schlüpfte abermals in das Nebenzimmer, um Abschied zu nehmen.

„Nun, was ist's?“ flüsterten die beiden Stimmen rechts und links.

„Alles in Ordnung,“ entgegnete er. „Halten Sie sich ruhig, ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß, wenn das Militär kommt, dieses Zimmer nicht untersucht werden soll. Lieber will ich mich selbst opfern. — Sophie,“ setzte er darauf mit ganz leiser Stimme hinzu, „verzeihen Sie mir, ich verlasse Sie, doch reichen Sie mir zum Abschied Ihre Hand.“ — Sie that das — obgleich widerstrebend; er erfaßte ihre Hand und drückte einen leichten Kuß darauf. „Ich werde Sie nicht vergessen, „fuhr er fort, „halten Sie mich nicht im schlimmen Andenken, und sollte Jemand zu Ihnen sagen: Schutz den Verfolgten! so bin ich es, der Sie wieder erkannt hat.“ — Mit eiligen Schritten und, wir müssen es gestehen, mit einem seltsamen Gefühl im Herzen, ging er dann zur Thüre hinaus.

Der Adjutant stand noch regungslos in seiner Ecke, doch horchte er aufmerksam und stieß einen leichten Seufzer aus; auch der Offizier lauschte aufmerksam; denn draußen auf der Straße vernahm man durch die Stille der Nacht gleichförmige, nicht zu verkennende Schritte. An das Fenster eilend, bemerkte er eine Patrouille, die sich dem Hause näherte, geführt von jenem langen Unteroffizier der Artillerie; einige Offiziere folgten. Bald hörte man, wie an die Hausthüre geklopft wurde; dann wurden in dem unteren Stockwerke hastig Stühle gerückt, hierauf die Hausthüre

geöffnet, der knurrende Hund beschwichtigt, und dann vernahm man Stimmen, worauf feste Schritte und leises Klirren von Waffen in den unteren Räumen gehört wurden. Einige Zeit nachher trampelte es auf der Treppe, und der Wirth sagte: „Wenn Sie den Gasthof untersuchen müssen, so kann ich nichts dagegen haben, doch sind einige Fremde da, auch Damen, die Sie doch gewiß nicht stören wollen."

„Es thut mir sehr leid," vernahm man jetzt die Stimme des langen Eduard, „aber ihr spielt ja alle unter Einer Decke, und deßhalb muß ich diese Decke aufheben, schonungslos und ohne Ansehen der Person. Lieutenant Wortmann, stellen Sie einen Posten vor jede Zimmerthüre! Der Unteroffizier Dose, der den Mann kennt, und ich, wir wollen jeden Raum untersuchen."

„Ich bin verloren!" seufzte der Aktuar in seiner Ecke; denn man vernahm den Schritt der Infanteristen, welche den erhaltenen Befehl ausführten. Danach blieb er eine Zeit lang ruhig, man hörte nur das Geräusch von Thüren, die auf- und zugeschlossen wurden, immer näher kommen.

„Noch nicht!" sagte der Dragoner-Offizier.

„Hier sind wir an Nro. 16," versetzte lachend der lange Eduard. „Sollen wir auch hier untersuchen? Es thut mir nur um meinen Freund leid. — Jetzt vernahm man, wie auch diese Thüre geöffnet wurde, dann hörte man den langen Eduard überrascht ausrufen: „Ah, der Tausend! Schlafen Sie ruhig weiter, Madame." Darauf sprach eine andere Stimme: „Das ist eine merkwürdige Nacht, — werr weiß, wie sehr!"

Der ganze Trupp stand jetzt still vor Nro. 17. Der Adjutant bebte, der Dragoner faßte ruhig den Riegel der Thüre.

„Nro. 17 ist ein leeres Vorzimmer," vernahm man jetzt die Stimme des Wirthes, einigermaßen schwach und unbestimmt; „da nebenan in Nr. 18 schlafen drei junge Damen, Töchter benachbarter Gutsbesitzer, die den heutigen Ball mitgemacht."

„Junge Demokratinnen," sagte Lieutenant Wortmann. „Da müssen wir unbedingt untersuchen." — Er versuchte es, die Thüre zu öffnen.

„Sie ist von innen verschlossen," vernahm man die lachende Stimme des Husaren-Offiziers. „Aufgemacht!" fuhr er fort, indem er heftiger klopfte.

„Gemach! gemach!" meinte der lange Eduard. „Die Soldaten sollen zurücktreten. Man muß doch eine gewisse Schonung beobachten. Meine Damen!" rief er alsdann, „ich bitte, zu öffnen wir müssen dieses Zimmer untersuchen."

Es erfolgte natürlich keine Antwort, nur der Wirth sagte in Todesangst: „Ich bitte Sie, Herr Hauptmann, es sind drei junge unschuldige Mädchen."

„Klopfen Sie an die Nebenthüre," entgegnete der Infanterie-Offizier, „sie mögen sich anziehen, wir wollen gern warten. Dem weiblichen Geschlechte jede Schonung."

Der Wirth that, wie ihm geheißen; doch kaum hatte er sich entfernt, so hörte man in Nr. 17 langsam den Riegel zurück schieben, die Thüre öffnete sich weit, ließ den Glanz der Lichter hereinfallen und zeigte ein vollkommen leeres Gemach. Dose wollte auf den Wink seines Vorgesetzten eintreten, um auch das Nebenzimmer zu untersuchen; doch prallten er und der lange Eduard, der Husaren-Offizier und der Hauptmann von Stengel erschreckt zurück, als hätten sie ein Gespenst gesehen; denn aus der Ecke hinter der Thüre trat ihr vermißter Freund, der Dragoner-Offizier, lächelnd und heiter gegen sie vor und sagte rückwärts gewendet, ehe er die Thüre in's Schloß zog: „Bitte, schieben Sie den Riegel wieder vor." Was auch augenblicklich geschah.

„Du hier?" rief der lange Eduard mit einem Erstaunen, wie es sich selten auf diesem ruhigen Gesicht zeigte.

„In der That, ich bin es," entgegnete der Dragoner lachend.

„Aber ich finde es von euch wenig kameradschaftlich, einem nicht einmal ein bischen Nachtruhe zu gönnen.“

„Werr weiß, wie sehr!“ fügte überrascht der Hauptmann Stengel bei.

„Du warst in dem Zimmer, in den Zimmern 17 und 18? — Du? Oh! das ist über alle Beschreibung.“

„Das ist eine Geschichte,“ meinte der Husaren-Offizier, „wie ich sie noch nie erlebt habe.“

„Eduard findet sie vielleicht ganz Meidinger!“ lachte der Dragoner.

„Gott soll mich bewahren!“ entgegnete der Infanterie-Offizier. „Wenn so etwas Meidinger wäre, so sähe es schrecklich bei uns aus.“

„Aber jetzt kommt hier weg!“ bat dringend der Andere; „macht kein weiteres Aufheben!“

„Nr. 19, 20, 21 und 22 sind vollkommen leer!“ meldete der Unteroffizier der Infanterie, und darauf hin ließ sich der lange Eduard von seinem Freunde mechanisch die Treppen hinab führen. Lieutenant Wortmann zog die ausgestellten Posten zurück, indem er sagte: „Das ist eine ganz verfluchte Geschichte!“

Es gibt Erlebnisse, über welche man den besten Freunden gegenüber erstaunen muß — und so erging es dem langen Eduard nach vollendeter fruchtloser Haussuchung, als die Offiziere auf der Treppe des Grünen Baums standen und Lieutenant Wortmann die Musketiere drunten zusammentreten ließ. — Eduard ordnete stillschweigend Schärpe und Degen, blickte an den dämmernden Himmel empor und erst, als er den Augen des Dragoners begegnete, der schwärmerisch und tief nachdenkend an dem dunkeln Fenster hinaufsah, konnte er sich eines langen Seufzers nicht erwehren. — Darauf aber reichte er dem glücklichen Kameraden die Hand und sagte: „Lieber Freund, es gibt Sachen, die ungeheuer Meidinge-

risch sind und einem doch wieder als ganz neue erscheinen. — Lebe wohl.“ — —

Am Schlusse dieses Kapitels müssen wir dem geneigten Leser versichern, daß Meister Kaspar und der Schreibereigehülfe, sowie auch der Rathhausdiener alsbald aus ihrem Gewahrsam entlassen wurden, daß der Zug Infanterie beim Grauen der Morgendämmerung hinweg marschirte, daß die sechs Offiziere freundschaftlichen Abschied von einander nahmen, worauf die Artillerie und Kavallerie den Eilwagen, der abfahren wollte, wieder bestiegen. Sie hatten sich aber zusammen in das Innere des Wagens gesetzt und ließen die Dame im schwarzen Mantel und Schleier allein bei dem Conducteur im Coupé. Wenige Schritte von der Stadt rasselten sie in vollem Trabe bei der marschirenden Infanterie vorbei, und als der lange Eduard, der an der Spitze ging, melancholisch sein Haupt erhob und ihnen zurief: „Oh! oh!“ streckten die vier im Wagen ihre Hände zum Fenster hinaus und entgegneten: „Auf Wiedersehen in C.!“ —

Unteroffizier Feodor Dose aber hatte sich dem Conducteur als College zu erkennen gegeben und saß neben dem Postillon, der vom Bocke fuhr.

Zweites Kapitel.

Erzählt dem geneigten Leser, wer die schwarze Dame eigentlich war, meldet etwas vom vergangenen Leben derselben und berichtet schließlich die glückliche Ankunft in C.

Während die Offiziere im Wagen viel und lustig sprachen, über die Abenteuer der vergangenen Nacht, wobei aber der Dragoner-Offizier nur zuweilen etwas ahnen ließ durch einen Blick, durch ein Wort, während unterdessen Dose neben dem Postillon

von den kriegerischen Aussichten der Zeit sprach, schien die ältliche Dame im Coupé eines leichten Morgenschlummers zu genießen. Sie hatte den Schleier dicht und fest um ihr Gesicht gezogen, lehnte sich tief in die Ecke und athmete taktgerecht und harmonisch. Der Conducteur machte es in der andern Ecke ebenso. Doch erfreute sich die Dame keines festen Schlummers; sie richtete sich oftmals in die Höhe, hob den Schleier empor, blickte in die Gegend, welche sich allmälig erhellte, und seufzte tief.

Endlich begannen die höchsten Spitzen der Berge sich zu vergolden, und zu gleicher Zeit füllte sich das Rheinthal mit einem feinen Duft, der aber bald von den Sonnenstrahlen herab gedrückt wurde und als leichter Thau auf den Boden, sowie auf das Leder des dahinrollenden Eilwagens niederfiel.

Bald kam die Station, der Conducteur erwachte ein paar Minuten vorher, warf seinen Pelz ab und schaute mit ziemlich nüchternem Blick auf die glänzenden Fluten des Stromes. „Ja ja,“ sagte er und dehnte sich, so weit dies der enge Raum des Wagens gestattete, „jetzt sind wir sogleich in U., Madame, wo die Passagiere ihren Kaffee nehmen können.“

So war es denn auch; sie erreichten U., ein kleines Städtchen, in kurzer Zeit, und dort stieg Alles aus. Der Dragoneroffizier wäre lieber sitzen geblieben, denn er fürchtete sich, die Dame von Nro. 16 wieder zu sehen; doch ließen ihm die Kameraden keine Ruhe, und so mußte er mit in das Gastzimmer treten und das Schicksal fügte es, daß er gerade gegenüber der schwarzen Dame zu sitzen kam, und als sie beim Beginn des Frühstücks ihren schwarzen Schleier erhob, konnte sich der Dragoner eines äußerst freundlichen Blickes nicht erwehren, den ihm der Husarenoffizier zuwarf, wobei ihn dieser leise fragte, ob die drei schönen Mädchen im Grünen Baum vielleicht von demselben Alter gewesen wären. Der Artillerie-Hauptmann v. Stengel machte den Galanten und bediente

die Dame, wobei er sich dunkel erinnerte, sie schon irgendwo gesehen zu haben — werr weiß wie sehr!

„Das ist wohl möglich," antwortete diese, indem sie dankend Zucker und Milch nahm; „Sie werden vielleicht in C. meinen Bruder kennen — Regierungsrath B."

„Ah, der Tausend!" sagte der Artilleriehauptmann und verbeugte sich; „das will ich meinen, wir spielten auf dem Casino manche Partie Whist mit einander. Habe ihn auch einige Male besucht, am Petriplatz Nro. 10."

„Ganz richtig," entgegnete die Dame.

„Regierungsrath B. — Petriplatz Nro. 10," dachte der Husaren-Offizier und erinnerte sich dieser beiden Namen, und daß sie mit irgend etwas im Zusammenhange ständen, was ihm früher einmal passirt oder was man ihm erzählt. Gewiß das Letztere, dachte der Husar und nachdem er sich einen Augenblick besonnen, schwebte ihm das Bild des langen Eduard vor und eine seltsame Geschichte, die ihm dieser einstens erzählt. Doch konnte sie der Husaren-Offizier nicht mehr recht zusammenbringen, nur so viel erinnerte er sich, daß es sich um eine hübsche Blondine gehandelt, um eine alte Tante, um westphälischen Schinken, einen Liebesbrief, Rüdesheimer und einen entsprungenen Kettengefangenen.

Die schwarze Dame dem Husaren-Offizier gegenüber hatte, einige graue Stellen abgerechnet, durchaus kein helles Haar; sie war also nicht die Blondine, viel wahrscheinlicher die Tante, und der Offizier, um etwas zu sprechen, erkundigte sich nach dem Befinden des Herrn Regierungsrathes und nach dem seiner schönen Fräulein Tochter. Die Tante — denn sie war es — versicherte dankend, so viel sie aus Briefen wisse, befänden sich Beide recht wohl.

„Sie, meine Gnädige," bemerkte Hauptmann v. Stengel — er wollte eigentlich sagen: gnädige Frau, doch da er nicht im

Klaren war, gebrauchte er nur das Prädikat. — „Sie sind schon längere Zeit auf Reisen?“

„Ich war über zwei Jahre von C. entfernt,“ antwortete die schwarze Dame und ein aufmerksamer Beobachter hätte gehört, wie sie einen leisen Seufzer ausstieß; „ich war bei meiner Schwester, die ein Gut am Mittelrhein bewohnt. Ich hatte einmal Lust, die Einsamkeit des Landlebens zu genießen.“

„Da hatten Sie Recht,“ sprach Hauptmann von Stengel; „Gott, dieses Landleben hat etwas ungeheuer Reizendes!“

„Nun, wir werden bald Gelegenheit bekommen, es zu versuchen,“ meinte der Husaren-Offizier. „Es wird nicht lange dauern, so verlassen wir die dumpfen Kasernen und ziehen mit dem Frühling hinaus in das heilsame, blühende Land.“

„Glauben Sie wirklich an einen Krieg?“ fragte ängstlich die schwarze Dame.

„Wohl möglich!“ sagte der Hauptmann von Stengel achselzuckend; „die Mobilmachungen werden in zu großartigem Maßstabe betrieben, als daß es sich um eine bloße Demonstration handelte.“

„Hurrah!“ rief lachend der Dragoner-Offizier, der auch nicht ganz als stumme Person da sitzen wollte. „Ah! das wird ein herrliches Leben werden; ich sehe mich schon an der Spitze meiner Reiterschwadron! Richt't euch! — Gewehr auf! Zur Attaque vorwärts! der Hufschmid hinter die Front!“

„Der Doctor faßt krampfhaft die Mähne,“ lachte der Husaren-Offizier.

„Der Auditeur flüchtet zum Packwagen,“ fuhr der Dragoner fort. — „Marsch! marsch!“

Die Dame war zusammengezuckt, als der Dragoner den Auditeur zum Packwagen verwies. Sie kämpfte augenscheinlich einen tiefen Schmerz zugleich mit dem letzten Stück Butterbrod nieder, das sie so eben in den Mund gesteckt.

„Meine Herren!“ rief der Conducteur zur Stubenthüre herein; „es ist Zeit, wir müssen abfahren!“

Alles erhob sich, Jeder nahm seinen Platz wieder ein, und wenig Augenblicke darauf rollte der Eilwagen weiter.

Die Offiziere im Innern plauderten, die Dame hatte sich tief in ihre Ecke zurückgezogen und dachte eifrigst nach; — viel Vergangenes, wenig Zukünftiges. „Der Auditeur zum Gepäck!“ hatte der Dragoner-Offizier gesagt, ach ja! zum Gepäck, mit aller Liebe, aller Hoffnung, und das alles, wegen des Eigensinnes eines Bruders, der sich eingebildet, eine junge Dame von über Vierzig und ein Jüngling von über Zwanzig seien, was dieses Alter anbelangt, von zu großer Verschiedenheit. Vielleicht erinnert sich der geneigte Leser noch, wie heftig die Tante den Auditeur Schmidt geliebt, wie sich diese Liebe eine Zeit lang Bahn gebrochen durch alle Hindernisse und das Paar zu Zusammenkünften geführt, deren eine aber für ihn, den Geliebten, nicht sonderlich angenehm geendet. Der Bruder der Tante, der würdige Regierungsrath, hatte gut vernünftige Vorstellungen machen und den Beiden mit Beispielen zu beweisen, daß ein solches Verhältniß in alle Ewigkeit keine guten Früchte tragen könne — umsonst! die Tante war zu reich, und der junge Mann liebte zu heftig, um der Vernunft Gehör zu geben.

Wir müssen leider gestehen, daß die Zusammenkünfte zwischen dem Auditeur Schmidt und der alten Tante noch eine Zeit lang fortdauerten, ein schlechtes Beispiel, das auch den guten Sitten der kleinen Pauline hätte gefährlich werden können, wenn deren Herzensreinheit und natürlicher Verstand nicht so groß gewesen wären. Da aber Pauline bei vielen Gelegenheiten bereitwilligst beide Augen zudrückte, so mußte sich die Tante zuweilen durch ein kleines Blinzeln revanchiren, ein Blinzeln, das sie alsdann verhinderte, genau zu sehen, wenn der damalige Bombardier Robert, der seit jener Katastrophe das Haus des Regierungsrathes zuweilen besuchen

durfte, beim Abschiednehmen die Hand der liebenswürdigen Blondine gar zu lange festhielt, oder es sogar wagte, einen Ring an dieser Hand ganz dicht unter die Augen zu bringen, um Hand und Ring — — näher betrachten zu können, denn wir wollen nichts Schlimmeres voraussetzen.

Wie aber in dieser verderbten Welt nichts Gutes und Schönes verborgen bleibt, so kam auch der Regierungsrath eines Tags zufälliger Weise hinter die Zusammenkünfte der Tante mit dem Herrn Auditeur. Es erfolgte nun eine kleine Scene, bei welcher der Regierungsrath sich bemühte, so grimmig wie möglich auszusehen, zu welchem Zweck er sein Kinn tief in die Halsbinde vergrub. Darauf hielt er seiner ehrwürdigen Schwester noch einmal die ganze Lächerlichkeit ihres Liebeshandels vor Augen und bemerkte ihr am Schlusse, daß es von der Tante sehr wohl gethan sei, für eine Zeit lang ihre Schwester zu besuchen, die wie wir bereits wissen, auf einem Gute am Mittelrhein wohnte. Diesesmal sprach der Bruder so überzeugend, und mit so viel Kraft und Nachdruck, daß sich die Tante veranlaßt sah, einige Tage darauf ihre Koffer packen zu lassen und abzureisen.

Der Herr Auditeur Schmidt benahm sich hierauf schlimmer, als man von ihm erwartet hatte. Da er einmal den Schleichweg durch die Küche kannte, so benutzte er denselben eines Abends nach der Abreise der Tante und erschien plötzlich vor der erschreckten Pauline, wo er sich die übergroße Freiheit nahm, ihr versichern zu wollen, es fallen ihm jetzt, seit die Tante entfernt sei, die Schuppen von den Augen, und er begreife es nicht, wie man nach einem untergehenden Monde habe blicken können, wenn die aufsteigende Sonne anfange sichtbar zu werden.

Man kann sich übrigens denken, wie dieses treulose Gefasel aufgenommen wurde. Den Auditeur Schmidt mußte man energisch abgefertigt haben, denn er sah sich veranlaßt, das Haus so geschwind zu verlassen, daß er erst demselben gegenüber auf einem Ec-

stein am Platze, wo er sich erschöpft niederließ, zur vollkommenen Besinnung gelangte.

Es war dies derselbe verhängnißvolle Eckstein, auf welchem der große Kanonier Schulten den Rüdesheimer und den westfälischen Schinken verzehrte und wo der ehemalige Bombardier Tipsel seiner Zeit verzweiflungsvoll einsah, daß er sich in Abgabe der beiden Briefe geirrt.

Was nun den Auditeur Schmidt anbelangt, so verschwand er ebenfalls schnellstens von diesem Ecksteine, nachdem er einen letzten und langen Blick zu den Fenstern emporgeworfen, wo er so glücklich hätte sein können. Er hatte anfänglich die Absicht, das Schicksal des seligen Toggenburgers zu wiederholen, doch kannte er die hiesige Polizei und war überzeugt, sie würde ihm keine Zeit zum Sterben lassen, ihn vielmehr verdienter Maßen in irgend ein Narrenhaus abführen. Deßhalb verschwand er von dem Ecksteine, vom Petriplatze, ja, aus dem ganzen Stadtviertel; auch blieb er eine Zeit lang über sein ferneres Schicksal im Dunkeln, bis man endlich in einer Zeitung eine Anzeige las, worin der Auditeur Schmidt seine Verbindung mit Fräulein So und So, der Tochter eines wohlhabenden Kleidermachers, Freunden und Bekannten bestens anzeigte.

Dieses Zeitungsblatt hatte der Regierungsrath seiner Schwester mit einigen tröstenden Worten zugeschickt und sie zu gleicher Zeit ersucht, jetzt wieder sein Haus mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Und dies war der Grund, weßhalb die Tante sich auf der Rückreise nach C. befand.

Trotz der Trennung von einigen Jahren war ihr Herz noch einigermaßen ergriffen, und sie las das Zeitungsblatt zum Oeftern durch. Ja, sie hatte es zusammengefaltet und zu anderen vergilbten Papieren gelegt, zu trocknen Blumen und dergleichen mehr, und sie machte sich nun während der Fahrt das wehmüthige Vergnügen, diese alten Blätter durchzulesen. Als sie damit zu Ende

war, legte sie die Briefe sorgfältig zusammen, wickelte das Zeitungsblatt darum, und da der Wagen gerade dicht an den Ufern des Rheines fuhr, so faßte sie den heldenmüthigen Entschluß, diesen Zeugen ihrer Liebe und früherer glücklicherer Tage ein stilles Grab zu gönnen in den Fluten des schönen grünen Stromes. Sie that also — das Päckchen flog ins Wasser und schwamm langsam mitten in demselben hinab; die Tante schaute ihm wehmüthig nach, und in ihrer lebhaften Phantasie dachte sie daran, daß diese Pfänder ihrer Liebe vielleicht ruhig hinabschwimmen würden durch Rhein und Yssel ins Meer, daß es möglich sei, ein günstiger Wind fasse sie dort und treibe sie weit hinaus in den Ocean, Tag und Nacht, Wochen und Monate lang, und lasse sie endlich auf Umwegen an irgend eine Insel gelangen, wo ein träumerischer schwarzer Jüngling unter Cocosnuß-Bäumen und Palmen sitze und das Päckchen mit der Hand auffange. Vielleicht hatte der gefühlvolle Canibale irgendwie Deutsch gelernt und las nun mit großer Befriedigung diesen kleinen Roman. Das Herz des jungen Negers erglühte von einer ihm bisher unbekannten Liebe; er dachte vielleicht an die alte Tante und declamirte in der klagvollen hinterindischen Uebersetzung:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert — mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.
Er träumt von einer Palme
Im fernen Morgenland,
Die einsam und schweigend trauert
An brennender Felsenwand.

Unterdessen rollte der Eilwagen fort, wie er es jeden Tag zu machen pflegt.

Dose vorn auf dem Bock hatte die Arme über einander ge-

schlagen und blickte sinnend rechts und links um sich, er kam jetzt in die Gegend, die er früher als Conducteur befahren, und hier war ihm jedes Haus, jeder Baum, ja jeder Stein bekannt. Er schwelgte in Erinnerungen und poetischen Gedanken. Die Offiziere im Innern des Wagens rauchten erschrecklich viel Cigarren, und der Conducteur sah häufig auf seine Uhr.

So erreichten sie C., rasselten über Brücken, durch Thore, durch die engen, gewundenen Straßen und hielten endlich vor dem Posthofe. Dose sprang von seinem Sitz, öffnete den Schlag und ließ die Offiziere aussteigen; der Conducteur hob die alte Tante heraus; doch hatte er sie kaum auf den Boden niedergesetzt, als sie laut und lachend von einer jungen Dame umarmt wurde, die bei Ankunft der Post aus ihrem Wagen sprang und nun die Tante herzlich an sich drückte und sie küßte. Ein ältlicher Herr, der ebenfalls zum Vorschein kam, schüttelte ihr beide Hände, gab dem Conducteur seine Adresse und führte die Tante zu seinem Wagen. Der Herr hatte ein freundliches und würdevolles Ansehen, und wenn er sprach, vergrub er häufig sein Kinn in ein großes Tuch, das er um den Hals geschlungen hatte. Die junge Dame hatte ein offenes, liebes Gesichtchen, schönes blondes Haar und war von einer liebenswürdigen Lebendigkeit; sie lachte und plauderte in Einem fort, sie streichelte der alten Tante häufig über das Gesicht oder die Arme und schien voll Freude, sie endlich wieder zu sehen.

Als die Drei beisammen im Wagen saßen, mußte dieser noch einen Augenblick auf das Gepäck der Tante warten, und da ereignete es sich, daß plötzlich ein junger Offizier erschien in der Uniform der reitenden Artillerie, der an den noch geöffneten Schlag trat und freundlich hinein grüßte. Die Tante blickte verwundert auf dieses Gesicht, das ihr nicht unbekannt schien; der alte Herr nickte ihm freundlich zu, und die kleine blonde Dame hatte die

Keckheit, dem Offizier vor dem Papa beide Händchen entgegen zu strecken, die er eifrigst küßte.

Die Tante blickte ihren Bruder fragend und erstaunt an, worauf der alte Herr den Offizier mit den Worten vorstellte: „Lieutenant Robert, einer unserer guten Freunde.“

Warum lachte Pauline in diesem Augenblicke so lustig? Warum schlug sie mit der Hand so neckisch auf das seidene Wagenkissen, daß es klatschte? Warum zuckte es auf dem Gesichte des Artillerie-Offiziers wie eine lustige Erinnerung? — Der Regierungsrath wußte es nicht, die Tante dachte nicht daran, sonst hätte es ihr Herz zerrissen.

Es war dies ja derselbe Wagen, den einst der Bombardier Robert mit einer unbeschreiblichen Keckheit bestiegen, derselbe Wagen, wo er Paulinen zum ersten Male gesehen. — —

Er rollte indessen durch die Straßen dahin nach dem Petriplatz; Pauline hatte sich in ihre Ecke gedrückt und lachte immerfort in sich hinein; sie stampfte mit ihren Füßchen auf den Bodenteppich und dachte freudig und glücklich an jene Fahrt, an ihren Schrecken, als sie das Licht angezündet, an das Wachsfiguren-Cabinet und an den Zorn der armen Tante.

Der Artillerie-Offizier war unterdessen zu seinen Kameraden auf dem Posthofe getreten, und Alle waren erfreut, sich hier gegenseitig zu finden.

„Apropos! Robert,“ sagte der Husaren-Offizier zu ihm, „denk dir nur, wen wir gestern Nachts trafen, mit wem wir gemeinschaftlich eine ganze Reihe von Abenteuern bestanden? — Deinen Vetter, den langen Eduard.“

„So, so! Ihr habt ihn gesehen?“ antwortete der Lieutenant Robert; „mir ist es noch nicht so gut geworden, ich kam erst vor drei Tagen hier an, hatte aber natürlicher Weise in den ersten Tagen Wichtigers zu thun, als nach ihm zu sehen.“

„Begreiflicher Weise!“ spöttelte der Dragoner, indem er mit

den Augen der Richtung folgte, nach welcher der Wagen verschwunden.

„Und als ich ihn nun gestern aufsuchen wollte, war er spurlos verschwunden. Nun, er kommt also wieder?“

„Wahrscheinlich morgen gegen Abend; er wird einen guten Marsch machen und sich unterwegs nicht aufhalten. — Werden wir uns irgendwo sehen?“

„Was meint ihr,“ versetzte Lieutenant Robert, „wenn wir ihn auf der Hauptwache am Südthor, wo er einpassiren muß, erwarteten? Kommt also dahin, ihr sollt sehen, was er uns für Abenteuer mittheilt.“

„Ganz recht!‘ erwiderten die Anderen und verließen mit einem freundlichen Abschiedswort den Posthof.

Der Hauptmann von Stengel allein hatte noch mit seinem Gepäcke zu thun und blieb deßhalb zurück, Dose bei ihm, der noch nicht den passenden Moment gefunden hatte, sich zu verabschieden.

„Ah, mein bester Unteroffizier!“ sagte der Hauptmann, „hier ist der Lieutenant Robert, an den Sie einen Brief abzugeben haben.“

„An mich?“ fragte der Artillerie-Offizier.

„Von dem jetzigen Post-Sekretär Tipfel!“ meldete Dose in der besten Haltung.

„Ah! von ihm?“ sprach lachend Robert. „Nun, ich danke Ihnen recht sehr. Bitte, besuchen Sie mich dieser Tage, Sie müssen mir recht viel von dem dicken guten Kerl erzählen.“

„Und meine Wohnung werden Sie sich wohl merken,“ sagte Hauptmann von Stengel. „Morgen früh um neun Uhr zum Rapport; ich werde Sie einkleiden lassen, werr weiß, wie bald! An Flickmaterial fehlt's nicht, und wir brauchen gute Unteroffiziere.“

Somit trennten sich Alle für heute, und Dose, ganz glücklich, seinen Wunsch erreicht zu haben, schritt stolz und aufrecht durch die

bekannten Straßen einem kleinen Gasthause zu, „Zur alten Kanone,“ wo er früher zu Mittag gespeist und das er jetzt mit seiner Gegenwart zu beehren gedachte.

Drittes Kapitel.

Woraus wir ersehen, daß sich sogar eine Offizier-Wachtstube im Laufe der Zeit einigermaßen verändern kann. — Der lange Eduard erzählt eine interessante Geschichte, wird aber vom commandirenden Unteroffizier der Hauptwache unterbrochen.

Die allgemeine Stube der Hauptwache am * * Thore hatte sich seit langen Jahren nicht verändert. Es geht diesen Lokalen wie den Fahnen des Regiments: die Leute kommen und gehen, die Fahne bleibt. So auch in der Wachtstube: Pritsche, Tisch, ja, Wasserkrug und Wachtbuch, und wenn letzteres vollgeschrieben und ersterer je unterdessen zerbrochen war, so wurden diese beiden Stücke durch ganz ähnliche wieder ersetzt und änderten nichts an dem Innern der Wachtstube.

Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man nach langer Zeit ein solches Lokal wieder betritt, in dem man einstens gelebt und gelitten. Man kann sich nirgendwo die Vergangenheit besser zurückrufen als hier. Da sitzt der Unteroffizier vor dem beschmutzten und bestaubten Buche auf derselben Stelle wie ehemals. Es ist auch gerade noch so eine Gestalt, mit demselben Gesicht, den gleichen Redensarten; denn das erbt sich fort mit der Fahne von Generation zu Generation. Dort in dem Winkel spielen Infanteristen mit Karten, daneben sitzen Dragoner, den Kopf auf ihren Säbel gestützt, und unterhalten sich leise. Derselbe Duft herrscht hier wie damals und kommt unseren Gedanken zu Hülfe; dort bricht ein Sonnenstrahl herein in's Lokal, und er malt auf der Pritsche ge-

nau dasselbe glänzende Dreieck wie damals. Ist es möglich, liegen Jahre dazwischen, seit du hier zum letztenmale aus- und eingingest? oder bist du eben erst ausgetreten und meldest dich nun dem Unteroffizier zurück? —

In der Offiziers-Stube dagegen machten sich kleine, wenn auch unbedeutende, Veränderungen bemerkbar, Veränderungen, die aber nur ein geübtes Auge erkennen konnte. Da war zum Beispiel die Lithographie, auf welcher der Infanterist in Parade-Uniform zu sehen war, dem sein Lieutenant das richtige Präsentiren beibringt, verschwunden; da fehlte das starkgebrauchte Handtuch, an dem unten der Spiegel befestigt war, und vor Allem vermißte man dich, freundliche Guitarre mit dem abgeschossenen himmelblauen Bande! Die Zeit war ernster geworden, die Wacht-Instruktion lag da im correkten festen Einbande; das Dintenfaß, sonst von Tabaks- und Cigarrenasche umgeben, sah nicht mehr aus wie eine verschüttete Stadt, sondern zeigte sich stolz und im schwarzen Lacke glänzend als das wichtige Möbel, das es eigentlich war. Von den Wänden endlich waren zwei mit großen Landkarten bedeckt, auf der einen Seite das ganze Deutschland, auf der anderen das engere Vaterland. Auf ersterem sah man unterschiedliche Striche, Märsche und Aufstellungen bezeichnet; denn man wußte schon, wohin die allgemeine Mobilmachung zielte und auf welchem Fleck deutscher Erde die Kanonen anfangen sollten zu brummen. Man war, wie gesagt, im Ganzen ernster und gesetzter geworden; vorderhand patschten hier keine Karten und klapperten keine Würfel mehr, und seit die Guitarre verschwunden, hatte der Posten vor dem Gewehr ferner nicht die Zerstreuung, in stiller Nacht eines jener sanften Lieder zu hören, die in früheren glücklicheren Tagen so oft das Herz seiner Vorgänger erquickt.

Die Wachtstube war übrigens am heutigen Abend ebenso besucht, wie damals, als wir ihre erste Bekanntschaft machten. Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß sich die Offiziere gestern auf

dem Posthofe verabredeten, einander in der Wachtstube zu treffen und den Einzug des langen Eduard nicht zu versäumen. Da saßen sie nun beieinander auf dem alten Sopha und den defekten Stühlen und unterhielten sich, so gut es gehen mochte.

Der Wachthabende, erst vor kurzer Zeit vom Feldwebel zum Lieutenant avancirt und heute zum erstenmale als Offizier auf dieser Wache, war ein strenger, diensteifriger Charakter, und wenn ihm auch der Besuch der jungen vornehmen Offiziere schmeichelte, so ließ er es doch nur sehr ungern geschehen, daß seine Wachtstube durch irgend etwas, wie zu starkes Trinken oder hohes Kartenspiel, entweiht würde. Der Lieutenant Schmauder war eine hohe, dürre Gestalt mit einer sehr beträchtlichen knöchernen Nase und darunter mit einem röthlichen, struppigen Schnurrbart, der weit und drohend vorstand. Seine Schärpe hatte er fest umgezogen wie zur Parade, und den Helm nahm er zuweilen vom Kopfe, und immer verstohlener Weise, um sich des blaucarrirten Sacktuches in demselben zu bedienen. — Die anderen Offiziere, die beiden Dragoner- und Husaren-Lieutenants, sowie Lieutenant Robert, hatten um den Tisch Platz genommen, und letzterer beendigte eben die Lektüre einer Zeitung, woraus er einige Stellen laut vorgetragen, dann faltete er das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche.

„Nach meiner Berechnung," sagte der Husaren-Offizier, „kann Eduard vor zwei Stunden nicht hier sein."

„Das ist eine lange Zeit," meinte Robert. „Wenn wir nur unterdessen einen Whist machen könnten. Was meinen Sie dazu, Herr Kamerad?" Damit wandte er sich an den Wachthabenden.

„Ich kenne das Spiel nicht," entgegnete Lieutenant Schmauder; „auch befinden sich keine Karten hier."

„Dem wäre abzuhelfen," erwiderte der Husar. „Man schickt nur in die Stadt; wenige Schritte vom Thor, in der Goldenen Gans kann man genug haben."

„Das wäre am besten," mischte sich nun der Dragoner-Offizier in das Gespräch.

Der Lieutenant Schmauder wurde offenbar unruhig bei diesem Vorschlage. „Verzeihen Sie mir," sprach er, „aber es wäre wahrhaftig doch nicht angenehm, wenn der Hauptmann der Ronde käme und uns hier beim Kartenspiel überraschte."

„Wer ist's heute?"

„Hauptmann E."

„O, haben Sie dessentwegen keine Furcht!" fuhr der Dragoner fort. „Der spielt selbst leidenschaftlich."

„Ja, vielleicht zu Hause," entgegnete ängstlich Herr Schmauder; „aber doch wohl nicht auf der Wache."

„A—ah so—o—o!"

„Wissen Sie was, meine Herren!" sagte Lieutenant Schmauder nach einer kleinen Pause, „wenn Sie spielen wollen, so möchte ich Ihnen eine Partie Domino vorschlagen, ich habe die Steine dazu hier in der Schublade des Tisches."

„Domino?" rief der Husaren-Offizier. „Pfui Teufel!"

Der Dragoner zuckte verächtlich die Achseln. Doch Lieutenant Robert versetzte: „Was sollen wir machen? Wenn der Teufel hungrig ist, begnügt er sich mit Fliegen. Her mit dem Domino!"

Der Wachthabende brachte eilfertig ein Kästchen zum Vorschein und legte die Steine auf den Tisch aus.

„Ich weiß aber in der That kein Spiel, das man zu Vier spielen kann," sagte Robert. — „Wissen Sie eins?"

„O ja," antwortete statt des Wachthabenden nachlässig der Dragoner-Offizier. „Es gibt deren mehrere: der scheußliche Emanuel und die etwas bessere Einundsiebenziger-Partie."

„Die Einundsiebenziger-Partie," meinte der Husaren-Offizier „wenn man sie mit Chikanen spielt, kommt gleich nach dem falschen Würfeln und Stehlen."

„Aber man muß ehrlich ansetzen,“ erwiderte Robert lachend. „Wir spielen es ohne alle Chikanen, nicht wahr, Herr Kamerad?“

„Der Meinung bin ich auch!“ entgegnete Herr Schmauder.

Und darauf bekam jeder sechs Steine; wer zuerst den höchsten aufhob, hatte die Pose, und das Spiel begann.

Wir wissen nicht, ob der geneigte Leser die Einundsiebenziger Partie kennt. Es ist dies eines der harmlosesten und langweiligsten Spiele, die es gibt. Man glaubt, es sei von einem Arzt erfunden worden, der für seine Kranken alle und jede Aufregung vermeiden wollte. Man sitzt dabei um einen kleinen Tisch, schaut einander, so gut es gehen will, in die Steine, und macht sich dabei das unschuldige Vergnügen, dem Nebensitzenden, so es geht, die doppelten auszuschließen; man streitet sich um die Pose, da Jeder natürlicher Weise immer aussetzen will; man spielt es ohne alle und jede Rücksicht, ohne Zartgefühl, so eigennützig wie möglich. Man nennt es auch das Spiel der Montenegriner; denn wie uns ein großer deutscher sehr ehrwürdiger Gelehrter versicherte, ist es das Lieblingsspiel des Vladika von Montenegro, und er pflegt es nach Tisch mit seinen Vasallen zu spielen.

Hier in der Wachtstube wurde es übrigens nicht mit großer Lebhaftigkeit gespielt, und nach einer halben Stunde versicherte der Husaren-Offizier, es sei ihm in der That unmöglich, diese langweiligen Steine länger anzusehen. Man warf sie denn zusammen und wollte eben eine Conversation beginnen, als man vor dem Thore leichten Trommelschlag hörte. Dann vernahm man den festen Tritt einer Infanteriemasse auf der Brücke, und gleich darauf wurde die Wache in's Gewehr gerufen. Alles stürzte hinaus. Lieutenant Schmauder ordnete die Reihen der Wachtmannschaft, und die beiden Kavallerie-Offiziere, sowie Robert, eilten der heranziehenden Infanterie entgegen und drückten dem Offizier an der Spitze herzlich die Hand.

Der lange Eduard war nicht weniger erstaunt, hier die Freunde

zu finden, und als sie ihm sagten, sie hätten ihn hier erwartet, um noch ein paar Stunden auf der Wachtstube mit ihm zu verplaudern, heiterte sich sein ernstes Gesicht merklich auf, und nur als er den Lieutenant Schmauder erblickte, flog ein kleiner Schatten über dasselbe. Nichtsdestoweniger aber übergab er dem Lieutenant Wortmann den Befehl über die Mannschaft, um sie in die Kaserne zu führen, und trat mit den Freunden in die Offizier-Wachtstube.

Eduard hatte dort seit langer Zeit keinen Dienst mehr gethan, und die neuen Einrichtungen des Lokals, unter Anderem die Landkarten, vor Allem aber der Anblick der Dominosteine, schienen ihn frostig anzuwehen. Er stemmte beide Arme in seine dünnen Seiten, sah sich kopfschüttelnd rings um und sagte dann zum wachthabenden Offizier, der zufällig von seiner Compagnie war: „Lieber Schmauder, Sie sind ein Mann, der den Dienst kennt, wie Keiner; aber wenn man Offizier ist, so muß man sich auch bemühen, die Kameraden, die einen besuchen, gastfreundlich aufzunehmen. Mir ist es gerade, als wenn Sie heute Ihre erste Wache unter dem Titel eines königlichen Lieutenants thäten. Erinnern Sie sich vielleicht noch jener Zeit, wo Sie überhaupt Ihre erste Wache thaten, und was an jenem denkwürdigen Tage vorfiel? Sie leisteten Ihren Einstand, und die ganze Wachtmannschaft war damals inklusive Unteroffizier in einem so erheiterten Zustande, daß man dem visitirenden Fähnrich, nämlich zufälliger Weise mir, die Antwort gab: Alles befinde sich kreuzfidel und schere sich den Henker um Haupt- und Neben-Ronden."

„Das ist ganz richtig," stammelte Herr Schmauder; „aber das waren Jugendstreiche — —"

„Die auch nicht wiederholt werden sollen," sprach würdevoll der lange Eduard. „Doch, da Sie heute hier Ihre erste Wache thun, so kann eine kleine Erheiterung ebenfalls nicht schaden, zu der wir — wohl verstanden! — Sie, unseren neuen Kamera-

den, freundlich zu Gast laden. Ich denke, das wäre abgemacht; jetzt lassen Sie einmal einen der Leute hereinkommen."

Der wachthabende Offizier fügte sich achselzuckend diesem Wunsche. Der lange Eduard ließ sich herab, eigenhändig einen Bon zu schreiben, und eine halbe Stunde nachher dampfte ein so wohlriechender Punsch in der Offizier-Wachtstube, daß sich selbst das Gesicht des Lieutenants Schmauder liebreich verzog, und sich sogar die alten Landkarten an der Wand zu freuen schienen. — Die Anwesenden stießen freundlich mit den Gläsern an, und nachdem der lange Eduard einige Schauder überwunden, die der abendliche Marsch in ihm hervorgebracht, konnte er sich jetzt aus Herzensgrund freuen, seinen Vetter Robert mit so frischen, nagelneuen Epauletten vor sich zu sehen. — „Wir wollen nicht fragen, wie es dir ergangen ist, lieber Junge," sagte er; „du warst auf der hohen Schule wie die Anderen, hast einigermaßen studirt, dein Examen gemacht und bist Offizier geworden. Das ist eine alltägliche Geschichte."

„Ja, lieber Freund," versetzte Robert lachend, „ganz Meidinger."

„Ich versichere dich, du bist Meidinger," entgegnete ernst der lange Eduard, „du treibst mit dem Namen dieses edlen Mannes einen wahren Mißbrauch. Dank übrigens Gott, daß du glücklich durch's Examen geschlüpft bist. Davon bin ich fest überzeugt, es hat gewiß nur so eben ausgereicht, es war auch nicht die Idee mehr übrig."

„Das ist wahr: sie haben mir tüchtig zur Ader gelassen."

„Er ging hinweg," bemerkte lachend der Dragoner-Offizier, „vollkommen leer, ganz wie eine ausgepreßte Citrone."

„Meidinger!" murmelte Eduard vor sich hin und ließ den Kopf melancholisch in die Hand sinken. — „Hast du auch," sagte er nach einer Pause zu Robert, „von unseren Abenteuern dort oben in dem verfluchten Neste gehört?"

„Da erinnerst du mich an was Schönes!" antwortete laut

lachend der Andere; „ihr habt da schöne Geschäfte gemacht! Fangt mir da zwei Domokraten ein, und als ihr die Sache bei Licht beseht, ist es ein harmloser Schneider und ein trauriger Schreiber. Da hätte man was Reitendes hinschicken sollen.“

„Mein lieber Freund,“ sagte der lange Eduard nicht ohne eine gewisse Größe, „du bist sehr platt von der hohen Schule zurückgekommen. — Aber bei allem dem,“ fuhr er nach einer kleinen Pause lächelnd fort, „war es doch eine verfluchte Geschichte, viel Unangenehmes, aber auch Angenehmes.“

„Das gute Souper?“ meinte lauernd der Dragoner.

„Ja—a—a—a! das Souper,“ versetzte Eduard, „aber vor allen Dingen der gestrige Marschtag. Wenn einer von euch mir eine sehr gute Cigarre gibt, so erzähle ich euch davon. Aber es muß was Vorzügliches sein.“

„Besser als deine eigenen,“ erwiderte der Dragoner, indem er sein Etuis hervor zog, „keine Regalia canailleros.“

„Pfui Teufel über eure schlechten Witze!“ sprach fast betrübt der lange Eduard. „Jetzt sind wir kaum am Mobilwerden, und ihr seid schon so verwildert. Was soll das werden, wenn ihr erst ein paar Tage in Feindesland marschirt seid!“

„Wie du gestern und vorgestern.“

„Allerdings. Aber jetzt paßt mir auf: Also gleich hinter dem berühmten Orte, wo die nächtliche Geschichte passirt ist, kamt ihr bei mir vorüber, stolz zu Wagen, während ich demüthig zu Fuß ging. Dafür aber war ich im königlichen Dienste und hätte euch anhalten können, um nach der Richtigkeit eurer Urlaubspässe zu sehen; aber ihr saht mir wahrhaftig nicht wichtig genug dazu aus. Ich zog also ruhig meines Weges, der Tambour machte hie und da mit seiner Trommel einen anständigen Spektakel, die Soldaten rissen ihre Witze und sangen Lieder, ich zählte die Wegsteine und berechnete, wie weit ich noch nach F. habe, wo mich die Marschroute für den heutigen Tag hinwies. Wir hatten fast die ganze

breite Chaussee für uns allein, da uns zu Fuß oder zu Wagen wenig begegnete. Gegen zehn Uhr Morgens hörten wir einen Wagen hinter uns drein rollen, er konnte aus dem verdächtigen Orte kommen, und Wortmann war dafür, ihn anzuhalten, um nachzusehen, wer sich darin fände.. Es konnte ja vielleicht einer verkleidet darin sein."

„Als Schneider," sagte der Dragoner lachend.

„Richtig, oder als sonst was," antwortete ruhig der lange Eduard, wobei er sonderbar lächelnd drein schaute. — „Also der Wagen kam näher, meine Soldaten marschirten in diesem Augenblicke dem Befehle Wortmanns gemäß so die ganze Breite der Chaussee einnehmend, daß der Wagen, der ziemlich rasch fuhr, sobald er uns erreichte, still halten mußte und die Pferde nur im Schritte vorwärts konnten. Wortmann und ich traten zu beiden Seiten an den Schlag und examinirten den Kutscher, wo er her käme. — Von jenem Orte, wo auch wir her kamen, berichtete er treuherzig; sein Fuhrwerk war ein ziemlich anständiger Charabanc mit Fensterledern, die fest zugezogen waren. Unserer Aufforderung gemäß, dieselben zu öffnen, stieg er vom Bocke herunter und schob eines zurück. Wir blickten in den Wagen — es saßen drei sehr hübsche Mädchen darin."

„Der Teufel auch!" meinte der Husaren-Offizier.

„Drei hübsche Mädchen?" fragte aufmerksam der Dragoner.

„Drei sehr hübsche Mädchen!" wiederholte der lange Eduard. „Zwei mit dunklen Haaren, schönen blitzenden Augen, runden freundlichen Gesichtern, die dritte, von einem superben Blond, ein volles üppiges Haar, wie ich selten was gesehen, dabei ein schneeweißer Teint, und, was wunderbar war, hiezu dunkle strahlende Augen. Alle drei waren, wie gesagt, sehr schön, aber die Blonde rührte augenblicklich mein Herz. Ich muß gestehen, lange nicht sah ich etwas Frischeres von Augen, Gesichtsfarbe und Lippen. Was den Wuchs der drei Damen anbelangt, so war das in dem

engen Wagen sehr schwer zu beurtheilen; aber ihr wißt, daß ich Kenner bin, und ich hätte schon im ersten Augenblicke einen feierlichen Schwur ablegen wollen, daß ihre Formen tadellos seien. Die Beiden mit dem dunklen Haar schlank, vielleicht etwas mager, die Blonde aber schlank und voll. Ihr kennt das."

„Nun?" fragte eifrig der Dragoner; „und du sprachst mit ihnen?"

„Du kennst mich," erwiderte der lange Eduard; „ich sprach mit ihnen zierlich und galant, wie es die Verhältnisse erheischten; in den wenigen Worten, die ich ihnen zu sagen genöthigt war, concentrirte ich eine unsinnige Masse von Liebenswürdigkeit. Ich entschuldigte mich über dieses Anhalten auf offener Landstraße, indem ich von der vergangenen Nacht sprach und den seltsamen Umständen, unter welchen uns dieselbe verflossen."

„Du sprachst also von der vergangenen Nacht?" fragte der Dragoner-Offizier.

„Allerdings. Und als ich davon sprach, lachten zwei der jungen Damen schelmisch in sich hinein; die dritte aber — ihr kennt meinen scharfen Blick — fuhr kaum merklich zusammen und blickte verwirrt und sanft erröthend in die Gegend hinaus."

„Wie der Eduard göttlich erzählt!" meinte gezwungen lachend der Dragoner-Offizier; „außerordentlich lebendig; aber ich glaube, er erfindet. — So! so! also eine von den beiden Mädchen mit schwarzen Haaren blickte verwirrt zum Fenster hinaus?"

„Das habe ich nicht gesagt," erwiderte der lange Eduard.

„Also die Blonde war's?" fuhr der Andere fort. „Natürlich auf das Herz der Schönsten hast du einigen Eindruck gemacht. O glückseliger Kerl, der du bist!"

„Deine Versuche, zu erfahren, welche der drei Damen verwirrt zum Fenster hinaus sah," fuhr der Erzähler fort, „sind in der That so unendlich Meidinger, daß ich laut darüber lachen möchte.

Genug, Eine schaute hinaus, aber welche, das ist mein Geheimniß."

„Man mag sagen, was man will," warf der Husaren-Offizier dazwischen, „Eduard ist ein verfluchter Kerl. — Aber fahren Sie fort, wir bekommen noch mehr zu hören."

„Wir machten natürlicher Weise unsere Verbeugung, die Soldaten zogen sich rechts und links, und der Wagen setzte seinen Weg fort. Im Augenblicke, als die Pferde anzogen, sagte eine der drei Damen: „Aber Sophie, das sind Geschichten!"

„Sophie?" rief der Dragoner-Offizier, sich vergessend.

„Sophie," wiederholte der lange Eduard mit einer gewissen Genugthuung und sah seinen Kameraden lächelnd an, während er ruhig sein Glas Punsch austrank. „Wir marschirten also weiter, und es wurde stark Mittag, bis wir unser Quartier, das Dörfchen F., erreichten. Ich zog mit Trommelschlag ein, marschirte vor das Haus des Bürgermeisters, wo ich meine Quartiermacher traf und die Billete in Empfang nahm. Alles ging gut von Statten, ich selbst bekam eine Anweisung auf einen Herrn St., der nicht im Orte selbst, sondern einen halben Büchsenschuß davon an den Ufern des Rheines wohnte. Ich ertheilte meine Befehle für den anderen Morgen, Ausmarsch Punkt sechs Uhr, nahm einen Mann des Zuges mit mir und ging, mein Quartier aufzusuchen. Es war in der That nicht weit von dem Orte entfernt, ein hübsches, viereckiges weißes Haus auf einem kleinen Hügel, von zwei Seiten mit dichtbelaubten Bäumen umgeben und so zu sagen mitten in Gärten und Weinbergen stehend. Ich schlenderte langsam hinauf; droben empfing mich ein Hund mit wüthendem Gebell, und ein Knecht, der hinzu kam, beschwichtigte ihn mit den Worten: „Ruhig, Fürst! siehst du nicht, daß es nur ein Offizier ist?"

„Alle Wetter!" rief der Husaren-Offizier. „Dem Kerl hätte ich gleich einen halben Zug in die Speisekammer gelegt."

„Und wozu?" fragte der lange Eduard ruhig und mit wahrer

Größe. „Um den Herrn des Hundes zu bestrafen, falls er nicht redlich, sondern röthlich sei? — Gott bewahre! Ich hatte mir vorgenommen, ihn mit Liebenswürdigkeit zu erdrücken, mit ihm im guten Sinne des Wortes zu fraternisiren. Dieser Hauseigenthümer stand unterdessen unter der Thüre, die Arme in die Seiten gestemmt, und betrachtete mich mit finsterem Blicke. — Einquartierung? rief er; das fehlt uns noch! Wo ist Ihr Billet? — Ich überreichte es ihm. — Wir haben keinen Platz, sagte er. — Ich bin mit Allem zufrieden. — In diesem Augenblicke nun entwickelte ich mit der freundlichsten Miene von der Welt eine glänzende Beredtsamkeit; ich sprach sehr viel gut Gedachtes mit einigem geistreichen Unsinn. Ja, ich brachte es so weit, dem alten Demokraten ein kleines Lächeln abzunöthigen; dann zuckte er die Achseln und befahl das blaue Zimmer für mich. Dieses, meine Wohnung, war anständig möblirt, die Fenster gingen auf den Rhein; doch hielt ich mich nicht lange da auf. Ich ging in den Garten und traf den alten Demokraten, wie er Befehle ertheilte. Ich war in dem Augenblicke ganz Landwirth, ich erkundigte mich leidenschaftlich nach der besten Art des Weinbaues und wagte dabei einige gelinde Zweifel auszudrücken, ob auch hier wohl Sorten von vorzüglicher Qualität wüchsen. — Das will ich meinen, sagte mein Wirth; hier wächst ein berühmter Tropfen. — Ich zweifelte mit aller Bescheidenheit. — Das will ich Ihnen gleich bei Tische beweisen, versetzte er, und würde es noch vorher thun, aber ich fürchte, Sie können die Kellerluft nicht ertragen. — Das war ein Wort zu seiner Zeit. Ich bat ihn, es auf eine Probe ankommen zu lassen, und darauf holte er lächelnd einen großen Schlüsselbund. Wir stiegen die Treppe hinab, ich triumphirend, denn nun hatte ich gewonnenes Spiel. Alle Rheinländer sind, wie ihr wißt, in Einem Punkte vollkommene Orientalen; denn habt ihr mit dem Araber eine Pfeife geraucht, so ist er euer Freund: ebenso der Rheinlän-

der, wenn er euch in seinen Keller führt und dort ein gutes Glas für euch abzieht."

„Aber die Weinprobe!" sagte lächelnd Lieutenant Robert. „Wie bist du dabei bestanden?"

„Ohne Uebertreibung glorios; mit jedem Glas, das ich hinunter laufen ließ, stieg ich in der Achtung meines demokratischen Wirthes, und als ich sogar einen starken Sechsundvierziger dreimal versuchte, sah er mich gerührt an und meinte, es gäbe doch tüchtige Offiziere bei der königlichen Armee."

„Es ist wirklich traurig," meinte der Husaren-Offizier, „da gibt es, auf Ehre! Leute, die bilden sich ein, wir lebten stellenweise nur von Butterbrod und Thee."

„Endlich stiegen wir die Treppen des Kellers wieder hinauf," fuhr der Erzähler fort. „Die Natur sah ungeheuer freundlich aus, und die Sonne schien so hell und glühend, daß unsere Nasen ganz davon geröthet waren. Jetzt sollte zu Mittag gespeist werden; mein Wirth und ich, wir waren schon so gute Freunde geworden, daß wir Arm in Arm die Treppen hinauf gingen. Arm in Arm, sage ich; aber denkt euch meine Ueberraschung! als sich die Thüre des Speisezimmers öffnet, sehe ich vor mir" —

„Nun?" rief der Dragoner ahnungsvoll.

Doch hatte der lange Eduard nicht Zeit, der Gesellschaft zu sagen, was ihn so sehr überraschte, als sich die Thüre des Speisezimmers geöffnet hatte; denn die Thüre zum Offizier-Wachtzimmer öffnete sich ebenfalls, und der commandirende Unteroffizier der Hauptwache trat, um etwas zu melden, herein.

Viertes Kapitel.

Handelt vom Mißbrauch der Patrouillen-Zettel, von der Unbesonnenheit junger Wachthabender und einer Arrestation, die zu keinem Resultate führt.

Der Lieutenant Schmauder hatte sowohl am Punsche wie an der Erzählung innigen Theil genommen, weßhalb er den eingetretenen Unteroffizier auch nicht gerade mit dem freundlichsten Blicke fragte, was er denn eigentlich wolle.

„Herr Lieutenant!“ meldete dieser, „so eben kommt eine Patrouille vom . . . . schen Thor und gibt den Patrouillen-Zettel zum Unterzeichnen bei mir in der Wachtstube ab. Wie ich ihn entfalte, sehe ich diesen Brief hier vor mir.“

Damit übergab er dem wachthabenden Offizier ein Papier, das dieser entfaltete und alsdann finster hinein blickte.

„Was haben Sie, Herr Kamerad?“ fragte Lieutenant Robert, der ihm zunächst saß. „Teufel! das ist ja kein Patrouillen-Zettel.“

„Allerdings ist es kein Patrouillen-Zettel,“ entgegnete Schmauder, „aber der Henker mag wissen, was der Wisch besagen will!“

„Laßt doch einmal sehen,“ meinte der lange Eduard und nahm das Papier aus den Händen des Wachthabenden. Dann warf er einen Blick hinein und lächelte sanft vor sich hin. „Ich will euch sagen, was das ist,“ sprach er nach einer Pause, „das ist eine Correspodenz per Patrouille, wie man sie Nachts und in der Langeweile der Wachtstube wohl zu machen pflegt. Gott! wir haben das seiner Zeit auch gethan. — Wie ist die Unterschrift? — Bombardier Reuter.“

„Ah! von der Artillerie?“ sagte Lieutenant Schmauder. „Die Herren treiben immer absonderliche Spässe. — Und der Patrouillen-Zettel?“ fragte er den Unteroffizier.

„War ebenfalls dabei," meldete dieser.

„Und in Ordnung?"

„Vollkommen."

„Dieser Bombardier Reuter," meinte der lange Eduard, „hat die Wache am E . . . Thore. Sein Freund, an den der Brief gerichtet ist, befindet sich draußen auf dem Fort Nr. IV. Nun machen sie also den harmlosen Scherz und correspondiren per Patrouille zusammen. Da der Brief offen ist, wollen wir lesen, was er schreibt."

„Aber," fügte der Dragoner-Offizier hinzu, „was wir lesen, bleibt ganz unter uns. Wir nehmen keine Notiz davon."

„Versteht sich!" sagten Alle. Lieutenant Schmauder that das mit einigem Widerstreben.

Der lange Eduard las also den Brief:

„Liebe Seele!"

„Es ist etwas verdammt Langweiliges um das Wachethun, namentlich an einem von den Thoren, wo ich mich gerade befinde. Hier hat man bei Tag und Nacht keine Ruhe; so lange es hell ist, laufen die Offiziere aus und ein, man meint, das alte Thor sei ein Bienenstock geworden. Dazu Offiziere du jour, daß man des Teufels wird, und wenn es dunkel geworden ist, wimmelt es von Haupt- und Visitir-Ronden und von Patrouillen aller Art, und läßt einen nicht schlafen, wie die Flöhe bei Nacht. Doch zur Sache! Vorhin war F. bei mir und bat mich um Gottes willen, das bewußte Ständchen doch heute Nacht vor sich gehen zu lassen. Der Kerl ist ein Narr, das habe ich ihm auch gesagt; ich bin auf Wache, du bist auf Wache, und wenn die beiden Anderen noch heranzuschleppen sind, damit das Quartett vollzählig würde, wie könnten wir dich herbringen von deinem verfluchten Fort Nr. A! F. ist übrigens ganz außer sich: das Mädchen reist morgen ab, sagt er, und obendrein sei er gestern in den Fall gekommen, auf ein Ständchen anzuspielen, ein Gedanke, der sie mit Entzücken erfüllt habe. Ich

weiß, du ziehst nie ohne deinen Orpheus auf Wache, der langweilige Kerl wünscht Nr. 6, Nr. 20 und Nr. 32. Dann könnten wir noch zu guter Letzt ihm das famose:

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr, wahrlich nein!

machen, das paßt auf alle Zustände. Nun überlege dir die Sache; um eilf Uhr sollte die Geschichte vor sich gehen. Ich meines Theils könnte schon etwas riskiren, denn das Haus, wo sie wohnt, ist nur zwei Schritte von dem Thore entfernt. Also, Bruderherz, gehab dich wohl. — Apropos! vor der Ronde bist du sicher, der Lieutenant Schnabelinski I. that so, als wenn er zu dir hinaus wollte, ich ließ ihn aber beobachten, doch wandte er sich vor dem Thore rechts statt links; er wird zum R. . . . Thore wieder in die Stadt hinein sein."

„Das ist doch zu arg!" sagte Lieutenant Schmauder mit gerechter Entrüstung. „Eine solche Verhöhnung alles Dienstes, eine solche Nachlässigkeit ist nicht zu verzeihen. Man sollte das zur Anzeige bringen."

„Briefgeheimniß!" erwiederte lachend der Dragoner-Offizier; „und dann haben wir uns auch gegenseitig versprochen, dessen, was wir lesen würden, in keiner Weise weiter zu gedenken; es wäre Unrecht von uns."

„Aber der Dienst, meine Herren!" versetzte eifrig der Wachthabende. „Denken Sie sich nur, wenn ein solcher Fall bei ausbrechendem Krieg vor sich ginge. Nachlässigkeit im Wachtdienst! Kann nicht durch den Leichtsinn eines Einzelnen ein ganzes Corps zu Grunde gehen?"

„Seien Sie unbesorgt!" entgegnete der lange Eduard. „Ich weiß Leute, die sich in Friedenszeiten ähnliche Geschichten zu Schulden kommen ließen, die aber — das kann ich Sie versichern — wenn es einmal im Ernste gilt, sich in Stücke hauen ließen, ehe sie

von ihrem Posten wichen. Lassen wir den jungen Leuten ihre Streiche; wir haben in unserer Jugend auch getollt."

„Aber man kann so etwas nicht dulden."

„Wenn es dienstlich gemeldet wird, freilich nicht. Aber uns geht die Geschichte weiter nichts an; sie spielen eines kleinen Vergnügens halber leichtsinniger Weise um vierzehn Tage Arrest."

„Ich möchte nur wissen, was der Andere antwortet," sagte der Husaren-Offizier.

„Das wird nicht schwer zu erfahren sein," meinte der Wachthabende. „Die Patrouille muß wieder durch dieses Thor zurück, und da wollen wir schon sehen, was sie bringt."

„Aber sie wird draußen plaudern."

„Daran habe ich auch gedacht," meinte Lieutenant Schmauder. „Deßhalb will ich ein paar zuverlässige Leute hinaus schicken, auf die ich mich verlassen kann." — Er sagte dem Unteroffizier einige Worte, worauf dieser abtrat.

„Da steht noch ein Postscriptum!" rief lachend der lange Eduard. „Soll ich das auch lesen?"

„Natürlich!" antworteten die Anderen.

„Aber vergeßt nicht, wir versprachen, durchaus keine Notiz von dem zu nehmen, was in dem Briefe steht."

„Das versteht sich von selbst."

„Schließlich schreibt also der wachthabende Bombardier vom E . . . . Thore: Geh nicht zum H . . . Thor hinein, oder solltest du es doch thun, nimm dich vor dem Offizier in Acht, der dort auf der Wache ist."

„Ah!" machte Lieutenant Schmauder.

„Das ist so eine alte Feldwebels-Natur, die durchaus keinen Spaß versteht, hat äußerlich und innerlich viel Aehnlichkeit mit einem Bleistift, schreibt alles auf, was er hört und sieht. Sagte mir heute Morgen beim Abmarsch auf dem Paradeplatze, ich sollte mich in Acht nehmen, ich sei von der Artillerie und verstände deß-

halb verflucht wenig vom Wachtdienst. — Nun, der soll uns nicht fangen! Ich bin fest überzeugt, daß bei seiner Geburt auch schon geschossen wurde, Schmauder heißt — — — — er, werr weiß, wie sehr! wie Hauptmann von Stengel zu sagen pflegt, und an Flickmaterial fehlt's bei ihm auch nicht."

„Ah, das ist zu stark!" machte der Wachthabende, im höchsten Grade entrüstet.

„Scherze! Scherze!" sagte der Dragoner-Offizier, „wie wir sie seiner Zeit alle gemacht haben."

„Ich nicht!" betheuerte Lieutenant Schmauder. „Gott soll mich bewahren! Ich habe mich dergleichen nie unterstanden, und man sollte eigentlich das Papier an die Commandantur schicken. Wahrhaftig, ich würde ernstlich darauf antragen, wenn es nicht gerade mich selbst beträfe."

„Da es Sie nun aber selbst betrifft," erwiderte sehr ernst der lange Eduard, „so werden Sie um so eher geneigt sein, zu verzeihen."

„Was hat er denn eigentlich mit dem Flickmaterial sagen wollen? Das habe ich nicht recht verstanden," fuhr ärgerlich der wachthabende Offizier fort.

„O, das hat weiter nichts auf sich," entgegnete lachend Lieutenant Robert. „Das ist so'ne Redensart unsers Hauptmanns von Stengel, die in der ganzen Brigade bekannt ist; denn er hat sie einmal an einem schönen Tage vor dem Inspecteur ausgekramt, als ihn dieser General wegen der schnellen und pünktlichen Bewegung seiner Batterie belobte, ihm darauf befahl, in Carriere vorzugehen und die große Scheibe mit Kartätschen zu bedienen. Es lag ein tiefer Graben vor der Batterie, und der General meinte, der würde so brave Reiter und tüchtige Kanoniere nicht geniren, worauf der Hauptmann freudig ausrief: O, Excellenz, daran fehlt's nicht, wir kommen hinüber, an Flickmaterial fehlt's nicht. Batterie marsch! marsch!"

Alle lachten, und sogar Lieutenant Schmauder lächelte ein wenig.

„Es ist eigenthümlich," sagte der lange Eduard mit sanfter, ruhiger Stimme, „wie sich Leute dergleichen angewöhnen können. Da habe ich einen alten Major gekannt — er ist jetzt zur himmlischen Kriegsreserve versetzt — der konnte es nicht unterlassen, allen Befehlen, die er erließ, beizufügen: wie das denn auch nicht anders sein kann! Und das hat er sich sehr angewöhnt. Eines Tages zankte er sich ein wenig mit einem anderen Bataillons-Commandeur wegen einiger Evolutionen, die man am Morgen beim Exerciren gemacht hatte, und sagte im Eifer des Gesprächs: Wenn ich das commandirt hätte, Herr Kamerad, so wäre ich ja ein wahres Rindvieh —— Wie das denn auch nicht anders sein kann!" setzte er brummend hinzu.

„O, Eduard!" antwortete laut lachend Lieutenant Robert; „diese Geschichte besaß der Urgroßvater des seligen Meidinger schon handschriftlich. Aber er schämte sich, sie drucken zu lassen."

„Dann bewies Meidinger," versetzte der Erzähler, „in dem Augenblicke wenig Geschmack, denn die Geschichte ist nicht schlecht."

„Aber du hast schon viel bessere gemacht," meinte der Andere.

„Laßt das jetzt gut sein," erwiderte der Dragoner-Offizier. „Wir sind ganz von der vortrefflichen Geschichte abgekommen, die uns Eduard erzählte. Schenkt eure Gläser voll und laßt uns aufmerksam zuhören."

So geschah es denn auch. Auf's Neue wurde Punsch eingegossen, der Unteroffizier von der Wache hatte den bewußten Brief abgeholt, und Eduard fuhr in seiner Erzählung fort:

„Die Thüre des Speisezimmers öffnete sich also, und ich sah vor mir die drei jungen Damen, die ich am Morgen in ihrem Wagen gesehen und gesprochen."

„Das habe ich mir gedacht," sagte der Dragoner.

„Natürlicherweise war ich überrascht, faßte mich aber gleich

wieder und entwickelte, als wir uns zu Tisch setzten, eine Liebenswürdigkeit, deren ich mich kaum selbst fähig gehalten. Ich saß da wie die Dorne zwischen Rosen, rechts und links eines der hübschen Mädchen, mir gegenüber die dritte und der Papa."

„War er der Papa von allen dreien?" fragte der Dragoner.

„Das wird sich später finden," erwiderte der lange Eduard fortfahrend. „Ihr mögt denken, was ihr wollt, ich war der Gegenstand gespanntester Aufmerksamkeit der drei jungen Damen, namentlich Einer derselben."

„Das kann ich mir denken," seufzte der Dragoner-Offizier in sich hinein. — „Oh! es muß die Blonde gewesen sein!"

„Unser Gespräch drehte sich meistens um die vergangene Nacht. Mein Wirth hatte einen Bruder in dem bewußten Orte, zu dem man die Mädchen geschickt, damit sie sich wieder einmal recht austanzen könnten. Er hätte, sagte er, wenig Rücksicht darauf genommen, welche politische Partei gerade diesen Ball arrangirt, so arg sei es mit ihm doch gerade nicht. Ueberhaupt versicherte er mich, er sei freilich ein Mann des Fortschrittes, aber kein Demokrat. Doch setzte er lächelnd hinzu, ist in meinem Hause die Demokratie stark vertreten: meine beiden Töchter denken natürlich wie ich, aber dort meine Nichte, die aus dem Oberlande hier zu Besuch ist, gehört einer Familie an, die völlig links überhängt.

„Also die Eine war eine Nichte?" fragte der Dragoner. — „Vielleicht die Blonde?"

„Eine von den Dreien," entgegnete der unerbittliche Eduard und fuhr fort: „Darauf erzählten sie mir, wie der Lieutenant Wortmann den Ball unterbrochen habe, und wie er die Beiden arretirt, wie darauf Alles aus gewesen sei und sich jedes ängstlich zu Bette begeben, und wie sie die ganze Nacht ohne Licht zugebracht, damit man glauben möge, ihr Zimmer sei unbewohnt. Von mir wollten sie dagegen wissen, wie stark unsere Truppenmacht gewesen, wer sie commandirt und ob ich mich selbst im Gasthofe eine Zeit lang

aufgehalten. Das Letztere schien namentlich die Nichte sehr zu interessiren; denn ich muß gestehen, sie lauschte meinen Worten mit der größten Aufmerksamkeit, und dabei wurde sie bald blaß, bald roth.“

„Natürlicher Weise,“ sprach ärgerlich der Dragoner, „warst du, wie bei jeder Gelegenheit der Haupthahn, hattest Alles allein gethan und warst überall selbst gewesen.“

„Meiner Treu', ich hatte gute Lust dazu, und wenn du mein Freund nicht wärest, so hätte ich mich für dich ausgegeben. Wahrhaftig nur aus Freundschaft sprach ich von einem anderen Offiziere, der ebenfalls die Nacht bei uns zugebracht, von einem liebenswürdigen Offizier, von der Perle des ganzen Dragoner-Regiments.“

„O, Eduard, wir kennen Sie!“ sagte der Husar. „Sie hatten anfänglich große Lust, das bewußte Abenteuer bestanden zu haben, Sie bauten auf das dunkle Zimmer und hatten sogar versucht, die Stimme unseres Freundes da ein wenig nachzumachen. Seien Sie offenherzig, so wollen wir Ihnen vergeben.“

„Es ist etwas Wahres daran, was ihr sagt, meine Freunde,“ entgegnete lächelnd der lange Eduard. „Fanden wir uns nicht zusammen in Kriegszeiten, was konnte es ihm schaden, wenn ich sein Nachfolger wurde?“

„Und das versuchtest du in der That? geringe Seele!“ sagte der Dragoner-Offizier.

Der lange Eduard zuckte die Achseln und entgegnete: „Wenn ihr mich nur nicht immer unterbrechen wolltet! Ich war ja im Zuge, euch Alles so offenherzig zu erzählen. Man war wahrhaftig geneigt, mich anfänglich für einen Anderen zu nehmen, wenigstens zwei der Mädchen, die Nichte weniger. Die sah mich öfters verstohlen an und schüttelte leicht den Kopf.

„Ah!“ sprach entzückt der Dragoner zu sich selber, „es war die Nichte!“

„Endlich fragte sie mich, nachdem sie lange über etwas nachgedacht — und sie that diese Frage mit einigem Widerstreben, ich möchte fast sagen, mit bebenden Lippen —: „Und was würden Sie gethan haben, wenn wir zur Flucht der beiden Männer behülflich gewesen und Ihnen nun so als Feindinnen gegenüber getreten wären?"

„Und darauf antwortetest du?" fragte gespannt der Dragoner.

„Darauf antwortete ich: Meine Damen, es würde mir sehr leid thun, gegen das schöne Geschlecht hart aufzutreten, aber in dem Falle hätte ich Sie da behalten müssen, bis sich die Sache aufgeklärt."

„Ha! ha! ha!" lachte der Dragoner-Offizier; „das antwortetest du? Du hast deine Sache gut gemacht."

„Das meinten die jungen Damen nicht," sagte fein lächelnd Eduard; denn die Nichte entgegnete mir, ich sei nicht der Rechte, dem sie sich anvertrauen könne, und sie sei erfreut darüber, mir in der vergangenen Nacht keinen Anlaß zu Mißtrauen gegeben zu haben."

„Und das trotz aller Ihrer Liebenswürdigkeit?" lachte der Husar. „Armer Eduard! Die Nichte muß ein felsenhartes Herz haben. Und so brachten Sie Ihren Tag zu in Einsamkeit und Unschuld, wie es einem Lieutenant von der Infanterie zukommt?"

„Nicht so ganz," meinte der also Verhöhnte. „Wißt ihr vielleicht nicht, daß jeder Erzähler etwas für sich behält, meistens das Beste, was er die Zuhörer nur ahnen läßt. So viel kann ich euch versichern, ich erlebte eine angenehme — — einen angenehmen Nachmittag und Abend, wollte ich sagen, auf dem kleinen Landgute." — Dabei warf er aus seinen Augenwinkeln einen lächelnden Blick auf den Dragoner-Offizier.

„Aber wie ist es denn eigentlich mit den beiden Gefangenen geworden?" fragte Lieutenant Robert. „Keine Spur mehr von den Rechten?"

„Mit den Rechten hat er Unglück,“ entgegnete lächelnd der Dragoner-Offizier. „Er kommt immer an die Unrechten.“

„Teufel! wenn ich mir denke,“ sagte Lieutenant Robert, „daß das nach B. berichtet wird, das kann dir in deiner Carriere schaden. Man wird dir nicht nur Nachlässigkeit im Dienst vorwerfen, sondern sogar Sympathieen für die Schneider und Schreiber, für die Gefährlichsten unter den Gefährlichen.“

„Welchen Tag haben wir heute?“ sprach verächtlich lächelnd der lange Eduard.

„Es ist Mittwoch,“ entgegnete Robert.

„Gott der Gerechte! erst Mittwoch und schon so schlechte Witze! Robert, du bist in B. ungeheuer verwildert.“

„Was will er damit sagen?“ fragte der Husaren-Offizier.

„Es ist etwas Meidinger,“ erwiderte der Artillerie-Lieutenant, „aber doch nicht ganz schlecht. Eduard behauptet nämlich, ich mache mir Sonntags meine Witze für die ganze Woche voraus und fange sie nun an zu gebrauchen, natürlich die besten zuerst, und so blieben denn die schlechtesten für die letzten Tage der Woche. Das ist seine geistreiche Erfindung.“

„Aber von dir so matt vorgetragen,“ antwortete Eduard, „daß es Samstag Abend sein könnte, wo dir bekanntlich nicht mehr die Spur eines guten Einfalles übrig bleibt!“

In diesem Augenblicke hörte man draußen vor der Wachtstube laute Stimmen, Leuten angehörend, die mit einander zu zanken schienen und die so heftig durch einander schrieen, daß sich der Wachthabende veranlaßt sah, nach der Ursache dieses seltsamen Lärmens zu forschen.

Doch kaum hatte er die Thüre des Wachtlokals geöffnet, so näherten sich die Stimmen, und gleich darauf sah man vor der Thüre Gewehrläufe glänzen, hörte die Kolben auf den Boden niedersetzen und sah in der ersten Linie der Herandrängenden einen

Kerl, der gewaltsam der Offizier-Wachtstube genähert wurde, indem ein Polizei-Beamter aus allen Kräften hinten an ihm schob.

Der Geschobene hatte beide Hände in die Hosentaschen gesteckt, er trug den Hut etwas auf der rechten Seite, aber stark vornüber, und lehnte sich mit seltsam lächelndem Gesicht so weit rückwärts, daß ihn der Polizei-Beamte nicht nur hereinschieben, sondern auch in seinen Armen aufhalten mußte. So kamen die Beiden nur langsam vorwärts, und es dauerte eine Weile, ehe der Arrestant in das Zimmer geschoben war.

Dieser war eigentlich eine komische Gestalt: sehr klein und untersetzt, waren ihm doch sämmtliche Kleidungsstücke zu kurz und zu eng. Die grauen Hosen zogen sich unten beträchtlich in die Höhe und oben stark in die Tiefe. Ein schwarzer Frack, schief zugeknöpft, zeigte ein gelbes Hemd und einen einzigen Hosenträger; die Halsbinde war schwarz und strickartig und rahmte einen Kopf ein, der pfiffig lächelnd drein schaute und dessen ruhige Züge weder Angst noch Erstaunen ausdrückten.

Die Thüre schloß sich hinter dem Polizei-Beamten, der seinem Arrestanten den Hut vom Kopfe nahm und ihm in die Hand geben wollte. Da dieser aber hartnäckig seine Hände in den Hosentaschen behielt, so drückte er ihm denselben zwischen einen Arm, wodurch die Gestalt etwas ungleich Komischeres erhielt.

„In der Hahnenstraße," referirte der Polizei-Beamte, „war ein kleiner Auflauf und eine unbedeutende Schlägerei, dabei wurde natürlicher Weise geschrieen und gelärmt, aber ganz in der hergebrachten Weise; da vernahmen wir auf einmal eine Stimme in der Nachbarschaft, welche beständig schrie: So ist es recht, Freunde und Mitbürger, das Volk will frei sein! Schlagt eure Angreifer nieder! keine Knechtschaft mehr! Freiheit für uns alle: So schrie es mit einzelnen Zwischenpausen mit einer heiseren, grunzenden Stimme, und lange wußten wir nicht, woher diese Worte kamen. Wir sahen nach den Fenstern hinauf, und endlich bemerkte ich an einer Straßenecke, in einer

Nische, wo früher irgend ein Heiliger gestanden, diese Figur, wie sie hier vor Ihnen steht, die Hände in die Tasche gesteckt und immer fortschreiend: So ist es recht, das Volk muß frei sein!"

Ein verächtliches Lächeln umspielte bei dieser Erzählung die Züge des Angeklagten. Er nickte sogar einige Male mit dem Kopfe und schien sehr zufrieden mit dem, was er gethan.

„Wer sind Sie?" fragte der Wachthabende.

„Ein freier Mann!" war die Antwort.

Worauf sich der lange Eduard nicht enthalten konnte, zu sagen, er verkenne offenbar die Verhältnisse, in denen er sich im Augenblicke befinde.

„Ein freier Mann," wiederholte der Angeklagte, „wenn auch in Ketten und in Banden."

„Man hat Sie in der Hahnenstraße auf einem Eckstein stehend gefunden," fuhr Herr Schmauder fort, „in einer Nische, wo Sie Ihre Person verbargen und von dort aus das Volk aufzuwiegeln versuchten, indem Sie schrieen: Schlagt zu! so ist es recht, das Volk muß frei sein!"

„Das ist alles wahr," versetzte der Angeklagte, indem er stolz den Kopf erhob.

„Und Sie riefen die eben bemerkten Worte in der Absicht, den Tumult zu vergrößern und Ihre Mitbürger zu unüberlegten Handlungen fortzureißen?"

„Nicht so ganz!" entgegnete der Angeklagte mit einem pfiffigen Lächeln. „Wissen Sie, Herr Lieutenant, der Tumult konnte eigentlich nicht größer werden, die Kerle schlugen sich — es war an der großen Bierbrauerei — tüchtig genug herum; doch schlugen sie sich wegen keiner großartigen Idee; es war nichts Volksthümliches, nichts Freisinniges dabei; es war nur der elende Drang gemeiner Seelen, einander das Nasenbein zu zerschlagen. Mein Zweck ist ein weit edlerer, ich hasse solche gemeine Ausbrüche der Volkswuth."

acht Feldgeschütze in einer Reihe stehend, feldkriegsmäßig verpackt, sogar das Futter auf die Protze gebunden. Auch hier ein Posten, der wo möglich mit noch größerer Wichtigkeit auf und ab marschirt, und der häufig zu den Fenstern empor schaut, wo die Kameraden in lustigem Geplauder auf die Kanonen sehen. Die Schildwache späht namentlich aufmerksam, ob sich zwischen den lachenden Köpfen dort oben nicht ein verdächtiger Tabaksdampf herausringelt; — das Tabakrauchen ist nämlich heute streng verboten, denn die Protzen der Stücke im Hofe sind mit scharfer Munition beladen.

Verlassen wir den Hof wieder und gehen hinter das Fort, so bemerken wir auf tausend Schritt weiter in das Land hinein, und also um so viel ferner von der Stadt, ein kleines graues Gebäude, dessen Dach mit einem hohen Blitzableiter versehen ist, und um das sich rings hohe Rasenwälle erheben — ein Haupt-Pulver-Magazin und Laboratorium. Heute ist es umgeben von bunten Uniformen, und da es nun Feierabend ist, schwärmen die Artilleristen aus der engen Oeffnung hervor, wie die Bienen aus ihrem Korbe. Auch Wagen werden von zwei Pferden gegen das Fort geführt, lange blaue Fahrzeuge mit hohen Rädern, Cartouche- und Granat-Wagen, die dort verpackt wurden. Auf dem Glacis des Forts steht schon eine hübsche Anzahl derselben, auch Vorraths- und Pack-Wagen aller Art, Alles feldkriegsmäßig verpackt; daneben sogar die Feldschmiede, ein bis jetzt fast fabelhaftes Geräth; denn man sah sie nur in dem Batterie-Magazine oder beim Unterrichte. Auch ist Alles hier so neu und glänzend, so ungebraucht und frisch, wie das lederne Schurzfell des Batterieschmiedes, der Kohlen in die Behältnisse packt und den großen Blasbalg einschmiert, damit er seiner Zeit recht brauchbar sei. Die verschiedenen Unteroffiziere und Geschützführer sehen die Cartouche- und Kugel-Wagen nochmals an und rütteln an den einzelnen Schüssen, ob sie auch recht fest im Werge liegen.

Eine lange, uns wohlbekannte Gestalt steht zu demselben

den. Diese Geliebte aber hat einen Freiheitsdrang in sich, der außerordentlich und erstaunlich ist.“

„Wo dient diese Geliebte?“ fragte rasch der Polizei-Beamte.

„Sie dient nicht, Herr Commissär,“ entgegnete der Andere und machte ein sonderbar spitzes Maul gegen den Beamten. — „Sie sitzt. —“

„Im Zuchthause vielleicht?“

„Bitte um Entschuldigung! — nein; auf ihrem Eigenthum. Sie liebt die Freiheit und mich; doch strebte sie danach, mich groß zu sehen. Herodes, sagte sie — ich heiße nämlich Herodes, Herr Lieutenant — mache dir einen Namen, werde berühmt und ich bin die Deinige. Nun ist es aber eine eigene Sache damit, sich einen Namen zu machen.“

Die umstehenden Offiziere, sowie der Polizei-Commissär sahen sich einigermaßen erstaunt an.

Ein seltsames Feuer blitzte aus dem Auge des Arrestanten; er zog die Augenbrauen hoch empor und fuhr wie nachdenkend fort: „Zum Abgeordneten bin ich zu ehrlich, Minister kann ich nicht werden, denn der enge Kragen der Uniform thut mir weh und erinnert mich an so Manches. Also sprach sie zu mir: Zeichne dich dadurch aus, daß man dich arretirt, werde ein Martyrer für die Freiheit, und ich willige ein, deine Königin zu sein.“

„Ei der Tausend!“ versetzte der Polizei-Beamte lächelnd, indem er den Offizieren ein Zeichen machte; „Eure Herrlichkeit wollen uns nur verspotten und scheinen incognito hier zu sein.“

„Wenn ich das wirklich bin, so geziemt es meinen Unterthanen nicht, den Schleier dieses Incognito lüften zu wollen. Genug — man arretire mich, man sprenge in der Stadt aus: der große Herodes ist arretirt worden, und Sie werden die Folgen dieses Ereignisses schon sehen.“

„Nun, wenn Sie das so dringend wünschen,“ sagte der Polizei-Beamte, „so kommen Sie nur mit mir. Ich will Eure Herrlichkeit

Der Husaren-Offizier, der durchaus keine Lust hatte, dem beizupflichten, zuckte ernsthaft die Achseln.

Ebenso machte es der Dragoner, und Lieutenant Robert sagte: „Es gibt in der That solch' merkwürdige Naturen."

„Ich habe einen Bombardier der Artillerie gekannt," sagte der lange Eduard ruhig und bedächtig, „den verkannte die ganze Batterie. Er war nie zu Hause, kam immer nach dem Zapfenstreich, und doch sah ihn Niemand in einem Wirthshause; das war ein Räthsel für alle seine Kameraden und für die Offiziere. Er hieß Peter Schmitz und war überhaupt eine träumerische Natur; pünktlich in seinem Dienst, war er in seinen Freistunden beständig verschwunden. Man fing schon an, ihm allerhand böse Geschichten unterzuschieben, man hielt ihn für fähig, ein verfluchter Kerl zu sein, wie Sie vorhin den Friedrich Wilhelm Hornemann, und endlich . . ."

„Nun denn, was war's?"

„Endlich erfuhr man, womit Peter Schmitz seine Freistunden zubrachte. Er lernte Hunde scheeren und brachte es darin zu einer solchen Vollkommenheit, daß er nicht blos für die Lieutenants, sondern auch für den Hauptmann scheeren durfte. Das ist eine ganz wahre Geschichte, und der Peter Schmitz lebt noch."

Damit war der lange Eduard aufgestanden, hatte seine Schärpe zurecht gezogen und setzte die Pickelhaube auf. Er blinzelte aus dem linken Augenwinkel dem Kavallerie-Offiziere, sowie Robert zu, worauf sich der Letztere plötzlich dieser sonderbaren Geschichte zu erinnern schien und beistimmend mit dem Kopfe nickte.

Darauf erhoben sich die Gäste, um nach Hause zu gehen.

Der Unteroffizier der Wache nahm den Brief und den Patrouillen-Zettel, wickelte Beides zusammen und schickte es zu dem Commandanten des E.... Thores. Hätte er nur den Patrouillen-Zettel etwas genauer angesehen, so würde er in der Ecke desselben die artige Zeichnung eines Jelängerjeliebers mit sechs Blättern

„Mein liebes Bruderherz!“

(So schrieb der Wachthabende vom Fort Nr. IV, ein wohlbestallter Vice-Bombardier.)

„Ich erhielt dein Schreiben per Patrouille und muß gestehen, zu meinem nicht geringen Schrecken. Ein solches Unternehmen gegen die praktischen und heilsamen Regeln des Wachtdienstes ist ganz unerhört; eine Patrouille ist doch wahrhaftig kein Briefträger und wurde nicht erfunden, um Privat-Correspondenzen zu besorgen. Doch genug davon! Erlaß mir aber die spezielle Beantwortung deines Schreibens. Du muthest mir Grausames zu. — Oh! — oh! meine beiden Kanoniere können dir morgen bezeugen, daß ich fast geweint habe. Kein Wort mehr darüber; du kennst mich. Uebrigens bin ich wie immer

„dein wohlmeinender Freund, College und Mitbediensteter

Friedrich Wilhelm Hornemann,

Vice-Bombardier in Sr. Königl. Maj. 7. Artillerie-Brigade und Wachthabender in des Forts Nr. IV wallumgränzten Mauern.“

„Nachschrift. Wenn Du die christlichen Abendstunden mit auf Wache hast, so schicke sie mir durch die nächste Patrouille. Das könnte vielleicht nicht verboten sein. Was unsern würdigen Commandanten der Hauptwache anbelangt, so merk' Dir meinen Leibspruch:

Spiele nicht mit Schießgewehr,
Denn es fühlt wie du den Schmerz;

10¼ Uhr Nachts.“

So las der Lieutenant Schmauder, und dann schaute er der Reihe nach die Kameraden an, während er sagte: „Ich glaube, der Friedrich Wilhelm Hornemann ist ein verfluchter Kerl, auf den man ein Auge haben sollte.“

Fünftes Kapitel.

Vorbereitungen zum Feldzuge und Wachtstuben-Abenteuer, aus welchen wir erfahren, daß Juno keinen Anstand hatte und Jupiter betrunken war.

Schon einmal folgte uns der freundliche Leser in einige der kleinen Wachtstuben, wie sie die um eine bedeutende Festung liegenden kleinen detachirten Forts bieten. Damals aber war es Winter, die Mauern des Forts ragten dunkelgrau aus der weißen Schneedecke empor, welche die kleine Festung rings umgab; von der volkreichen Stadt bemerkte man nichts, als den Glanz einiger Lichter, und allenfalls der Posten vor dem Gewehr, wenn er einen Augenblick stille stand, ein eigenes Sumsen und Rauschen, wie man es in der Nähe großer Städte hört. Damals war die Wachtstube recht einsam; zwei Kanoniere saßen um den Ofen, der wachthabende Bombardier lag auf einer Bank ausgestreckt, und rings umher war es so still und ruhig, daß man den Schnee von draussen knirschen hörte, wenn die Schildwache auf und ab schritt, und daß man das Sausen des Nachtwindes vernahm, der mit den kahlen Aesten der Birken und Ulmen spielte.

Daran denke, lieber Leser, und du wirst finden, daß, wenn auch der Ort derselbe geblieben ist, sich doch Alles wie mit einem Zauberschlage verändert hat.

Es ist Frühling geworden, verschwunden das weiße Leichentuch, das die Erde bedeckte, und im saftigen, neu aufsprossenden Grün liegt das Fort mit seinen gewaltigen Mauern in einem kleinen Walde, der in dieser Zeit anfängt, sich auf's wunderbarste zu beleben. Zweige der Bäume, noch vor wenigen Tagen kahl und nackt, so daß man das Fort in ihrer Mitte deutlich erkennen konnte, fangen, von Weitem gesehen, an, sich mit einem leichten Dufte zu bekleiden. Dieser Duft gleicht zuerst einem grauen, durchsichtigen Schleier, der aber allmälig dichter wird und die Farbe wechselt. Heute spielt das Grau in's Röthliche, morgen bekleidet

es sich mit einem violetten Schimmer; dieser dunkelt täglich mehr zusammen und verschwindet endlich in einer Schattirung von Blau und Grün, — zwei Töne, die mit einander zu kämpfen scheinen, und von denen endlich der letztere die Oberhand behält; Grün ist Sieger — Grün, das Zeichen des Frühlings. Und diesen Sieg schmettern unzählige Lerchen, wenn sie empor steigen aus den dampfenden Feldern, in die Luft empor, und sagen es all' dem kleinen gedrückten Volke an, das sich bis jetzt ängstlich erwartend verbarg unter der Schnee- und Eis-Decke. Wie purzeln nun die Blätter in Jugendfeuer aus der umschlingenden dunkeln Knospe; in einer Nacht haben sie sich gestreckt und gedehnt, haben das dürre Holz bedeckt und das alte graue Fort mit einem grünen Schleier umzogen.

Da liegt es nun vor uns im freien Felde, und über den Bäumen empor ragt der Hauptthurm mit seinen Zinnen und der Fahne, die lustig im Winde flattert. Da liegt es, auf den flammenden Horizont, wo die Sonne eben untergeht, schwarz und massenhaft abgezeichnet; da liegt es, nicht mehr still und einsam wie damals, todt, vergessen, sondern voll Leben und Getreibe, voll lustiger Bewegung.

Es ist etwas Zauberhaftes um so eine zwischen Grün versteckte Festung. Wie in einem Parke schlängeln sich die Wege friedlich und harmlos hinan, und erst beim „Wer da?“ der Schildwache fährt der Unbekannte zusammen, und sieht erschreckt, daß er sich einem verbotenen Terrain genähert. Aber wir, der Leser und der Erzähler, dürfen hinein, wir sind ja alte Bekannte.

Der Posten am Ende des Glacis, ein reitender Artillerist, dieses Mal aber zu Fuß, hat den Säbel leicht im Arme, die Pickelhaube kühn auf das Ohr geschoben und macht ein martialisches Gesicht. Gehen wir weiter, wir werden schon erfahren, weßhalb er mit so viel militärischem Stolz seinen Posten versieht. Dort liegt der Hof der kleinen Festung vor uns, aber nicht mehr in der alten Einsamkeit, leer und öde, sondern der erstaunte Blick bemerkt

acht Feldgeschütze in einer Reihe stehend, feldkriegsmäßig verpackt, sogar das Futter auf die Protze gebunden. Auch hier ein Posten, der wo möglich mit noch größerer Wichtigkeit auf und ab marschirt, und der häufig zu den Fenstern empor schaut, wo die Kameraden in lustigem Geplauder auf die Kanonen sehen. Die Schildwache späht namentlich aufmerksam, ob sich zwischen den lachenden Köpfen dort oben nicht ein verdächtiger Tabaksdampf herausringelt; — das Tabakrauchen ist nämlich heute streng verboten, denn die Protzen der Stücke im Hofe sind mit scharfer Munition beladen.

Verlassen wir den Hof wieder und gehen hinter das Fort, so bemerken wir auf tausend Schritt weiter in das Land hinein, und also um so viel ferner von der Stadt, ein kleines graues Gebäude, dessen Dach mit einem hohen Blitzableiter versehen ist, und um das sich rings hohe Rasenwälle erheben — ein Haupt-Pulver-Magazin und Laboratorium. Heute ist es umgeben von bunten Uniformen, und da es nun Feierabend ist, schwärmen die Artilleristen aus der engen Oeffnung hervor, wie die Bienen aus ihrem Korbe. Auch Wagen werden von zwei Pferden gegen das Fort geführt, lange blaue Fahrzeuge mit hohen Rädern, Cartouche- und Granat-Wagen, die dort verpackt wurden. Auf dem Glacis des Forts steht schon eine hübsche Anzahl derselben, auch Vorraths- und Pack-Wagen aller Art, Alles feldkriegsmäßig verpackt; daneben sogar die Feldschmiede, ein bis jetzt fast fabelhaftes Geräth; denn man sah sie nur in dem Batterie-Magazine oder beim Unterrichte. Auch ist Alles hier so neu und glänzend, so ungebraucht und frisch, wie das lederne Schurzfell des Batterieschmiedes, der Kohlen in die Behältnisse packt und den großen Blasbalg einschmiert, damit er seiner Zeit recht brauchbar sei. Die verschiedenen Unteroffiziere und Geschützführer sehen die Cartouche- und Kugel-Wagen nochmals an und rütteln an den einzelnen Schüssen, ob sie auch recht fest im Werge liegen.

Eine lange, uns wohlbekannte Gestalt steht zu demselben

Zwecke auf den Speichen eines Rades und überblickt prüfend die hübschen Granaten, wie sie so zierlich neben einander liegen, die Zünderköpfe auf's beste gerichtet, die weißen Kreuze überall sichtbar, und von der Kugel selbst nur eine kleine schwarze glänzende Fläche. — „Das ist die Poesie des Militärstandes," sagt die lange Person und breitet eigenhändig die schützende Decke über die Munition, schließt den Deckel des Wagens und springt auf die Erde herab.

Der Leser wird uns erlauben, daß wir ihm in dieser langen Gestalt unseren alten Bekannten, den nunmehrigen Feuerwerker Dose, vorstellen. Er ist als solcher bei der Batterie eingetheilt worden und hat die große Ehre, der reitenden Batterie erste Haubitze zu commandiren.

Feodor Dose hat den Säbel in der Koppel festgehängt und in den Bügel seiner Waffe einen Schlüsselbund befestigt, den er nun ablöst und den Granatwagen schließt. Dann nimmt er den Säbel unter den Arm, instruirt nochmals den Posten und geht in das Innere des Forts zurück.

Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß die reitende Batterie des Hauptmanns Stengel hier in dem Fort concentrirt wurde, um morgen mit dem Frühesten abzumarschiren, nicht zu einem friedlichen Manöver, sondern zu Kampf und Sieg. Die Soldaten haben ihre Mantelsäcke gepackt, haben zurückgelassen und verabschiedet, was ihnen für einen Feldzug mitzuführen zu beschwerlich ist: überflüssige Kleidungsstücke, überflüssige Wäsche — überflüssige Geliebten. Diese drei Artikel verlassen nach einem traurigen Abschiede das Fort, und die letzteren ziehen sich schluchzend nach der Stadt zurück. Was von Unmilitärischem zurückbleibt, ist vielleicht eine alte Mutter oder ein alter Vater, die ihren Sohn mit sich hinausziehen bis dahin, wo das Glacis aufhört und die weite Ebene anfängt. Hier setzen sie sich neben einander hin zwischen die aufkeimenden Blumen und schauen lange, ohne ein Wort zu sprechen, weit, weit hinaus, bis wo sich am Horizont einige Bäume abzeich-

nen. Dort liegt das heimatliche Dorf, wo vielleicht im gleichen Augenblicke thränenerfüllte Augen nach dem im Nebel verschwindenden Fort blicken.

„Du bist nun einmal Soldat," sagt der alte Vater nach einem längeren Stillschweigen, „und hast deinem König Treue geschworen, und du weißt deßhalb, was du zu thun hast. Deine Sache ist, blindlings dem Commandoworte zu gehorchen; das ist deine Pflicht, ohne weiteres Nachdenken, ohne Grübelei. Und wer seine Pflicht thut, dem wird Gott helfen."

Mit diesen Worten steht der Alte auf, schüttelt seinem Sohne die Hand und geht ohne Weiteres von dannen, und der Soldat schleicht über das Glacis nach dem Fort; er blickt noch ein paarmal rückwärts, doch bleibt er nicht lange trübe gestimmt. Lachend empfangen ihn seine Kameraden, lustig schmettert die Trompete, denn von der Stadt herüber rollt dumpf der Trommelschlag des Zapfenstreiches.

Feuerwerker Dose hatte seine Geschäfte beendigt; sein Mantelsack war so in vollkommenster Ordnung, daß man ihn zum Muster in irgend einem militärischen Museum hätte aufhängen können. Da fehlte nichts, von der Montirung Nr. 2 an bis zum Näh-Apparat und Verbandzeug. Letzteres hatte Feodor mit einem wehmüthigen Gefühle zusammengepackt; denn als Mann von Phantasie dachte er bei sich: Wenn diese kleinen Röllchen einstens abgewickelt werden, so ist wahrscheinlich die Zeit vorbei, wo du in diesem irdischen Jammerthale Gedichte machtest.

Aus früheren Kapiteln wissen wir bereits, daß Dose nicht in den Fall kam, von einer Geliebten Abschied nehmen zu müssen; auch was den Vater Dose oder die Mutter Dose anbelangte, so können wir nichts davon berichten und sind nur durch das Dasein Feodor Dose's überzeugt, daß demselben einst ein elterliches Dosenpaar gelebt. So war Feodor einsam und allein, und wir haben ihn oft sagen hören, wenn zufällig die ganze Welt ausstürbe,

würde er nach der gesetzlichen Erbfolge nicht einen rothen Heller erhalten.

Am heutigen Abend nun wandelte er durch das Thor der kleinen Festung in den Hof, und hier summte es noch wie in einem Bienenschlage. Dose begriff am allerbesten diese Aufregung; denn auch er verspürte am Vorabend des wichtigen Ausmarsches nicht die geringste Lust zum Schlafen und hätte um Alles in der Welt sein kleines Zimmer noch nicht aufsuchen mögen.

Da es nun in dem Fort kein Wirthshaus gab, so wandte sich der Feuerwerker nach dem einzigen Versammlungsorte, wo man sich zu einem leichten Geplauder zusammenfand — der Wachtstube.

Lieber Leser! es ist dieselbe, die wir dir einst beschrieben haben, das kleine casemattirte Gemach mit seinen grauen Wänden und dem einzigen kleinen vergitterten Fenster — eigentlich nur eine mit Glas versehene Schießscharte. Am heutigen Abend aber hatte die Wachtstube etwas Heimliches, Freundliches; die Thüre nach dem Hofe zu stand weit offen und zeigte die acht Geschütze mit ihren blanken Rohren, die auf und ab wandelnden Posten und die Artilleristen, welche sich noch plaudernd hier und da auf dem Hofe umhertrieben.

Da, wie schon gesagt, mit allem Ueberflüssigen nun aufgeräumt wurde, so verbrannte man in dem Ofen der Wachtstube allerlei altes Holzwerk, was dem Gewölbe eine angenehme Wärme gab, die man heute Abend leiden konnte; denn trotzdem der Frühling anfing zu herrschen, waren doch die Abende noch recht kühl.

In der Wachtstube war auserlesener Cercle. Die meisten Geschützführer hatten sich eingefunden und saßen in einer Reihe auf der Pritsche. Ja, der Wachtmeister verschmähte es nicht, seine Cigarre zu rauchen, und sogar Lieutenant L., den wir in Gesellschaft des Hauptmanns Stengel kennen lernten, stand am Eingange, hie und da an dem Gespräche Theil nehmend.

Natürlich drehte sich dieses längere Zeit um den morgenden

Abmarsch, um die wahrscheinlichen Ereignisse der nächsten Zeit, um Kampf und Sieg. Wir müssen gestehen, daß unter all diesen Leuten nicht ein Einziger war, der schon im wahren Sinne des Wortes Pulver gerochen oder eine Kugel sausen gehört; dagegen brannten Alle vor Verlangen, bald einmal tüchtig in's Gefecht zu kommen, um im Kriege zu zeigen, daß sie auf dem Exercirplatze etwas Tüchtiges gelernt.

Draußen vom Glacis herein hörte man die Schildwache ihr: „Halt! wer da?“ rufen, und das galt meistens herumstreichenden Kameraden, die ebenfalls noch nicht Lust hatten, in die engen Stuben zurück zu kehren; es wurde indeß heute Abend darauf nicht so streng gesehen. Man merkte auch meistens an dem Rufen des Postens, daß er gut wußte, wen er vor sich habe, denn gewöhnlich klang ein leichtes Lachen mit hindurch. — Jetzt aber mußte etwas Anderes kommen, denn der Ruf war fester, gemessener, auch wiederholte er sich in kurzer Zeit zweimal. Bald darauf hörte man Pferdegetrappel und bemerkte zwei Reiter, die in den Hof ritten. Es waren der Hauptmann der Batterie und Lieutenant Robert; Ersterer Behufs einer kleinen Inspection, Letzterer, weil er ebenfalls sein Quartier in dem Fort hatte und heute, an dem Tage vor dem Abmarsch, gleich nach dem Zapfenstreich dort sein sollte, wie es der Batteriechef gewünscht.

„Mir scheint,“ sagte der Hauptmann, „man ist bei guter Zeit fertig geworden; die Geschütze stehen hübsch rangirt, ebenso draußen unser kleiner Munitionspark. So ein Anblick thut doch dem Herzen wohl; werr weiß, wie sehr!“

Lieutenant L. verließ die Wachtstube und trat zu den beiden anderen Offizieren, indem er ihnen einen guten Abend wünschte. — „Herr Hauptmann!“ meldete er darauf, „das Munitions-Verpacken hat ungefähr bis acht Uhr gedauert; jeder Wagen ist aber auch jetzt in der besten Ordnung, — vortreffliche Munition, schön und fest verpackt!“

„Das glaube ich wohl," erwiderte ernst und stolz der Hauptmann; „habe ich mir doch auch die Sache sehr angelegen sein lassen, und was die Verpackung anbelangt, die mußte famos ausfallen, denn an Flickmaterial fehlt's nicht, und ich kenne meine Unteroffiziere. — Was macht Dose? Wie hat er seinen Granatwagen besorgt?"

„Vortrefflich, Herr Hauptmann! Der Feuerwerker ist ein wahrer Schatz für die Batterie; er sah überall nach, half an allen Fahrzeugen und ist wohl Ursache, daß wir so früh fertig geworden."

„Hoho!" sagte der Hauptmann, „das freut mich, werr weiß, wie sehr! Hab' eine glückliche Hand in solchen Dingen, kenne meine Leute; ich glaube überhaupt, daß die Batterie mit ihren Unteroffizieren gut versehen ist, und das ist eine große Hauptsache, meine Herren! Werr weiß, wie sehr! — Nun, halten Sie Alles hier außen in Ordnung, Lieutenant von L., ich muß noch zum Commandirenden. Morgen früh um Fünf steht die Batterie bespannt auf dem Glacis; ich werde schon nach Vier herauskommen. Nun, Gott befohlen! Ah! heute Abend legen wir uns als Soldaten nieder — werr weiß, wie bald! und stehen morgen als Krieger auf — werr weiß, wie sehr!" — Damit wandte er sein Pferd und ritt wieder zum Hofe hinaus.

Hauptmann von Stengel war überhaupt ein sehr freundlicher Offizier, am heutigen Abend war er begreiflicher Weise besonders wohl gelaunt. Er gab der Schildwache draußen auf dem Glacis noch einige gut gemeinte Verhaltungsregeln, erinnerte sie daran, daß es schon halb und halb Krieg sei, und schärfte ihr ein, sorgfältig und „werr weiß, wie sehr," auf Alles rings umher Achtung zu geben.

Die beiden anderen Offiziere gingen nach der Wachtstube, wo ihr Eintritt einen allgemeinen Aufstand zur Folge hatte. Bald darauf waren die beiden einzigen Schemel für die Offiziere sauber

abgewischt und der frischen Luft halber nahe an die Thüre gerückt. Alles ließ sich wieder nieder, doch wollte eine Conversation nicht gleich in Gang kommen.

Lieutenant Robert lehnte mit über einander geschlagenen Armen an der Mauer und dachte an jenen unvergeßlichen Abend, wo er seinen Freund Tipfel auf eben dieser Wachtstube besucht, wie er dadurch so großes Unheil hervorgerufen und wie doch aus eben diesem Unheil die Bekanntschaft des Regierungsrathes und sein jetziges großes Glück entsprungen. Ja, großes Glück in der That; denn die Ermahnungen des alten Herrn hatten den damaligen Bombardier vermocht, eine außerordentliche Thätigkeit zu entwickeln, um etwas Rechtes zu lernen, und die Liebe zur kleinen Pauline, die ja erwidert wurde, hielt ihn aufrecht in mühevollen, drückenden Stunden und führte ihn zu dem ersten Ziele, das er sich vorgesteckt, zu den Epauletten. — Auch das zweite und schönere Ziel, der Besitz jenes liebenswürdigen Mädchens, mußte errungen werden, und bot nicht der bevorstehende Kampf hiezu die schönste Gelegenheit dar? Sieg oder Tod! war sein Wahlspruch.

Die Unteroffiziere auf der Pritsche verhielten sich schweigsam und überließen ihre Offiziere dem Nachdenken. Auch Lieutenant L. blickte starr vor sich nieder; doch dachte er weniger an die kommende Zeit: er grübelte über sein Lieblingsthema nach, die Brandröhren für Granaten und Bomben, und die Bereitung eines neuen unfehlbaren Satzes.

Als Lieutenant Robert im Rundlauf seiner Betrachtungen wieder in das Wachtlokal zurückkehrte, dachte er mit jener Zeit auch an den ehemaligen Commandanten hier, Bombardier Tipfel und natürlicher Weise an jenen Brief, den ihm Dose gebracht, Dose, der gerade vor ihm saß und den er, seit er wieder bei der Batterie war, nur flüchtig gesehen.

„Ich hatte noch nicht einmal Zeit," sagte der Offizier zu dem Feuerwerker, „Ihnen für den Brief zu danken, den Sie mir von

unserem gemeinschaftlichen Freund überbracht. Tipfel ist und bleibt einer der närrischsten Kerle, die es gibt; er schickt mir das Rezept zu einem neuen Gericht, das wir vielleicht nächstens einmal versuchen können. Haben Sie dem jetzigen Postsecretär vielleicht einige Zeilen geschrieben?"

„Zu befehlen, ja!" entgegnete Dose. „Ich meldete ihm meine glückliche Ankunft, sowie auch, daß ich bei einer so schönen Batterie als Feuerwerker eingetheilt wurde."

„Sie haben die erste Haubitze," sagte nachdenkend Lieutenant L., indem er mit der Hand sein Kinn streichelte. „Thun Sie mir doch den Gefallen, Feuerwerker Dose, und notiren mir vorkommenden Falles so genau als möglich, wie bei dem jetzigen Brandersatz Ihre Granaten platzen und welche Unsicherheiten sich bei dem Werfen herausstellen."

„Er ist wahrscheinlich in der letzten Zeit noch dicker und fauler geworden," fuhr Lieutenant Robert fort und meinte den Postschreiber Tipfel.

„Unbedingt viel fauler," entgegnete Lieutenant L.; „man muß ihn rascher machen, indem man weniger Kohlen und mehr Salpeter zusetzt."

„Wem denn? unserem Freunde Tipfel?"

„Was geht mich Tipfel an? Ich spreche von den Brandröhren. — Also denken Sie an meinen Auftrag, Feuerwerker."

Dose versprach es lächelnd, und der Wachtmeister, sowie sämmtliche Unteroffiziere lachten still in sich hinein.

„Es ist mir doch gerade," meinte Lieutenant Robert nach einer Pause, „als habe ich Sie in früheren Jahren einmal gekannt, Feuerwerker Dose, als habe ich irgend eine Expedition, ein Commando unter Ihren Befehlen mitgemacht. Erinnern Sie sich nichts davon?"

„O doch, Herr Lieutenant," entgegnete Feodor lächelnd. „Es sind aber das schon ein paar Jahre her, Sie kamen als Freiwil-

liger zur Fußbatterie Nr. 10, Sie hatten ausexercirt, und wünschten noch einmal dabei zu sein, wenn statt mit dem ledernen Pfropfen mit Cartouchen geschossen würde. Die Manöverzeit lag noch weit vor uns, und es fand sich bald eine herrliche Gelegenheit, Ihrem Wunsche zu willfahren."

„Richtig! Bei einer Feierlichkeit rückte Ihre Batterie zum Schießen aus."

„Abends auf der Rheininsel," erwiderte Dose. „Da wurden wir mit den Geschützen placirt und mußten das Dampfboot salutiren, welches mit Sr. Majestät auf dem prachtvoll erleuchteten Strome auf und ab fuhr. Der Hauptmann Feind commandirte damals unsere Batterie, und ich hätte fast um ein Haar wegen des Herrn Lieutenants meinen ersten Arrest bekommen; wir schmuggelten Sie zu unserem Geschütz — es war freilich dunkel, aber der Herr Hauptmann Feind erkannte Sie doch — Sie hatten gerade zu Ihrem großen Vergnügen abgefeuert, und ich sehe noch deutlich, wie unser Batterie-Chef die Hand unter's Collet steckte und mit dem Fuße heftig aufzutreten begann, wie er that, wenn er sich erzürnte."

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich deutlich," sagte Lieutenant Robert. „Doch legte in selbem Augenblicke das königliche Dampfboot an die Insel, und Hauptmann Feind mußte zur Begrüßung an den Landungsplatz."

„Sonst saßen wir Beide fest in Nr. $7^1/_2$."

„Bei des Rattenkönigs Majestät!" lachte Lieutenant Robert. „Ja, ja, es fielen damals starke Arreste."

„Das Fest auf der Rheininsel, von dem der Herr Lieutenant sprachen," warf schüchtern der Wachtmeister ein, „ist noch lange Jahre in der Erinnerung der Batterie geblieben. Dessen wird sich der Feuerwerker auch erinnern."

„Allerdings," entgegnete Dose. „Man hatte die Insel auf sonderbare Art dekorirt. Von Holz war eine große, halbrunde

Halle erbaut worden; dieselbe sollte den Olymp vorstellen und war deßhalb mit den Statuen sämmtlicher Götter auf's schönste verziert. Zu diesen Statuen aber hatte man die größten Leute eines der hier liegenden Infanterie-Regimenter genommen; dieselben wurden weiß angezogen, mit gesteiften Draperieen versehen und mit weiß bemalten Gesichtern auf die Postamente gestellt. Auf dem rechten Flügel befand sich ein himmellanger Unteroffizier, der den Herkules vorstellte und den Göttern zurief, sie sollten stille stehen, sobald sich das königliche Dampfboot in der Ferne zeigte. Das gab nun allerhand merkwürdige Geschichten im Olymp; obgleich es streng verboten war, den Leuten etwas zu trinken zu geben, so lange die Komödie dauerte, so hatte sich doch so eine verfluchte Marketenderin in die Nähe geschlichen; wie der Unteroffizier Herkules einmal einen Augenblick auf die Seite ging, tranken sämmtliche Götter einen Schnaps um den andern. Namentlich thaten sich Jupiter und Venus hervor, und die Sache war noch lange nicht zu Ende, so war die Venus so vollkommen betrunken, daß man sie von hinten mit einem Strick an das Gerüst festbinden mußte. Bei Jupiter ging es noch schlimmer; er behauptete, ganz nüchtern zu sein und sich steif halten zu können, und er hielt sich auch so steif und streckte sich so fürchterlich vorn über, daß er auf einmal von seinem Postamente herab auf die Nase fiel. Dabei war aber am allerkomischsten die Gestalt vom Herkules, der mit krampfhaft verzogenem Gesicht auf dem rechten Flügel stand, die Augen furchtbar links verdreht, um seine Mannschaft überblicken zu können, und den Göttern nun halbleise zurief, in der Richtung zu bleiben und vor oder zurück zu kommen. Der Unteroffizier Herkules nahm die Sache haarscharf und schimpfte dabei wie ein Rohrspatz; da hieß es z. B.: Soll doch ein Donnerwetter den Kerl, den Merkur, erschlagen! Kann Er nicht die Nase in der Höhe halten? — Pluto! halt' Er das Ding nicht wie eine Mistgabel! Er steht ja nicht auf Seines Vaters Dunggrube. — Und Er, Juno! streck' Er seinen Bauch nicht so vor!

ich glaube, man hat die miserabelsten Kerle herausgesucht, um den Olymp vorzustellen; lauter so lange, schlappe Labander! Jetzt aufgepaßt! Da kommt das königliche Dampfboot wieder."

„Und mußten die armen Teufel den ganzen Abend da stehen?" fragte Lieutenant L., der endlich seine Brandröhren fahren ließ.

„O nein!" antwortete Dose, „sie durften sich häufig rühren; nur wenn das Dampfboot dicht vorbei fuhr, mußten sie still stehen. Auch war eine halbe Stunde Pause, da konnten sämmtliche Götter austreten und bekamen einen Schoppen Wein und ein Butterbrod mit Käse."

„Ja, ja, ich erinnere mich jetzt deutlich," sagte Lieutenant Robert; „auf der Rheininsel befand sich ein Pavillon, wo die höchsten Herrschaften später ein Souper einnahmen, und die Ueberreste dieses Soupers erhielt die auf der Insel beschäftigte Mannschaft."

„Leider Gottes!" seufzte Feodor Dose. „Denn darauf war es in der That unmöglich, die Mannschaft ohne Excesse in die Kaserne zurück zu bringen; die Götter des Olymps wurden auf der Insel selbst ausgezogen, aber in dem allgemeinen Wirrwarr hatte man nicht entdeckt, daß der betrunkene Jupiter fehlte. Ihn fanden später, als die Infanterie schon abmarschirt war, die Kanoniere an einem Orte, den ich nicht nennen mag. Dort saß dieser wahnsinnige Bursche und sang: „Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt." Und er konnte nichts Unpassenderes thun, denn von Veilchen war wahrhaftig keine Spur zu entdecken. Dann ermunterten ihn die Artilleristen so gut wie möglich und nahmen ihn in seinem Costume mit nach der Stadt. Der Kerl mußte vorausmarschiren und gewährte einen gräulichen Anblick; denn er sah aus wie ein Gespenst, das zufälliger Weise in den Koth gefallen ist." —

In diesem Augenblicke rief der Posten draußen auf dem Glacis ein überlautes: „Halt! wer da?" Dann hörte man Schritte auf der Brücke, der Posten im Hofe rief ebenfalls an, und eine Gestalt,

Halle erbaut worden; dieselbe sollte den Olymp vorstellen und war deßhalb mit den Statuen sämmtlicher Götter auf's schönste verziert. Zu diesen Statuen aber hatte man die größten Leute eines der hier liegenden Infanterie-Regimenter genommen; dieselben wurden weiß angezogen, mit gesteiften Draperieen versehen und mit weiß bemalten Gesichtern auf die Postamente gestellt. Auf dem rechten Flügel befand sich ein himmellanger Unteroffizier, der den Herkules vorstellte und den Göttern zurief, sie sollten stille stehen, sobald sich das königliche Dampfboot in der Ferne zeigte. Das gab nun allerhand merkwürdige Geschichten im Olymp; obgleich es streng verboten war, den Leuten etwas zu trinken zu geben, so lange die Komödie dauerte, so hatte sich doch so eine verfluchte Marketenderin in die Nähe geschlichen; wie der Unteroffizier Herkules einmal einen Augenblick auf die Seite ging, tranken sämmtliche Götter einen Schnaps um den andern. Namentlich thaten sich Jupiter und Venus hervor, und die Sache war noch lange nicht zu Ende, so war die Venus so vollkommen betrunken, daß man sie von hinten mit einem Strick an das Gerüst festbinden mußte. Bei Jupiter ging es noch schlimmer; er behauptete, ganz nüchtern zu sein und sich steif halten zu können, und er hielt sich auch so steif und streckte sich so fürchterlich vorn über, daß er auf einmal von seinem Postamente herab auf die Nase fiel. Dabei war aber am allerkomischsten die Gestalt vom Herkules, der mit krampfhaft verzogenem Gesicht auf dem rechten Flügel stand, die Augen furchtbar links verdreht, um seine Mannschaft überblicken zu können, und den Göttern nun halbleise zurief, in der Richtung zu bleiben und vor oder zurück zu kommen. Der Unteroffizier Herkules nahm die Sache haarscharf und schimpfte dabei wie ein Rohrspatz; da hieß es z. B.: Soll doch ein Donnerwetter den Kerl, den Merkur, erschlagen! Kann Er nicht die Nase in der Höhe halten? — Pluto! halt' Er das Ding nicht wie eine Mistgabel! Er steht ja nicht auf Seines Vaters Dunggrube. — Und Er, Juno! streck' Er seinen Bauch nicht so vor!

kannte Lied: „Heute roth, morgen todt," im Munde eines tapferen Offiziers — und das war er — für nicht bedeutungslos hielt, meinte, es sei ihm an diesem Vorabende wohl erlaubt, seine Liebe zu erklären und um eine glückliche Lösung derselben zu bitten, wenn ein freundliches Schicksal sich ihm vielleicht geneigt zeigen würde. Von der Liebe Paulinen's überzeugt, hatte er dem Regierungsrath einen salbungsvollen, vier Seiten langen Brief geschrieben, den obigen Gegenstand betreffend, worin er um eine Entschließung bat, ob im glücklichen Falle etwas für ihn zu hoffen sei.

Der junge Offizier nahm also den Brief aus den Händen des Bedienten und hielt sein Glück oder Unglück einen Augenblick zwischen seinen Fingern, ehe er sich entschließen konnte, das Siegel zu öffnen. Dem geneigten Leser ist es gewiß in ähnlichen oder anderen Fällen auch schon so ergangen. Robert näherte sich endlich tief athmend einer der Laternen, welche den Hof erhellten, riß das Couvert ab und entfaltete den Brief. Es waren nur vier Zeilen, und in der ersten leuchteten ihm die Worte entgegen: „unnöthigen und ganz überflüssigen Geschichten." Gegen vier Seiten nur vier Zeilen könnten Jeden entmuthigen; entweder ist eine solche Antwort ganz gut oder ganz schlecht. Glücklicher Weise war für Robert das Erstere der Fall, denn er las entzückt. „Warum, lieber Freund, diese unnöthigen und ganz überflüssigen Geschichten, warum einen Brief von vier Seiten, wenn man sich mündlich aussprechen kann? Ich habe keine Zeit, eine ähnliche Correspondenz zu führen, und schreibe Ihnen deßhalb nur: kommen Sie — noch heute Abend, selbst wenn es spät ist. Ihr väterlicher Freund."

Robert schob diesen köstlichen Brief mit zitternden Fingern in seine Tasche, vertraute seinem Kameraden, dem Lieutenant L., an, er habe noch ein wichtiges Geschäft in der Stadt abzumachen; dann ließ er sein Pferd satteln, schwang sich hinauf und galoppirte über das Glacis hinweg nach dem H . . . Thore, das übrigens schon geschlossen war. Die paar Minuten, die der Unteroffizier

brauchte, um das Gitter zu öffnen, däuchten dem Reiter eine Ewigkeit. Endlich drehte es sich auf knarrenden Angeln aus einander, der Offizier gab seinen Namen an und trabte in die Stadt.

Es mochte zehn Uhr sein, die Straßen lagen schon ziemlich stille. Die ereignißvolle Zeit, der Abmarsch der Truppen morgen ließen nicht wie sonst ein vergnügtes Leben gedeihen; nur die Wirthshäuser waren noch geöffnet, und in einem derselben, wo er bekannt war, stellte der Artillerie-Offizier sein Pferd ein, dann begab er sich nach dem Petriplatze.

Sein Herz schlug ihm fast hörbar, als er jetzt denselben erreicht hatte und vor sich das Haus sah, das die Erfüllung seiner süßen Wünsche verbarg. Ach, wie lebhaft dachte er jenes Abends, wo er, ein einfacher Bombardier, an den erhellten Fenstern hinaufgeschmachtet und dann hinausgegangen war, um den dicken Bombardier Tipfel als Liebesboten zu gebrauchen! Vorbei war sie, jene dunkle und doch lustige Zeit, und er trat rasch an das Haus und zog die Klingel. —

Pauline befand sich mit ihrer Tante in dem uns wohlbekannten Zimmer; nur hatte die alte Dame diesmal den Platz vor dem Kamine eingenommen, und die kleine blonde Nichte saß in der Ecke des Sopha's, doch nie auf lange Zeit: jeden Augenblick sprang sie in die Höhe, bald um an das Fenster zu eilen, bald um einen Gang durch das Zimmer zu machen. Ihr Gesicht war ein wenig blaß, und sie athmete schwerer als gewöhnlich.

„Es ist weit hinaus bis zu dem garstigen Fort," sagte das Mädchen nach einer Pause, „und der Christian wird alt und kann nicht mehr so geschwind hereinlaufen."

„Alles geht seinen gewiesenen Weg," versetzte die Tante, mit melancholischem Tone. „Was für uns bestimmt ist, das trifft uns auch, früh oder spät."

„Ach, Tante," antwortete Pauline, „Sie sprechen heute Abend

so theilnahmlos! Ich weiß nicht, Sie wollen mich ängstigen." — Dabei drückte sie ihre linke Hand fest auf das Herz.

„Ich dich ängstigen?" erwiderte die Dame scheinbar erstaunt. „Nein, was dich und mich ängstigt, sind die Zeitverhältnisse. Uebrigens," setzte sie mit scharfem Tone hinzu, „wenn man es nun einmal nicht anders thut und sich am Vorabend eines Krieges verlobt, da muß man sich wahrhaftig nicht wundern, daß einen trübe Gedanken anwehen. Krieg und Tod, das liegt nah bei einander."

„Das ist wahr," entgegnete Pauline mit tonloser Stimme. „Aber Sie sollten mir das nicht so bitter sagen; ich hoffe, und ich bin froh, daß ich hoffen kann."

„Ich hoffe auch," sagte finster die Tante. „Aber unsere Hoffnungen treffen nicht zusammen."

„Wie schon oft, liebe Tante."

„Ja, wie schon oft," entgegnete die so oft getäuschte alte Jungfer mit heftiger Stimme, „und ich hoffe, daß der liebe Gott wieder einmal auf feurigen Wolken daherfährt in Gestalt des Krieges, um ein wenig Rache zu üben an dem falschen, meineidigen, miserablen Männergeschlecht."

Trotz dieser heftigen Rede der ältlichen Dame überflog doch ein leichtes Lächeln die Züge Paulinens. „Tante! Tante!" sprach sie, „ist es auch recht, daß Sie, um einen Einzigen zu bestrafen, Wehe über das ganze Geschlecht herabrufen? Oh! Sie sollten das nicht thun!"

„Einen einzigen?" fragte die Tante und erhob sich ernst und streng. „Ich denke wahrhaftg an keinen Einzelnen und denke nur an das Allgemeine, an all das Unglück, das durch sie in die Welt gekommen. Und Strafe muß sein; aber wen sie trifft — mir ist es gleich viel."

„Pfui, Tante!" erwiderte das junge Mädchen. „Aber der liebe Gott wird Sie nicht hören, er ist mild und gut und barm-

brauchte, um das Gitter zu öffnen, däuchten dem Reiter eine Ewigkeit. Endlich drehte es sich auf knarrenden Angeln aus einander, der Offizier gab seinen Namen an und trabte in die Stadt.

Es mochte zehn Uhr sein, die Straßen lagen schon ziemlich stille. Die ereignißvolle Zeit, der Abmarsch der Truppen morgen ließen nicht wie sonst ein vergnügtes Leben gedeihen; nur die Wirthshäuser waren noch geöffnet, und in einem derselben, wo er bekannt war, stellte der Artillerie-Offizier sein Pferd ein, dann begab er sich nach dem Petriplatze.

Sein Herz schlug ihm fast hörbar, als er jetzt denselben erreicht hatte und vor sich das Haus sah, das die Erfüllung seiner süßen Wünsche verbarg. Ach, wie lebhaft dachte er jenes Abends, wo er, ein einfacher Bombardier, an den erhellten Fenstern hinaufgeschmachtet und dann hinausgegangen war, um den dicken Bombardier Tipfel als Liebesboten zu gebrauchen! Vorbei war sie, jene dunkle und doch lustige Zeit, und er trat rasch an das Haus und zog die Klingel. —

Pauline befand sich mit ihrer Tante in dem uns wohlbekannten Zimmer; nur hatte die alte Dame diesmal den Platz vor dem Kamine eingenommen, und die kleine blonde Nichte saß in der Ecke des Sopha's, doch nie auf lange Zeit: jeden Augenblick sprang sie in die Höhe, bald um an das Fenster zu eilen, bald um einen Gang durch das Zimmer zu machen. Ihr Gesicht war ein wenig blaß, und sie athmete schwerer als gewöhnlich.

„Es ist weit hinaus bis zu dem garstigen Fort," sagte das Mädchen nach einer Pause, „und der Christian wird alt und kann nicht mehr so geschwind hereinlaufen."

„Alles geht seinen gewiesenen Weg," versetzte die Tante, mit melancholischem Tone. „Was für uns bestimmt ist, das trifft uns auch, früh oder spät."

„Ach, Tante," antwortete Pauline, „Sie sprechen heute Abend

so theilnahmlos! Ich weiß nicht, Sie wollen mich ängstigen." — Dabei drückte sie ihre linke Hand fest auf das Herz.

„Ich dich ängstigen?" erwiderte die Dame scheinbar erstaunt. „Nein, was dich und mich ängstigt, sind die Zeitverhältnisse. Uebrigens," setzte sie mit scharfem Tone hinzu, „wenn man es nun einmal nicht anders thut und sich am Vorabend eines Krieges verlobt, da muß man sich wahrhaftig nicht wundern, daß einen trübe Gedanken anwehen. Krieg und Tod, das liegt nah bei einander."

„Das ist wahr," entgegnete Pauline mit tonloser Stimme. „Aber Sie sollten mir das nicht so bitter sagen; ich hoffe, und ich bin froh, daß ich hoffen kann."

„Ich hoffe auch," sagte finster die Tante. „Aber unsere Hoffnungen treffen nicht zusammen."

„Wie schon oft, liebe Tante."

„Ja, wie schon oft," entgegnete die so oft getäuschte alte Jungfer mit heftiger Stimme, „und ich hoffe, daß der liebe Gott wieder einmal auf feurigen Wolken daherfährt in Gestalt des Krieges, um ein wenig Rache zu üben an dem falschen, meineidigen, miserablen Männergeschlecht."

Trotz dieser heftigen Rede der ältlichen Dame überflog doch ein leichtes Lächeln die Züge Paulinens. „Tante! Tante!" sprach sie, „ist es auch recht, daß Sie, um einen Einzigen zu bestrafen, Wehe über das ganze Geschlecht herabrufen? Oh! Sie sollten das nicht thun!"

„Einen einzigen?" fragte die Tante und erhob sich ernst und streng. „Ich denke wahrhaftg an keinen Einzelnen und denke nur an das Allgemeine, an all das Unglück, das durch sie in die Welt gekommen. Und Strafe muß sein; aber wen sie trifft — mir ist es gleich viel."

„Pfui, Tante!" erwiderte das junge Mädchen. „Aber der liebe Gott wird Sie nicht hören, er ist mild und gut und barm-

herzig, und wird nicht einmal die Schuldigen bestrafen. Ueberhaupt," setzte sie mit ganz leiser Stimme hinzu, „gehen — die Auditeure nicht mit in die Schlacht."

Mochte nun die Tante diese Worte verstanden haben oder nicht, genug, sie ließ sich wieder in ihren Fauteuil nieder und nahm ein Buch von dem Kaminsimse herab, schwarz eingebunden mit Goldschnitt, worin sie einen Augenblick las, um im anderen Augenblicke schwärmerisch an die Decke emporzublicken, nach einer Richtung hin, wo über dem zweiten Stock, dem Dachboden und dem Dache der glänzende Nachthimmel, aber für sie unsichtbar, strahlte.

In diesem Moment ertönte die Hausglocke.

Pauline blieb plötzlich stehen, lauschte einen Augenblick, und als sie drunten eine Stimme vernahm, sagte sie kaum hörbar: „Tante, er ist's!"

„Meinetwegen!" entgegnete die alte Dame.

„Aber, Tante," fuhr Pauline dringend fort, „Papa ist nicht da."

„Wie immer, wenn was Wichtiges vorgeht," versetzte die Dame in ihrem Fauteuil.

„Und ich kann es ihm doch nicht selbst sagen, um was es sich handelt. O, liebe Tante, seien Sie so gut, vertreten Sie ein wenig Mutterstelle bei mir."

„Gott soll mich bewahren!" versetzte hartnäckig die alte Jungfer. „Ich habe früher in gewissen Beziehungen nicht bei dir Mutterstelle vertreten dürfen, sonst wäre Manches anders gekommen. Und jetzt habe ich keine Lust, es zu thun, du hast ohne mich eingebrockt, jetzt speise auch allein."

Damit öffnete sich die Thüre, und der junge Mann, von dem man soeben gesprochen, trat herein; doch blieb er überrascht auf der Schwelle stehen, als er bemerkte, daß die Tante im Fauteuil ihm den Rücken bot und daß Pauline vor ihm stand, die Hände auf die Brust gedrückt, bleich und zitternd.

„Guten Abend, meine Damen!“ sagte Robert und setzte kopfschüttelnd hinzu: „Um Gottes willen! was ist denn hier vorgefallen?“

„Gar nichts,“ versetzte trocken die Tante.

„Gar nichts? Und Ihre Bestürzung, Pauline?“

„Gar — nichts — Schlimmes — —“ erwiderte das Mädchen. „Gar — nichts — Schlimmes.“ Und dabei seufzte sie tief auf, und es war, als müsse sie jedes Wort sich wie einen Stein vom Herzen wälzen.

„Der Papa hat mir geschrieben, und ich bin hier.“

„Der Papa — hat ihm — geschrieben, Tante — und er ist hier,“ sagte das arme Mädchen und wandte sich bittend gegen den Fauteuil.

„Ja, er hat geschrieben und ist nicht hier,“ antwortete kalt wie vorhin die ältere Dame.

„Sollte sich vielleicht seine Ansicht gegen mich geändert haben?“ fragte erschrocken der Offizier.

„Nein! nein!“ rief jetzt heftig und wie aufwachend Pauline, indem sie ihm entgegeneilte und ihre beiden kleinen lieben Hände darreichte. „Nein! nein!“ fuhr sie fort, und ihr Auge glänzte, „er hat seine Ansicht nicht geändert — aber es wurde mir schwer, Ihnen dieses zu sagen. — Ich bat die Tante, — aber — nun, warum soll ich es Ihnen nicht selbst sagen können! — Die Freude, die mein Herz erfüllt. Robert! — Ja, ich weiß, daß Sie mich lieben, Papa weiß es auch, — Papa hat Amen dazu gesagt — und nun bin ich Ihre Braut.“

Diese Worte hatte das Mädchen anfänglich langsam, dann mit steigender Schnelligkeit und Heftigkeit gesprochen. Aber je schneller sie sprach, desto unsicherer wurde ihre Stimme, desto heftiger erzitterte ihr Körper, und als sie sagte: „nun bin ich Ihre Braut,“ stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und sie fing an zu wei-

nen und wäre vielleicht niedergestürzt, wenn der junge Mann sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Da er sie nun einmal in seinen Armen hielt, so drückte er sie recht fest an sich und beugte sich hernieder, um die Thränen von ihren Augen zu küssen.

Die Tante blickte bei dieser Scene nur ein einziges Mal halbverstohlen nach dem Paare um, und als sie die vielversprechende Haltung desselben bemerkte, machte sie abermals eine kleine Wendung mit ihrem Fauteuil und las halblaut aus ihrem Buche:

Der Sinne Lust und Schmerz
Rührt leider unser Herz,
Reißt uns mit starkem Triebe
Zu schnöder Sündenliebe;
Und wer vermag's zu zählen,
Wie oft wir vor dir fehlen!

Der Regierungsrath war ein sehr guter Vater, aber er liebte es auch, die Leute in Verlegenheit zu bringen. Deßhalb trat er erst in diesem Augenblicke händereichend und lächelnd in's Zimmer und sagte ziemlich laut: „Ei, guten Abend!"

Doch das junge Mädchen, die würdige Tochter ihres Vaters, hatte ihr Gleichgewicht vollkommen wieder gefunden; sie nahm den Offizier bei der Hand, schritt graziös in die Mitte des Zimmers, und als sie sich so aufgestellt, daß sie sowohl von dem Regierungsrath, wie auch von der Tante gesehen werden konnte, machte sie einen sehr tiefen Knix und sprach lustig lachend:

„Herr Lieutenant Robert
und
Fräulein Pauline B.
empfehlen sich einem verehrlichen Publikum
als Verlobte."

Das Haus an dem Petriplatze war an dem heutigen Tage

eines der wenigen in der Stadt, wo es lustig und vergnügt herging. Die Familie soupirte unter sich, und es gelang endlich auch den Neckereien des Bruders, die Schwester der Heiterkeit wieder zuzuwenden. Wie es von jeher der Brauch war, durften auch der Bediente und die Magd zur Gratulation heraufkommen. Letztere war noch dieselbe, die damals in der Küche gesungen:

Ei, so komm doch 2c. —

die den Bombardier Tipfel verläugnet und großes Unglück hätte herbeiführen können, und auch wirklich herbeigeführt hatte.

Pauline war ausgelassen wie eine junge glückliche Frau. Als das Dessert aufgetragen war, holte sie aus dem Nebenzimmer eine kleine Brieftasche hervor, nahm daraus ein vergilbtes Papier und entfaltete es, indem sie ihr kleines Näschen auf die possirlichste Art von der Welt rümpfte. Dann las sie unter allgemeinem Lachen:

„Da ich Ihre Rechnung vom 1. v. M. unglücklicher Weise verlegt habe, so muß ich um eine neue bitten, ehe ich die kleine Summe bezahlen kann. Zugleich bitte ich, dem Ueberbringer zwei Flaschen Rüdesheimer nnd drei Pfund westfälischen Schinken mitzugeben. Er wird Ihnen den Betrag dafür einhändigen.

Bombardier R."

„Notabene. Da es mir schon einige Male passirte, daß die Kanoniere von dem Geld, was man ihnen mitgab, verloren, so bitte ich, mir morgen früh die Rechnung zu schicken, wo ich alsdann nicht ermangeln werde."

— — — — — — — — — — — — — —

Als Lieutenant Robert zu später Nacht- oder vielmehr zu früher Morgenstunde den Familienkreis verließ, zeigte sich schon ein heller Streifen im Osten. Es bedurfte einiger Mühe, um den Hausknecht des Gasthofes zu wecken, wo er sein Pferd eingestellt. An der Thorwache war es außergewöhnlich still; der Posten ging schläfrig auf und ab, in der Offizier-Wachtstube zuckte ein ersterbendes

bendes Licht, und aus der Thüre des Zimmers für die Mannschaft hörte man taktmäßiges und tiefes Geschnarche. Selbst der alte Unteroffizier, der das Gitter öffnete, hatte ein verschlafenes Gesicht, und als er aufschloß, sagte er: „Ich habe auch ein Bischen Nachtruhe gesucht, um meinen Kummer zu verschlafen; es ist ein wahres Unglück, unser Bataillon bleibt hier. Nun — wie die Herren wollen! Aber die Füsiliere vom . . . sten Regiment hätten sich auch nicht schlecht geschlagen. — Guten Morgen, Herr Lieutenant!"

Der Artillerie-Offizier sprengte nach dem Fort zurück, stieg im Hofe vom Pferde und ließ dieses von Einem der Wachtmannschaften in den Stall bringen. Hier fing es schon an lebendig zu werden und auch in den Kasematten und auf den Gängen hörte man Säbel klirren und lustige Lieder singen.

Feodor Dose, der ebenfalls die Nacht wenig geschlafen, kam mit seinem Schlüsselbund am Säbel von den Munitionswagen herein; er hatte dort noch einmal Alles untersucht. Er grüßte seinen Offizier und sagte: „Es ist doch heute ein anderes Gefühl, Herr Lieutenant, als wenn man blos zu einem Manöver marschirt. Sie werden hören, die Wagen und Protzen merken es auch schon, daß sie was Anderes im Leibe haben, als lumpige Manöver-Cartouchen. Das wird artig auf dem Pflaster dröhnen und rasseln, darin ist doch wirkliche Poesie."

„Ja, ja," entgegnete der Offizier lachend. „Aber, um von Poesien zu sprechen, führen Sie Ihre Gedichte wieder bei sich im linken Pistolenholster, wie gewöhnlich?"

„Allerdings, Herr Lieutenant," versetzte würdevoll der Feuerwerker; „ich habe ja Platz in dem linken Pistolenholster, denn ich bin ein mäßiger Mann, der keine Schnapsflasche bei sich führt."

In diesem Augenblicke hörte man in der Stadt an allen Ecken die Reveille blasen und schlagen. Der Trompeter im Fort fiel lustig mit ein, die Posten auf dem Glacis wurden abgelöst, und bald darauf ritten die Fahrer, die in den benachbarten Dörfern

mit ihren Pferden lagen, in das Fort ein, um Kanonen und Wagen zu bespannen. Ein wenig später erschien auch der Hauptmann Stengel in einem dicken, warmen Waffenrock, lustig und guter Dinge.

Lieutenant Robert änderte ebenfalls in der Geschwindigkeit seine Toilette, zog dicke Stiefel und schwere Reithosen an, bestieg ein anderes Pferd, als das, welches ihn heute Nacht getragen, und ritt zur Batterie hinaus, die vom Hauptmann Stengel draußen in zwei Linien aufgestellt wurde.

Es war eine prächtige Batterie, diese reitende, die Geschütze im vortrefflichsten Zustande, die Pferde gesund und kräftig, und die Mannschaft bereit, dem Teufel auf den Leib zu gehen.

Der Hauptmann jagte auf seinem langschweifigen Rappen vor die Front, hob sich in den Bügeln empor und hielt seinen Leuten eine kräftige Rede — werr weiß, wie sehr! und werr weiß, wie bald! Er versicherte ihnen, er wolle sie bestens führen, und sie hätten nichts zu thun, als bestens und schnellstens zu gehorchen. Ruhig im Zielen, schnell in Bewegungen, sagte er am Schlusse, und so nahe heran, wie möglich. — Jeder von euch hat gewiß den besten Willen — an Flickmaterial fehlt's nicht, und wir wollen der siebenten Artillerie-Brigade und unserem König alle Ehre machen."

Darauf wurde vom rechten Flügel abgebrochen, die Offiziere ließen Geschütz und Wagen an sich vorbei ziehen, und der Hauptmann von Stengel rief ihnen zu: „Natürlicher Weise darf nicht geraucht werden, aber wenn ihr Lust habt, zu singen, so soll mich's recht freuen."

Der Morgen war schön, die Luft frisch und klar, von Staub nicht viel zu spüren, und deßhalb konnte man den Kehlen schon etwas zumuthen. Kaum hatte man die letzten Häuser im Rücken, vor sich die lange Chaussee, die nach dem Oberrhein hinauf führt, als die Reiter und Fahrer nach einer kurzen Verständigung das Lied anstimmten, mit dem sie gewöhnlich zum Manöver ausrückten.

Doch es war, als wollten sie die Reden ihres Hauptmanns beantworten, denn sie fingen mit dem zweiten Verse an und sangen:

Was einst wir beschworen
Mit Herz und Mund und Hand,
Zu sterben für König,
Für Gott und Vaterland —
Gehalten sei's,
Wie auch der Feind uns trotzt,
Wir halten ja den Schwur —
Lustig abgeprotzt!

Siebentes Kapitel.

Worin der geneigte Leser ohne Gefahr einem ziemlich hitzigen Gefechte beiwohnt. Feuerwerker Dose wirft Granaten, und der Dragoner-Offizier findet, daß dieselben schauerlich eingeschlagen.

Das Leben Feodor Dose's hatte an dem Tage, als er in den Krieg zog, drei große Ereignisse aufzuweisen, nach welchen er die verlebten Jahre einzutheilen pflegte; das war erstens seine Geburt, insofern wichtig, als sie ihn in dieses Jammerthal warf, zweitens der Tag, an welchem er unter das Militär trat, drittens endlich jene verhängnißvolle Stunde, wo ihm nebst seinem Abschiede auch die Aussicht auf eine Civilstelle zu Theil wurde. Kleinerer Unterabtheilungen, als: die erste Hose, das erste Taschengeld, die erste stille Neigung, der erste Arrest oder die ersten goldenen Tressen, wollen wir gar nicht erwähnen. Es folgte das in chronologischer Ordnung aufeinander, wie es in der Welt und beim Militär der Brauch ist.

Jetzt aber stand der würdige Feuerwerker an dem vierten Haupt-

abschnitte — die Geburt ausgenommen, wohl dem wichtigsten für ihn — dem Gefecht. Und als Dose zum erstenmale in's Feuer kam, da hatte er, wie bei so manchen anderen Gelegenheiten, wirkliches Glück. Nicht als ob er mit seinem Geschütze Wunder der Tapferkeit hätte thun können oder einer großen Schlacht begewohnt hätte — nein, Dose's erster Kampf war ein kleines harmloses Gefecht zwischen weniger Infanterie und Kavallerie und ein paar Hundert Mann Freischaaren mit einigen Geschützen. Das war bei † an einem schönen Sommertage, in einer reizenden Gegend mit Berg und Thal, Gebüsch, Wiesen und fließenden Bächen. Dose's Herz war voll Freude; in der Aufstellung, die man ihn mit einer Haubitze nehmen ließ, lag für ihn so außerordentlich viel Poesie. Sie befanden sich an der Biegung einer Schlucht, die in ein größeres Thal mündete, in welchem auf einer kleinen Anhöhe malerisch schön ein Dorf lag, über das eine alte finstere Schloßruine gebietend herabblickte. Zwischen Dorf und Ruine, etwas seitwärts, befand sich ein schönes Herrenhaus von weißem Stein, hellleuchtend zwischen den tiefgrünen Bäumen hervorsehend. Auf dem ziemlich flachen Dache dieses Hauses flatterte eine rothe Fahne. Dem guten Feuerwerker erschien das anfänglich so gar nicht kriegerisch, so vollkommen manöverhaft. Die frischen grünen Wiesen vor den Geschützen, auf welchen der Sonnenstrahl spielte, wo bunte Schmetterlinge einander jagten, wo das Wasser so klar und glänzend hindurchrieselte, dann die Berge zu beiden Seiten, die, mit Baum und Strauch bewachsen, in den mannigfaltigsten Farben prangten, der Gesang eines Vogels dazwischen, das alles war wie der tiefste Friede.

Es war noch früh am Tage und der Befehl zum Angriff noch nicht gegeben. Wenn Dose an die Biegung der Schlucht trat und rückwärts schaute, dann sah er seine Bedeckungs-Mannschaft, etwas Dragoner und einen Zug Infanterie, die mit der größten Gemüthlichkeit zusammenstanden und plauderten. Wir brauchen nicht zu sagen, daß Dose eigenhändig Protze und Laffettenkasten geöffnet,

Kugeln und Munition selbst gelockert und Alles auf's sorgfältigste nachgesehen. Den Platz für sein Geschütz hatte er sich auf's genaueste ausgesucht; er stand, wie gesagt, gerade an der Biegung der Schlucht; die Bergwand, welche diese bildete, streckte sich wie ein niedriger Damm noch ein paar Schritte weit vor ihm hin und bedeckte so die Haubitze. Seinen Kanonieren hatte er die besten Anordnungen gegeben über das Verhalten im Gefechte und hatte ihnen namentlich unerschütterliche Ruhe und Kaltblütigkeit anempfohlen, was sehr leicht ist, d. h. das Anempfehlen, wogegen aber die Ausführung immer etwas zu wünschen übrig läßt.

Die Soldaten saßen an der Bergwand und verzehrten das Frühstück, das sie sich mitgebracht, und selbst die Pferde thaten ganz beruhigt, senkten ihre Köpfe und suchten von dem saftigen Grase zu ihren Füßen etwas zwischen Stange und Zunge durchzubringen. Dose saß auf einem alten Baumast; sein Herz von erhabenen Gefühlen angeschwellt, hielt er Schloß, Dorf, sowie das Haus mit der rothen Fahne im Auge.

Auf dem rechten Flügel der Gefechtsaufstellung fiel jetzt plötzlich der erste Kanonenschuß, und das Echo rollte diesen Klang donnerähnlich durch die Berge und Schluchten fort. Ihm folgte ein zweiter, dritter, dann mehrere nacheinander; drüben wurde ebenfalls geantwortet, das klang dumpfer und hohler; dazwischen hörte man einige Zeit später das eigenthümliche Knallen der Büchsen und zuweilen einen lustigen Ton aus irgend einem Jägerhorn, dann das Knattern der Gewehrsalven, einzelne Trommelwirbel, und somit hatte die Sache ihren Anfang genommen.

Augenblicklich war bei der Mannschaft in dem kleinen Wiesenthale alle sorglose und nachlässige Haltung verschwunden, das Eßbare aller Art wurde bei dem ersten Kanonenschusse schleunigst zur Seite gesteckt und wo noch ein paar Backen im heftigsten Kauen begriffen waren, da beeilte man sich und würgte hinunter, daß es eine Freude war; die Pickelhaube wurde auf dem Kopfe festgedrückt, die Glieder

formirten sich ohne Befehl, und Alles wartete gespannt und war auf den Kampf begierig. Die Kanoniere waren wahrhaftig nicht die Letzten, die sich an ihr Geschütz begaben, sie standen da wie auf dem Paradeplatze, Wischer und Handspeiche in den Händen, und concentrirten ihr sämmtliches Gefühl auf die Gehörwerkzeuge, um nicht das leiseste Wort ihres Geschützführers zu überhören. Dose's Brust war zum Zerspringen voll von Erwartung und Kampflust; er übersah mit einem raschen Blicke noch einmal die Stellung seiner Protze und der Pferde, und als er Alles gut gedeckt aufgestellt sah, lockerte er zum Ueberfluß seinen Säbel in der Scheide, blies die Backen auf und meldete sich bei sich selbst als vollkommen fertig.

„Hören Sie, Feuerwerker," sagte Lieutenant L., der den Haubitzenzug commandirte, „ich brauche Ihnen keine Ruhe und Besonnenheit anzuempfehlen; aber wenn es Ihnen möglich ist, so vergessen Sie mir nicht, wenigstens von einigen Würfen ruhig die Sekundenzahl abzuzählen, von dem Moment des Losfeuerns, bis die Granate einschlägt. Sie wissen: eins — zwei — drei — vier — Pulsschlag!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant," entgegnete der Feuerwerker, ohne recht bei der Sache zu sein; denn er horchte ängstlich auf den Kanonendonner, der sich leider zu entfernen schien. Er bemerkte das auch gegen seinen Offizier, der aber kopfschüttelnd meinte:

„Seien Sie ganz ruhig, wir bekommen hier genug zu thun. Das sind heimtückische Bursche, die wir vor uns haben! Wette ich doch Hundert gegen Eins, das Dorf und Schloß da vor uns steckt voll Mannschaft und Geschützen. Bemerken Sie dort die rothe Fahne auf dem weißen Hause?"

„Ich habe schon lange darauf Achtung gegeben," antwortete der Feuerwerker.

„Bemerken Sie sonst nichts da droben? Sie haben doch scharfe Augen."

„Es liegt dies alles im Schatten. Doch warten Sie einen Augenblick, Herr Lieuntnant; Sie bemerken doch die Gartenmauer, die um das Haus herumläuft?“

„Allerdings.“

„Hinter dieser Gartenmauer,“ fuhr Dose fort, indem er mit der Hand seine Augen beschattete, „meine ich immer etwas Glänzendes zu entdecken.“

„Ganz recht.“

„Eins — zwei — drei — vier glänzende Punkte.“

„Geschütze, Feuerwerker — Geschütze. Da wette ich eine schön gefüllte Granate gegen eine Flintenkugel — vier Geschütze, wahrscheinlich Zwölfpfünder.“

„In der That, es ist möglich.“

„Da sitzen sie, hinter ihren Mauern lauernd; wir haben da vor uns das Centrum ihrer ganzen Aufstellung und stehen vorderhand verflucht schwach dagegen.“

Mittlerweile war auch der commandirende Dragoner-Offizier, unser Freund, längs der Bergwand näher geritten, um sich ebenfalls vorn ein wenig umzuschauen.

„Nun, Feuerwerker,“ sagte er zu Dose, „bekommen wir bald was von Ihnen zu hören?“

„Ich warte nur auf Befehl,“ antwortete Dose lächelnd. — „Doch hören Sie —“ fuhr er heiter fort, und sein Gesicht überfuhr ein freudiges Lächeln, — „der Spektakel vom rechten Flügel kommt wieder näher.“

„Recht nahe,“ sagte der Dragoner-Offizier. „Gebe Gott, daß auch wir eine kleine Arbeit bekommen.“

„Ich wüßte was für euch,“ entgegnete lachend Lieutenant L., „paßt auf!“

„Nun denn, sprechen Sie!“

„Feuerwerker, wie weit schätzen Sie das Haus mit der rothen Fahne?“

„Nach meiner Berechnung sind es zweitausend Schritt, eher etwas mehr als weniger."

„So wollen wir vorderhand die beiden Haubitzen dahin richten lassen."

„Achtung!" commandirte Dose. — „Mit Granaten geladen! — zweitausend Schritt auf das weiße Haus!"

„Sieben Achtel Pfund Ladung!" rief Numero vier, „und zwanzig Grad Erhöhung!" Behutsam legte Numero zwei seine Pulversäcke in das Geschütz, der Bombardier setzte die Granate sorgfältig ein, den Quadranten einen Augenblick auf — — eine halbe Minute lang waren sämmtliche Kanoniere um das Geschütz in Bewegung, dann sprang Jeder wieder an seinen Platz, und Alles war fertig.

„Nun, und meine Arbeit?" fragte lachend der Dragoner-Offizier seinen Kameraden, der dem Gewühl um das Geschütz behaglich zuschaute.

„Das ist einfach," entgegnete der Artillerie-Offizier. „Die Himmelsakermenter da oben werden sich hinter ihrer Mauer ziemlich lange halten. Sie scheuen nur die blanke Waffe; wenn wir also mit Gottes Hülfe ihnen ein paar hübsche Granaten in ihren Garten geworfen haben, so wird die Infanterie zum Sturm vorrücken, und dann geht ihr mit oder vielmehr voraus. Mich soll der Teufel holen, wenn da ein Dragonersäbel nicht ein ebenso gutes Stück Arbeit macht, wie ein ehrliches Bayonnet."

„Der Teufel ja!" entgegnete der Dragoner-Offizier, und sein Gesicht glänzte vor Vergnügen, „so werde ich's machen. Freilich sind wir zu eurer Deckung da, aber wenn die ganze Geschichte vorwärts geht, da wollen wir auch nicht dahinten bleiben. Doch ihr müßt uns entbehren können."

„Lieber Freund," versetzte der Artillerie-Offizier mit großem Selbstgefühl, „das sind zwei reitende Geschütze, die kommen überall durch, werden auch, wenn es vorwärts geht, nicht weit hinter euch

bleiben. — Hab' mir auch schon links von dem Hause eine kleine Aufstellung angesehen, von da werde ich sie mit Kartätschen bedienen."

„Gehen wir ein paar Schritte näher," meinte der Dragoner, indem er sein Pferd antrieb; „ich muß doch sehen, wo man am besten da hinauf kommt." — Und damit ritt er einige Schritte vorwärts.

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Lieutenant," warnte der Feuerwerker, „das Grobzeug da oben schießt mit seinem gestohlenen Pulver herunter, sobald es eine ehrliche Uniform sieht."

Und Dose hatte Recht. Kaum hatte sich der Dragoner-Offizier ein paar Pferdelängen vorgewagt, so blitzte es an dem weißen Hause auf, eine Rauchmasse qualmte empor, und zu gleicher Zeit sauste eine zwölfpfündige Kugel herüber, riß über dem Kopfe des Offiziers einen starken Ast weg, schlug einige Schritte weiter auf den Boden nieder und ricochettirte darauf in zierlichen, immer kleineren Sätzen durch das Wiesenthal dahin.

Der Offizier warf sein Pferd herum und zog sich hinter die Bergwand zurück.

„Die Kugel war Ihnen schon nahe," sagte Lieutenant L.

„Ein Zwölfpfünder," meinte Dose. „Sie hatten vorhin vollkommen Recht, Herr Lieutenant."

„Augenscheinlich haben sie droben keine Haubitzen," entgegnete dieser, „sonst könnten sie uns warm machen. Aber jetzt, da sie uns angegriffen, will ich mich den Henker geniren, und nun wollen wir ihnen einige artige Granaten zusenden. — Richtung und Erhöhung genau?"

„Alles in Ordnung, Herr Lieutenant!"

„Nun, dann geben Sie Feuer!"

„Erstes Geschütz — Feuerrr!"

Mit dem ihr eigenthümlichen klingenden Schlag sandte die Haubitze ihre Granate in die Höhe, und athemlos blickte Alles zu

der Kugel empor, die jetzt plötzlich in der Luft sichtbar wurde und sich nun zierlich und funkensprühend herabneigte.

„Famos!“ rief der Lieutenant von der Artillerie und machte einen Luftsprung. — Die Kugel war hinter der Gartenmauer verschwunden, und man hörte sie dort explodiren.

„Zweites Geschütz — Feuerrr!“

Diese Granate nahm dieselbe Richtung und konnte möglicher Weise eine noch schlimmere Wirkung üben, denn sie zerplatzte, ehe sie über den Rand der Gartenmauer hinabsank.

Einen Augenblick blieb man droben die Antwort schuldig; dann aber krachten zwei der Geschütze und sandten ihre zwölfpfündigen Kugeln mit ziemlicher Genauigkeit herüber.

„Bemerken Sie wohl,“ rief Feuerwerker Dose, indem er der Richtung seines Geschützes nachsah, „nur die beiden Geschütze vom rechten und linken Flügel droben haben geantwortet. In der Mitte müssen unsere Granaten außerordentlich gewirkt haben.“

„Richtig! richtig! — Aber halten Sie nur um Alles in der Welt immer fest auf die Mitte! Solche Würfe wie die vorherigen zwei sind nicht zu bezahlen. — Feuerrr!“

Abermals entluden sich die Haubitzen, und wenn auch eine der Granaten nicht mit demselben Glücke hineinflog, denn sie fiel vor der Gartenmauer nieder, so schlug doch die andere in das Dach des Hauses; man sah die Ziegel umherfliegen.

„Bravo! bravo, ihr Leute!“ rief der Artillerie-Offizier, „haltet euch wacker! Jetzt antworten auch die mittleren Geschütze. — — — Donnerwetter! das war gut gezielt!“

Eine zwölfpfündige Kugel riß den Ansatzkolben von der Wischerstange ab. Numero eins, die sich übrigens sehr brav hielt, erbleichte ein klein wenig.

Dose war aber auch in diesem Moment ein großer Mann — ganz Feldherr. — Er schnallte nicht nur eigenhändig den Vorrathswischer los, sondern er ging auch unerschrocken drei, vier

Schritte vorwärts, ganz in's Freie, um, wie er sagte, nachzusehen, ob man an der Richtung nicht noch etwas ändern könne, in Wahrheit aber, um seinen Leuten zu zeigen, daß man sich wegen so ein paar lumpigen Kugeln nicht zu fürchten brauche. Und das that seine gute Wirkung. Die Kanoniere schossen brav, ruhig und kaltblütig, und schon nach einer Viertelstunde antworteten von den vier Geschützen droben nur noch zwei.

Mittlerweile war das Gefecht auf dem rechten Flügel näher und näher gekommen; man sah überall zwischen dem Laubholz und den Tannen Rauch emporsteigen, die Büchsenschüsse knallten stärker und stärker, und es dauerte keine Viertelstunde mehr, da bemerkte man am Fuß des Berges, auf dem die Ruine stand, zwischen diesem und dem Dorfe ein Gewimmel von Gestalten, die immer feuernd, aber eilig sich hinter die Häuser zurückzogen. Das stille Wiesenthal wurde nun mit Einemmale lebendig: von der Anhöhe herab drangen lustig und wohlgemuth ein paar Züge Jäger, setzten in vollem Lauf durch das Thal und erkletterten unter freudigem Hurrahrufen die jenseitige Anhöhe, um, einigermaßen durch die Bäume gedeckt, stürmend gegen das weiße Haus vorzudringen. Aus der Tiefe des Thales kamen in raschem Trabe sechs reitende Geschütze, geführt von dem Hauptmann v. Stengel, der sich belobend über die schöne Aufstellung der Haubitzen und über das bisher Geleistete aussprach.

Welch' Leben war jetzt wie mit einem Zauberschlage so plötzlich zwischen den engen Bergen entstanden! Das knatterte und rasselte und krachte durch einander! Dazwischen lärmten die Hörner von nah und fern und wirbelten die Trommeln auf allen Seiten.

Das Gesicht des Artillerie-Hauptmanns glänzte vor Kampflust und Freude. „Sie haben da ein braves Stück Arbeit gemacht!" rief er dem Feuerwerker zu, indem er sein Pferd parirte; „das da oben scheint mürbe zu sein, werr weiß, wie sehr! Noch ein paar tüchtige Würfe, und sie laufen auf der ganzen Linie."

„Ich würde den Herrn Hauptmann um Erlaubniß bitten," sagte Lieutenant L. eifrig, „noch ein paar Hundert Schritte vorzugehen; hier links um die Bergwand ist ein herrliches Plätzchen, wir sind jetzt doch zu weit von ihnen ab.

„Richtig! richtig!" entgegnete der Hauptmann. „Lassen Sie ausprotzen und vorwärts! Wir wollen ihnen frei auf der Ebene die Zähne weisen, werr weiß, wie bald!"

Sogleich stellten die Haubitzen ihr Feuer ein, protzten auf und jagten gegen den Hügel, auf welchem das weiße Haus stand. Das Plätzchen, das sich der Lieutenant L. ausgesucht hatte, war allerdings vortrefflich gelegen, und kaum hatten die Haubitzen und Kanonen Stellung gefaßt, so wurde der Befehl gegeben, mit Kartätschen zu laden, und in wenig Augenblicken sauste es über die Gartenmauer hinweg, daß Jedem das Herz im Leibe lachte.

Der Feind, obgleich im ersten Momente bestürzt über die Nähe der Batterie, fuhr indessen mit seinen Geschützen nicht so schnell ab, wie man das diesseits wohl erwartet. Seine Stellung war auch außerordentlich fest und haltbar; sie hatten sich in die Gartenmauer ordentliche Schießscharten gemacht und wurden jetzt von dem Kartätschenfeuer weniger belästigt, als vorhin von den Wurfgeschossen, wogegen sie mit ihrem schweren Caliber die fast frei dastehenden Geschütze mit einem wahren Hagel von Eisen überschütteten. Dies war das schlimmste Moment des ganzen Tages; die feindlichen Kugeln schlugen zwischen die Geschütze und Pferde und verwundeten manchen braven Kanonier. Aber da man sah, daß die Freunde siegreich von allen Seiten vordrangen, so achtete man ein paar leichte Schrammen und Löcher nicht besonders.

Dose hatte bei seinem Geschütze ein erschossenes Pferd, das er augenblicklich ausspannen und beseitigen ließ.

„Das ist ja wie ein Gewitter mit eisernen Schlossen," rief ihm ein Bombardier zu, nachdem er, allerdings ein wenig heftig, von der Richtmaschine zurückgewichen, denn eine Kartätschkugel

hatte ihm die Auffatzstange fast unter der Nase entzwei gerissen. — „An der ist nichts mehr zu halten.“

„Desto besser!“ versetzte Dose, „hervor mit dem Quadranten! Hol' der Teufel die Kartätschen! Das ist ohnedies ein unwürdiges Geschoß für eine Haubitze; paßt mir auf, meine Jungen! Wir wollen einmal vom allgemeinen Befehl abweichen und ihnen in der Geschwindigkeit noch ein paar Granaten zusenden. Aber das muß bei euch pünktlich gehen und schnell wie ein siedendes Donnerwetter. — Geladen! — Sechshundert Schritt auf die Gartenmauer. — He da, Schabel! wisch mir nur gehörig aus; ich will dir was sagen, mein Sohn, dein Herumblinzeln verjagt keine Kugel. — So! fest drin gehalten. — Prrrdautz! was Teufel ist das? Schießen die Hallunken wieder zur Veränderung mit Vollkugeln!“

„Am linken Vorderrad der Protze hat es zwei Felgen mitgenommen, das Rad wackelt,“ meldete ein Kanonier.

„Es soll in's Teufels Namen wackeln, wenn es nur hält bis wir fertig sind,“ entgegnete Dose. „Ist die Granate eingesetzt? — Genau! — So! — Geschütz — Feuerrr!“

Die Granate schlug herrlich ein. Sie mußte fast auf eines der feindlichen Geschütze gefallen sein und war in der gehörigen Distanz geplatzt. Wenige Sekunden nachher, welche Dose dazu anwandte, auf's Neue zu laden, bemerkte man ein Durcheinanderlaufen in dem Hofe, dann wurden die Geschütze zurückgezogen und verschwanden hinter dem Hause.

„Bravo! bravo, Feuerwerker!“ rief Hauptmann v. Stengel, der herbeigeeilt war, „ein famoser Wurf, ein sehr schöner Wurf; werr weiß, wie sehr!“

„Dank, Herr Hauptmann,“ sprach ruhig Dose. „Habe noch einen zweiten auf der Pfanne.“ — Damit warf er einen Blick auf das weiße Haus, hinter welchem sich der Feind eiligst zurückzog. „Noch eine Achtelpfund-Ladung drauf!“ rief er dann heiter, „wenn es auch ein Bischen aufhält. Jetzt auf tausend Schritt hinabgeschraubt, und nun — Feuerrr!“

Bei diesem letzten Worte ließ Dose sein Geschütz im Stich und sprang einige Schritte weit den Hügel hinauf, um die Wirkung des Schusses besser zu sehen. Ah! dieser kam zur rechten Zeit, um die regellose Flucht des Feindes hinter dem weißen Hause, die Straße abwärts, noch toller zu machen. Trog den Feuerwerker nicht sein Auge, so war ein tüchtiges Stück der gesprungenen Kugeln zwischen zwei Pferde hineingeschlagen und hatte ein Geschütz in den Graben gelegt. Doch war im nächsten Augenblicke nicht viel mehr zu sehen; die Batterie mußte ihr Feuer einstellen, um nicht die eigenen Jäger zu treffen, die jetzt in wilden Sprüngen gegen das Gehöft stürmten, aus dessen Fenstern und hinter der Gartenmauer her der Feind noch ein tüchtiges Gewehrfeuer unterhielt.

Der Dragoner-Offizier, der lange hinter der Batterie gehalten, hatte sein Vorhaben nicht vergessen. Als er den Feind auf dem rechten Flügel so unaufhaltsam fliehen sah, und als auch keine Befürchtung für die Batterie mehr da war, ließ er sie unter dem Schutze des Zuges Infanterie, der nicht weit von ihr stand, drang mit seinen braven Reitern durch einen Waldweg über eine dicht bewachsene Höhe gegen das weiße Gebäude und langte mit den Jägern vor demselben an. Hier aber gewann er mit seinen Reitern einen Vorsprung; das Terrain ging sanft ab- und aufwärts, und ohne sich lang um das feindliche Gewehrfeuer zu bekümmern, warf er sich mit seinen Dragonern aus dem Gehölze hinaus und stürmte, den Säbel in der Faust, das Gehöft. Die Feinde, die hinter ihrer sicheren Deckung wahrscheinlich noch lange hervorgeschossen hätten, waren beim Anblick der anstürmenden Reiter, des blanken, hochemporgeschwungenen Säbels und bei dem Hurrahrufe derselben bestürzt geworden. Die meisten verließen Fenster und Mauer, und nur die Keckſten unter ihnen thaten noch ein paar wohlgezielte Schüsse; dann versuchten auch sie ihr Heil in der Flucht.

Der Dragoner-Offizier hatte es aber nicht im Sinn, ihnen dieselbe so gar leicht zu machen; er schwenkte mit seinen Reitern

um den Garten herum, bis an ein hinteres Thor, wo er mit den Fliehenden fast zu gleicher Zeit ankam. Da, beim Anblick der Reiter prallten die feindlichen Schützen erschrocken auf und flüchteten nach dem Hause zurück. Doch hatten sie sich kaum wieder hineingeworfen, als die Jäger von der anderen Seite schaarenweis über die Gartenmauer sprangen und ebenfalls in das Haus stürmten, um den Feind, der ihnen manchen Kameraden verwundet, niederzumachen. Vergeblich sprang ein Jäger-Offizier zu gleicher Zeit mit ihnen die Treppen hinauf und suchte die erhitzte Mannschaft von unnöthigem Blutvergießen abzuhalten. Die beiden Parteien waren so erbittert auf einander, daß man keinen Pardon verlangte und gab, daß man sich vielmehr in Zimmern und Gängen herumschlug; dazwischen kamen zuweilen Schüsse und schallte wildes Geschrei in den Garten hinaus.

Der Dragoner-Offizier warf sich vom Pferde, nahm einige seiner besten und ruhigsten Leute und drang mit diesen zu Fuß ebenfalls in das Haus. Hier fand er Alles in der größten Verwirrung, in einem wilden, wüthenden Kampfe. — „Warum ergebt ihr euch nicht?“ rief er einem feindlichen Infanteristen zu, der oben an der Treppe stand, mit der linken Hand sein Gewehr hielt und sich mit der rechten an einem Pfosten festklammerte. Statt aller Antwort blickte dieser den Kavallerie-Offizier mit einem schauerlichen Blicke starr an, zuckte dann leicht mit den Achseln, stieß einen tiefen Seufzer aus und sank in die Kniee, worauf er todt die Treppen hinabrollte.

Die Dragoner stürmten eilig in den ersten Stock, traten eine Thüre ein und kamen zeitig genug, um ein Dutzend feindlicher Schützen vor den anstürmenden Jägern zu retten und zu Gefangenen zu machen.

Lieutenant v. W. ließ sie durch seine Reiter hinabtransportiren und untersuchte dann mit den Jäger-Offizieren das Haus. Sie fanden überall Todte und Verwundete, namentlich in einem

größeren Zimmer des Erdgeschosses, wo Dose's zweite Granate durchgeschlagen hatte. Dieser Saal war durch eine spanische Wand in zwei Theile getheilt, hinter dieser Abscheidung vernahm der Dragoner-Offizier leises Schluchzen. Auf einer Matratze vor derselben lag ein schwerverwundeter junger Mann, der matt den Kopf herumdrehte und seinen Feind fragend ansah.

„Sie werden sogleich Hülfe erhalten," sagte der Dragoner-Offizier. „Ich werde augenblicklich nach einem Arzte schicken. — Sind Sie schwer verwundet?"

„Ich glaube wohl," entgegnete matt der Andere, worauf er schmerzlich die Lippen aufeinander biß. „Das Stück einer Granate hat mir schwer die Seite verletzt. — Sind alle unsere Leute geflüchtet?" fragte er nach einer Pause.

„Wir haben vielleicht einige zwanzig zu Gefangenen gemacht," erwiderte Lieutenant v. W.

„Zu Gefangenen?"

„Allerdings; Sie glauben doch wohl nicht, daß wir einen wehrlosen und eingeschlossenen Feind niedermachen? Ich bin überzeugt, Sie glauben das nicht."

Hinter dem Verschlage hörte man einen tiefen Seufzer.

Hiedurch aufmerksam gemacht, fuhr der Dragoner-Offizier fort: „Wenn sich auch dort noch einige Ihrer Leute verborgen halten, so mögen sie ruhig hervor kommen; es ist mein Grundsatz, an dem ich fest und heilig halte: Schutz den Wehrlosen und Verfolgten, wo ich sie finde."

In diesem Augenblicke verwandelte sich der Seufzer hinter der spanischen Wand in einen leichten Aufschrei — — einen Ton, der den Offizier beben machte.

„Es sind zwei Damen," sprach der Verwundete.

Lieutenant v. W. trat rasch hinter den Verschlag. Wir wollen eingestehen, daß sein Herz heftiger schlug, als vorhin bei der Attaque auf das Haus; er sah vor sich eine alte Dame, die in

einem Lehnstuhle saß, zu ihren Füßen kniete ein junges schönes Mädchen, welches die beiden Hände der alten Dame gefaßt hielt.

Das junge Mädchen hatte lange, blonde, reiche Flechten und Locken, die wahrscheinlich von der Aufregung los gegangen waren und ihre Schultern und Brust bedeckten. Sie wandte dem eintretenden Offizier mit einem seltsamen, erwartungsvollen Ausdruck ihr schönes Gesicht entgegen, das sich plötzlich mit einer tiefen Röthe bedeckte.

Lieutenant v. W. blieb eine kleine Weile wie festgebannt vor dieser Gruppe stehen, dann verneigte er sich vor den beiden Damen und wiederholte nur die drei Worte: „Schutz den Verfolgten," drei einfache Worte, die aber das Mädchen mit dem blonden Haar aufs tiefste zu erschüttern schienen; denn ihr Gesicht, vorher noch so roth, wurde jetzt farblos und blaß, dann senkte sie plötzlich ihren Kopf in die Hände der alten Dame.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte Lieutenant v. W. nach einer Pause. „Wollen Sie hier in dem Hause bleiben, oder wohin befehlen Sie?"

Die alte Dame sah dankbar zu dem feindlichen und doch so überaus artigen Offizier auf; dann richtete sie das Mädchen in ihrem Schooß in die Höhe und erhob sich selbst, indem sie sagte: „Beruhige dich, Sophie." Dann wandte sie sich mit den Worten an den Offizier: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Artigkeit, mit der Sie Ihre Feinde behandeln; doch wenn wir auch durch die seltsame Lage, in der wir uns befinden, zu Ihren Gegnern gehören, so werden Sie doch meinen Worten glauben, daß wir Ihres Schutzes in keiner Beziehung unwerth sind. Das Schicksal bestimmt den Menschen, das unsrige war hart und traurig; der Verwundete, mit dem Sie vorhin sprachen, ist mein Sohn, der Bruder dieses armen Mädchens."

Lieutenant v. W. verbeugte sich leicht.

„Sie sind Sieger für Ihre Sache," fuhr die alte Dame stolz

fort; „wir sind für die unsrige, die wahrhaftig nicht schlechter ist, leider unterlegen.“

„Mama!“ sagte das junge Mädchen in bittendem Tone.

„Aber Sie sind ein edler Sieger; ich danke Ihnen, und wenn Sie uns nicht als Gefangene zu behalten wünschen — ich weiß ja nicht, wie streng Ihre Befehle sind, — so bitte ich Sie, mich nach * . . bringen zu lassen; es ist ein Landgut, eine halbe Stunde von hier, und unsere eigentliche Wohnung.“

„Sie sind vollkommen frei, meine Damen,“ versetzte der Dragoner-Offizier, „und wenn ich Sie, um mich Ihres Ausdruckes zu bedienen, nach * . . bringen werde, so geschieht es nur, um Sie durch meinen Schutz vor allenfälligen Unannehmlichkeiten zu bewahren.“

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete trocken und ernst die alte Dame. „Aber mein Sohn — was wird mit ihm?“

„Ich erwarte nur den Bericht des Arztes, ob er zu transportiren ist, und in dem Falle wird er Sie begleiten und hat nur sein Ehrenwort zu geben, daß er ohne vorherige Anzeige das Landgut nicht verlassen wird.“

Die alte Dame warf einen schmerzlichen Blick gen Himmel, dann sagte sie mit leisem, aber bitterem Tone der Stimme: „Seien Sie unbesorgt, Ihre Kugel hat zu gut getroffen; mein unglückliches Kind wird jenes Landgut lebend nicht verlassen. — Oh!“ fuhr sie in Thränen ausbrechend fort, „könnte ich nur meinen schwersten Fluch auf das Haupt desjenigen schleudern, der jene niederträchtige Kugel herübergesandt!“

So unangenehm der Dragoner-Offizier auch von dem Schmerze der Mutter berührt war, so konnte er sich doch nicht enthalten, in seinem Geiste Ursache und Wirkung zusammen zu stellen. Dort den langen Feuerwerker Dose in seinem Diensteifer, in seinem Glück über den schön gelungenen Wurf, hier den verwundeten jungen Mann, vielleicht der Stolz seiner Familie, in den schönsten Jahren

des Lebens niedergeschmettert. — „Ah, der Krieg ist ein hartes Handwerk,“ sprach er halblaut vor sich hin. Worauf die alte Dame die Zähne zusammenbiß und ihm das junge Mädcheu einen dankenden Blick zuwarf.

Der Arzt der reitenden Batterie war schnell auf dem Platze, er untersuchte die Verwundeten, zuckte bei dem jungen Manne die Achseln und sagte leise zu dem Dragoner-Offizier: „dem wird ein Transport nicht mehr viel schaden.“ Eine Tragbahre wurde in dem Hause gefunden, und man legte den jungen Mann darauf, nachdem seine schwere Wunde so gut wie möglich verbunden war. Einige Knechte, die man in den Ställen und Kellern gefunden, faßten die Tragbahre an und verließen mit derselben das Haus. Die Mutter hatte die Hand ihres Sohnes erfaßt und ging neben ihm her, das junge Mädchen folgte.

Lieutenant v. W. nahm zwölf Mann seiner Dragoner und hielt es für seine Pflicht, die Gefangenen nach dem nahen Landhause zu begleiten. Er ging an der Seite des jungen Mädchens und ließ sein Pferd folgen, dessen Zügel er um die rechte Hand geschlungen hatte. Rasch schritten die Träger voran, und nachdem man den Garten verlassen, wandte man sich zwischen die Berge hinein, ließ das Schlachtfeld hinter sich und war in kurzer Zeit von dem dichten, frischgrünen Walde umfangen, von der ruhigen, stillen Natur, und hätte es leicht vergessen können, daß noch vor einer halben Stunde diese Berge wiederhallten vom Gewehrfeuer und Kanonendonner. Dort unten im Thale war der Krieg, hier der Friede. Wenn vorn die Träger, was öfters vorkam, an einer Biegung des Weges auf Augenblicke verschwanden, so überließ sich der junge Offizier seinen Phantasien und träumte sich in eine ganz andere Zeit und Umgebung hinein. Da war er allein mit dem jungen Mädchen unter den hohen Buchen und Eichen, sie machten einen harmlosen Spaziergang, und er vergaß völlig den

heutigen Morgen, dachte nicht mehr daran, daß er erst vor Kurzem den hochgeschwungenen Säbel in die Scheide gesteckt.

So leichten Herzens er einige Zeit neben der schönen Sophie dahin schritt, so schwer wurde es ihm, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Der blutige Tag däuchte ihm kein passendes Terrain, ebenso wenig die Erinnerung an jene Nacht. Glücklicherweise gedachte er des Landhauses am Rhein und des langen Eduard, und auf die Erzählung dieses würdigen Freundes fußend, sprach er von dem andern Tage jenes Balles, von seinem Glücke, durch jene Einquartierung eine Nachricht von ihr erhalten zu haben, eine Nachricht, die ihn ganz entzückt, da er daraus entnommen habe, man zürne ihm, dem Unbekannten, nicht wegen seiner verwegenen Handlung. Wenn er auch dem, was er sagen wollte, auf einem großen Umwege näher geschlichen war, so erröthete und erblaßte das Mädchen doch abwechselnd und beeilte ihre Schritte, um die Vorausgegangenen einzuholen.

„Seien Sie nicht so grausam gegen mich!“ bat der Dragoner-Offizier; „uns hat das Schicksal zweimal auf so eigenthümliche Art zusammengeführt, daß man wahrhaftig glauben könnte, es habe dies nicht ohne Absicht gethan. Und leider bedarf ich für beide Male Ihrer Verzeihung, mein Fräulein, und nur darum bitte ich.“

Das Mädchen erhob den Kopf und sah ihn mit ihren glänzenden dunkeln Augen eine Sekunde fest an. — „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,“ sagte sie nach einer Pause. — „Damals, das war eine unüberlegte Handlung, und heute — — nun, ich könnte es fast für ein Unglück halten, daß Sie uns feindlich gegenüber stehen.“

„Ah! wenn Sie das wenigstens für ein Unglück halten, so bin ich schon zufrieden, und ich danke Ihnen herzlich für dieses Wort.“

Sophie sah ihn treuherzig an, dann versetzte sie rasch: „Ich

danke Ihnen recht sehr, daß Sie sich meines Bruders und unserer so edelmüthig angenommen. Wir befanden uns in dem Hause nach dem unglücklichen Ausgange des Gefechts in einer tödtlichen Angst, — als ich Ihre Stimme erkannte. . ."

„Ah! Sie erkannten meine Stimme?"

„Jene Worte," sagte das Mädchen leicht erröthend, „da fühlte ich, daß wir gerettet seien."

„Sie fühlten das, Sophie?"

„Ja, ich fühlte es," antwortete das Mädchen und blickte den jungen Offizier mit einem unnennbar weichen Ausdrucke an, und sagte zu mir: „wir sind gerettet."

„Also Sie gedachten meiner? Ja, Sie mußten meiner gedacht haben, wenn Sie die Stimme oder die Worte wieder erkannten!"

„Ja, — ich dachte vielleicht hie und da an Sie, und wohl nicht an Sie; ich dachte an etwas Wesenloses, an etwas, das ich nie gesehen, ich dachte an drei Worte, an den Klang jener Stimme."

„Und als ich nun vor Sie hintrat und jene drei Worte aussprach, war ich Ihnen fremd, oder wurde es Ihnen leicht, den Klang meiner Stimme mit meiner Person zu vereinigen?"

„Sie waren unser Retter," antwortete kaum hörbar das Mädchen, „und ich fühle mich nicht unglücklich, daß Sie gerade es waren. — — Doch endigen wir diese sonderbare Unterhaltung; auch sind wir am Ziele; dort vor uns liegt das Landhaus. Nehmen Sie nochmals meinen Dank, und lassen Sie mich eilen, meine Mutter ist schon weit voraus."

„Aber ich werde Sie wieder sehen, Sophie," sagte drängend der Dragoner-Offizier, indem er eine ihrer Hände ergriff, „gewiß, ich werde Sie wieder sehen. Wir bleiben drüben ein paar Tage liegen, und mein Pferd trägt mich in einer kleinen Viertelstunde hieher."

Lieutenant v. W. glaubte von den Fingern des jungen Mäd-

chens einen leichten Druck zu fühlen; doch als er ihrem Blick begegnen wollte, war dieser fest nach dem Landhause gerichtet, und ohne sich umzuwenden, sprach sie: „Leben Sie wohl — Sie müssen Alles vergessen. Denken Sie an den Krieg und daß wir Feinde sind; vor Allem aber merken Sie auf meine Worte: wagen Sie sich nie allein und unbesonnen in diese Berge.“ — Damit riß sie ihre Hand los und sprang den vorausgeeilten Trägern nach.

„Ei!“ sagte der Dragoner-Offizier nach einer Pause, während er ihr nachblickte, da sie so leicht und schlank dahinschoß wie ein Reh, „ei, der Tausend, so leicht gibt man ein solches Abenteuer nicht auf!“ — Damit ordnete er das Sattelzeug seines Pferdes, schwang sich hinauf und trabte, von den Dragonern gefolgt, nach dem weißen Hause zurück.

Achtes Kapitel.

Handelt vom Bivouakiren im Allgemeinen und zeigt, wie man in Friedenszeit seine Wache verlassen und doch ein braver Bombardier sein kann.

Der Feuerwerker Dose hatte einen glorreichen Tag verlebt; er war zum ersten Male im Feuer gewesen, er hatte sich mit seinem Geschütze tapfer geschlagen, und man konnte nicht läugnen, ein kleines Lorbeerblatt des Siegerkranzes gebührte ihm. Dagegen waren die Verluste, die er und das Geschütz erlitten, nicht außerordentlich groß. Außer dem Stangen-Handpferde, das getödtet worden, war nur eines der Bedienungs-Mannschaften ziemlich verletzt, dann hatten zwei Kanoniere nicht gerade bedeutende Schrammen erhalten, ihm selbst aber hatte eine Kartätschkugel die Parirstange des Säbels zertrümmert und ihn an der Hüfte verletzt. Von einigen Lafetten-Splittern und einem zerschmetterten Wischer

wollen wir gar nicht reden. Wichtiger waren die verletzten Felgen des Protzrades, und hierbei zeigte sich Dose auf dem Schlachtfelde in seiner ganzen Größe. Er war von jeher ein Freund von allen manoeuvres de force gewesen, und hier fühlte er sich ganz glücklich, das Erlernte praktisch anwenden zu können.

Während die übrige Batterie abfuhr, um sich am Bivouakplatze aufzustellen, blieb Dose allein zurück, beschiente die zersprungenen Felgen und umwand sie so sauber und fest mit Stricken, daß es eine wahre Freude war, die fertige Arbeit zu sehen.

Dose hatte an dem Tage Glück; denn als Alles in Ordnung war und er sich auf das Pferd schwang, um gegen das Dorf hinab zu reiten, begegnete er einem Trupp glänzender Offiziere, hohen und höchsten Generalen und Commandeuren. Der Feuerwerker meldete dienstmäßig die Ursache seines verspäteten Einrückens, und die Haubitze war augenblicklich von einem Kreise aufmerksamer Zuschauer umgeben, welche die entstandenen Schäden und ihre kunstvolle Ausbesserung in Augenschein nahmen. Der vornehmste und erste der Offiziere, ein schöner Mann mit einer hohen Gestalt, freundlichem Gesicht und prachtvollem blondem Schnurrbarte, ließ den Namen des Feuerwerkers notiren, der darauf seelenvergnügt seinen Weg fortsetzte.

Auch Hauptmann von Stengel empfing Dose'n freundlich, werr weiß, wie sehr! und versicherte ihm, er werde auf seine Beförderung antragen, werr weiß, wie bald!

Sämmtliche Truppen hatten sich unterdessen um das Dorf zusammengezogen und theils in demselben Quartiere erhalten, theils bivouakirten sie rings umher. Das Hauptquartier wurde in jenes weiße Haus verlegt, von dessen Erstürmung wir Zeuge waren; es war ein gut eingerichtetes, großes Gebäude, lag, wie schon bemerkt, auf einem Hügel, weßhalb man von ihm aus die Gegend rings umher überschauen konnte. Von hier nun nahmen sich die Bivouaks und Lagerplätze der Soldaten, die Artillerie-Parks, die

Kavallerie-Pikets außerordentlich gut aus; jeder Truppentheil bildete einen eigenen, abgeschlossenen Theil, eine zahlreiche Familie, die eben anfing, sich häuslich einzurichten.

Die Infanterie ordnete ihren Lagerplatz am schnellsten; denn sie brauchte nur den Tornister abzuschnallen und ihn in Reihe und Glied zu legen, und hatte alsdann die vollkommenste Muße, ihr Holz, ihr Wasser und ihre Lebensmittel zu fassen. Bei ihr qualmten auch zuerst die Feuer, wurden zuerst die großen Kessel übergehängt und eine gute Suppe gekocht.

Die Kavallerie brauchte längere Zeit, um Pflöcke einzuschlagen, die Fourragirleinen herum zu ziehen und die Pferde mit den Stricken daran zu binden.

Die Artillerie mit ihren Kugeln- und Granatwagen war genöthigt, länger zu marschiren und sich entfernter aufzustellen. Nachdem dies mit großer Genauigkeit und ziemlicher Umständlichkeit geschehen, wurde die Deichselspitze durch einen in den Boden geschlagenen Pfahl befestigt, die Pferde an die Deichsel und hinter das Geschütz und die Wagen gebunden und darauf abgesattelt. Wenn auf diese Art die Artillerie auch am längsten gebraucht, ehe sie zur Ruhe kam, so bot dagegen auch ihr Lager den malerischsten Anblick. Die Geschütze standen da ernst und düster in langer Reihe, um sie herum die schüttelnden und schnaubenden Pferde, hinter ihnen die dunkeln Wagen, und zwischen all' dem das Gewühl der Kanoniere, die, nachdem sie Sattel und Zeug abgelegt, zu einander hin liefen, um sich über die Erlebnisse des Tages zu unterhalten. Ein anderer Theil beschäftigte sich an den Kochherden, die in ziemlicher Entfernung von der Batterie angelegt waren, oder umstanden neugierig die Feldschmiede, die von dem Batterieschmied in Thätigkeit gesetzt wurde und deren großer Blasbalg auf und ab ächzte.

Diese Einzelheiten bemerkte man freilich aus der Entfernung nicht; doch bot dafür, von Weitem gesehen, die ganze Ebene ein

reges, lebendiges Bild. Das Grün der Wiesen hie und da mit den dunkeln, wimmelnden Gestalten bedeckt, große Flecken bildend, rings herum die ernsten Waldungen, vorhin so lebendig und bewegt, jetzt in tiefem Schweigen, kaum unterbrochen durch den Schrei eines Raubvogels, das Dorf in der Mitte, beglänzt von der Abendsonne, mit seinen spitzen Giebeldächern und unzähligen Schornsteinen, aus denen bläulicher Rauch empor qualmte, und über Alles die alte Schloßruine, die so finster und grämlich auf dieses Treiben herabzuschauen schien.

Die mannigfaltigsten Klänge belebten dieses kriegerische Bild: der Jubelruf der Soldaten, ein in der Entfernung gesungenes Lied, das scharfe Rasseln einer Trommel, irgend ein Horn- und Trompeten-Signal, und endlich die Klänge einer prächtigen Militärmusik, die hell und lustig von dem weißen Gebäude her über das Feld dahinschallte.

Das weiße Haus war übrigens der Mittelpunkt des ganzen Lagerlebens; mit seinem weiten Hofraume und Garten war es ein Bild im Kleinen von dem, was das Feld draußen im Großen war. Auch hier lagerte Infanterie, Kavallerie und Artillerie, theils als Bedeckung des Hauptquartiers, theils als Reserve einer vorgeschobenen Feldposten-Kette.

Wenn wir den geneigten Leser in den Hofraum dieses Hauses führen, so geschieht es, um dem Titel unseres Buches: „Wachtstuben-Abenteuer" einigermaßen getreu zu bleiben. Wenn auch hier von keiner Wachtstube die Rede war, so doch von einer Wache im großartigsten Style, von der Wache einer Compagnie Garde-Landwehr und Linien-Infanterie, welche heute die spezielle Bedeckung des Hauptquartiers bildeten. So lange es Tag war, hatte diese Wache nicht viel Bemerkenswerthes: die Soldaten saßen auf den Treppen des Hauses, oder lagerten ermüdet unter den großen Bäumen des Hofes, die Offiziere dagegen befanden sich bei ihren Kameraden oder im Hause, plauderten über allerlei Vorgefallenes und vernah-

men mit Interesse die Rapporte der verschiedenen Truppentheile über die Erlebnisse des Tages. Als es aber Abend geworden war, als man hörte, wie aus jedem Theile des Bivouaks die Retraite geschlagen und geblasen wurde, als es immer mehr dunkelte und man auf der Ebene nichts mehr erkennen konnte, als die Feuer der Soldaten und einzelne Lichter aus den Häusern des Dorfes, da begann auch der weite Hof eine ganz andere Gestalt anzunehmen. Die Soldaten hatten Feuer angezündet für sich und die Offiziere, und als die Flammen hoch emporloderten, die Wände des Hauses mit rothem magischem Schein bedeckten und die Bäume auf eigenthümliche Art zu beleben schienen — denn die hell angestrahlten Blätter zitterten durcheinander bei jeder Bewegung der Flamme, und die Schatten an den weißen Mauern wehten in seltsamen Formen hin und her, wie dunkle Gespenster, — da belebte sich der Hof, man verließ die dunkeln unfreundlichen Zimmer und gruppirte sich um die Wachtfeuer plaudernd im Kreise.

Um eines derselben finden wir unsere Freunde wieder: den Dragoner-Offizier v. W., den Husaren-Offizier, der Adjutantendienst im Hauptquartier verrichtete, Lieutenant Robert, der die Geschütze der Feldwacht commandirte, und den langen Eduard, der sich hier als Wachthabender befand. Letzterer saß an einen Baumstamm gelehnt und machte in seiner ernsten und würdigen Weise die Honneurs des Wachtfeuers, d. h. er vertheilte die Plätze an demselben, er sah darauf, daß fleißig Holz nachgelegt wurde, er hatte eine große Feuerzange neben sich, mit der er glühende Kohlen zum Anzünden der Pfeifen und Cigarren herumreichte, und wenn er die Hand hinter den Baum ausstreckte, an dem er saß, so gab ihm sein Bursche eine Flasche rothen Wein in die Hand, die er alsdann in zeitgemäßen und richtigen Pausen im Kreise umgehen ließ.

Die meisten Offiziere befanden sich in der Mütze und ohne Waffen; nur der lange Eduard und der Dragoner-Offizier waren dienstmäßig gekleidet. Letzterer stand aufrecht neben dem Feuer

hatte beide Hände auf seinen Säbel gestützt und blickte nachdenkend in die rothen Flammen.

„Zu allem dem, was du heute erobert, gehört auch dein außerordentliches Glück," sagte der Husaren-Offizier. „Alle Wetter! so was blüht unser einem nicht. Kommt da mit seinem Zuge und kann da an der Erstürmung eines verschanzten Hauses Theil nehmen. Wem Gott wohl will, dem gibt er's im Schlafe."

„Unberufen," antwortete ernst der Andere.

„Und die Eroberung, die er gemacht hat!" mischte sich der lange Eduard in das Gespräch. „Ich habe mir die Sache erzählen lassen; doch möchte ich sie von dir hören, es liegt noch ein gewisses Düster darüber. Haben wir Hoffnung, daß du uns dasselbe aufklärst?" — Bei diesen Worten blinzelte er dem Freunde aus dem Augenwinkel zu.

„Die Geschichte ist sehr hell und klar," gab der Dragoner zur Antwort. „Ich fand hier eine Mutter mit ihrer Tochter und einem auf den Tod verwundeten Sohne. Da wir keine Weiber zu Gefangenen machen, so ließ ich alle drei nach einem nahegelegenen Landgute bringen."

„Doch hätte dir bald diese ritterliche That eine artige Nase eingetragen," sagte Lieutenant Robert; „ich mußte drinnen im Dorfe ein paar Pferde requiriren und kam gerade dazu, wie sich der General v. H. über dieses Thema ausließ."

„Nun?" fragten die Offiziere.

„Madame, die hier im Hause gefunden wurde, ist die Frau des Gutbesitzers D., die Eigenthümerin dieses Landgutes und eine entschiedene und gefährliche Anhängerin der anderen Partei. Der Gemahl ist in Geschäften abwesend, und sie soll die Vertheidigung auf diesem Punkte fast ganz allein geleitet haben."

Der Dragoner-Offizier blickte achselzuckend in die Höhe.

„Aber sie hat eine Tochter," bemerkte ruhig der lange Eduard, „mit sehr schönem blondem Haar und ultra-conservativen Gesin-

nungen. Diese Tochter hat mit dem Kampfe nichts zu thun, denn sie ist erst seit Kurzem vom Mittelrhein gekommen, wo sie sich Vergnügens halber aufgehalten."

„Kennen Sie dieselbe?" fragte der Husaren-Offizier.

„Ich habe euch schon einmal erzählt, daß ich nach einer denkwürdigen Nacht bei einem lustigen Demokraten im Quartier lag, wo wir guten Wein aus seinem Keller probirten und mit drei hübschen Mädchen dinirten."

„Meidinger!" warf halb ärgerlich der Dragoner-Offizier dazwischen. Die anderen Offiziere lachten, und der lange Eduard fuhr ruhig fort:

„Es ist nicht ganz Meidinger, denn ich glaube, es wird noch Fortsetzungen haben, die für uns in der That recht neu und überraschend sind."

Der Dragoner-Offizier pfiff statt aller Antwort irgend eine Melodie und stieß mit seiner Säbelscheide auf die glühenden Holzstücke, daß Myriaden von Funken umherstoben.

Der Lieutenant Eduard streckte die Hand hinter den Baum und brachte eine neue Flasche zum Vorschein, die er rechts herumgehen ließ.

„Das war doch heute ein recht angenehmer Tag," meinte der Husar, nachdem er getrunken und sich den Schnurrbart mit der Hand abgewischt. „Habt ihr bei der Infanterie viele Verluste gehabt!"

„Unbedeutend" entgegnete der lange Eduard, „wenige Leute sind verwundet und sehr leicht. Der Einzige, dem es schlimmer ergangen, ist der arme Lieutenant Schmauder; der Mann hat kein Glück; er führte die Plänklerkette, und einer der ersten Schüsse, die drüben losgehen, schickt ihm eine Kugel in die linke Seite."

„Der arme Schmauder!" sagte der Husaren-Offizier. „Erinnert ihr euch noch des Punsches, den wir mit ihm auf der Hauptwache in C. tranken, wenige Tage vor dem Ausmarsch?"

„Es ist gut, daß ihr mich daran erinnert,“ rief Lieutenant Robert. „Bei der Fuß-Artillerie hatten sie heute ebenfalls einen Verlust, der mit jenem Abend zusammenhängt. Ihr erinnert euch gewiß der Geschichte mit den Patrouillen-Zetteln!“

„Versteht sich,“ erwiderte der lange Eduard: „die Correspondenz der beiden Wachthabenden miteinander.“

„Allerdings.“

„Nun, der eine dieser Correspondenten, der Commandirende auf dem Fort draußen, Hornemann hieß er, hat sich heute bei der Bedienung seines Geschützes auf's Außerordentlichste hervorgethan; die Details weiß ich nicht ganz genau, aber so viel ist gewiß, daß dieser brave junge Mann tüchtig befördert worden wäre — wenn er nicht —“

„Nun, wenn er nicht —?“ fragten die Offiziere.

„Wenn er nicht,“ fuhr Lieutenant Robert sehr ernst fort, „neben seinem Geschütze gefallen wäre. Es war eine lustige, heitere Soldatenseele, fröhlich und wohlgemuth, hat sich aber geschlagen, wie einer der Besten.“

„Das thut mir in der That leid,“ versetzte der Dragoner-Offizier. „Armer junger Mensch! sieht die Seinigen nicht wieder. Wer weiß, welch' treues Herz in diesem Augenblicke an ihn denkt! Ja, das ist der Krieg.“

„Und der Lieutenant Schmauder,“ warf der Husaren-Offizier dazwischen. „Gott gebe ihm seinen Frieden! Aber davon bin ich überzeugt, wenn die beiden sich jenseits treffen, so bekommt der arme Bombardier doch noch einen Verweis, daß er einstens seine Wache verlassen.“

Der lange Eduard hatte die Flasche von der linken Seite zurück erhalten; er hielt den Rest zwischen seinem Auge und dem Wachtfeuer, so daß sein Gesicht röthlich angestrahlt wurde, und sprach nach einer Pause: „Ich habe euch ja damals schon gesagt, daß die jungen Leute, wenn sie auch im Uebermuthe und in Friedenszeiten

im Stande wären, ihre Wache zu verlassen, sich brav und tüchtig benehmen würden, wenn es einmal gegen den Feind ginge. Der hier hat's bewiesen; ich trinke den Rest da auf sein Andenken; möge es ihm drüben gut werden!"

„Möge er seinen Frieden finden!" fügte Lieutenant Robert hinzu.

„Obgleich er hier auf Erden einmal seine Wache verlassen."

„Um einer Geliebten willen," sprach nachdenkend der Dragoner-Offizier.

Worauf der lange Eduard den Rest der Flasche austrank und sie dann hinter sich an die Mauer warf, daß sie in tausend Stücke zersplitterte.

Neuntes Kapitel.

Der Dragoner-Offizier untersucht nächtlicher Weile die Vorposten, sieht eine buntfarbige Correspondenz mit dem Feinde und faßt seinen Entschluß, da er eine Verrätherei ahnt.

Noch eine Zeit lang hatte ein lebhaftes Gespräch und die Erinnerung an den vergangenen Tag den Schlaf von den Augen der Offiziere verscheucht, die um das Wachtfeuer saßen. Als aber die Eilf-Uhr-Ablösung vorbei war, entschuldigte sich Einer nach dem Andern und schlich langsam davon, dem Hause zu, um dort in irgend einem Winkel ein Bund Stroh oder eine Matraze zu finden. Selbst der lange Eduard blickte oft Minuten lang, ohne zu sprechen, in's Feuer, dann wurde sein Blick unsicher, die Augenlider sanken ihm zu, sein Kopf vornüber, und erst, als das Kinn auf die Brust aufstieß, gab er einen Ton von sich, schrak in die Höhe und sagte lächelnd, indem er die Augen weit aufriß: „Was ich da geträumt, war ungeheuer Meidinger."

Der Dragoner-Offizier war der Letzte, der am Feuer stehen blieb; doch endlich drückte auch er seinen Helm fest, hakte den Sä-

bel an der Koppel los und reichte dem Wachthabenden zum Abschied die Hand.

„Wo hast du dein Quartier?" fragte ihn der lange Eduard. „Drunten im Dorf? Oder gehst du in's Bivouak?"

„Für heute Nacht finde ich nirgendwo etwas, wo ich mein Haupt hinlegen kann," entgegnete der Andere; „ich habe es für Lieutenant D., der ein wenig unwohl ist, übernommen, die Feldwachen abzureiten, bin also im Dienste so gut wie du."

„Da habe ich aber einen kleinen Vortheil," versetzte der Lieutenant der Infanterie; „ich werde mir in der Ecke des Hofes, wo die alte Linde ihren Schatten recht dicht hinwirft, ein Bund Stroh ausbreiten lassen, das ich ausfindig gemacht, um ein paar Stunden zu schlafen. Wenn du von deinem Ritte zurückkommst, weck' mich auf. Ich brauche nur sehr wenig Schlaf, um mich zu restauriren. Dann machen wir uns einen Kaffee und erwarten den Morgen."

„Meinethalben, ich werde kommen, beneide dich auch um deine Ruhe nicht," sagte der Kavallerie-Offizier. „Mir ist mein Ritt recht lieb, ich würde die Nacht doch nicht gut schlafen. — Also auf Wiedersehen!"

„Gute Nacht!"

Damit traf der lange Eduard alle Anstalten, um ein wenig auszuruhen; er postirte einen Unteroffizier und ein Dutzend von der Wachtmannschaft um das Feuer, zog sich in den Schatten zurück und wickelte sich dort in seinen Mantel, um den Schlaf des Gerechten zu schlafen.

Der Dragoner-Offizier ging in den Garten des Hauses, wo sich von seinen Leuten einige an einem Feuer aufhielten. Er sagte einem alten Unteroffizier leise ein paar Worte, dieser legte die Hand an den Helm, winkte seinen Reitern hinweg und verschwand mit ihnen im Dunkel des Gartens. Gleich darauf hörte man aber das leise Wiehern und Schütteln von Pferden, sowie das Klirren von Säbelscheiden, die an Sattelwerk und Sporen schlugen.

Dann tauchte aus dem Schatten ein Dragoner mit einem Handpferde hervor; Lieutenant v. W. schwang sich leicht auf und ritt zu dem Hofthore hinaus, gefolgt von einem Trupp von ungefähr zehn Reitern.

Wie war die Nacht so schön und ruhig! Auf der Ebene schienen die meisten Wachtfeuer erloschen zu sein, nur hie und da bemerkte man noch einen röthlichen Schein zwischen einer dunkleren Gruppe: wahrscheinlich Soldaten, die dort noch saßen und zusammen plauderten. Der Offizier ritt mit seinen Dragonern den Hügel hinab, den er am Morgen hinaufgestürmt war; bald kam er an die Stelle, wo die Geschütze zum letztenmal gehalten; rechts hatte er den Wald, der in tiefem, geheimnißvollem Schweigen neben ihm lag. Nicht der geringste Laut unterbrach die Stille, kein Flüstern des Blattes, kein Lispeln des Windes; es war eine ruhige, warme Sommernacht. Immer tiefer ritt er hinab und kam jetzt auf den Grund des Wiesenthales, wo Dose die ersten Granaten geworfen und wo ihm die zwölfpfündige Kugel so nahe gekommen war. In das enge Thal ritt er hinein und man hörte auf dem nassen bethauten Wiesenboden keinen Tritt der Pferde; kein Klirren der Waffen unterbrach die Ruhe; es war oftmals so still, daß man das Rieseln des Baches hörte, wie seine Wellen über die glatten Kiesel dahinschliffen. Vor ihnen lag die mit Laub- und Nadelholz bewachsene Anhöhe, welche das kleine Wiesenthal absperrte, und weil hier unten Alles in so tiefer Nacht begraben lag, so bemerkte man um so deutlicher dort den hellen, glänzenden Nachthimmel im weißblauen Lichte, auf dem sich die dunklen Tannen scharf und zierlich abzeichneten. Der Mond begann aufzusteigen.

Ein schmaler, sandiger Weg führte aus dem Wiesenthal auf jene Anhöhe, über welche die Vorposten-Kette lief. Je höher die Reiter emporstiegen, desto klarer leuchtete ihnen der Himmel entgegen. Bald hatten sie den Bergkamm erreicht, und der Lieutenant v. W. blieb einen Augenblick überrascht stehen, denn er schaute

vor sich in das weite Rheinthal voll phantastischer Nebel- und Schatten-Gestalten. Gewaltige silberdurchwebte Schleier bildeten das Mondlicht und die aufsteigenden Dünste. Baumgruppen standen dazwischen, wie gespenstige schattenhafte Wesen mit lang ausgestreckten Armen, die jetzt plötzlich im wilden Tanze eingehalten und regungslos dastanden, als der Blick eines Sterblichen auf sie herniederfiel. Hell und glühend erhob sich drüben die Mondscheibe, das Gesicht der Nachtgöttin, die all' diesen Spuk hervorruft, und von ihrem Haupte schienen jene flatternden Schleier auszugehen, die das ganze Thal überwallten und erst weit in der Ferne endeten in einem langen, breiten silbernen Streifen. Das war aber in Wirklichkeit der Rhein, der dort ruhig und majestätisch durch die Ebene floß.

Der Offizier legte seinem Pferde die Zügel auf den Hals und blickte entzückt rings um sich her. Er war sehr empfänglich für Naturschönheiten, namentlich aber in der heutigen Nacht, wo sein Herz aufgeregt war und heftiger schlug, wenn er an die Begegnung von heute Morgen dachte. Dort in der Mitte des stillen Waldes lag jenes Landhaus, umgeben von den kleinen Thälern, die sehnsüchtig auf den Kuß des Mondes zu harren schienen, um auch in ihrem Schooße ein mitternächtiges Leben entstehen zu lassen. Es ist so schön, wenn man es mit ansieht, wie sich der erste Mondstrahl durch Schluchten und Bäume hineinschleicht in die stillen Waldgründe, wie dann plötzlich das Wasser erglänzt und aufzujauchzen scheint, wie sich rings umher lichte Gestalten erheben und über die strahlenden, thaubenetzten Wiesengründe dahinzuschweben scheinen. Es ist so beruhigend, dabei eines geliebten Wesens zu gedenken, das vielleicht in diesem Momente träumerisch die Augen öffnet und hell erwacht, wenn es das weiße Licht sieht, wie es vor den Fenstern Einlaß begehrt, um Botschaft zu bringen von dem, der dort auf der Höhe hält, dessen Haar im Abendwinde flattert und der die Hand auf das Herz preßt, versunken in tiefe, selige Gedanken. — Ja, diese Gedanken sind es, die auf Mond-

strahlen hinüberziehen und die hier und dort gleiche Gedanken erwecken; es ist ein magnetischer Rapport, der sich herstellt zwischen zwei Wesen, die, beide zugleich aneinander denkend, in die helle Scheibe des Mondes blicken.

Der Bergkamm, auf dem jetzt die Dragoner ritten, lief in einer Schlangenlinie, und auf den äußersten Punkten standen die Schildwachen. Hier waren es Kürassiere, und so ein einzelner Reiter, wie er da hält, unbeweglich auf seinem Pferde im weißen Mantel mit dem strahlenden Helm und Harnisch, gewährt einen phantastisch schönen Anblick. Scharf späht er umher, doch nur mit dem Auge. Die linke Hand hält fest den Zügel, während die rechte mit dem kurzen Karabiner auf dem Sattelknopfe ruht. Jetzt spitzt das Pferd die Ohren und schnaubt oder wiehert leise, darauf wird es plötzlich von dem Reiter zusammengefaßt, wendet sich in der Geschwindigkeit gegen die Ankommenden, und helle Blitze stieben während dieser Bewegung von dem blanken Brustharnisch.

„Halt! wer da?“

Lieutenant v. W. ritt ein paar Schritte vorwärts, dann gab er Parole und Feldgeschrei; der Kürassier antwortete, und die Dragoner ritten vorüber.

Der nächste Reiterposten war durch das Anrufen schon aufmerksam geworden und ritt den Kameraden eine kurze Strecke entgegen. Dann rief auch er und antwortete ebenfalls, nachdem er das Feldgeschrei gehört.

So zogen die Dragoner eine halbe Stunde über den Bergkamm dahin, und alle die Reiterposten, bei denen sie vorbeikamen, waren aufmerksam und auf ihrer Hut. Der letzte befand sich ungefähr gegenüber der alten Ruine, die man aber nicht sehen konnte, weil das Thal und der Wald dazwischen lagen. In der Schlucht, die zu jener hinaufführte, hatten Jäger die Wache und befanden sich hier so versteckt wie möglich. Der Erste, auf den die Patrouille stieß, lehnte an einer dicken Eiche und war vom Stamme kaum zu

unterscheiden; er hielt die Büchse sorgfältig an die Brust gedrückt, die rechte Hand unter dem Schlosse, die linke oben an dem Lauf, — ein energischer kleiner Kerl, und als er, „Halt, wer da? rief, hob sich der Kolben empor, und der Lauf senkte sich, weßhalb sich der Dragoner-Offizier auch möglichst beeilte, das Erkennungswort zu geben. Mit so einem blutdürstigen Jäger ist nicht zu spassen, da heißt es: schnelle Antwort oder leerer Sattel; auch brummte er ein Weniges, nachdem die Reiter-Patrouille vorübergezogen war.

Langsam stieg diese wieder das Thal hinab, wurde überall von den Posten angerufen und fand somit Alles in der besten Ordnung. Da, wo die Artillerie bivouakirte, erreichten die Dragoner mit ihrem Führer den Thalgrund. Hier schien sich fast Alles, mit Ausnahme der Wachen, dem süßen Schlafe zu überlassen; nur etwas abseits bei der Feldschmiede war es noch lebhaft und lebendig. Da seufzte der Blasbalg, und auf dem Kohlenherde sprühten die Funken empor. Mehrere Kanoniere waren an einem Rade beschäftigt, und eine lange Gestalt stand dabei und schien die nothwendigen Befehle zu ertheilen — der Feuerwerker Dose. Er mochte nicht eher ruhen, als bis sein zusammengeschossenes Protzrad wieder so hergestellt war, daß es den ganzen Feldzug aushalten konnte. Der Wagner der Batterie hatte die Felgen vortrefflich geschient, und darauf wurden eiserne Bänder herumgezogen. Man war eben beschäftigt, das letzte zu schmieden, als die Patrouille heranritt. Dose wandte sich augenblicklich um und griff aus übergroßer Vorsicht nach seinem Säbel.

„Lassen Sie nur stecken," rief lachend Lieutenant v. W. „Was Teufel! arbeiten Sie noch so spät mit Feuer und Eisen?"

„Ah! Sie sind es, Herr Lieutenant!" antwortete der Feuerwerker. „Ja, ich bin hier noch immer beschäftigt, mein Rad zu flicken, was mir die verfluchten Kerle zusammengeschossen. Morgen früh muß Alles in Ordnung sein, ich habe selbst einen neuen Wischkolben geschnitzt, und wenn wir abmarschiren, kann ich getrosten Muthes melden: Bei meiner Haubitze ist Alles in Ordnung."

„Bravo! bravo!“ versetzte der Dragoner-Offizier. „Sie sind immer bei der Hand. Man muß das dem General melden.“

Dose stieß einen leichten Seufzer aus. „Sagen Sie mir lieber,“ fragte er nach einer Pause, „wie es droben in dem weißen Hause aussah, als Sie hinein ritten. Ich wäre ebenfalls gern hinauf gelaufen, aber der Dienst — der Dienst!“

„Nun, über das Schicksal Ihrer Kugeln können Sie sich beruhigen,“ sagte Lieutenant v. W.

„Meiner Granaten,“ entgegnete ihn verbessernd der Feuerwerker. „Ja, ich möchte wohl wissen, was aus ihnen geworden ist. – Sehen Sie, Herr Lieutenant, so eine Granate geht einem von Herzen weg, das ist, ich möchte sagen, ein verständiges Geschöpf, nicht gefühllos, wie so eine dumme Vollkugel. So eine Granate will erzogen, ja gebildet sein, man reinigt sie, man probirt sie, sie wird mit Liebe und Sorgfalt gefüllt, man setzt vorsichtig den Zünder ein, rektifizirt sie auf's Genaueste, und ehe sie aufsteigt, gibt ihr jeder brave Geschützführer den Kugelsegen.“

„Pfui, das ist ja heidnisch!“

„Aber nothwendig, Herr Lieutenant, sehr nothwendig für den gemeinen Mann. Wenn wir Unteroffiziere nicht das Ding mit einer wahren Verehrung anfassen, so bekümmern sie sich den Teufel darum, ob die Zündmasse gehörig aufgekratzt und die weißen Kreuze gerade liegen.“

„Lieber Dose, Sie sind ein tiefer Denker!“

„Bitte, Herr Lieutenant, das nicht; ich betreibe nur meine Kunst mit einiger Poesie. — — Und meine Granaten?“

„Ueber das Schicksal Ihrer Granaten können Sie sich beruhigen,“ erwiderte der Offizier, „die haben bei den Vertheidigern Unheil genug angerichtet; eine derselben, die, welche durch das Dach in's Haus schlug, kostet wahrscheinlich einem jungen Menschen von guter Familie das Leben.“

„Bah! bah!“ versetzte der Feuerwerker, indem er sich die

Hände rieb, „von guter Familie! Kann das von guter Familie sein, was nicht seinem Herrn und Fürsten dient?“

Der Dragoner-Offizier biß sich auf die Lippen.

„Meine Granate,“ fuhr Dose fort, „ist ein treues Geschoß und hat also seine Schuldigkeit gethan. Ja, es geht nichts über eine ruhige Geschützbedienung. Ordnung, Ordnung und Ordnung, wie der selige Oberst von T. zu sagen pflegte. Schade, daß der Mann den heutigen Tag nicht erlebt hat; ich glaube, er wäre mit seiner Artillerie ein Bischen zufrieden gewesen.“

„Na, gute Nacht, Feuerwerker!“ rief der Dragoner-Offizier, dessen Pferd unruhig zu treten begann. „Legen Sie Ihren letzten Felgenring fest und sich dann selbst für ein paar Stunden auf's Ohr. Morgen früh wird marschirt.“

„Sobald meine Arbeit beendigt,“ sagte Dose, „und es dann noch der Mühe werth ist, werde ich Ihrem Rathe folgen.“

Damit grüßte er den Offizier militärisch und blickte ihm einen Augenblick nach, wie dieser sein Pferd in scharfen Trab setzte und über die Ebene dahin ritt.

Obgleich die Reiterschaar vom Mondlicht beleuchtet war, so verschwand sie doch nach und nach zu undeutlichen Umrissen und flog zuletzt nur noch wie ein dichter Nebel dahin.

Lieutenant v. W. hatte den östlichen Kreis der Vorposten abgeritten und wandte sich jetzt westlich in das Thal zwischen der alten Ruine und dem Dorfe hinein, um da ebenfalls die Aufmerksamkeit der Schildwachen zu untersuchen. Er fing nicht ohne Absicht auf dieser Seite an; denn er kam auf diese Art zuletzt in jene Gegend, wo das Landhaus lag, welches er am Morgen besucht hatte.

Da auf dieser westlichen Seite, die der Reitertrupp jetzt durchritt, fast ununterbrochen dichter Wald war, wenigstens sehr coupirtes Terrain, wie gemacht zum Beschleichen und Ueberfallen der Schildwachen, so war hier eine dreifache Postenkette aufgestellt,

und die einzelnen Wachen standen immer zu zwei und drei — nur Infanterie, und so dicht bei einander, daß der Dragoner-Offizier in einem wahren Heckenfeuer von „Halt! wer da?" ritt. Da Einer auf diese Art deutlich den Ruf des Anderen hörte, so war die ganze Kette im Augenblick alarmirt, und jeder befand sich so auf seinem Posten und in Bereitschaft, so daß es einem Hasen kaum möglich gewesen wäre, unbemerkt durchzuschlüpfen.

Lieutenant v. W. rückte langsam vor, und befand sich bald wieder in der Höhe des weißen Hauses, nur auf der entgegengesetzten Seite von der, wo er abgeritten.

Jetzt senkte sich der Weg, dem er gefolgt, zu einer Schlucht und einem Hohlwege hinab, den wenige Schritte weiter eine breitere Straße kreuzte, die das nun links von dem Dragoner-Offizier gelegene Dorf mit der nicht fernen Chaussee in Verbindung setzte.

Hier befand sich eine stärkere Feldwacht; und der commandirende Unteroffizier meldete die Anzahl seiner Mannschaft, und daß sich hier und auf dem Posten nicht viel Neues zugetragen.

„Nicht viel Neues?" entgegnete fragend Lieutenant v. W. „Also doch etwas!"

„Wie man will," sagte der Wachthabende; „eigentlich nichts, was zur Postenkette gehört, denn es liegt außerhalb derselben."

„Und was ist außerhalb derselben vorgefallen?"

„Daß etwas vorgefallen sei, glaube ich dem Herrn Lieutenant nicht gemeldet zu haben," antwortete ernst und steif der wachthabende Unteroffizier.

„Nun," fragte der Offizier ungeduldig, „haben Sie sonst etwas gehört?"

„Nichts gehört, Herr Lieutenant, aber gesehen."

„Und was denn?"

„Wollen der Herr Lieutenant nicht ein paar Schritte vorreiten, so will ich mich bemühen, das deutlich zu machen, was ich gesehen!"

Lieutenant v. W. folgte auf diese Aufforderung dem Unter-

offizier bis zur nächsten Krümmung des Hohlweges, wo das Terrain flacher wurde und eine freiere Aussicht bot. Hier wuchsen wenig hohe Bäume, und der Boden war nur mit niederem Gestrüpp bedeckt. Da der Mond noch keine Lichtstrahlen hieher sandte, sondern erst am Horizont der höheren östlichen Berge anfing, durch die schwarzen Tannen zu glitzern, so war Alles in tiefen nächtlichen Schatten gehüllt.

„Sehen Sie dort hinauf," sagte der Infanterie-Unteroffizier nach einer kleinen Pause, „Sie werden dort auf der vorgeschobenen Anhöhe eine dunklere Masse entdecken."

„Ah! ein Landhaus."

„Ich glaube, ja, es ist ein Landhaus, Herr Lieutenant."

„Und ist es von uns besetzt?" fragte Lieutenant v. W. mit einigem Herzklopfen.

„Das glaube ich gerade nicht," antwortete der Unteroffizier. „Ich bin sogar gewiß, daß es nicht besetzt ist."

„Nun, und was ist's mit jenem Hause?"

„Es hat dort nach dem flachen Lande hinaus Fenster, die wir aber jetzt nicht sehen können, da sie nicht erleuchtet sind."

„Begreiflicher Weise!"

„Die sich aber während der Nacht oftmals erleuchtet haben, — — Geben Sie Achtung, Herr Lieutenant — — so wie jetzt!"

„Ah!" machte der Dragoner-Offizier und schaute überrascht auf das bis jetzt dunkle Gebäude.

Ein Fenster, ungefähr in der Mitte, wurde plötzlich erleuchtet, als betrete Jemand das entsprechende Zimmer mit einem gewöhnlichen Lichte. Dieses Licht schien sich dem Fenster zu nähern und dann plötzlich zu erlöschen. Aber kaum eine halbe Sekunde nachher entzündete sich auf derselben Stelle ein anderes, glänzendes Licht von prächtiger tiefgrüner Farbe, das eine kurze Zeit brannte, dann in ein glühendes Roth überging, sich endlich in einen bläulich weißen Stern verwandelte und darauf erlosch.

„Der Teufel auch!“ versetzte der Offizier. — „Und das haben Sie schon mehrmals beobachtet?“

„Es ist das sechstemal diese Nacht, Herr Lieutenant, das sechstemal nämlich, daß ich es bemerke. Doch ging ich erst vor zwei Stunden zufällig auf diesen Platz; was früher geschehen, weiß ich natürlich nicht.“

„Grün, Roth und weiß,“ sprach der Dragoner-Offizier nachdenkend.

„Die Farben blieben sich nicht immer gleich,“ entgegnete der Andere. „Doch habe ich mir das genau aufgeschrieben. Zuerst kam Roth allein, dann einigemal Grün und Weiß, dann wieder, wie Sie es eben gesehen haben.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Beobachtungen. Haben Sie vielleicht bei Ihrer Wache einen Mann, der den Weg dort hinauf genau kennt und der mich führen könnte?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete der Unteroffizier. „Aber die äußerste Postenkette, die der Herr Lieutenant von unserer Wache aus verfolgen können, geht kaum einen Büchsenschuß bei dem Hause da oben vorbei, natürlich auf der anderen Seite, sonst hätten Sie das Feuerwerk auch sehen müssen.“

„Ich werde Ihren Bericht weiter melden,“ versetzte der Dragoner-Offizier freundlich, indem er sein Pferd umwandte und durch den Hohlweg zurück ritt. Dann folgte er einem Waldwege, der rechts zur Höhe hinaufführte. —

Was konnten jene Feuer bedeuten? — Offenbar eine Correspondenz des Feindes. Aber wenn es auch vielleicht Zeichen waren, welche oben in dem Landhause von jener alten demokratisch gesinnten Dame gemacht wurden, welchen Zweck konnten sie haben? Etwas zu melden, das drüben im Bivouak vorging, war aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil die Dame selbst nichts wußte und durch die gutbewachte Postenkette keine Nachricht zu erhalten im Stande war. — Den heute so nachdrücklich geschlagenen Feind

zu einem Ueberfalle ermuntern? — Ah! das wäre ein wahnsinniges Unternehmen! — Unglaublich. — Und doch mußte das Feuerwerk irgend einen Zweck haben, einen Zweck, den zu ergründen vielleicht von Wichtigkeit war. — So dachte der Dragoner-Offizier, während er die Anhöhe hinan ritt, und sprach zu sich selber: Ich habe zufällig dieses Spiel mit den farbigen Lichtern gesehen, verdächtig ist die Sache jedenfalls, und da ich nun einmal mit hinreichender Macht in der Nähe bin, um die Sache untersuchen zu können, so ist es meine Pflicht, dies zu thun. — Abgemacht!

Lieutenant v. W. war also entschlossen, das Landhaus droben zu untersuchen. Was man gern thut, dazu entschließt man sich leicht.

Die Posten waren auch hier alle aufmerksam und in Bewegung, doch hatte keiner etwas Außerordentliches bemerkt; der letzte stand ungefähr auf demselben Platze, wo am Morgen der junge Offizier von dem Mädchen Abschied genommen.

„Nichts Neues auf Posten?" rief ihm Lieutenant v. W. zu.

„Nichts Außerordentliches!" war die Antwort. „Da vor mir liegt ein Haus, im Hof ist ein Hund, der zuweilen bellt und heult, meistens ist dort Alles dunkel, nur zuweilen ist hie und da ein Fenster erleuchtet."

„Mit einem gewöhnlichen Lichte?"

„Ganz gewöhnlich, Herr Lieutenant. Es ist gerade, als wenn Jemand dort in einem Zimmer etwas sucht und dann wieder fort geht."

„Und man tritt nie mit dem Lichte an's Fenster? Weißt du, mein Freund, so ungefähr, um irgend wohin ein Zeichen zu geben; man thut das im Kriege so — du begreifst mich?"

„Allerdings, Herr Lieutenant; aber so was kommt nicht vor. — Donnerwetter! ich wollt' ihnen Zeichen geben! Man ist kein Rekrut mehr und steht nicht umsonst mit dem geladenen Gewehr auf Vorposten."

„Du hast Recht," sagte der Dragoner-Offizier. „Aber das Haus ist mir verdächtig; ich habe von der anderen Seite dergleichen Zeichen bemerkt, von denen ich vorhin sprach. Ich will hin-

reiten und ein wenig untersuchen; ich lasse zwischen dir und dem Thor einen Dragoner, den behalte mir im Auge."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" entgegnete die Schildwache und schulterte ihr Gewehr.

Lieutenant v. W. ritt mit seinen Leuten bis an das Hofthor, welches verschlossen war. Ein Hund, der frei um die Gebäude lief, stürzte mit wüthendem Bellen an das Gitterthor, und dann erschien an der Thüre des Hauses ein Mann mit einem Lichte, der vorsichtig in den dunkeln Hof hinaus leuchtete, um zu sehen, was es dort gäbe.

„Hollah! mein Freund!" rief der Offizier, „hieher und aufgemacht! Es ist nothwendig und dringend."

Einen Augenblick schien sich der Mann mit dem Lichte zu besinnen, ob es nicht gerathener sei, wieder zu verschwinden und die Thüre hinter sich zu verschließen; doch mochte er wohl das Leuchten der Helme und Säbel bemerken und allen Widerstand für unnütz halten, — genug, er setzte die Lampe auf die Schwelle der Thüre und ging vor, um das Gitterthor zu öffnen.

Die Patrouille ritt in den Hof und die Lampe auf der Thürschwelle, deren Flamme in dem Luftzuge stark hin und herflatterte, erlosch plötzlich.

Zehntes Kapitel.

Worin der Dragoner-Offizier seinen Entschluß ausführt und alsdann findet, daß er sich geirrt. Er sieht die Lichter in der Nähe und befindet sich in der Dunkelheit.

Die Dragoner, im Voraus instruirt, besetzten stillschweigend die Hausthüre, ritten um das Gebäude herum, welches isolirt in dem Hofe lag, und vertheilten sich auf allen vier Seiten desselben, so daß weder zu einer Hinterthüre, noch zu einem Fenster Jemand herein oder heraus konnte. Lieutenant v. W. befahl dem Manne mit der Lampe, dieselbe wieder anzuzünden und ihm ins Haus zu leuchten. Dieser gehorchte; nur als er mit dem Lichte wieder

erschien, bat er den Offizier, so leise als möglich aufzutreten, denn man habe einen schwer Verwundeten im Hause, der seit ungefähr einer Stunde eines sanften Schlafes genieße.

„Wo befindet sich der Verwundete?“ fragte der Dragoner-Offizier.

„Hier unten im Erdgeschoß,“ antwortete der Mann mit dem Lichte — ein Diener des Hauses — nachdem er die Hausthüre weit aufgezogen hatte und Beide eingetreten waren. „Dort ist das Zimmer, die letzte Thüre links.“

„Er wurde bei dem Gefechte drunten verwundet?“

„Ja, Herr, durch das Stück einer Kugel in die Seite — sehr gefährlich.“

„Und er befindet sich in diesem Augenblicke besser?“

„Gott sei gedankt, ja! Vor einer halben Stunde hat ihn der Arzt aus H. verlassen; derselbe ist voll Hoffnung weggegangen, und meinte, Ruhe und sorgfältige Pflege könnten die starke Natur noch einmal durchreißen. — Jetzt schläft er, wie gesagt,“ fügte der alte Diener mit einem bittenden Blick auf den Offizier hinzu.

„Unbesorgt, mein Freund!“ entgegnete Lieutenant v. W. „Wir kommen eigentlich nicht als Feinde, darüber können Sie sich beruhigen.“

„Aber der Reitertrupp, gnädiger Herr!“

„Soll euch durchaus keinen Schaden bringen, wenn wir hier Alles in Ordnung finden.“

„Aber was wollen Sie in Ordnung finden in einem einsamen Hause, in welchem Jemand auf den Tod verwundet liegt?“

„Lieber Freund, das Fragen ist an mir,“ sagte lächelnd der Dragoner-Offizier, „und wenn ich hier so schonend und ruhig auftrete, so geschieht es nur, weil ich Ihre Herrschaft zufällig kennen lernte.“

„Ah!“

„Ich will Ihrer Aufrichtigkeit zu Hülfe kommen,“ fuhr Lieutenant v. W. fort, „indem ich Ihnen sage, daß ich der Offizier

bin, der heute Morgen jenen verwundeten jungen Mann, seine Mutter und Schwester hieher geleitete."

„Ah! das ist was ganz Anderes!" rief freudig der Diener aus; „das macht mich ganz glücklich. Euer Gnaden sind gewiß so edelmüthig und kommen, nach uns zu sehen."

Man wußte in diesem Augenblicke nicht, ob das flackernde Licht der Lampe einen so seltsamen Ausdruck über das Gesicht des alten Mannes zeichnete, oder ob ein leichtes Lächeln über dasselbe zuckte. Genug, der Dragoner-Offizier bemerkte eine Aenderung in diesen Zügen und entgegnete ziemlich kurz und bestimmt: „Sie irren, mein Freund, mich führt nur mein Dienst hieher, und deßhalb hoffe ich, daß alle meine Fragen auf's Genaueste und Aufrichtigste beantwortet werden."

„Gewiß; wir haben keine Geheimnisse. — Aber wollen der Herr Lieutenant nicht einen Augenblick in eines dieser Zimmer treten? Ich kann nicht die Hausthüre und Alles geöffnet lassen. — Ein Ruf, und ihre Reiter sind da," setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

„Schließen Sie meinetwegen die Hausthüre," sagte der muthige junge Offizier und trat rasch in das geöffnete Zimmer.

Lieutenant v. W. überzeugte sich alsbald, daß er sich in einem vornehmen, oder wenigstens in einem reichen Hause befand. Es schien ein Bibliothekzimmer zu sein, das man ihm geöffnet. Rings an den Wänden befanden sich hohe geschnitzte Eichenholzschränke mit Büchern angefüllt, in der Mitte stand ein Tisch, grün überdeckt, von der Decke herab hing eine große Carcellampe an schweren bronzenen Ketten. Ein Blick ins Nebenzimmer zeigte, daß sich dort ein Billard befand.

„Wollen Euer Gnaden Platz nehmen!"

„Ich danke, es ist mir bequemer so. Jetzt zu unseren Fragen — Wem gehört dieses Landhaus?"

„Dem Herrn D. aus H."

„Er bewohnt es das ganze Jahr hindurch?“

„Meistens nur während der Sommermonate.“

„Mit seiner Familie?“

„Ja.“

„Wie stark ist diese Familie?“

„Herr D., Madame D., Fräulein Sophie und der junge Herr, der heute Morgen verwundet wurde.“

„Wem gehört das weiße Haus, wo er verwundet wurde?“

„Einer befreundeten Familie. Heute Morgen aber war es das Hauptquartier der Aufständischen.“

„Ei, mein Freund,“ erwiderte lachend der Offizier, „der Aufständischen? Das sind ja bei euch die von der gerechten Sache!“

Der alte Diener zuckte die Achseln.

„Doch weiter!“ fuhr Lieutenant v. W. fort. „Wo ist Herr D., der Eigenthümer des Hauses?“

„Wahrscheinlich in Frankfurt.“

„Wie? Nicht bei dem Revolutions-Heer?“ fragte erstaunt der Dragoner-Offizier.

„Gewiß nicht, Euer Gnaden. — Aber Madame war hier.“

„Ah! Madame war hier? — Sie ist also fort?“

„Seit mehreren Stunden — sie hielt sich in ihrem Hause nicht für sicher, weil . . .“

„Weil wir in der Nähe sind, ich verstehe. Doch war das unnöthige Furcht; wir führen mit Frauen keinen Krieg. — Also blieb nur der Verwundete zurück?“

Der Diener blickte den Offizier einen Augenblick forschend an, und dann sagte er zögernd: „Und Fräulein Sophie.“

„Ah! — richtig!“ entgegnete Lieutenant v. W., indem er tief athmete. „Sie blieb hier zur Pflege des Bruders?“

„Allerdings, und wenn Euer Gnaden erlauben, will ich Sie bei ihr anmelden.“

„Wie? so mitten in der Nacht?“

„Fräulein Sophie ist oben im Salon mit einem der Hausmädchen; ich glaube, sie liest, so lange ihr Bruder schläft.“

„Welche Lage hat dieser Salon, von dem Sie eben sprechen, mein Freund?“ forschte der Offizier.

„Er befindet sich im ersten Stocke.“

„Und man überblickt von ihm das weiße Haus drunten, wo wir unser Hauptquartier haben, das Dorf, sowie die alte Ruine?“ fragte gespannt der Offizier.

„Nein, Herr,“ entgegnete erstaunt der alte Diener, „er liegt geradezu entgegengesetzt; von seinen Fenstern aus sieht man die Umgebung von H.“

„Der Teufel auch!“ rief Lieutenant v. W. — „Und in diesem Salon befand sich während dieser Nacht Fräulein Sophie?“

„Beinahe immer,“ versetzte der Diener.

„Nun denn, mein Freund,“ rief der Dragoner-Offizier, indem er hoffte, eine plötzliche Anklage würde den alten Mann verwirren, beunruhigen und vielleicht zu einem Geständniß bewegen, „so ist es auch Fräulein Sophie, welche mit unseren Feinden durch farbige Lichter gesprochen.“

Der alte Mann war durch dieses Wort wohl überrascht, aber nicht erschreckt. Er sah den Offizier erstaunt an und fragte: „Und das haben Euer Gnaden gesehen?“

„Es ist mir gemeldet worden, und deßhalb bin ich hier, um die Sache zu untersuchen.“

„Das wird sehr einfach zu machen sein,“ sprach der Andere, „denn Fräulein Sophie wird die farbigen Lichter nicht abläugnen.“

„Ich finde das aber sehr unbesonnen, dergleichen in der Nähe eines feindlichen Lagers zu treiben, und nur eine offene Mittheilung über den Zweck jener Lichter könnte mich vielleicht bewegen, rücksichtsvoll gegen die junge Dame zu verfahren.“

„O, Herr Lieutenant!“ erwiderte der Andere, „Sie werden d-

nicht glauben, daß Fräulein Sophie dem davongelaufenen Gesindel Zeichen gibt?“

„Und was wäre es denn sonst?“

„Eine einfache Botschaft an die abwesende Mutter über das Befinden des Bruders.“

Lieutenant v. W. sah den alten Diener jetzt seinerseits sehr erstaunt an. Doch überflog ein freundliches Lächeln seine Züge; denn die Wahrheit des eben Gesagten sprach zu deutlich aus den Worten und dem Gesichte des alten Mannes. — „Es ist nicht unwahrscheinlich,“ sprach er nach einer Pause.

„Es ist gewiß so, Herr Lieutenant, und wenn Sie wollen können Sie die Probe machen.

„Auf welche Art?“

„Folgen Sie mir leise in den ersten Stock, hören Sie, was ich unserer jungen Dame sage, und beobachten Sie, was darauf geschieht. Vorher aber will ich noch in das Zimmer des Herrn gehen, und mich nach seinem Befinden erkundigen. Ich bitte, mich nicht aus den Augen zu verlieren, damit Sie nicht vielleicht glauben, ich gebe droben Nachricht von Ihrer Anwesenheit.“

Darauf öffnete der alte Mann die Thüre gegenüber dem Billard-Zimmer, ließ sie weit aufstehen und drückte vorsichtig eine zweite auf, die in das Zimmer des Verwundeten führte.

Eine alte Frau kam dort hervor, der Diener winkte ihr, und Beide traten zu dem Offizier in die Bibliothek, ohne vorher ein Wort gewechselt zu haben.

„Was macht der junge Herr?“ fragte der Diener, als sie so nahe waren, daß der Dragoner jedes Wort verstehen konnte.

„Es geht ihm sehr gut,“ entgegnete die Frau. „Die günstigen Zeichen, die der Doktor vorher gesagt, treten alle ein; er fühlt wenig Schmerz in der Seite. Das Wundfieber ist nicht heftig; vorhin hat er zu trinken verlangt, und jetzt ist er wieder sanft eingeschlafen.“

„Also gute Hoffnung und sanfter Schlaf,“ sagte bedeutsam der

Diener, indem er sich an den Offizier wandte. — „Jetzt bitte ich Euer Gnaden, mir zu folgen."

Die Frau ging in das Krankenzimmer zurück, und die beiden Männer traten auf den Gang und stiegen langsam die Treppen hinauf. Glücklicher Weise waren die Stufen mit Teppichen belegt und dämpften so jeden Schritt; auch drückte Lieutenant v. W. seinen Säbel fest an sich, um ja kein Geräusch zu machen. Droben öffnete der Diener ein Zimmer, löschte behutsam ein Licht aus, das dort stand, und bat den Offizier, im Dunkeln zu bleiben, weil er so am besten in den anstoßenden erleuchteten Salon blicken könnte. Dort hinein ging nun der alte Mann und ließ die Thüre absichtlich weit offen stehen.

Lieutenant v. W. blickte in die Tiefe eines sehr eleganten Gemaches und sein Herz klopfte stärker, nachdem er das, was sich dort befand, mit forschendem Auge übersehen. Vor einem Eckdivan, hinter welchem ein ganzer Wald von Sträuchen und Blumen angebracht war, stand ein runder Tisch, und neben demselben ein kleiner niederer Fauteuil. In diesem Fauteuil lag eine junge Dame, in einfachem, fast hellem Morgenkleide; sie stützte ihren Kopf auf die Hand, wodurch man von ihrem Gesichte nichts bemerken konnte. Obendrein war die Lampe mit einem tief herabreichenden grünen Schirm versehen und ließ nur noch einen Lichtstrahl auf den violetten Sammet des Fauteuils gleiten, beleuchtete aber dort eine glänzende blonde Haarflechte, die von dem Haupt des jungen Mädchens herabgesunken war. Auf der anderen Seite des Tisches saß eine Dienerin, scheinbar mit einem Strickstrumpfe beschäftigt; wir sagen: scheinbar, denn die Nadeln ruhten ohne Bewegung in ihrem Schoße, und ihr Kopf, der auf die Brust niedergesunken war, erhob sich jetzt plötzlich bei dem Eintritt des alten Dieners.

„Was gibt es denn drunten, Hieronymus?" fragte die junge Dame mit dem blonden Haar, indem sie sich ein wenig in dem Fauteuil aufrichtete. „Habe ich denn nicht im Hofe Reiter geh"

leise Stimmen und das Geklirr von Waffen? — Was soll denn das bedeuten?"

„Seien Sie unbesorgt, Fräulein Sophie," entgegnete der Diener, „es ist eine Streifpatrouille, wie sie es nennen, die aber mehr zu unserem Schutze gekommen," setzte er mit eigener Betonung hinzu, „als um uns zu belästigen."

„Also es sind Reiter?" forschte das junge Mädchen weiter. „So habe ich doch recht gehört — Husaren?"

„Nein, es sind Dragoner."

„Ah, Dragoner!" rief die junge Dame überrascht und erhob sich von ihrem Fauteuil. Und der Ton, mit dem sie das Wort „Dragoner" aussprach, machte auf den im Vorzimmer stehenden und lauschenden Chef derselben einen gar seltsamen, höchst gefährlichen Eindruck.

Sophie war rasch an das Fenster getreten und blickte in den Hof hinab. „Da halten sie im Hofe," sagte sie nach einer kleinen Pause; „was das unheimlich ist! Ruhig stehen sie da wie Gespenster, und die Säbel und Helme glänzen. — Komm her Christine, und sieh!"

Das Dienstmädchen war aus seinem Schlafe erwacht und hatte mit großem Nadelgeklirre seine Strickarbeit wieder vorgenommen. Jetzt legte sie dieselbe auf den Tisch und trat schläfrig an das Fenster.

„Sind es Viele, Hieronymus?" fragte die junge Dame.

„Ich glaube ungefähr ein Dutzend."

„Und — und — und kein Offizier dabei?" forschte das Mädchen weiter und drückte, ohne umzusehen, ihr Gesicht an die Fensterscheiben.

„O doch, Fräulein Sophie; er hält — — drunten an der Hausthüre."

Die junge Dame wandte sich rasch von dem Fenster ab und machte einen hastigen Gang durch den Salon. — „Will der Offizier etwas von uns?" fragte sie plötzlich, vor dem Diener stehen

bleibend. Doch so unbefangen diese Frage klingen sollte, so kam sie doch erst nach einem tiefen Athemzuge hervor.

„Er hat bis jetzt nichts gesagt," antwortete Hieronymus; „ich will ihn aber sogleich fragen. Ich bin eigentlich auch nur heraufgekommen," setzte er mit lauterer Stimme hinzu, „um Ihnen das Befinden des jungen Herrn zu melden."

„Ja, ich möchte wohl nach meinem Bruder einen Augenblick sehen, versetzte einigermaßen verwirrt das Mädchen.

„Ich komme so eben von ihm; es geht ihm sehr gut; die Wärterin hat die beste Hoffnung, und der Schlaf dauert ruhig und sanft fort. „Ich glaube, es könnte nichts schaden, Fräulein Sophie —"

„Wenn ich Mama wieder eine Nachricht gäbe," entgegnete sie. „Das wollen wir geschwinde thun, und dann, guter Hieronymus, will ich selbst wieder einmal nach meinem Bruder sehen."

„Hm! hm!" machte der alte Diener und blickte verstohlen nach der Thüre des Nebenzimmers.

Der Dragoner-Offizier in seinem Dunkel verschlang fast mit den Augen die liebliche Gestalt des jungen Mädchens und lauschte entzückt ihren Worten.

„Also Hoffnung und guter Schlaf?" fragte Sophie; „das ist Grün und Weiß. — Christine gib das Kästchen her."

Der alte Hieronymus warf einen triumphirenden Blick rückwärts.

„Grün und Weiß," wiederholte schläfrig das Dienstmädchen, worauf sie eine Blechschachtel öffnete und zwei Hülsen heraus nahm.

Der Dragoner-Offizier machte einen Schritt vorwärts und hatte große Lust, sich in dem Salon zu zeigen. Doch der alte Diener winkte ihm eifrig mit der Hand, er solle zurückbleiben.

Christine hatte die Fensterflügel geöffnet, die eine Hülse draußen befestigt und legte nun mit einer kleinen Lunte Feuer an. Augenblicklich quoll das tiefgrüne Licht hervor und warf einen hellen Schein weit in die Nacht hinaus, gerade so, wie es Lieutenant v. W. schon drunten von der Feldwache aus gesehen hatte. Es

braunte ein paar Sekunden, und als es erloschen war, trat Sophie dem Fenster näher und sagte: „Nun das weiße."

Das schöne Mädchen stand in diesem Augenblicke an den Blumentisch gelehnt, und ihr edles Gesicht blickte durch die Blüthen und die Blätter, die vor ihr standen. Als sich nun hierauf draußen an dem Fenster der weiße Schein entzündete und sie wie mit dem hellsten Mondlicht beleuchtete, da war sie so unbeschreiblich schön, daß sich der Offizier, der aus seinem dunklen Zimmer dieses liebliche Bild so recht sah, eines Ausrufes nicht enthalten konnte. Glücklicher Weise hustete der alte Hieronymus in diesem Augenblicke laut und heftig, und als sich Sophie plötzlich umwandte, ging er an die Thüre des Nebenzimmers, schloß dieselbe und trat dann zu der jungen Dame, um ihr mit einigen kurzen Worten zu melden, was sich drunten begeben, in welchem Verdachte man sie wegen der farbigen Lichter gehabt und wer sich im Vorzimmer befinde.

Eilftes Kapitel.

Enthält einen Beitrag zur Feuerwerkskunde, und der geneigte Leser erlebt in demselben Einiges, was er sich zu Anfang der Geschichte nicht gedacht.

Der Dragoner-Offizier, der sich so plötzlich von dem Lichte und der Glückseligkeit ausgeschlossen sah, fuhr mit der Hand über die Stirn, um seine allzu wilden und glühenden Gedanken zu beruhigen. Dieselben schweiften in der kurzen Zeit, wo er hier stand, in einem Kreise von Monaten und Meilen umher. Jetzt, wo er sich so plötzlich in der Finsterniß befand, dachte er an den Grünen Baum und an Nr. 17, und es war ihm gerade wie damals, als höre er neben sich die Seufzer des unglücklichen Aktuars. In dem Salon vernahm er unterdessen eine Zeit lang die Stimme des Dieners, dann einen leichten Aufschrei der jungen Dame, und endlich wurde die Thüre wieder geöffnet, und Hieronymus ersuchte ihn, einzutreten.

Die Dekoration hatte sich einigermaßen verändert; das Fenster war geschlossen, Christine saß wieder an dem Tische und strickte, und über die Carcellampe, welche vor ihr stand, hatte man den großen grünen Schirm so weit herabgelassen, daß sich rings umher Alles im Schatten befand, und folglich auch die junge Dame, welche neben dem Fauteuil aufrecht stand und ihre Hand auf die Lehne desselben stützte.

Der Offizier, der nun so plötzlich in diesen Kreis gezogen wurde, machte eine tiefe Verbeugung und sagte alsdann lächelnd: „Ah, mein Fräulein, Sie nehmen mir das Verdienst, etwas Wichtiges entdeckt zu haben. Ich hoffte schon, irgend einer interessanten Verrätherei auf die Spur zu kommen."

„Und da Sie mich so eben belauscht," entgegnete das Mädchen, „so sahen Sie, welch unschuldiges Spiel wir trieben."

„Aber ein gefährliches. Wenn ich mich auch von der Harmlosigkeit dieser bunten Lichter überzeugt zu haben glaube, so hätten Sie doch an einen anderen Beobachter kommen und dadurch viel Unangenehmes haben können."

„Aber es wird mir doch erlaubt sein, an mein Fenster ein paar bunte Lichter zu setzen?" fragte das Mädchen.

„In Kriegszeiten und in der Nähe eines Lagers nicht, mein Fräulein," erwiderte Lieutenant v. W. — „Doch, wie schon gesagt, wir wollen die Sache nicht so genau nehmen; nur bitte ich Sie, selbst dieses unschuldige Telegraphiren nicht fortsetzen zu wollen; es thäte mir wahrhaftig leid, wenn Sie oder irgendwer Ihres Hauses in weitere Ungelegenheiten kämen."

„Ich danke Ihnen sehr. Doch bin ich in der That dem Zufalle dankbar dafür, daß er gerade Sie zu unserem Schutze hieher geführt."

„Nur dem Zufalle? Ich möchte etwas so Zufälligem wie dem Zufall nicht allein das Verdienst zuerkennen, mich abermals in Ihre Nähe geführt zu haben."

brannte ein paar Sekunden, und als es erloschen war, trat Sophie dem Fenster näher und sagte: „Nun das weiße."

Das schöne Mädchen stand in diesem Augenblicke an den Blumentisch gelehnt, und ihr edles Gesicht blickte durch die Blüthen und die Blätter, die vor ihr standen. Als sich nun hierauf draußen an dem Fenster der weiße Schein entzündete und sie wie mit dem hellsten Mondlicht beleuchtete, da war sie so unbeschreiblich schön, daß sich der Offizier, der aus seinem dunklen Zimmer dieses liebliche Bild so recht sah, eines Ausrufes nicht enthalten konnte. Glücklicher Weise hustete der alte Hieronymus in diesem Augenblicke laut und heftig, und als sich Sophie plötzlich umwandte, ging er an die Thüre des Nebenzimmers, schloß dieselbe und trat dann zu der jungen Dame, um ihr mit einigen kurzen Worten zu melden, was sich drunten begeben, in welchem Verdachte man sie wegen der farbigen Lichter gehabt und wer sich im Vorzimmer befinde.

Eilftes Kapitel.

Enthält einen Beitrag zur Feuerwerkskunde, und der geneigte Leser erlebt in demselben Einiges, was er sich zu Anfang der Geschichte nicht gedacht.

Der Dragoner-Offizier, der sich so plötzlich von dem Lichte und der Glückseligkeit ausgeschlossen sah, fuhr mit der Hand über die Stirn, um seine allzu wilden und glühenden Gedanken zu beruhigen. Dieselben schweiften in der kurzen Zeit, wo er hier stand, in einem Kreise von Monaten und Meilen umher. Jetzt, wo er sich so plötzlich in der Finsterniß befand, dachte er an den Grünen Baum und an Nr. 17, und es war ihm gerade wie damals, als höre er neben sich die Seufzer des unglücklichen Aktuars. In dem Salon vernahm er unterdessen eine Zeit lang die Stimme des Dieners, dann einen leichten Aufschrei der jungen Dame, und endlich wurde die Thüre wieder geöffnet, und Hieronymus ersuchte ihn, einzutreten.

Die Dekoration hatte sich einigermaßen verändert; das Fenster war geschlossen, Christine saß wieder an dem Tische und strickte, und über die Carcellampe, welche vor ihr stand, hatte man den großen grünen Schirm so weit herabgelassen, daß sich rings umher Alles im Schatten befand, und folglich auch die junge Dame, welche neben dem Fauteuil aufrecht stand und ihre Hand auf die Lehne desselben stützte.

Der Offizier, der nun so plötzlich in diesen Kreis gezogen wurde, machte eine tiefe Verbeugung und sagte alsdann lächelnd: „Ah, mein Fräulein, Sie nehmen mir das Verdienst, etwas Wichtiges entdeckt zu haben. Ich hoffte schon, irgend einer interessanten Verrätherei auf die Spur zu kommen."

„Und da Sie mich so eben belauscht," entgegnete das Mädchen, „so sahen Sie, welch unschuldiges Spiel wir trieben."

„Aber ein gefährliches. Wenn ich mich auch von der Harmlosigkeit dieser bunten Lichter überzeugt zu haben glaube, so hätten Sie doch an einen anderen Beobachter kommen und dadurch viel Unangenehmes haben können."

„Aber es wird mir doch erlaubt sein, an mein Fenster ein paar bunte Lichter zu setzen?" fragte das Mädchen.

„In Kriegszeiten und in der Nähe eines Lagers nicht, mein Fräulein," erwiderte Lieutenant v. W. — „Doch, wie schon gesagt, wir wollen die Sache nicht so genau nehmen; nur bitte ich Sie, selbst dieses unschuldige Telegraphiren nicht fortsetzen zu wollen; es thäte mir wahrhaftig leid, wenn Sie oder irgendwer Ihres Hauses in weitere Ungelegenheiten kämen."

„Ich danke Ihnen sehr. Doch bin ich in der That dem Zufalle dankbar dafür, daß er gerade Sie zu unserem Schutze hieher geführt."

„Nur dem Zufalle? Ich möchte etwas so Zufälligem wie dem Zufall nicht allein das Verdienst zuerkennen, mich abermals in Ihre Nähe geführt zu haben."

„O, gewiß nur der Zufall,“ meinte das Mädchen mit leiser Stimme.

„Wenn Sie erlauben, Fräulein Sophie,“ sagte der Diener, „so gehe ich wieder hinunter auf meinen Posten.“ — Damit neigte er den Kopf und ging zur Thüre hinaus.

„Christine,“ sprach die junge Dame, „einen Stuhl für den Herrn Offizier.“ — Das Mädchen that wie ihm geheißen, dann nahm sie ihr Strickzeug und wollte sich ebenfalls entfernen. Ein Zeichen ihrer Herrin hielt sie jedoch im Zimmer zurück; aber sie setzte sich in eine ferne dunkle Ecke und begann mit großem Geklapper wieder zu stricken.

„Sie sind sehr freundlich,“ versetzte Lieutenant v. W., „daß Sie mir erlauben, einen Augenblick in Ihrer Nähe zu bleiben; doch will ich mit dieser Erlaubniß keinen Mißbrauch treiben. Sie werden ermüdet sein; Ihr Herr Bruder befindet sich, wie ich gehört, so gut es nur möglich ist, und deßhalb werden Sie sich jetzt auch einige Ruhe gönnen. — Vielleicht,“ setzte er lächelnd hinzu, „noch ein kleines Zeichen nach H. hinunter, daß der Feind in Ihre Wohnung gedrungen ist, und dann . . .“

„Sehen Sie,“ entgegnete Sophie, „Sie trauen mir immer noch nicht, Sie glauben immer noch, meine farbigen Lichter hätten eine andere Bedeutung.“

„Im Allgemeinen gewiß nicht, ich habe mich ja davon überzeugt; aber Sie werden sich doch für den Fall vorgesehen und noch ein anderes Feuer in Reserve haben, vielleicht ein blaues, das anzeigt, der Feind sei da.“

„Welcher Feind?“ fragte sie scheinbar unbefangen.

„Nun, wir.“

„Sie? Wenn ich Sie nun aber nicht als Feinde betrachte?“

„Ah! mein Fräulein — aber heute Morgen sind wir feindlich genug einander gegenüber gestanden.“

„Vielleicht waren wir dazu gezwungen; ich kann Ihnen nur

wiederholen, was ich eben gesagt: ich habe Sie, meine Landsleute, nie als Feinde betrachtet."

„Ich danke Ihnen für dieses Wort, fühle es aber doppelt schmerzlich, daß Sie sich so — ausgesprochen auf der anderen Seite befinden."

Das junge Mädchen schaute den Offizier ein paar Secunden mit fast wehmüthigem Blicke an, dann senkte sie den Kopf, ohne eine Antwort zu geben. — „Sie meinten vorhin," sagte sie nach einer Pause, „es sei nicht der Zufall, der Sie hieher geführt, wie ist denn das möglich? Man kann doch, wie mir Hieronymus gesagt, von der äußersten Reihe Ihrer Vorposten nicht diese Seite unseres Hauses sehen, man müßte denn aus dem Hohlweg dort unten absichtlich heraustreten, um unser Haus zu überwachen. Und das würde man nur alsdann thun, wenn man Verdacht auf uns hätte."

„Es braucht nicht allein ein Verdacht zu sein, der vielleicht Jemanden antreiben könnte, nächtlich Ihr Fenster anzusehen, Fräulein Sophie," erwiderte träumerisch der Offizier.

„O, gewiß nur der Verdacht," entgegnete sie lebhaft, hielt aber plötzlich inne, als sie den seltsamen Blick bemerkte, mit dem der Offizier sie betrachtete. — „Gewiß nur der Verdacht," setzte sie stockend hinzu.

„Und Sie glauben an keinen anderen Beweggrund, der Jemanden veranlassen könnte, Nachts Ihr Haus zu umreiten und zu Ihren Fenstern empor zu schauen?"

„Nein, ich glaube nicht, daß Jemand in der Nähe ist, der hierzu einen Grund hätte."

„O, Fräulein Sophie," versetzte Lieutenant v. W., „Sie sind schrecklich ungläubig. Sie nannten es auch vorhin Zufall, was mich in dieser Nacht hieher geführt."

„Nun denn, vielleicht Ihr Dienst," sagte sie mit leiser Stimme.

„Nicht Zufall, nicht Dienst," entgegnete der junge Mann, „ich kann beide Beweggründe nicht gelten lassen; suchen wir einen anderen."

„O, suchen wir lieber gar nicht," sprach ängstlich das Mäd-

chen und schaute in die Ecke des Zimmers, wo das Geklapper der Stricknadeln längst aufgehört hatte. — „Wenn Sie wollen, erzählen Sie mir lieber, auf welche Art Sie die bunten Lichter an unserm Fenster bemerkten."

„Es ist das eine lange Geschichte, mein Fräulein. Aber wenn es Sie interessirt . . ."

„Ja," sagte sie kaum hörbar.

„Aber, mein Fräulein," fuhr er dringend fort, „um diese Geschichte erzählen zu können, muß ich in meinem Gedächtniß um einige Monate zurückgehen. Erlauben Sie mir das? — ich thu' es gern."

„Wenn es sein muß," antwortete sie mit kaum vernehmbarer Stimme.

„O, Sophie," fuhr er plötzlich leidenschaftlich auf, „es war das eine Nacht, die ich nie vergessen kann!"

„Wie die heutige," entgegnete sie ängstlicher, „die ich auch nicht vergessen werde. Aber ich glaube wahrhaftig, Ihre Geschichte ist für jetzt zu lang. Erzählen Sie mir sie lieber ein andermal. — Horch! haben Sie nichts gehört? War das nicht wie ein Trommelwirbel?"

„Sie irren sich, mein Fräulein; es war nur das Schütteln und Schnauben eines Pferdes drunten oder das Rasseln eines Säbels."

„Ah, Ihre Reiter sind unten im Hofe!"

„Und da Ihnen meine Gegenwart vielleicht lästig wird, mein Fräulein," versetzte der Offizier einigermaßen mißstimmt über die Abneigung des jungen Mädchens, seine Geschichte zu hören, „so will ich mich endlich zurückziehen."

„Um wieder nach dem Lager zu reiten?"

„Das nicht. Ich werde in der Nähe Ihres Hauses bleiben, um Sie für vorkommende Fälle zu schützen; Sie kennen ja meinen Wahlspruch," setzte er, sich verbeugend, hinzu: — „Schutz den Verfolgten."

„Ja, ich kenne ihn," sagte sie eifrig und fügte leise bei: „Ich will Sie gewiß nicht von hier vertreiben; wenn Sie doch einmal

in der Nähe bleiben wollen, so lassen Sie es sich in diesem Zimmer und bei mir gefallen."

„O, Sie machen mich glücklich," entgegnete der Offizier und faßte ihre Hand, die er an seine Lippen drückte, worauf sie ihm aber wieder sanft entzogen wurde.

„Sie müssen eingestehen," sprach Lieutenant v. W. nach einer Pause, „wie seltsam es ist, daß wir uns jetzt dreimal auf so eigenthümliche Weise begegneten; das wollte ich in meiner Geschichte entwickeln, Fräulein Sophie, ich wollte nur sagen, daß, nachdem ich Sie heute Morgen wieder gesehen, ich Sie vollkommen ähnlich fand dem Bilde, welches ich mir von Ihnen gemacht."

„Ah, Sie hatten sich ein Bild von mir gemacht?"

„Gewiß, nach den Vorfällen jener Nacht, von denen ich nicht sprechen darf, ein schönes Bild, zusammengesetzt aus dem Klang Ihrer Stimme, aus dem . . ."

„Sie sind phantasiereich," unterbrach ihn eifrig das junge Mädchen. „Ich muß Ihnen gestehen, daß auch ich Sie heute Morgen wieder erkannte, aber an etwas Reellerem, an den drei Worten, die Sie mir — damals gesagt. Ach, dazwischen liegt für mich eine unendlich traurige Zeit!"

„Wie so, Fräulein Sophie! Erzählen Sie mir das."

Bei diesen Worten, die der Offizier sehr dringend aussprach, hatte er, wie im Eifer, etwas von ihren Verhältnissen zu erfahren, die Hand des Mädchens erfaßt und horchte nun mit einem unglaublichen Interesse auf ihre Worte.

„Es ist im Allgemeinen dieselbe Geschichte," sagte sie, „die in jüngster Zeit so viel Unglück herbeigeführt; was Brüder und Freunde trennte, ja, ganze Länder spaltete, drang auch verwüstend in unsere Familie. Doch damit Sie mich verstehen, muß ich Ihnen ein paar Worte von früher sagen."

„O, erzählen Sie!" entgegnete der Dragoner-Offizier eifrig. „Erzählen Sie sehr genau und sehr lang, Fräulein Sophie!" —

Er hatte sich jetzt vollkommen ihrer Hand bemächtigt, und während er sie mit seiner Rechten festhielt, machte er mit der Linken den Versuch, ein goldenes Armband, das er unter den weißen Spitzenärmeln entdeckt, leise herum- und wieder herumzudrehen, — an sich ein unschuldiges Vergnügen, das ihn aber nichtsdestoweniger leicht erbeben machte.

„Mein Vater," fuhr das junge Mädchen fort, „Gutsbesitzer und Forstmann, war von jeher dem ganzen Treiben einer gewissen Partei abhold gewesen; da aber seine Stimme und sein Beispiel in gewissen Schichten des Volkes offenbar von großer Wirkung sein mußte, so that man alles Mögliche, ohne ihn jedoch in seiner Unterthanentreue wanken zu machen; erreichte jedoch hierbei einen anderen Zweck, den, ihn zu compromittiren. Meine Mutter nun — ich muß es leider gestehen — hatte sich gleich zu Anfange der ganzen traurigen Geschichte auf die andere Seite begeben, sie, die doch eigentlich gar nicht dort hingehörte."

„Ah, die Frauen!" sagte Lieutenant v. W.; „schrecklich! schrecklich!" Doch als wollte er die leichte Anklage, welche in feinen Worten lag, wieder gut machen, drückte er die kleinen weißen Finger an seinen Lippen, welche ihm aber dafür entzogen wurden, und mit vollem Rechte, denn er hatte zerstreut mehr auf das Armband geschaut, als der Erzählung des Mädchens gelauscht.

„Von meiner Mutter durfte das Niemand erwarten; sie gehörte jenen Ständen an, die, schon durch ihre Geburt bevorzugt, durchaus keine Ursache haben, für Freiheit und Gleichheit zu schwärmen; sie war eine geborene Freiin v. C."

„Ah!" machte der Dragoner-Offizier; von der Familie C. aus H."

„Von derselben," erwiderte Sophie. „Sie kennen diese Familie wahrscheinlich; arm, aber vornehm."

„Sehr vornehm," sagte nachdenkend Lieutenant v. W. und rückte unmerklich mit seinem Sessel um eine halbe Linie zurück.

„Die erstgenannte Eigenschaft dieser Familie, die Armuth nämlich," fuhr die junge Dame fort, „war wohl schuld daran, daß die Mutter den Bewerbungen des Vaters, damals eines jungen, noch unbedeutenden Landwirthes, nachgab und seine Frau wurde. Sie hatte auch wohl geglaubt, etwas vom Glanze ihrer Familie werde auf ihr neues Hauswesen übergehen und den bürgerlichen Namen ihres Gatten vergolden. Aber sie hatte sich geirrt."

„Ah! sie hatte sich geirrt! ich kann mir das denken."

„Papa hatte den Bekannten und Verwandten der Mutter damals noch kein Landhaus anzubieten, wie das, wo wir uns jetzt befinden; er konnte auch keine Equipage in die Stadt schicken, um Gäste auf den einfachen Hof zu holen, den die Eltern damals bewohnten. Durch alles das fühlte sich die Mutter zurückgesetzt, und sie, die früher in der sogenannten Gesellschaft geglänzt, wurde jetzt kaum angesehen; es war ja natürlich für Jene unmöglich, den Gatten des ehemaligen Fräulein v. C., den einfachen Landmann, einzuladen. O, es hätte sich das nicht geschickt!"

„Leider! leider! so sind die Verhältnisse an manchen Orten noch heut zu Tage; ich kenne das; es ist unglaublich, aber wahr."

„Sehr wahr," versetzte ernst das Mädchen; „und meine Mutter, die ein lebhaftes Temperament hat, fühlte dies doppelt, und statt Versuche zu machen, das verlorene Terrain Schritt für Schritt wieder zu gewinnen, was ihr vielleicht gelungen wäre, faßte sie einen Haß gegen Alles, was sich in jenen Kreisen bewegte und schloß sich auf's Innigste den Bekannten des Vaters an. Ja, als der Vater im Laufe der Zeiten ein wohlhabender, einflußreicher Mann wurde, und man in der Gesellschaft nun anfing, ihm freundlich entgegenzukommen, wandte die Mutter allen diesen Versuchen stolz den Rücken, und ich muß es gestehen, Vater und wir hatten dadurch viel Unannehmlichkeiten — manche bittere Stunde. Und der Haß gegen die Gesellschaft, den Mama lange still verschwiegen in sich genährt, durchbrach nun beim Beginn dieser unglückseligen

Zeit alle Dämme ruhiger Ueberlegung und riß den Vater, der, wie schon gesagt, durchaus keine Neigung zu jener Partei hatten, eine Zeit lang mit fort — aber nur eine Zeit lang; und Vater, der wohl den Abgrund sah, dem alle diese exaltirten Menschen entgegeneilten, machte viele Versuche, die Mutter zurückzuhalten, — unmöglich! Was konnte er weiter thun? Um nun nicht mitten hinein in den Strudel gerissen zu werden, dem er ja allein unmöglich widerstehen konnte, folgte er der Bewegung Schritt für Schritt, aber widerstrebend und die raschen Entschlüsse der Mutter hemmend. Um jene Zeit wurde ich vom Vater an den Mittelrhein zu Bekannten geschickt, um dort eine Zeit lang zu bleiben."

„Wo ich Sie gesehen!" sagte Lieutenant v. W.

„Nein, wo Sie mich nicht gesehen," entgegnete lächelnd das Mädchen. — „Doch ließ mich die Mutter bei den ernsten Ereignissen, die von allen Seiten hereinzubrechen drohten, nicht lange dort, sondern rief mich hierher zurück. Mein Bruder, der damals die Hochschule besuchte, exaltirt, wie so viele seiner Bekannten, nahm thätigen Antheil an dem unglücklichen Kampfe und wurde gestern, wie Ihnen bekannt ist, drunten in dem weißen Hause schwer verwundet."

„Allerdings, ich weiß," versetzte ernst der Dragoner-Offizier. „Aber wie konnte sich Ihre Mutter dorthin begeben? Es ist ja ein wahres Wunder, daß Sie unverletzt geblieben, daß nicht eine der hereinschlagenden Kugeln Sie getroffen, daß Sie nicht bei dem Erstürmen verletzt wurden. — O, mein Gott! Sophie, ich versichere Sie alles Ernstes, ich bin dem Schicksal unendlich dankbar dafür, daß es mich gestern bei dem Gefechte zugegen sein ließ."

„Auch mich hat es glücklich gemacht," sagte nach einer Pause das junge Mädchen mit kaum vernehmbarer Stimme, und setzte lauter hinzu: „Und ich danke dem Schicksal und Ihnen." Dabei reichte sie dem Offizier, der vor ihr saß, mit einem rührenden Ausdruck ihre beiden Hände, die er für jetzt zu ergreifen sich begnügen

mußte; doch wer weiß, was weiter geschehen wäre, hätte sich nicht in diesem Augenblicke die Thüre geöffnet, zu welcher der alte Hieronymus hereintrat. Christine in der Ecke erwachte mit einem lauten Seufzer und fing augenblicklich wieder an zu stricken.

„Verzeihen Sie, Fräulein Sophie," sagte der Diener, „ich komme nur, um meine Meldung zu machen: der junge Herr befindet sich fortwährend sehr gut, und ich glaube, es könnte nichts schaden, wenn Sie, ehe der Tag kommt, für Madame noch ein beruhigendes Zeichen machten."

„Ist es schon so spät?" entgegnete hastig aufstehend Sophie.

„Vielmehr so früh," versetzte lächelnd Hieronymus; „es wird nächstens drei Uhr schlagen."

„Gott sei Dank," sprach sie, „so ist die Nacht bald vorüber! — Also Alles geht gut? Dann wird es an einem einzigen grünen Lichte genug sein."

„Und der Ueberfall des Feindes?" fragte lächelnd der Dragoner-Offizier; „Hieronymus wird wissen, welche Farbe man dazu braucht."

„Ich glaube in der That," antwortete der alte Diener, „Madame hat den Fall vorgesehen und dafür Blau bestimmt — Blau und darauf Roth, wenn wir Unannehmlichkeiten erlitten, im anderen Falle aber Blau und Weiß."

„Ah! Blau mit Roth, oder Blau mit Weiß!" sagte nachdenkend der Dragoner-Offizier und schaute das Mädchen mit einem innigen Blicke an. Sie hatte den Schirm von der Lampe abgehoben und stand jetzt zum erstenmal in vollem Lichte vor ihm.

„Ich habe den Dragonern drunten einen Trunk angeboten," sprach der Hieronymus zu dem Offizier, „doch haben sie ihn ausgeschlagen."

„Das will ich glauben in Feindes Land!" entgegnete lachend Lieutenant v. W. „Sie kennen ihren Dienst."

„Aber eine kleine Erfrischung wird den armen Leuten nichts

schaden," meinte das junge Mädchen, „und wenn ich Sie bitte, so werden Sie Ihre Erlaubniß nicht versagen."

„Gewiß nicht," erwiderte der Dragoner-Offizier mit lauter Stimme, fügte aber leise hinzu: „Um so weniger, da Sie mir dadurch gestatten, noch eine kleine Weile in Ihrer Gesellschaft zu bleiben." — Damit ging er an das Fenster, öffnete es und befahl dem Unteroffizier der Dragoner, er solle die Leute absitzen und es sich bequem machen lassen.

Hieronymus hatte das Zimmer verlassen, und Christine, die gehört hatte, man wolle auf's Neue telegraphiren, brachte das blecherne Kästchen herbei.

„Jetzt werden Sie mir helfen," fragte schalkhaft lächelnd das junge Mädchen und reichte dem Offizier eine der Papierhülsen, die sie aus dem Kästchen genommen.

„Ich befinde mich da in einer merkwürdigen Position," entgegnete Lieutenant v. W. mit heiterer Miene. „O, mein Fräulein! Sie machen aus mir, was Sie wollen; indem ich Ihnen hier helfe, vertraue ich Ihnen meinen guten Namen, meine Ehre an; ich könnte garstig compromittirt werden, wenn man die Geschichte auf eine andere Art im Hauptquartier erzählte."

„Wir werden einander nicht verrathen," sprach treuherzig das schöne Mädchen und sah den jungen Offizier mit einem unbeschreiblich innigen Blicke, der warm und glänzend aus ihren großen dunkeln Augen drang, eine Sekunde lang an. „Sind wir denn nicht im gleichen Falle, habe ich Ihnen nicht auch meinen guten Namen, meine Ehre anvertraut, und thue es auch jetzt noch unbedingt?"

„Ah, Sophie!" versetzte feurig Lieutenant von W., „Sie haben Beweise von meiner Verschwiegenheit; ich bin in der That glücklich, ja selig, ein Geheimniß mit Ihnen theilen zu dürfen."

Wir wissen nicht, durch welch geschicktes Manöver der Dragoner-Offizier bei diesen Worten plötzlich auf die andere Seite des Tisches kam und wie er es wagen konnte, seinen Arm um ihre

schlanke Taille zu legen; sie duldete es auch nur einen Augenblick; doch während sie seine Hand los machte, tröstete sie ihn durch einen einzigen Blick, einen Blick, der ihn nicht einmal traf, der vielmehr forschend in die Ecke des Zimmers flog, wo sich Christine wieder auf ihren Stuhl zurückgezogen hatte.

Darauf traten die beiden jungen Leute wieder an das Fenster; sie ruhig, er zitternd. — Wie erfrischend war die kühle Morgenluft, die nun in das Zimmer drang, wie süß der Duft des Waldes, der Kräuter und Blumen, mit dem ein leichter Wind ihre erhitzten Wangen kühlte. Es war schon nicht mehr völlig Nacht draußen, ein unbestimmtes Licht bezeichnete schattenhaft die Gestalten der Gesträuche und Bäume, und ließ beinahe das Terrain vor ihren Augen erkennen: Hügel, Schluchten, Bäche und Wege, aber Alles noch ungewiß, wie schlummernd und träumend. Am Horizont war nur eine lichte Stelle, wo der Mond untergegangen, und hoch am Himmel glänzten noch ein paar erlöschende Sterne — es lag ein unbeschreiblich süßer Hauch auf der Landschaft, es herrschte ein wonnig süßes Gefühl in den Herzen der beiden jungen Leute, welche neben einander am Fenster standen; man ahnte schon, wie es draußen werden, wie es sich im Innern gestalten würde bei dem ersten Strahl eines aufflammenden Lichtes, eines Lichtes, mochte es nun ein Sonnenstrahl sein oder ein liebendes Wort, draußen die Schatten verjagend, innen alle Zweifel aufklärend.

„Zuerst das grüne Licht," sagte tief aufathmend das junge Mädchen.

Und darauf legte er die Hülse an's Fenster, zündete sie an, und dann fuhren Beide erschrocken zurück, aber merkwürdiger Weise dichter zu einander hin bei der plötzlichen Helle.

„Jetzt das blaue."

„Ah, für mich, für den Feind!"

„Blau Licht bei Nacht ist eine schöne Farbe."

Und Beide schauten es eifrig an und sahen noch eine Sekunde lang in die verbrannte Hülse, nachdem sie schon ausgeleuchtet hatte. Hierbei war es recht sonderbar, daß der Offizier, als er nun seine Hand empor hob, die des Mädchens fest hielt. Sie hatte sich, wahrscheinlich erschreckt von dem blauen Lichte, zu ihm hin geflüchtet. Jetzt kam aber ein entscheidender Moment; denn das nächste Feuer konnte roth oder weiß leuchten, je nachdem der Ueberfall des Feindes als freundlich oder unfreundlich angesehen wurde.

Der Dragoner-Offizier warf einen raschen Blick hinter sich in das Zimmer, vor allen Dingen nach dem Stuhle, auf welchem Christine gesessen; aber er war leer, — sie hatte das Gemach verlassen.

Dieses Mal suchte Sophie die Hülse selbst aus, sie legte dieselbe ans Fenster; der junge Offizier nahm die kleine Lunte und sagte dann mit zitternder Stimme zu dem Mädchen, wobei sie sich erschrocken von ihm abwandte, denn er hatte sie etwas hastig an sich gedrückt: „Sophie, wissen Sie wohl, daß jetzt für mich, für meine Zukunft, für mein ganzes Leben ein wichtiger, ein großer Augenblick gekommen ist? Sie zeigten Ihrer Mutter an, der Feind, ich, sei gekommen, jetzt sind Sie im Begriffe, hinzuzufügen, wie Ihnen der Feind erschienen ist; ich weiß nicht, welche Hülse Sie genommen haben; es sei das für mich ein Glücksspiel; wird im nächsten Augenblicke ein rothes Licht erscheinen, wohlan, so bin ich Ihnen gleichgültig, ist es aber ein weißes Licht, dann, Sophie, lieben Sie mich so innig, so treu — — wie ich Sie liebe.“

Das junge Mädchen schauderte in seinem Arm und entgegnete mit leiser Stimme: „Das habe ich nicht gesagt.“ — Sie war erschrocken, sie machte mit zitternder Hand einen Versuch, die Hülse von dem Fenster zu nehmen. Aber es war zu spät — sehr viel zu spät; das Feuer hatte gezündet, und als nun eine helle weiße Flamme emporquoll, drückte der Dragoner-Offizier das schöne Mäd-

chen fest an sein Herz; sie wandte das von dem glänzenden Scheine überstrahlte Gesicht nicht von ihm weg, und so kam es, daß er sie innig auf die frischen rothen Lippen küßte.

Dieser Kuß dauerte eben so lange, als die Hülse brannte, dann fuhr das Mädchen aus seinen Armen empor, rief: „Mein Gott! mein Gott!“ und warf sich in ihren Fauteuil, wo sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

Nach dem ersten Kusse, den man einem jungen Mädchen raubt, ist es ein wichtiges und sehr süßes Geschäft, für diese Unthat Verzeihung zu erlangen, und man setzt dann mit eifrigen Worten seine Gefühle, seine Wünsche, seine Hoffnungen auseinander. Das that denn auch Lieutenant v. W., und wir müssen gestehen, daß nach einer kleinen Viertelstunde das schöne Mädchen unter Thränen lächelte.

Zwölftes Kapitel.

Der lange Eduard wird von einer Patrouille aus dem Schlaf geweckt, zieht in der Morgendämmerung auf Entdeckungen aus und bemerkt mit Erstaunen, daß ein großes Licht vor ihm aufgeht.

Während dieser Viertelstunde aber hatte sich draußen allerlei begeben. Der Unteroffizier von der Feldwache am Hohlweg verließ jene Ecke nicht mehr, von wo aus er das einsame Landhaus beobachten konnte. Lange bemerkte er kein weiteres Licht, dann aber flammte es wieder, wie wir bereits wissen, grün, blau und weiß empor. Der würdige Unteroffizier, obgleich er der Reiter-Patrouille diese merkwürdige Thatsache gemeldet, hielt es dennoch für seine Pflicht, auf dem nächsten Patrouillen-Zettel an's Hauptquartier hierüber einen Rapport zu erstatten. Dieser Rapport gelangte auf dem vorgeschriebenen Wege in das weiße Haus und vor das Lager des die Wache commandirenden Hauptmanns.

Und Beide schauten es eifrig an und sahen noch eine Sekunde lang in die verbrannte Hülse, nachdem sie schon ausgeleuchtet hatte. Hierbei war es recht sonderbar, daß der Offizier, als er nun seine Hand empor hob, die des Mädchens fest hielt. Sie hatte sich, wahrscheinlich erschreckt von dem blauen Lichte, zu ihm hin geflüchtet. Jetzt kam aber ein entscheidender Moment; denn das nächste Feuer konnte roth oder weiß leuchten, je nachdem der Ueberfall des Feindes als freundlich oder unfreundlich angesehen wurde.

Der Dragoner-Offizier warf einen raschen Blick hinter sich in das Zimmer, vor allen Dingen nach dem Stuhle, auf welchem Christine gesessen; aber er war leer, — sie hatte das Gemach verlassen.

Dieses Mal suchte Sophie die Hülse selbst aus, sie legte dieselbe aus Fenster; der junge Offizier nahm die kleine Lunte und sagte dann mit zitternder Stimme zu dem Mädchen, wobei sie sich erschrocken von ihm abwandte, denn er hatte sie etwas hastig an sich gedrückt: „Sophie, wissen Sie wohl, daß jetzt für mich, für meine Zukunft, für mein ganzes Leben ein wichtiger, ein großer Augenblick gekommen ist? Sie zeigten Ihrer Mutter an, der Feind, ich, sei gekommen, jetzt sind Sie im Begriffe, hinzuzufügen, wie Ihnen der Feind erschienen ist; ich weiß nicht, welche Hülse Sie genommen haben; es sei das für mich ein Glücksspiel; wird im nächsten Augenblicke ein rothes Licht erscheinen, wohlan, so bin ich Ihnen gleichgültig, ist es aber ein weißes Licht, dann, Sophie, lieben Sie mich so innig, so treu — — wie ich Sie liebe.“

Das junge Mädchen schauderte in seinem Arm und entgegnete mit leiser Stimme: „Das habe ich nicht gesagt.“ — Sie war erschrocken, sie machte mit zitternder Hand einen Versuch, die Hülse von dem Fenster zu nehmen. Aber es war zu spät — sehr viel zu spät; das Feuer hatte gezündet, und als nun eine helle weiße Flamme emporquoll, drückte der Dragoner-Offizier das schöne Mäd-

chen fest an sein Herz; sie wandte das von dem glänzenden Scheine überstrahlte Gesicht nicht von ihm weg, und so kam es, daß er sie innig auf die frischen rothen Lippen küßte.

Dieser Kuß dauerte eben so lange, als die Hülse brannte, dann fuhr das Mädchen aus seinen Armen empor, rief: „Mein Gott! mein Gott!“ und warf sich in ihren Fauteuil, wo sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

Nach dem ersten Kusse, den man einem jungen Mädchen raubt, ist es ein wichtiges und sehr süßes Geschäft, für diese Unthat Verzeihung zu erlangen, und man setzt dann mit eifrigen Worten seine Gefühle, seine Wünsche, seine Hoffnungen auseinander. Das that denn auch Lieutenant v. W., und wir müssen gestehen, daß nach einer kleinen Viertelstunde das schöne Mädchen unter Thränen lächelte.

Zwölftes Kapitel.

Der lange Eduard wird von einer Patrouille aus dem Schlaf geweckt, zieht in der Morgendämmerung auf Entdeckungen aus und bemerkt mit Erstaunen, daß ein großes Licht vor ihm aufgeht.

Während dieser Viertelstunde aber hatte sich draußen allerlei begeben. Der Unteroffizier von der Feldwache am Hohlweg verließ jene Ecke nicht mehr, von wo aus er das einsame Landhaus beobachten konnte. Lange bemerkte er kein weiteres Licht, dann aber flammte es wieder, wie wir bereits wissen, grün, blau und weiß empor. Der würdige Unteroffizier, obgleich er der Reiter-Patrouille diese merkwürdige Thatsache gemeldet, hielt es dennoch für seine Pflicht, auf dem nächsten Patrouillen-Zettel an's Hauptquartier hierüber einen Rapport zu erstatten. Dieser Rapport gelangte auf dem vorgeschriebenen Wege in das weiße Haus und vor das Lager des die Wache commandirenden Hauptmanns.

wurde aber von demselben, da er sich gerade eines guten Schlafes erfreute, an den wachthabenden Lieutenant im Hofe verwiesen.

Der lange Eduard träumte zur selbigen Zeit von einer neuen Ausgabe des Meidinger, von ihm sehr vermehrt und bereichert, auch mit Holzschnitten illustrirt, deren Stöcke er gerade im Begriff war, eifrigst durchzusägen. In diesem interessanten Augenblicke wurde er geweckt, und nachdem er sich aus dem Mantel herausgewickelt, die Pickelhaube aufgesetzt und die Schärpe etwas zurecht gezogen, nahm er aus den Händen der Soldaten den Patrouillen-Zettel, und las mit großem Erstaunen, was sich draußen auf den Vorposten begeben. „Es ist eigentlich erstaunlich," brummte er in sich hinein, „daß W. nichts davon gemeldet, er muß es doch auch gesehen haben; sonderbar ist es auch, daß er noch nicht zurückgekehrt ist. He, mein Freund," wandte er sich fragend an den Soldaten, „habt ihr auf Posten keine Reiter-Patrouille gesehen?"

„Dragoner, Herr Lieutenant? — Die waren nach ein Uhr bei unserer Wache. Der Unteroffizier führte den commandirenden Offizier bis draußen vor den Hohlweg, wo man die farbigen Lichter deutlich sehen konnte; darauf ritt die Patrouille nach dem Hause hin, wo man die Zeichen gesehen."

„Um ein Uhr?" sagte der lange Eduard, indem er sich in seiner ganzen Größe erhob. „Sonderbar! Ich muß das Ding dem Hauptmann melden; unser braver Kamerad W. könnte in einen Hinterhalt gefallen sein." — Damit fertigte er die Patrouille wieder ab und ging mit langen Schritten in das Haus, wo er den Hauptmann weckte, ihm die Sache vortrug und ihn zu gleicher Zeit darauf aufmerksam machte, wie nothwendig es sei, das Haus mit den farbigen Lichtern ein wenig näher zu untersuchen.

Der Hauptmann war damit vollkommen einverstanden; da er aber nicht Lust zu haben schien, das Unternehmen selbst zu leiten, ihm auch wohl der Dienst nicht erlaubte, seine Wache zu verlassen, so beauftragte er den langen Eduard mit dieser Expedition, und

gab ihm zehn Mann von der Wache mit, um das verdächtige Haus zu untersuchen.

Unterdessen verkündete schön ein heller Streifen im Osten, daß der Tag anzubrechen beginne; ein leichter Wind bewegte die Zweige der Bäume, und einzelne Vogelstimmen schlugen schüchtern an und versuchten ihre Kehlen zu dem späteren großartigen Morgen-Concerte, womit sie den Aufgang der Sonne zu begrüßen pflegen. Die Schatten der Nacht verschwanden schneller und schneller, und man war schon im Stande, eine gute Strecke vor sich zu sehen.

Lieutenant Eduard stieg durch den Wald hinauf und gelangte bald an die Vorpostenkette, wo Jedermann durch Ueberlieferung wußte, daß die Reiter-Patrouille vorüber gekommen, aber nicht zurückgekehrt sei. Der lange Eduard dachte an alle möglichen Unglücksfälle; schreckliche Geschichten wurden von seiner lebhaften Phantasie ausgedacht, und der Bericht der Schildwache in der Nähe jenes Landhauses war nicht dazu gemacht, seine Zweifel zu zerstreuen und seine Befürchtungen niederzuschlagen, die in nichts Geringerem bestanden, als Lieutenant W. sei in einen Hinterhalt gefallen und vielleicht mit seiner ganzen Mannschaft niedergemacht worden.

Die letzte Schildwache unfern des Gitterthors hatte von ihrem Vormann die Meldung erhalten, die Dragoner seien in den Hof geritten, und er habe genau auf alles aufzupassen, was vorfalle. Aber es war nichts vorgefallen. Der Dragoner, der zwischen dem Gitterthor und diesem Posten aufgestellt war, hatte sich nach und nach zu seinen Kameraden hineingezogen. „Dann war es," sagte der Soldat, „hinter dem Gitterthor sehr still geworden."

„Sehr still?" fragte nachdenkend der lange Eduard.

„Ja wohl, Herr Lieutenant, außerordentlich still," antwortete die Schildwache; „nur ein einziges Mal noch hörte man ein ziem-

wurde aber von demselben, da er sich gerade eines guten Schlafes erfreute, an den wachthabenden Lieutenant im Hofe verwiesen.

Der lange Eduard träumte zur selbigen Zeit von einer neuen Ausgabe des Meidinger, von ihm sehr vermehrt und bereichert, auch mit Holzschnitten illustrirt, deren Stöcke er gerade im Begriff war, eifrigst durchzusägen. In diesem interessanten Augenblicke wurde er geweckt, und nachdem er sich aus dem Mantel herausgewickelt, die Pickelhaube aufgesetzt und die Schärpe etwas zurecht gezogen, nahm er aus den Händen der Soldaten den Patrouillen-Zettel, und las mit großem Erstaunen, was sich draußen auf den Vorposten begeben. „Es ist eigentlich erstaunlich," brummte er in sich hinein, „daß W. nichts davon gemeldet, er muß es doch auch gesehen haben; sonderbar ist es auch, daß er noch nicht zurückgekehrt ist. He, mein Freund," wandte er sich fragend an den Soldaten, „habt ihr auf Posten keine Reiter-Patrouille gesehen?"

„Dragoner, Herr Lieutenant? — Die waren nach ein Uhr bei unserer Wache. Der Unteroffizier führte den commandirenden Offizier bis draußen vor den Hohlweg, wo man die farbigen Lichter deutlich sehen konnte; darauf ritt die Patrouille nach dem Hause hin, wo man die Zeichen gesehen."

„Um ein Uhr?" sagte der lange Eduard, indem er sich in seiner ganzen Größe erhob. „Sonderbar! Ich muß das Ding dem Hauptmann melden; unser braver Kamerad W. könnte in einen Hinterhalt gefallen sein." — Damit fertigte er die Patrouille wieder ab und ging mit langen Schritten in das Haus, wo er den Hauptmann weckte, ihm die Sache vortrug und ihn zu gleicher Zeit darauf aufmerksam machte, wie nothwendig es sei, das Haus mit den farbigen Lichtern ein wenig näher zu untersuchen.

Der Hauptmann war damit vollkommen einverstanden; da er aber nicht Lust zu haben schien, das Unternehmen selbst zu leiten, ihm auch wohl der Dienst nicht erlaubte, seine Wache zu verlassen, so beauftragte er den langen Eduard mit dieser Expedition, und

gab ihm zehn Mann von der Wache mit, um das verdächtige Haus zu untersuchen.

Unterdessen verkündete schön ein heller Streifen im Osten, daß der Tag anzubrechen beginne; ein leichter Wind bewegte die Zweige der Bäume, und einzelne Vogelstimmen schlugen schüchtern an und versuchten ihre Kehlen zu dem späteren großartigen Morgen-Concerte, womit sie den Aufgang der Sonne zu begrüßen pflegen. Die Schatten der Nacht verschwanden schneller und schneller, und man war schon im Stande, eine gute Strecke vor sich zu sehen.

Lieutenant Eduard stieg durch den Wald hinauf und gelangte bald an die Vorpostenkette, wo Jedermann durch Ueberlieferung wußte, daß die Reiter-Patrouille vorüber gekommen, aber nicht zurückgekehrt sei. Der lange Eduard dachte an alle möglichen Unglücksfälle; schreckliche Geschichten wurden von seiner lebhaften Phantasie ausgedacht, und der Bericht der Schildwache in der Nähe jenes Landhauses war nicht dazu gemacht, seine Zweifel zu zerstreuen und seine Befürchtungen niederzuschlagen, die in nichts Geringerem bestanden, als Lieutenant W. sei in einen Hinterhalt gefallen und vielleicht mit seiner ganzen Mannschaft niedergemacht worden.

Die letzte Schildwache unfern des Gitterthors hatte von ihrem Vormann die Meldung erhalten, die Dragoner seien in den Hof geritten, und er habe genau auf alles aufzupassen, was vorfalle. Aber es war nichts vorgefallen. Der Dragoner, der zwischen dem Gitterthor und diesem Posten aufgestellt war, hatte sich nach und nach zu seinen Kameraden hineingezogen. „Dann war es," sagte der Soldat, „hinter dem Gitterthor sehr still geworden."

„Sehr still?" fragte nachdenkend der lange Eduard.

„Ja wohl, Herr Lieutenant, außerordentlich still," antwortete die Schildwache; „nur ein einziges Mal noch hörte man ein ziem-

lich lautes Klirren der Säbel; das dauerte aber vielleicht eine Minute, und dann trat dieselbe Stille wieder ein."

Der lange Eduard schauderte und sprach zu sich selber: „Gott der Gerechte! es wäre doch in der That fürchterlich, auf eine so elende Art und nächtlicher Weile um's Leben zu kommen." Dabei fiel es ihm heiß auf die Seele, daß Lieutenant v. W. gestern Vormittag die bewußte Dame und ihre blonde Tochter hieher geleitet; nichts schien ihm wahrscheinlicher, als daß sein armer Kamerad sich bei dem Versuche, das Mädchen wieder zu sehen, vielleicht zu weit vorgewagt und so in eine schlimme Geschichte gerathen.

Während aber auf diese Art der lange Eduard drunten vor dem Gitterthor diese traurigen Gedanken in seinem Herzen nährte, und sich dabei eines tiefen Schauders nicht erwehren konnte, kniete droben im Zimmer der Gegenstand dieses Schauders vor dem uns bekannten violet-sammtnen Fauteuil oder vielmehr vor dem Mädchen, welches in demselben lag.

„Meine liebe Sophie," sagte er, nachdem sie ihm durch einige Thränen zugelächelt, „du bist nun meine Gefangene, und ich kann dich nur auf Ehrenwort frei geben, das heißt, dich hier auf dem Landhause lassen, wenn wir heute abziehen."

„Und worauf soll ich mein Ehrenwort geben?" fragte sie erröthend.

„Ei," antwortete er lachend, „daß du meines Rufes gewärtig bist, mir zu folgen, wohin ich es verlange — natürlich als mein liebes Weib."

Sie senkte den Kopf auf seine Stirn, gab aber keine Antwort.

„Du kennst jetzt meine Familie," fuhr er fort, „sie ist eben so alt und bedeutend, wie die deiner Mutter. Glaubst du, diese werde es ungern sehen, daß du Frau v. W. werden sollst?"

„Nein, ich glaube nicht, mein lieber Freund," entgegnete das Mädchen; „ich glaube, es wird sie glücklich machen, ja, vielleicht den Frieden in unserer Familie wieder herstellen."

„Das wäre prächtig, mein Kind!" jubelte laut der Dragoner-Offizier; „dann würde es uns ja vielleicht gelingen, sie von jener Partei wieder zu uns herüber zu ziehen. Ah! das macht mich sehr zufrieden, und ich kann es jetzt einigermaßen entschuldigen, meinen Patrouillen-Dienst nicht vollkommen gewissenhaft ausgeübt zu haben. Wenn Seine Königliche Majestät erfährt, welche Proselyten ich gemacht, und wie ich zur dauernden Beruhigung dieses Landes beigetragen, so kann mir ein gutes Avancement nicht entgehen." — Bei diesen Worten sprang er vergnügt in die Höhe, zog das Mädchen von dem Fauteuil empor und drückte sie eine gute Weile fest und innig in seine Arme.

Da wurde die Thüre zum Salon heftig aufgerissen, und als Lieutenant v. W. erstaunt über diese Unterbrechung um sich blickte, sah er die lange Gestalt eines Infanterie-Offiziers wie eine Erscheinung in dem Halbdunkel des Vorzimmers stehen.

Diese Gestalt schien aber offenbar noch mehr überrascht und erstaunt, als der Dragoner-Offizier; sie hatte den Degen gezogen, bewegte sich langsam vorwärts und rief endlich mit einem tiefen Seufzer, mit einem Tone der höchsten Verwunderung: „Heiliger Meidinger!"

Bei diesem Ausrufe wußte der Dragoner-Offizier augenblicklich, wen er vor sich habe; er ließ das junge Mädchen aus seinen Armen in den Fauteuil niedergleiten und bot seinem Freunde lustig lachend die Hand.

„Du hast, wie mir scheint, mit Erfolg patrouillirt," meinte der lange Eduard nach einer Pause, nachdem er sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt, nicht ohne einen kleinen Anflug von Neid.

„So vollkommen," antwortete ihm rasch Lieutenant v. W., „daß ich jetzt im Stande bin, dir hier meine Braut vorzustellen."

„Ah! mein Fräulein, wir kennen uns!" rief der lange Eduard indem er sich tief verbeugte. „Ich hatte die Ehre, mit Ihnen vor

einiger Zeit zu speisen. Wer hätte gedacht, daß Sie so bald zu uns übergehen würden!“

Das junge Mädchen, das sich bei der so unerwarteten Dazwischenkunft eines Dritten in großer Verlegenheit befand, erinnerte sich gern des Infanterie-Offiziers, den es bei seinem Oheim gesehen, und war so im Stande, ein für diesen seltsamen Augenblick über alle Erwartung ruhiges und vernünftiges Gespräch einzuleiten. Doch war die Position der drei Personen ziemlich unhaltbar, ja unerquicklich, und so hörten sie denn auch nach einigen Augenblicken mit großem Vergnügen von dem Thale herauf einen einfachen Trommelschlag durch die Stille des Morgens herüber schallen, dem bald andere rasselnd und wirbelnd antworteten. Dazwischen klangen Trompeten und Hörner und mahnten zum Aufbruche.

Der lange Eduard war diskret genug, sich mit der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen rasch zu entfernen, wodurch er seinem Kameraden Zeit ließ, einen innigen Abschied von dem geliebten Mädchen zu nehmen. Das that dieser denn auch, er küßte sie auf die Stirn, auf den Mund, auf die Augen, und als er sich darauf gewaltsam von ihr losriß, sagte er: „Uebermorgen sind wir in H.; nicht wahr, meine geliebte Sophie, dort finde ich den Brief deiner Mutter?“ — —

Die Dragoner hatten sich unterdessen im Hofe vollkommen restaurirt, sie waren lustig und wohlgemuth und hätten gar zu gern ein vergnügtes Lied gesungen; doch ritt ihr Offizier schweigend vor ihnen her, in tiefe Gedanken versunken, und schaute nieder auf den Sattelknopf, bis er das Infanterie-Piquet erreichte, an dessen Spitze der lange Eduard marschirte. Dieser reichte seinem Freunde lachend die Hand und sagte ihm: „Wahrhaftig, ich kann dir nur gratuliren; ich glaube, du allein wirst aus diesem Feldzug eine vernünftige Eroberung mit nach Hause bringen.“

Bald hatten sie das weiße Haus erreicht, wo das Haupt-

quartier im Aufbruche begriffen war. Der Unteroffizier des Feldpostens draußen, der zurückgezogen worden war, meldete eben dem wachthabenden Hauptmann noch einmal auf's Umständlichste die Geschichte mit den bunten Lichtern; Lieutenant v. W.. rapportirte, daß er jenes Haus auf's Genaueste untersucht, und der lange Eduard setzte hinzu, er könne die Versicherung abgeben, der Dragoner-Offizier habe auf's Umsichtigste gehandelt, und er für seine Person sich überzeugt, daß die bunten Lichter vollkommen unverdächtig gewesen seien.

Dreizehntes Kapitel.

Erzählt, daß Feodor Dose vier Briefe aufbrach und las, daß er hierauf einen wichtigen Entschluß faßte, in dessen Folge dieses Kapitel das letzte Wachtstuben-Abenteuer enthält.

Der geneigte Leser wird nicht von uns verlangen, daß wir ihm eine Fortsetzung jenes Kampfes berichten, aus dem wir in den letzten Kapiteln eine Episode erzählten. Auch ist derselbe bekannt genug, und wir können, um dem Titel unserer Geschichte: „Wachtstubenabenteuer“ getreu zu bleiben und um die Grenzen, die wir uns vorgesteckt, nicht zu überschreiten, nur noch dieses Schluß-Kapitel liefern, in dem wir das Mögliche thun, um dem uns hoch ehrenden Interesse, welches der geneigte Leser an den handelnden Personen genommen, einigermaßen gerecht zu werden.

Von Wachtlokalen haben wir zusammen schon eine gute Anzahl der verschiedensten besucht; es bleibt uns noch eines übrig, freilich nicht das angenehmste, aber um der Wahrheit, wie immer, getreu zu bleiben, können wir es dem Leser nicht erlassen. — Wir hätten in der That lieber auf einem anderen Schauplatze geschlossen.

Es sind des Stalles warme, aber etwas dunstige Räume, die sich vor unserem Blicke öffnen. Dieser Stall befindet sich in einem

langen, gewölbten Gebäude, hat eine breite gepflasterte Gasse, an welche rechts und links die Pferdeständer stoßen. Dahinter stehen die treuen Thiere wohlgenährt, rein geputzt, mit wollenen Decken versehen, und lassen nun, da sie soeben ihre Heuvesper verzehrt haben, theils anmuthig die Köpfe hangen, oder neigen sie zu zwei und zwei gegeneinander, wobei sie allerlei seltsame Laute ausstoßen.

Vielleicht träumen die Pferde von dem vergangenen Feldzuge und erinnern sich lebhaft dieses oder jenes Gefechtes. Von einem so intelligenten Thiere wäre das gar nicht zu verwundern. In der Stallgasse brennen ein paar trübe Laternen und beleuchten mit röthlichem Scheine die Schilder, auf welchen die hochpoetischen Namen der Pferde geschrieben sind. Man sieht hier eine ganze Mythologie: Jupiter, Juno, Venus, Mars, und nur hie und da einige gewöhnliche Namen, wie „Lise" oder „Franz" oder „Peter".

Die Stallgasse ist sauber geputzt, auf dem Pflaster kein Fleckchen zu sehen; die Geschirre hangen an den verschiedenen Ständern, das Lederzeug blank gewichst, die Eisentheile wie Silber funkelnd. Und welch' wohlthuende, ja feierliche Stille herrscht jetzt in dem Stallraume! Die Streu ist gemacht, und wer von den wachthabenden Kanonieren nicht gerade in der Stallgasse auf- und abgehen muß, hat sich zu seinem Pferde geschlichen und liegt neben demselben in dem frischen, hochaufgelockerten Stroh. Am Anfange des Stalles, dort, wo die Haupt-Eingangsthüre ist, befindet sich neben der Futterkiste ein kleiner Bretterverschlag mit einer ziemlich breiten Pritsche, einem kleinen Tische und einem hölzernen Stuhle. Auf letzterem sitzt der Wachthabende; er hat die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in die Hände gelegt und blickt träumerisch in das Licht der Laterne, die vor ihm steht. Auf seiner Brust glänzt eine neue große goldene Tapferkeits-Medaille.

Wenn wir dem geneigten Leser sagen, daß dieser Wachthabende Feodor Dose ist, so hören wir schon hier und da die richtige Einwendung: Wie kommt es, daß ein Feuerwerker die Stallwache be-

zieht? Er ist ja seinem Range nach davon befreit! — Wir wissen das ebenfalls, können aber die Versicherung geben, daß der Feuerwerker Dose es diesen Morgen als eine Gunst erbeten, die heutige Stallwache thun zu dürfen. Und er hatte einen poetischen Grund dazu: er kannte diese stillen, einsamen Räume, er wußte, wie geeignet sie waren zu einem tiefen, ununterbrochenen Nachdenken; und da er am heutigen Tage wahrscheinlich viel nachzudenken hatte, gern allein sein wollte, so bezog er die Stallwache.

Der Feuerwerker hatte mehrere Briefe erhalten, für ihn von dem wichtigsten Inhalte, und wollte nun hier dieselben in aller Stille lesen und seine Entschlüsse fassen. Als Mann von Ordnung nahm er diese Schreiben aus seiner Brieftasche und legte sie, geordnet nach ihrer Größe und Schwere, vor sich auf dem kleinen hölzernen Tische aus. Da lagen sie nun, vier an der Zahl, und jetzt, wo er keine Unterbrechungen zu befürchten hatte, beschloß er, die verhängnißvollen Siegel zu öffnen. Das erste zeigte ein Posthorn und verschloß ein Paket von dickem blauem Papier, dessen Gewicht und Unbehülflichkeit das kurze und magere Schreiben durchaus nicht entsprach, wohl aber dem Absender desselben, dem dicken und faulen Tipfel. Er schrieb von seiner fernen Grenzstadt und erkundigte sich im Eingang, ob Dose den Feldzug glücklich überstanden, ob er noch am Leben und im ungehinderten Besitze seiner sämmtlichen Gliedmaßen sei.

„Ich bin recht glücklich," sagte unter Anderem der ehemalige Bombardier, „und Sie können sich nicht denken, lieber Dose, mit welcher Beruhigung ich, fern vom Schuß, die Berichte eurer glorreichen Heldenthaten gelesen. Meine Existenz ist eine ganz behagliche und würde ungetrübt zu nennen sein, wenn nicht meines Vorgesetzten, des Postmeisters Dachsinger, unglückselige Leidenschaft für das Bayonnetfechten täglich im Zunehmen begriffen wäre. Es ist das jetzt eine Art von Dienst für uns geworden, und mich hat dieser trostlose Infanterist im wahren Sinne des Wortes zum

Stichblatt erwählt. Denken Sie sich, Dose, er citirt mich zwei-, dreimal die Woche, dann handhaben wir ein paar hölzerne Gewehre, auf der Bayonnetspitze steckt ein Stück Kreide, und ich werde nicht eher wieder entlassen, als bis ich auf meiner ganzen Vorderseite mit weißen Flecken vollkommen 'getigert bin, und das nennt er mich vertraulich und herablassend behandeln, dieses Ungeheuer von einem Vorgesetzten — in bayonnetfechterischer Hinsicht nämlich, denn sonst kann ich nicht über ihn klagen, da ich zuweilen sehr gut bei ihm speise und er mir auch eine kleine Zulage verschafft hat."

So schrieb Tipfel; doch schüttelte Feodor Dose bedeutsam sein Haupt und legte diesen Brief stillschweigend bei Seite.

Das zweite Schreiben, das er nun erbrach, befand sich in einem Umschlage von röthlichem Papier und führte das Siegel der Batterie, welcher Dose anzugehören die Ehre hatte. Es war eigenhändig von Hauptmann v. Stengel, welcher seinem Untergebenen schrieb:

„Mein lieber Dose, wohl wissend, daß Sie bei meiner Batterie wieder eintraten in der Hoffnung auf einen längeren Feldzug und auf ernstliches Avancement, das Ihnen auch nicht hätte entgehen können, kann ich mir recht gut denken, daß Sie gegenwärtig, wo es mit Schiller heißt: der Soldat spannt aus, der Bauer spannt ein, und wo wir demnach wieder auf die bekannten vier Geschütz ohne alles Andere reducirt werden, nicht in Ihren Wünschen liegen mag, weiter zu dienen. Ihre Berechtigung für eine Civil-Versorgung hat sich durch die vergangene Zeit noch vermehrt, wogegen ich Ihnen gestehen muß, daß es mir äußerst angenehm wäre, Sie meiner Batterie zu erhalten. Hierzu wäre eine vortreffliche Gelegenheit, da ich im Begriffe bin, beim Abtheilungs-Commando einen sicheren Unteroffizier zum Wachtmeister vorzuschlagen, und Sie hierzu ersehen habe. Im Falle Sie dazu geneigt wären, können Sie mir Ihre Antwort mündlich sagen; ich habe Ihnen dieses

Schreiben nur zugefertigt, damit Sie Jedermann zeigen können, wie über Sie denkt

„Ihr Chef und wohlgewogener Hauptmann,
Batterie-Commandeur v. Stengel.“

Dose wußte schon im Voraus um diesen Antrag; er ließ den Brief sinken und schaute lange vor sich hin. Wachtmeister werden war keine Kleinigkeit, nach dem Hauptmann die mächtigste Person der Batterie, und in manchen Dingen noch mächtiger als der Chef selbst. Aber er schied damit so zu sagen aus dem activen Dienst und mußte Schreiber werden — eine Beschäftigung, vor welcher der Feuerwerker eine unüberwindliche Abneigung fühlte. Freilich war das silberne Porteepee sehr in die Wagschale zu legen, aber Dose war nicht eitel, wenigstens nicht auf äußere Dinge; hätte jedoch ihm Jemand die Mittel an die Hand gegeben, sich einen großen Dichternamen zu erwerben, Feodor würde Alles darum gegeben haben. — Aber Wachtmeister und in Friedenszeiten, für ihn, der es schon einmal erlebt hatte, daß die Batterie demobil wurde, und daß man die Geschütze, die noch kürzlich so lustig über die Ebene dahinflogen, in die dunklen Magazine stellte, wo sie wahrscheinlich finster träumend ihre Zeit verbrachten — nein, Dose, der schon als Post-Conducteur ein freieres, wenn auch mühsameres Leben geführt, Dose konnte sich nicht wieder zum Kasernenleben entschließen. — „Es ist darin keine Poesie mehr!“ seufzte er. „Da bin ich allein hieher zurückgekehrt von den ehemaligen Kameraden, und wenn ich das auch im Felde, wo mein Geschütz eine kleine Welt für mich war, nicht beachtet, so würde ich mich doch wieder trostlos allein finden, sobald ausgespannt und vollkommen verkauft ist. Meine Kanoniere werden nach Hause entlassen, meine sechs Pferde kommen zu irgend einem nichtswürdigen Kutscher, mein Leibroß, der Cato, muß, Gott weiß, an welchem Karren ziehen, und ich allein bleibe zurück — — ein entlaubter Stamm, dem innen im Marke nicht einmal eine schaffende Kraft wohnt. — Nein,

nein!“ seufzte Dose, „dann noch weit lieber Packmeister des Herrn von Dachsinger, obgleich dieses Loos auch nicht beneidenswerth ist.“

Der Feuerwerker stützte sorgenvoll sein Haupt auf die Hand und sah die beiden noch verschlossenen Briefe an, die vor ihm lagen. Von wem kamen sie? welchen sollte er zuerst erbrechen? Er beschloß, abermals der Größe nach zu verfahren; da sich aber die beiden Couverts ziemlich gleich sahen, so richtete er sich nach den Siegeln und sparte den Brief mit dem kleineren, obgleich dasselbe ein adeliges Wappen zeigte, bis zuletzt auf. Er löste also von dem mit dem größeren Siegel behutsam den Umschlag, faltete das Schreiben auseinander und las:

„Lieber Feuerwerker Dose! Als ich vor ein paar Monaten die Batterie verließ, um meinen längeren Urlaub anzutreten, versprach ich Ihnen, eingedenk der mancherlei Beziehungen, in welchen wir in den ersten Jahren meines Dienstes zueinander gestanden, sowie des Interesses, das ich stets an Ihrer Person genommen, vorkommenden Falles und wo ich Ihnen nützlich werden könnte, an Sie zu denken!“

„Ah, von Lieutenant Robert!“ unterbrach sich Feodor Dose selbst. Dann fuhr er zu lesen fort:

„Ich bin nun verheirathet und sehr glücklich; meine Hochzeitsreise machte ich hieher an den Oberrhein und kam so halb zufällig wieder an manche jener Orte, wo wir zusammen unsere Geschütze aufgepflanzt und mit dem Feinde Kugeln gewechselt. Hier ist natürlicher Weise jetzt wieder Alles ruhig, und man sieht kaum noch irgendwo eine von den Spuren, die wir zurückgelassen. So kam ich denn auch zufällig in die Gegend von H., wo Sie sich eines Dorfes, einer Ruine und eines weißen Hauses erinnern werden, welch' letzteres Sie so vortrefflich mit Granaten bedient. In der Nähe dieses weißen Hauses befindet sich ein anderes, wo ich in diesem Augenblicke friedlich sitze und an Sie schreibe. So ist der Lauf der Welt, lieber Dose!

„Mein Versprechen, Ihnen nützlich werden zu wollen, habe ich nach besten Kräften gehalten, und Sie werden das aus einem Briefe

ersehen, der wahrscheinlich zu gleicher Zeit mit diesem an Sie abgeht. Er ist von einem meiner Freunde, einem Ehemanne, so jung und glücklich wie ich, und wird Ihnen Vorschläge machen, die Sie annehmen können und hoffentlich annehmen werden. Antworten Sie baldigst, arrangiren Sie Ihre Geschichten so schnell als möglich, und so werden wir uns vielleicht hier noch sehen.

„Ihr

„Lieutenant Robert."

Man kann sich leicht denken, daß Feuerwerker Dose nach diesem einleitenden Schreiben den Brief mit dem kleinen adeligen Wappen schleunigst erbrach. Derselbe lautete folgendermaßen:

„Herr Feuerwerker Dose! Sie werden sich vielleicht jenes Tages erinnern, wo Sie Ihre Haubitze in einem kleinen Wiesenthal aufgestellt hatten und nach einem gewissen weißen Hause mit Granaten warfen. Dabei denken Sie vielleicht an den Unterzeichneten, der damals neben Ihnen hielt und beinahe von der ersten feindlichen zwölfpfündigen Kugel getroffen worden wäre. Wir nahmen bekanntlich jenes Haus, und in der Nacht darauf traf ich noch einmal mit Ihnen zusammen; es war bei der Feldschmiede, wo Sie Ihr zerschossenes Rad ausbesserten. Die schöne Gegend in der Nähe jenes weißen Hauses gefiel mir schon damals so außerordentlich, daß ich nach dem beendigten kleinen Feldzuge es wahrhaftig nicht unterlassen konnte, hieher zurückzukehren. Ja, eine sonderbare Verkettung von Umständen bestimmte mich, eben jenes weiße Haus mit großen dazu gehörigen Gütern anzukaufen und mich hier häuslich niederzulassen. Daß man sich eine Frau anschafft, sobald man sich häuslich niederläßt, brauche ich Ihnen, einem erfahrenen Manne, nicht erst zu sagen, und habe ich hierin die allgemeine Regel befolgt, befinde mich auch außerordentlich glücklich dabei. — Nun sind aber durch die traurigen Zeiten, die dieses Land erlebt, viele Verhältnisse gelöst, andere unhaltbar geworden; namentlich auf unseren Gütern fehlt es in diesem Augenblick an zuverlässigen Leuten

und einer kräftigen Hand, welche die vorhandenen Trümmer wieder zu einem angenehmen Ganzen zu vereinigen im Stande wäre; mit anderen Worten: wir suchen einen Verwalter von festem, erprobtem Charakter, sowie militärischer Strenge, und mein Freund Robert versichert mir, zur Ausfüllung einer solchen Stelle wären Sie, mein lieber Feuerwerker Dose, ganz geeignet. Da ich nun durch das, das ich von Ihnen während unseres Zusammenseins gesehen, die Ansicht meines Freundes vollkommen bestätigt gefunden, auch von demselben gehört, daß Sie die Batterie bei der Demobilmachung zu verlassen wünschen, so biete ich Ihnen hiermit diese Stelle an. Herr v. Stengel, Ihr Hauptmann, wird Ihnen einen vorläufigen Urlaub nicht verweigern; deßhalb lade ich Sie ein, sobald als möglich zu uns zu kommen, um unsere Bedingungen zu machen und, wie ich hoffe, in's Reine zu kommen."

So las Feodor Dose, und als nun darauf die Hand, welche das Schreiben hielt, auf den Tisch niedersank und er an das dunkle Stallgewölbe hinauf schaute, so schien sich dasselbe vor seinem inneren Blicke plötzlich zu öffnen, und er sah eine helle klare und freundliche Zukunft, keine Post-Wachtstube mehr, keine Stallwache, kein Kasernenleben, aber ein poetisches Dasein, ein beschauliches Leben, auf Fluren und in Wäldern, im Schatten der alten Ruine, an den Ufern des murmelnden Baches. Feodor fühlte sich seit langer Zeit wieder zum erstenmale dichterisch angeweht, und wer weiß, ob nicht im nächsten Augenblicke ein neues Lied von ihm erschienen wäre, vielleicht betitelt: „Verlassen des Dienstes" oder „Der Verwalter," wenn nicht in diesem Moment das Knarren der Stallthüre seine Träume unterbrochen und das Klirren eines Säbels ihm angezeigt hätte, es nahe sich ein Vorgesetzter.

Es war der Hauptmann v. Stengel in eigener Person, der seinen Stall revidirte. Dose setzte seine Dienstmütze fest auf den Kopf, faßte den Säbel vorschriftsmäßig und meldete: „Im Stall hundertundzwanzig Pferde, von denen zwei in der Kranken-Ab-

theilung. — Zum Berichten ist nichts Neues; auf Wache befinden sich ein Unteroffizier und drei Mann."

„Aha, lieber Dose," sagte der Hauptmann schalkhaft lächelnd, indem er an den Tisch trat und die erbrochenen Briefe sah, „Sie haben gelesen? werr weiß, wie sehr! Nun, werden Sie mir nicht melden, — werr weiß, wie bald! — es befinde sich hier ein zukünftiger Wachtmeister?'

Dose stand da in der schönsten Haltung und entgegnete ohne weitere Ueberlegung mit der freundlichsten Stimme: „Verzeihen Sie mir, Herr Hauptmann, ich habe mir die Sache überlegt und muß für Ihre große Güte danken, ich bin zu dieser Stelle nicht gemacht."

„Ah, Teufel!" rief erstaunt der Batterie-Chef. „Sie haben nicht Lust, Wachtmeister zu werden? Das ist eine eigenthümliche Idee; werr weiß, wie sehr!"

„Ich weiß Ihr Vertrauen hoch zu schätzen," versetzte der Feuerwerker, „und da ich vor einem so wohlwollenden Vorgesetzten kein Geheimniß habe, so bitte ich Sie, diesen Brief zu lesen."

Damit reichte er ihm das Schreiben des Herrn v. W.

Der Hauptmann schüttelte anfänglich etwas mit dem Kopfe, während er las; bald aber fing er an zu nicken; und sein finster gewordenes Gesicht klärte sich auf. — „Nun ja," sagte er nach einer Pause, „das ist nicht so schlimm, werr weiß, wie sehr! Tüchtige Leute können Die schon brauchen; denn an Flickmaterial fehlt's durchaus nicht da oben. — Nun, ich gebe meinen Segen dazu! Den gewünschten Urlaub erhalten Sie so bald und auf so lange Sie wollen."

„Der Herr Hauptmann zürnt mir nicht?" fragte treuherzig Dose, indem er einen Schritt näher trat.

„Was denken Sie, mein lieber Feuerwerker!" antwortete heiter der Batterie-Chef, indem er ihm die Hand reichte; dann aber setzte er seufzend hinzu: „Im Grunde haben Sie Recht; wenn man wieder eine Zeit lang die frische Luft in Wald und Feld ein-

geathmet, da beengt das Garnisonsleben. — Doch was will man machen? — Aber auf Stallwache brauchen Sie heute Nacht nicht zu bleiben," fuhr er nach einer Pause sehr freundlich fort; „einer der Bombardiere soll Sie ablösen, und morgen früh können Sie Ihren Abschied von mir nehmen. Doch ich habe Ihnen noch etwas Wichtiges zu sagen!"

„Und ich habe noch eine große Bitte, Herr Hauptmann," versetzte Dose.

„Man kann dem allgemeinen Weltfrieden nicht trauen," sprach der Hauptmann.

„Und wenn es wieder Krieg gäbe . . .' sagte Dose, und seine Augen glänzten freudig. —

„So . . ."

„So darf ich mich wieder bei Ihnen melden!" rief Dose, seinen Hauptmann im Drange des Gefühls unterbrechend.

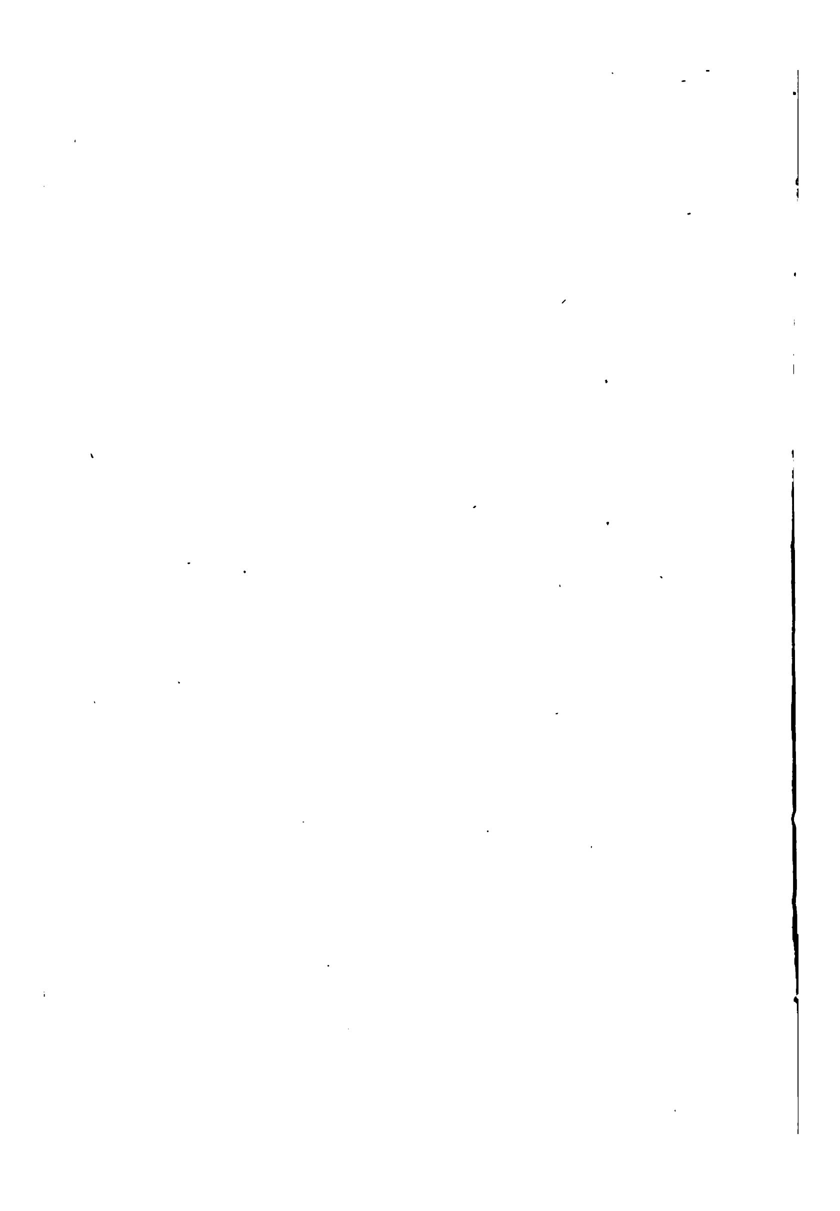
Worauf dieser erwiderte: „Das will ich meinen — werr weiß, wie sehr!"

Noch einmal schüttelte der Vorgesetzte seinem Untergebenen die Hand und verließ dann den Stall.

Dose wurde gleich nachher von dem versprochenen Bombardier abgelöst. Er raffte seine Briefschaften zusammen, steckte sie in die Tasche, und als er darauf noch einmal hinab blickte in die halb dunklen, so eigenthümlich duftenden Räume, erinnerte er sich seiner ersten Wache, die er als junger strebsamer Vice-Bombardier ebenfalls in diesem Stalle gethan. Jetzt war wahrscheinlich seine letzte gekommen, und er mußte sich gestehen, daß, wenn er auch viel erlebt in den verschiedenen Wachtlokalen, die er während seiner langen Dienstzeit besucht, doch wohl die ersprießlichsten und angenehmsten Folgen haben würde — sein heutiges und

letztes Wachtstuben-Abenteuer.

F. W. Hackländer's Werke.



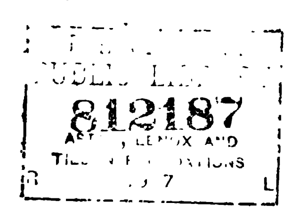
F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1855.

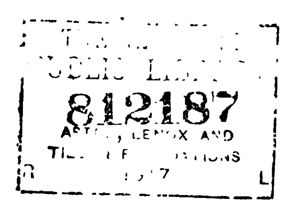


Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Kleinere Erzählungen

und

humoristische Skizzen.

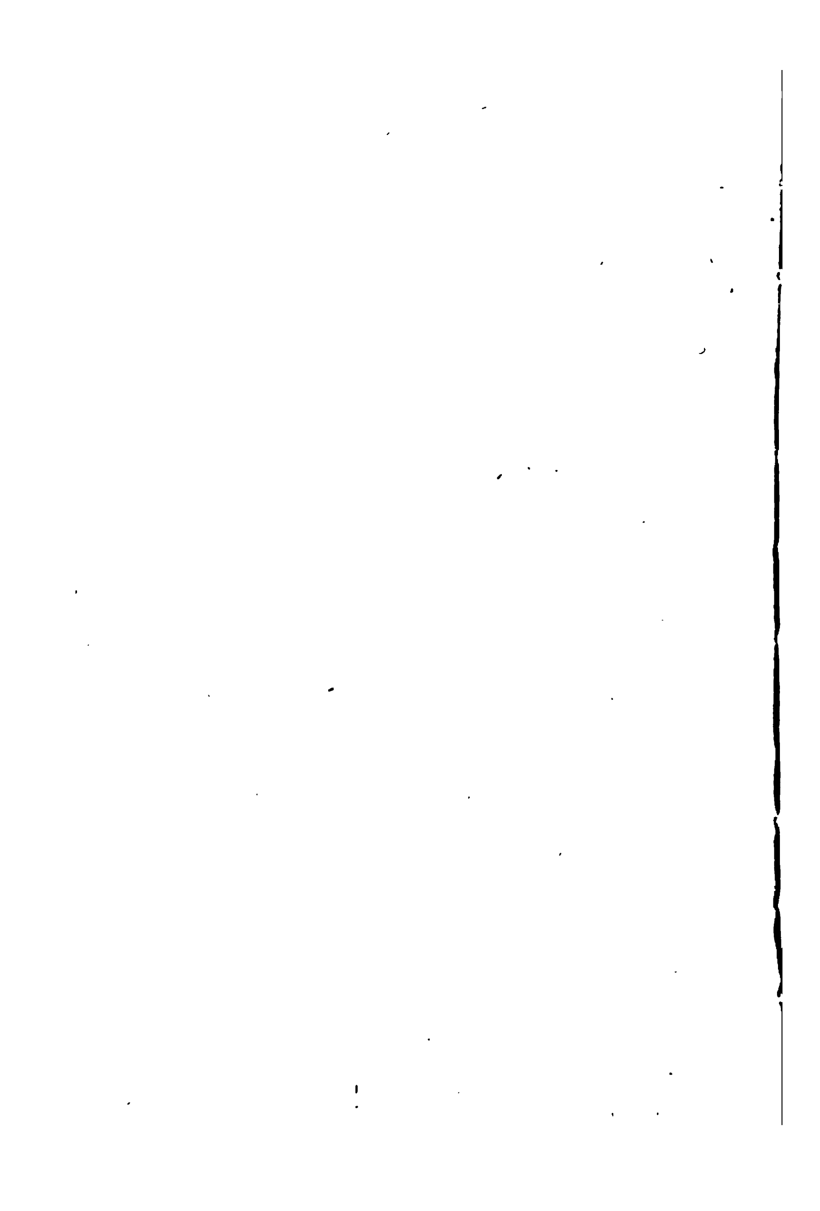


Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Kleinere Erzählungen

und

humoristische Skizzen.



Vier Könige.

(Arabesken.)

Erstes Kapitel.

Ein Sommernachtstraum.

Es war einmal in einer Nacht, da träumte mir von kühn gewölbten Hallen, von großen schattigen Sälen, mit buntem Marmor gepflastert, gothischen Bogenfenstern, welche den Anblick auf eine himmlische Gegend gewährten, und deren herrliche Glasmalereien die sinkende Abendsonne gegen die Wand widerstrahlte: eine wundervolle Tapete. Ach, und mir träumte von losem Epheu, welches gegen die bunten Fenster leise, leise anschlug, und dabei lispelte mir ein sanfter Wind wohlbekannte süße Namen und brachte mir mit leiser Stimme Botschaften von einem kleinen Platze, auf welchem viele weiße Kreuze standen.

Das Alles träumte mir in einer dumpfigen Kasernenstube, wo ich der Zwölfte in einer Ecke lag und schlief. Ich erwachte, setzte mich an die kleinen vergitterten Fenster der Stube, welche eine Aussicht in den umschlossenen Hof gewährten, und blickte in die ruhige Nacht hinaus. Was war mir von meinem schönen Traume

geblieben? — Schon der Knabe träumte von weiten Hallen, einem lustigen, freudenvollen Leben; aber träumte auch nur. Die Hallen schrumpften zusammen zu engen, kleinen Stuben, und das lustige Leben ward ein tief ausgefahrener Hohlweg, dessen Krümmungen, durch steile Seitenwege eingeengt, ich ruhig folgen mußte.

Ich sah den Mond, der sich durch eine Häuserlücke auf den Hof geschlichen und, sich da unbemerkt glaubend, an eine Kanone gelehnt hatte; — eine rührende Anhänglichkeit von dem Monde, denn es war eine alte Kanone, eine in den letzten Kriegen eroberte französische, und ich konnte deutlich in dem hellen Scheine das große N. sehen. Ihr Beide kanntet euch und hattet euch vielleicht ebenso umfaßt unter dem Blüthenregen von Catalonien, sowie umstarrt vom Eise an der Berezina. Ihr spracht wohl von großen, schwarzen, liebeglühenden Augen und von brechenden — Vive l'Empereur!

Wie wird mir plötzlich so wunderlich! Was tritt dort aus der Ecke hervor, und stellt sich um das Geschütz? Schwankende Gestalten sind es, mit bleichen Gesichtern. Die langen, dürren Finger greifen in die Schmarre und Löcher der Kanone und Laffette. Ich höre leises Flüstern — „dies machte die Kugel, die mich niederschlug. Hier ist mein Blut — der Hieb gab mir den Tod, und ich sprach: Leb' wohl, Nannett'! da starb ich." So sprachen sie und lehnten sich todesmüde an das Geschütz. Ich aber nahm meinen Mantel und trat mit leisen Schritten auf den Hof. — Alles still und ruhig. Verschwunden waren die Gestalten, und da stand nur eine einsame Kanone, auf welche der Mond schien. Aber es war ein Leichenstein von Gott weiß wie viel braven Kanonieren. Sollte ich noch schlafen? — Mich umgab die Nacht und that so geheimnißvoll und zugleich so geschwätzig, als wollte sie ihren dunklen Schleier lüften und mir Wesen zeigen, welche sonst dem Auge unsichtbar sind. Darum verließ ich die Kaserne und trat in die Stadt, in das alte Cöln, und wie ich durch die stillen Straßen wandelte, dachte ich an ein großes, erhabenes Gedicht, keines, wel-

ches ich selbst machen wollte, sondern an eins, welches seit Menschengedenken da ist, und wozu noch täglich Commentarien geschrieben werden. Vor meinem innern Auge entrollte sich das ungeheure Prachtexemplar dieses Gedichtes, groß und herrlich, mit vielen erklärenden Abbildungen, tausenden von Inschriften und erläuternden Noten. — Das Gedicht war der Rheinlauf und unten an der farbigen Rolle hing eine zierliche Kapsel, die alte Stadt Cöln, in welcher sich das Siegel befand, wodurch jede Strophe documentirt wurde, und in dessen vielen Wappenschildern sich das ganze Gedicht abspiegelte — der Dom. Dahin ging ich und setzte mich zu seinen Füßen auf einen alten halb verwitterten Stein.

Es war in jener Zeit für mich so schön und anmuthig, in tiefer, stiller Nacht hier zu sitzen. Da lag vor mir der Wallrafsplatz mit seinen hohen, buntverschnörkelten und halb verfallenen Häusern, so wüste und leer, einem vormals schönen, nun verödeten Blumengarten gleichend, in welchem der Domthurm, eine alte Sonnenuhr, noch hoch emporragte, aber mit dem verstümmelten Zeiger nur eine einzige Stunde richtig angibt, wenn der Mond hell scheint — Mitternacht; denn dann ward's lebendig im alten Thurme, es stürzte sich der Baumeister, wer weiß zum wie vielsten Male, vom Krahnen herab und hinter ihm drein der Teufel in Gestalt eines zottigen schwarzen Hundes. Sanct Christoph streckte seinen langen Arm drohend zum Fenster heraus, und alle die kleinen steinernen Figuren an den Pfeilern und in den Nischen sprangen empor und kletterten jauchzend in die Höhe, um von oben wieder zu sehen, was es in der Welt gäbe, und das tolle Gesindel scheuchte die Habichte und Eulen aus ihren Löchern und setzte ihnen durch die Luft nach, mit Gequicke und Heulen: eine steinerne wilde Jagd. An der Thüre standen die zwölf Apostel und neigten sich, Psalmen singend, wozu die Orgel einen einzigen Ton immer und immer fort anhielt, bis die Mutter Gottes in der Kirche mit dem silbernen Finger auf das silberne Herz schlug, daß es klingelte und die heiligen drei Könige

in ihrem goldenen Sarge Amen sangen. Da erstarrten rings die Gestalten, es wurden die Gesichter und Leiber wieder hart und starr, langsam, wie gerinnendes Wachs, mit weit offenen Augen, und es ward stille; nur leise summte es noch in dem majestätischen Steinhaufen, leiser und immer leiser, bis endlich das Rauschen des vom Nachtwinde bewegten Grases zwischen den Mauerritzen mit dem Klopfen meines Herzens das einzige Geräusch blieb, welches die Stille der schönen Nacht unterbrach. Da habe ich den Dom an mein Herz gedrückt und wuchs sichtlich an seiner Größe empor, hoch und immer höher, bis ihn mein Geist überragte und sich an das dunkle Himmelsgewölbe anklammerte; aber, ach! das war so kalt und entsetzlich glatt, daß ich betrübt hinabsank, bis ich wieder neben dem riesigen Thurme stand, eine kleine Menschengestalt.

Schon oft habe ich mich Nächte lang auf den alten Straßen herumgetrieben, hatte die öden, wüsten Plätze besucht und mich da viele Stunden in das Gras und Schlingkraut gelegt, welches zwischen den zerborstenen Füßen irgend eines alten Heiligen hervorwucherte. Da haben mich die verfallenen Häuser seltsam genug angesehen, da huschten oft Schatten und Gestalten vorbei, doch sie wollten mir nie Rede stehen. Ich habe Nächte lang den Dom durchschriten, aber die metallenen Erzbischöfe sprachen in ihren Nischen so leise, daß ich nichts davon verstehen konnte. Ich habe in mondheller Nacht auf dem Grunde des Rheins manch' Seltsames zu sehen geglaubt; doch wenn sich mir aus dem bunten Gewimmel deutliche Bilder begannen aufzuklären, schoß gewöhnlich ein neidischer Hecht durch das Wasser und Alles war trübe, wie früher. Auch diese Nacht hatten mich erst meine Träume, dann die gespenstigen Kanoniere und der alte Dom geneckt, ohne mich in ihre Mysterien einzuweihen. Stets strich das Geisterreich, ein eiskalter Luftstrom, dicht bei mir vorüber, und wenn ich mich hinwandte, um die brennende, schmachtende Brust abzukühlen, war die ganze Luft um mich heiß, wie meine glühende Stirne. —

Träume wohl, Alter! sprach ich und verließ den Dom. Willenlos folgte ich den Wendungen einiger dunklen Straßen, in welche ich gerieth, und stand plötzlich vor dem Rathhausplatze, der, vom Monde beleuchtet, mit seinen hellen, großen Steinplatten einem weißgedeckten Tische glich, um welchen die alten Häuser wie steifgetrunkene Zechbrüder standen, die ihre alten Sorgen und sich im klaren Wein versenkt haben, und die sich nur dann und wann unter dem Tische die Hand drücken. Es war eine noble Gesellschaft da beisammen; die Häuser der alten Patrizier Cölns, und die Ehrwürdigen sahen so grau und zerfallen aus, die leeren Fensterhöhlen blickten so erschrocken und scheu nach dem Rathhausportale, wo ihr edler Bürgermeister, freilich nur in Stein gehauen, mit dem Löwen ringt, so überrascht und verdrüßlich, wie wohl an jenem Tage, an dem ihr Mordanschlag mißlang. Wie ich so auf der Tafel herum trat und den steinernen Herren ihre ewige Unruhe und Hinterlist vorwarf, habe ich mich sehr über ihre jetzige Friedfertigkeit verwundert, denn warum erhob nicht einer die Faust, fing und erdrückte mich armen Plebejer wie eine Fliege; oder hat die Zeit den stolzen Adeligen den Arm gelähmt? — — Was hemmt plötzlich den Lauf meiner Gedanken! wirft sie aus einander wie empörte Wellen! Wer sprach da? Ich richtete mich horchend leise empor und sah mich rings um. Richtig! unter dem Rathhausportale flüsterte es leise, und nachdem mein Auge sich an das Dunkel, das dort herrschte, gewöhnt hatte, sah ich da, zuerst in dunkeln Umrissen, dann aber deutlich eine seltsame Gesellschaft versammelt. Auf der Erde saßen fünf Gestalten, welche sich mit Kartenspiel beschäftigten. Es waren alte cölnische Stadtsoldaten aus dem vorigen Jahrhundert, uniformirt, wie sie noch jetzt bei den Maskenzügen zu sehen sind; doch war das Roth ihrer Röcke verblichen, das Gold ihrer Tressen vom Moder halb zerfressen und die rostigen Waffen lagen neben ihnen. Schauerlich leuchteten ihre Gesichter durch das Dunkel, mit Leichenfarbe überzogen waren ihre eingefallenen Wangen, und nur das

unheimliche Feuer ihrer Augen zeigte, daß wenigstens für den Augenblick Leben in diesen Körpern war. Die Kriegsknechte häufelten, und bei dem Banquier schien Unglück zu sein; mit stieren Augen und zitternder Hand legte er die Karten, und bei jedesmaligem Umschlagen zuckte ein freudiges Lachen über die Züge der vier Andern. Ich schlich mich näher.

„Es wird Morgen, mich friert," sprach Einer der Spieler und zog seine schlotternde Uniform durch große Falten, die er hineinkniff, fester um den magern Körper. Ein Anderer, ein wahres Judasgesicht, klimperte mit den gewonnenen silbernen und goldenen Pfennigen und wandte sich hohnlachend zu dem Banquier, welcher mit ängstlicher Hast seine Taschen umkehrte, aus denen jedoch kein Geld, wohl aber Moder und Erde fiel.

„Du hast nun Alles verloren," sprach der Judas, „und wirst künftig, wenn wir die verdammten Nachtstunden durch Spiel tödten, zusehen und kannst an deine und unsere Sünden denken." Die Andern lachten. „Uebrigens wollen wir aufhören, denn der Tag kommt, und unsere Zeit ist für heute verflossen."

„Noch ein Spiel," bat der Banquier, „ich kann ja das Meinige wieder gewinnen, noch ist es früh in der Nacht." Er sah gen Himmel und widerstand krampfhaft dem Frost, womit ihn der wirklich herannahende Morgen überschüttete.

„Wovon aber," lachte heiser ein Dritter, „wirst du bezahlen, wenn wir gewinnen?"

„Ich werde aber gewinnen," sprach dringender der Vorige, „wenigstens etwas wieder gewinnen, damit ich morgen spielen kann. Soll ich denn die nächste Nacht hier oben herum wandeln, und die Minuten zählen, bis ich wieder hinab werde steigen können ins Grab, während euch die Zeit rasch verfliegt! Ich bitte euch, noch ein Spiel; ihr werdet mir borgen."

„Was du nie wieder bezahlen kannst?" entgegnete der Judas,

und ein Anderer murrte dazwischen: „Geh', du raubst uns noch die wenige Zeit mit deinen Klagen."

„Erinnere dich," flehte nochmals der Bankhalter, „wie du — es mögen jetzt hundert Jahre sein — in der Schenke am Wall den letzten Pfennig verspieltest, und ich dich auf Ehrenwort setzen ließ; da hast du all' das Deine wieder gewonnen."

„Ja," entgegnete der Andere, „damals lebten wir noch, und ich hatte dich am Haken, weil ich wohl wußte, wer den alten Offizier hinter der Bastei erstochen hatte." —

„Hab' ich denn nichts mehr?" rief gellend der Vorige, und plötzlich schien ihm ein sonderbarer Gedanke zu kommen. Er sprang auf und sah starr vor sich hin; doch mußt' es was Entsetzliches sein, worüber er nachdachte; denn sein Mund zuckte und das wenige Haar auf seinem Scheitel sträubte sich empor. Zweimal öffnete er die Lippen und schien sprechen zu wollen, doch brachte die wild arbeitende Brust kein Wort hervor. Die vier Andern schauten erwartend zu ihm auf.

„Ich habe noch etwas, ein köstliches Gut" — die Worte stieß der Unglückliche mühsam heraus — „es ist ein Schatz von so hohem Werthe, daß ich ihn nur gegen all' euer Gold und Silber setzen kann. Gewinne ich, so ist das sämmtlich mein, verliere ich dagegen, so — so — könnt ihr zehn Jahre lang ruhig in euren Gräbern liegen, und ich wache jede Nacht für euch hier oben, allein der Langeweile und damit der Verzweiflung Preis gegeben."

Der Vorschlag mußte den Vieren unerwartet kommen. Lange sahen sie sich sprachlos an, und schauerlich wechselte Vergnügen und Entsetzen auf ihren bleichen Gesichtern. Der mit dem Judaskopfe faßte sich zuerst und ohne den Unglücklichen anzusehen, sprach er: „Ich nehme das Spiel an." Die Uebrigen nickten schweigend mit dem Kopfe. Es begann. Mit zitternder Hand mischte der Bankhalter und legte die Haufen, wovon vier die Spieler besetzten, und ihm den fünften überließen. Kein Athemzug war im Kreise hör-

bar, die Todten waren todtenstill. Da deckte der Banquier seine Karte auf: es war eine Dame, und beim Anblick des hohen Blattes flog ein freundliches Lächeln über sein Gesicht. Rasch wandten nun auch die vier Spieler ihre Haufen, und selbst mir stockte das Blut: sie hatten die vier Könige umgeschlagen.

Wie von einer unsichtbaren Gewalt empor geschnellt, sprang der Unglückliche auf, und blickte in derselben Stellung jener entsetzlichen Aufmerksamkeit, mit welcher er vorhin den zitternden Händen der Mitspieler gefolgt war, einige Minuten die unglückseligen Blätter an; und die verzweiflungsvolle Hoffnung, daß die gekrönten Häupter sich in niedrige Karten verwandeln würden, war mit dem Bewußtsein der Unmöglichkeit, daß dies geschehen könne, in seinen verzerrten Zügen zu lesen. Darauf schien ihn ein gewaltiger Frost zu durchschütteln, erst hob er seine Hände wie beschwörend zum Himmel, dann stürzte er auf die Kniee und krallte sie auf dem Boden fest.

„Hohnlache, unbegreifliche Macht," stöhnte er, „hohnlache, daß der Spieler, nachdem er sein Lebensglück verspielte, selbst nach dem Tode die Karten zur Hand nahm und die Ruhe im Grabe verschleuderte! Freue dich, daß ich wandern muß, wenn die Andern schlafen, doch freue dich auch auf den Abscheu, den ich den Lebenden gegen dich, Ungeheuer, einflößen, und durch meine Jammergestalt beeiden werde. — Doch auf euch, ihr verruchten Blätter, den gedoppelten Fluch des Todes, dem euer lockender Anblick zehn ewige Jahre gestohlen. Hier bei der Morgenluft, die euch, ihr Wesenlosen, mit unheimlichem Schauer durchweht, bei dem Glanz des jungen Tages, der euch und sonst auch mich hinabdrängt in das dunkle Bett, bei dem aufsteigenden Licht, das eure Gestalten abfrißt und sie zu schwankenden Schatten bleicht, bei der ewigen Verdammniß beschwör' ich meinen Wunsch und flehe zu dem höchsten Wesen: es möge mich ewige Zeiten grablos herumschweifen lassen! doch auf euch, ihr unseligen Könige, lege ich meine starren Hände und ziehe euch

in meinen Fluch! Wandelt auch ihr ruhelos umher, wandelt und genießt des Menschenlebens unsäglichen Jammer, und so wie ihr, meine Karte überbietend, mich in's Verderben stürztet, so soll auch in eurem Leben ein höheres Blatt, so soll das Aß, ihr Könige, euch fürchterlich und fluchbringend sein!"

So lautete der Fluch des Gespenstes, und ich faßte an meine Stirn und einen steinernen Pfeiler, der mich hielt, um zu erforschen, ob ich wache oder träume. Doch es war Wahrheit, was ich gesehen und gehört. Stolz und ruhig stieg der Morgen auf, und wie kleine Nachtlichter im hellen Sonnenstrahle erblichen die vier Spieler und verschwanden endlich ganz, wie das Licht des Tages die Morgendämmerung vertrieb. Nur der unglückliche Bankhalter stand vor mir, und um ihn lagen die vier Könige. Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen, und auch ich konnte eine schmerzliche Wehmuth nicht unterdrücken. Ich nahm meinen Mantel und warf ihn dem Unglücklichen über. Er sah mich an, und sein Blick, obgleich sich Dankbarkeit darin aussprach, war entsetzlich. O es ist etwas Fürchterliches, ein Gespenst bei hellem Tage zu sehen. Noch seh' ich, wie der Morgenwind, der sich erhob, die vier Könige erst in kleinen Kreisen, dann in immer größeren herumwirbelte und sie endlich über die nächsten Dächer schleuderte. Gebeugt und stöhnend verlor sich das Gespenst in einer der nächsten Gassen, und ich ging nachdenkend meiner Wohnung zu. —

Zweites Kapitel.

Robert der Teufel.

Vor einigen Jahren erschien bei dem Kapellmeister des Hoftheaters ein junger Mann und theilte demselben seinen Wunsch mit, auf die Bühne zu gehen, indem er ihn bat, seine Stimme zu

untersuchen, da er sich zum Sänger ausbilden wolle. Der junge Mann verband mit einem anständigen Aeußern eine sehr angenehme offene Gesichtsbildung, über welche jedoch ein melancholischer Zug einen tiefen Schatten warf. Er setzte den theilnehmenden Fragen des biedern Meisters, ob er auch diesen Schritt, den er für's Leben thun wolle, gehörig überlegt und mit seinen Eltern und Verwandten berathen, mit Festigkeit entgegen: es treibe ihn nicht die Absicht zur Bühne, ein wildes zügelloses Leben zu führen, sondern nur die reine Liebe zur Kunst, und er habe diesen seinen Entschluß sorgfältig überlegt. Was seine Eltern, Verwandte oder seine Heimath betraf, so schien er Erörterungen darüber auszuweichen. Der Kapellmeister untersuchte nun die Stimme, und fand einen herrlichen Tenor von seltenem Umfange, worauf er gleich angenommen wurde, seinen Lehrer und seine regelmäßigen Singstunden in der fürstlichen Schule erhielt, welche er mit ausdauerndem Fleiße benutzte, und dadurch bald glänzende Fortschritte machte. Da ihn Niemand in der Stadt kannte, er sich auch bei zufälligem Zusammentreffen mit andern jungen Leuten eher zurückstoßend als annähernd bezeigte, so blieb er einsam und sich selbst überlassen, und gerade dieses abgesonderte Leben schien ihm sehr zu behagen. Er durchstrich, nachdem er seine Studien beendigt, die Umgegend, legte sich stundenlang und halbe Tage lang in den Schatten der schönen Waldungen, welche die Stadt umgaben, und war dann froh, ohne dies jedoch durch Gesang oder Ausrufungen zu bezeugen; vielmehr hat man ihn oft gesehen, wie er, unter einer alten Eiche liegend, sein Gesicht in das dichte Moos verbarg, und nachdem er so lange Zeit unbeweglich geblieben, zeigten die freudestrahlenden Blicke, mit welchen er sich später erhob, daß er sich auf diese Art sehr gut amüsirt habe. Man glaube jedoch nicht, dies scheue Wesen habe sich auch in den Stunden gezeigt, in welchen er die Gesangsschule besuchte, und da vor dem Lehrer und den übrigen Schülern seine Arien vortrug. Dann richtete sich seine ganze Gestalt auf, er schien

ein überirdisches Wesen zu sein, und die Innigkeit, das Feuer, mit dem er sang, besonders wenn es traurige Lieder waren, griff jedem der Zuhörer an's Herz. Dann durchglühte eine unendliche Freudigkeit sein ganzes Wesen, und beim Herausgehen drückte er dem Lehrer und den andern Schülern herzlich die Hand. Aber ein einziges Mal fand in der Schule ein sonderbarer Auftritt statt. Einst, mitten im Gesange, bei einer wundervollen Stelle, als er begeistert sein Auge umherschweifen ließ, hatte einer der andern Sänger eine Spielkarte aus der Tasche gezogen — es war das Treff-Aß — und zeigte es lächelnd einem Nebensitzenden. Beim Anblick der Karte brach er plötzlich mit einem schneidenden Wehlaute ab, preßte seine Hände vor's Gesicht und stürzte aus der Schule. Warum, das hat er nie Jemand offenbart.

Den freien Eintritt, welchen er in's Parterre des Theaters hatte, benutzte er höchst selten; nur bisweilen, wenn große Opern gegeben wurden, oder irgend ein vorzüglicher Gast auftrat, und dann pflegte er sich jedesmal an's Ende einer gewissen Bank zu setzen, so entfernt als möglich von den übrigen Zuschauern, um ja in keine Berührung mit ihnen zu kommen. Eines Abends aber, da ein sehr beliebter Sänger auftrat, und das Haus gedrängt voll war, mußte er gern oder ungern den Zwischenraum, den er gewöhnlich durch Hinlegung seines Hutes zwischen sich und dem nächsten Nachbar bildete, einer jungen Dame überlassen, welche keinen Platz fand und ihm einen bittenden Blick zuwarf. Anfangs sprach er kein Wort mit dem Mädchen, welches, ohne gerade schön zu sein, ein sehr interessantes Gesicht hatte und wundervoll gewachsen war. Auch sie schien sehr schüchtern und eine Unterhaltung mit dem fremden jungen Manne eher zu vermeiden als zu wünschen. Doch mag es sein, daß entweder die bezaubernde Musik, oder das zurückhaltende Benehmen der Dame den jungen Sänger anspornte, kurz er wagte es, ihr einige Bemerkungen über das eben Gehörte zu sagen, in welche sie bescheiden, aber mit vielem Verstande einging oder sie

widerlegte. Endlich endete das Stück und das Publikum ging auseinander. Obgleich den andern Tag ein Lustspiel gegeben wurde, trieb es unsern jungen Freund doch zum Theater und er befand sich schon lange vor Anfang des Stücks auf seinem Sitze. Auch überzog eine stille Freude seine Züge, als die unbekannte Dame von gestern sich wieder neben ihn setzte. Ihre Unterhaltung war heute Abend lebendiger, und am Ende des Stücks wagte er es sogar, so lange sein Weg ihn mit dem ihrigen zusammenführte, sie zu begleiten. Dann bog sie rechts in eine andere Straße, wünschte ihm gute Nacht, und er ging nachdenkend nach Hause.

Auf diese Weise verlebten Beide lange eine unendlich glückliche Zeit. Ihre Unterhaltung wurde mit jedem Tage inniger und zutraulicher. Es wurde jedem die Zeit lang, bis das Andere kam; denn sie liebten sich, ohne sich das gestanden zu haben. Sie näherten sich so leise und schüchtern, sie wandelten wie im Traume gegen einander dem ersten Kusse zu, wie im Traume so leise und doch so sicher, die Brust angefüllt mit einer unendlichen Seligkeit. Erst ein Anfassen der Hand, dann ein leiser Druck, endlich an einem hellen klaren Abend, wo der Himmel einer großen Rosenlaube glich, wo der Mond voll über ihnen stand, eine aufgegangene weiße Rose, umgeben von vielen großen und kleinen Knospen, den Sternen, da sprach der junge Sänger: „Das Menschenleben hat neben unsäglichem Jammer auch himmlische Seligkeit,“ und drückte dem Mädchen den ersten Kuß auf die Lippen, und Beide sprachen: „Ich bin dir gut!“ — Er wußte nicht, wer sie war, und mochte auch nicht darnach fragen; denn er fühlte sich glücklich, und wollte nicht mehr.

Da wartete er eines Abends im Theater vergebens auf sie; es wurde ein Ballet gegeben; er sah unverwandt nach der Thüre, sie kam nicht, und das konnte er sich durchaus nicht erklären. Die Symphonie endigte, der Vorhang rauschte auf, und er schaute traurig und verstimmt dem Tanze zu. Die leichte, liebliche Musik gaukelte

ihm unabläßig das Bild seines geliebten Mädchens vor, und immer lebendiger trat ihre Gestalt vor sein inneres Auge. Ein Pas de cinq war geendigt, und die Tänzer und Tänzerinnen hüpften in die Coulisse zurück. Die Musik ging in ein rascheres Tempo über und siehe, wer trat so sicher und so graziös auf, im reizenden Costüm, den blühenden Kranz von Rosen leicht auf die blonden Locken gedrückt — es war seine geliebte Unbekannte. Er sah es jeder ihrer Bewegungen an, sie mache dieselben nur für ihn; nur nach ihm wandte sie ihr großes blaues Auge, und reichte ihm die Hand, nachdem sie sie zuvor an ihr Herz gedrückt hatte. — Er liebte sie unaussprechlich.

Mittlerweile hatte er seine Studien beendigt und ward als erster Tenor bei der Bühne engagirt. Doch auch jetzt, wo er seiner Stellung halber mit vielen Leuten verkehren mußte, behielt er seine frühere Abneigung gegen jede Gesellschaft. Oeffentliche Orte besuchte er nie und mit ängstlicher Sorgfalt vermied er Alles, was ihn in das Treiben anderer jungen Leute hineinziehen konnte.

Da erhielt er eines Tages ein Billet, in welchem ein Unbekannter sein Bedauern über seine gänzliche Abgeschiedenheit aussprach, wie es traurig sei, daß er seine ganze Zeit nur seiner Geliebten widme, da er doch wohl denken könne, daß diese es nicht eben so machen würde. Er glaube der einzige Begünstigte zu sein, doch würde sich Schreiber dieses ein Vergnügen daraus machen, ihm das Gegentheil zu beweisen, und das nur in der einzigen Absicht, um seine Gesellschaft für seine Verehrer zu gewinnen. Er möge sich nur heute Abend um die und die Zeit an eine bezeichnete Laterne stellen, und dann mit seinen eigenen Augen sehen.

Anfangs verlachte der Sänger das Billet; dann aber stieg ein kleiner Zweifel auf, den er zuerst niederkämpfte, doch gleich wieder heraufrief. Er fing an, einige Worte und Mienen strenge zu unter-

suchen und sich Thatsachen, die ihm sonst ganz unschuldig erschienen waren, verdächtig zu machen. Er führte sich an einen bodenlosen, entsetzlichen Abgrund, er sah die Untreue des Mädchens, für das er allein lebte, und schauderte zurück, denn er fühlte, daß ihn der Sturz für sein Leben unglücklich machen mußte. Er wollte zu ihr hin, ihr das Schreiben zeigen, und so demselben Hohn sprechen; doch auf dem Wege zu ihrer Wohnung wandte er um und stand des Abends, in seinen Mantel gewickelt, auf der bezeichneten Stelle.

Er stand und sah, und stand lange; es schlugen die Glocken sehr oft, während er da stand, und wie er sich endlich an seine Stirn faßte, um sich zu ermuntern, war es tief in der Nacht. Er hatte das Mädchen seiner Liebe gesehen, wie sie vertraulich mit einem Manne daher kam, mit einem Manne, der ihr lange nachgestellt, und von dessen Liebe zu ihr sie oft dem Sänger muthwillig lächelnd erzählt und scherzhaft zu ihm gesagt: „Sieh, wenn du mich einmal treulos verlässest, so hab' ich gleich Ersatz.“ — — Mit dem Manne hatte er sie gesehen und war darauf in wüste Träume versunken. Entsetzlich lange Stunden hatte er auf die Ecke gestarrt, um welche sie mit ihm verschwunden. Im Traum waren in ihm lang vergessene Erinnerungen aufgetaucht, unter Anderm hatte er einen alten eisgrauen Mann gesehen, der ihn höhnisch angrinste und zu ihm sprach: „Warum hast du auch auf die eine Karte dein ganzes Glück, die Ruhe deines Lebens gesetzt?“ Darauf war der Alte mit einem gellenden Gelächter verschwunden. Er raffte sich auf und ging zum letzten Mal an ihrer Wohnung vorüber. Noch brannte Licht in ihrer Stube, in welcher er so glückliche Stunden verlebt hatte. Er blieb einen Augenblick stehen und starrte in den Schein, ohne zu wissen, was er hier noch wolle. Da öffnete sich leise die Hausthür und derselbe Mann, den er vorhin mit dem Mädchen gesehen hatte, schlich heraus.

Am andern Morgen empfing die Intendanz des Theaters ein

Schreiben von unserm Sänger, in welchem derselbe anzeigte, sein Contract sei ohnehin in einigen Tagen zu Ende, und wichtige Familienverhältnisse zwängen ihn, augenblicklich nach seiner Heimath zu reisen. Für die wenigen Vorstellungen, welche er noch zu spielen habe, verzichte er auf seine Gage, die er seit einiger Zeit nicht erhoben. Auch hatte er noch in derselben Nacht der Tänzerin geschrieben, hatte ihr ihre Untreue ruhig vorgehalten und ihr dabei ohne Vorwurf gesagt: sie habe ihn sehr elend gemacht, habe die Ruhe seines Lebens zerstört, hatte sie gebeten, keine Versuche zu machen, sich ihm, weder schriftlich, noch persönlich zu nähern, da er keinem bloßen Gerücht geglaubt, sondern mit eigenen Augen gesehen habe. Er verschwand plötzlich, wie er gekommen war. Lange reiste er nun umher, nahm einen andern Namen an, und erlangte in einigen Jahren durch sein Talent einen ausgezeichneten Ruf. Doch sah man ihn nie lachen, und seine frühere Scheu gegen alle Bekanntschaften und gesellige Unterhaltungen hatte noch zugenommen. Briefe, die auf seinen Reisen ankamen, öffnete er gar nicht, sondern verbrannte sie gleich, ohne nur einmal zu sehen, woher sie waren.

So lebte er einige Jahre, wenn man sein Vegetiren leben nennen kann. Nie offenbarte er sich Jemand, nie hatte er mit einem Menschen über sein früheres Verhältniß, seine Heimath oder Verwandte gesprochen; er ward mit jedem Tage melancholischer und schien sein Leben nur wie eine schwere, nicht abzuwerfende Bürde zu tragen. Das Vermögen, welches er sich erworben hatte setzte ihn in den Stand, ganz unabhängig zu leben, was er denn auch that, indem er unstät umher reiste, ohne sich an einem Orte lange aufzuhalten.

Da erhielt er eines Morgens zwei Briefe, welche ihm vermittelst dringender Empfehlung von Station zu Station nachgeschickt worden waren, der eine groß, mit dem Intendantursiegel des Hoftheaters an dem er seine Studien angefangen, der andere klein, schwarz petschirt, und eben daher. Eine unsichtbare Hand schien ihn abzuhalten, sie wie alle früheren gleich zu vernichten. Er legte sie hin

und an einem Abende, wo er trauriger als gewöhnlich gestimmt war, wo die süße Luft seine Brust geöffnet hatte, gewann er es über sich, die beiden Briefe zu entsiegeln. In dem größeren bot ihm die Intendanz ein Engagement unter den glänzendsten Bedingungen an. Der andere war von der Schwester seiner früheren Geliebten, welche ihm schrieb: „Schon unzählige Male habe ich oder meine unglückliche Schwester Briefe an Sie abgesandt, ohne je eine Antwort von Ihnen zu erhalten. Rechnen Sie mit Gott ab, was Sie an uns verschuldet. — Meine arme Schwester ist nicht mehr; doch hat sie mir und den Meinigen auf dem Sterbebette mit dem feierlichsten Eide versichert, nie eine Untreue gegen Sie begangen zu haben, und ich mische meinen Schwur mit dem ihrigen, denn ich war zu überzeugt von ihrer innigen reinen Liebe zu Ihnen. Was Sie auch mögen gesehen haben: meine Schwester hat Ihnen mit keinem Gedanken die gelobte Treue gebrochen, wohl aber Sie. Leben Sie wohl, und wenn Sie es können, glücklich.“

Beim Durchlesen dieser einfachen Zeilen erfaßte den unglücklichen Mann ein entsetzlicher Zweifel. Die klaren Worte lösten eine dicke Eisrinde von seinem Herzen und ließen ihn früher verlebte glückliche Stunden mit der quälendsten Erinnerung wieder genießen. Das Bild seiner geliebten Tänzerin tauchte vor ihm auf, sie neigte sich lächelnd gegen ihn, mit dem Rosenkranz auf dem Haupte, wie er sie zuerst auf der Bühne gesehen. — Dann sank sie mit geschlossenen Augen langsam zurück ins Grab.

Noch in derselben Nacht nahm er Postpferde und reiste ohne Unterbrechung, bis er den Ort seines früheren Glückes, seines tiefen Schmerzes erreicht hatte. Ach, sie hatte ihm die Wahrheit geschrieben, die arme Schwester: sein Mädchen war ihm treu gewesen, und er war in das Netz des schändlichsten Betruges schlechter Menschen gefallen, deren Zweck und Motiv nicht mehr zu ergründen war.

Da stand er spät in der Nacht wieder an demselben Platze und vor derselben Laterne, wo er sie am Arm eines fremden Mannes

wollte gesehen haben. Da versank er wieder wie damals in tiefes Nachsinnen und wieder erschien ihm der alte eisgraue Mann und lachte höhnisch wie damals und sprach: „das ist das Menschenleben, das Wandeln auf der Erde; auch ich wandle noch.“ Der Sänger hob den Blick gen Himmel und sprach leise: „Aber warum muß ich leben und wandeln?“

Mit lautem Jubel begrüßten den Angekommenen die Mitglieder des Hoftheaters, vor Allen der Intendant; doch wie erschraken und erstaunten sie, als ihnen der Sänger ruhig und fest erklärte: er sei nicht hieher gekommen, um das angebotene Engagement anzunehmen, sondern fest entschlossen, nie mehr aufzutreten. Lange war alles Bitten der Behörde, sowie das seiner alten Collegen, wenigstens einige Vorstellungen zu geben, umsonst, und als er endlich dem allgemeinen Wunsch nachzugeben schien und darein willigte, in einer Partie aufzutreten, hatten ihn diese gewiß nicht dazu vermocht, sondern er wollte sein Herz foltern, indem er noch einmal in einem Stücke spielte, in welchem er früher mit der Geliebten zugleich gewirkt hatte. Er wollte das Mädchen, unterstützt durch Musik und Decoration, vor sein Auge zaubern, er wollte die Tänzerin, die ihre Stelle eingenommen, durch seine innigen Gedanken in das Bild seiner verstorbenen Geliebten einhüllen, und dabei erstarrt von dem Bewußtsein, daß sie wirklich und durch seine Schuld im Grabe liege, eine fürchterliche Erinnerungsfeier halten. Dazu wählte er die Oper: Robert der Teufel. Diese war früher mit großer Pracht und Vollkommenheit, aber unbekannter Umstände halber seit dem Tode jener Tänzerin, welche die Rolle der Aebtissin hatte, nicht mehr gegeben worden. Es wurde nun Probe auf Probe gehalten, einerseits, um das Getriebe dieses großartigen Werkes mit der äußersten Genauigkeit und Sicherheit wieder in den Stand zu setzen, andererseits aber auch, weil es einmal so altherkömmlich war; selbst bei einem bekannten Stücke nur recht viele Proben! Alles ging übrigens recht gut, nur fand bei der Generalprobe ein

sonderbarer Vorfall statt. Der erste und zweite Act gingen glücklich und ohne Anstoß vorüber. Es erschien der gespenstische Klosterhof; die Stelle kam, wo alle jene Lampen in dem dunklen Klostergange plötzlich aufflammten, die Nonnen erhoben sich schauerlich still mit den starren Leibern aus ihren Särgen; nur die Aebtissin, welche vorne auf der Bühne unter dem Kreuzgewölbe aus ihrem Sarkophage steigen sollte, erschien nicht. Der Maschinist lief in der größten Verlegenheit umher, und es trat eine unangenehme Pause ein, in welcher der Sänger „Robert“ auf die Bühne stürzte, ohne sein Stichwort abzuwarten. In seinen Zügen malte sich ein Schrecken, den der an sich unbedeutende Vorfall nicht werth war. Die Arbeiter aus dem Keller schrieen: der Deckel des Sarges wollte sich trotz ihrer erneuerten Anstrengung nicht lüften und müsse wahrscheinlich von der Feuchtigkeit gequollen sein. Der Maschinist wußte nicht, was er anfangen sollte, bis ihm der ruhige, verständige Regisseur den Befehl ertheilte, die Aebtissin aus einer andern Versenkung aufsteigen zu lassen, den Sarkophag aber gleich nach der Probe genau zu untersuchen und zu verbessern. Darauf ward das Stück ohne weitere Störung zu Ende gespielt, nur gingen unsere Sänger und einige der älteren Mitglieder, welche um sein Verhältniß zu der verstorbenen Tänzerin wußten, von seltsamen Gedanken bewegt, nach Hause.

Später meldete der Maschinist dem Regisseur, man habe den Sargdeckel nur mit Hülfe von Brecheisen öffnen können und dadurch sei die Maschinerie so zerstört, daß sie zur morgenden Vorstellung nicht mehr eingerichtet werden könne.

Der Abend der Aufführung erschien, und schon eine Stunde vor Anfang des Stücks war das ganze, große Haus gedrängt voll, woran sowohl der bedeutende Ruf des Sängers, als die gern gesehene Oper Schuld waren. Sie begann, und mit jeder Nummer wuchs die Begeisterung des Publikums, besonders für Robert, der in jedem Zwischenact gerufen wurde. Aber er hatte noch nie so

hinreißend gesungen, wie heute. Diesmal ging der dritte Act ohne Störung vorbei, obgleich es Viele befremdete, daß die Aebtissin nicht, wie sonst, ihrem Sarkophage entstieg, sondern hinter demselben hervorkam. Doch war das eine Kleinigkeit, und störte nicht im Genuß des Abends.

Gänzlich entzückt und befriedigt von der Vorstellung entströmte das Publikum nach Beendigung derselben dem Hause. Nicht so ging es dem Sänger. Ihn schien der Lorbeer, den er heute um seine Stirn gewunden hatte, nicht zu vergnügen. Ganz ermattet sank er in der Garderobe zusammen, sein Diener entkleidete ihn, und er ließ es willenlos geschehen. Es war die Erinnerung, welche sich zu kräftig, zu entsetzlich auf ihn geworfen. Das Bewußtsein, ein Herz besessen zu haben, das für ihn schlug und das er gebrochen, war ihm, verbunden mit der trostlosen Gewißheit, nun wieder ganz allein zu stehen in der Welt, am heutigen Abend erst recht fürchterlich klar geworden. Im Grabe lag die schöne weiße Hand, welche sonst hinter der Couliſſe die seinige gedrückt hatte, und todt war der Mund, der ihm ehedem zuflüsterte: „Du hast eben so schön, so sehr schön gesungen!“ Damals war bei den Worten Alles neu in ihm aufgelebt, und er hatte aus dem blühenden Auge der Geliebten frische Kräfte gesogen. — Wie war es heute so anders gewesen? Da traten ihm die Collegen mit Complimenten über seine unvergleichlichen Leistungen entgegen, wandten sich dann von ihm und eilten hinweg, denn jeder der Glücklichen wußte ganz gewiß ein Herz, das auf ihn liebend harrte.

Der Sänger schickte seinen Diener und den Wagen, welcher unten ihn erwartete, hinweg, und blieb allein in der allmälig leer werdenden Garderobe. Längst hatten die Arbeiter die Lampen bis auf einige wenige ausgelöscht, welche der Wachthabende die ganze Nacht brennend erhalten mußte, und schon hatte sich derselbe auf seine Matratze an der hintern Couliſſe gestreckt; da erwachte er aus seinem dumpfen Hinbrüten, warf den Mantel um, und trat

hinaus auf die halb dunkle Bühne. Der Vorhang war aufgezogen, und das Haus lag so leer und still vor ihm, vorher noch so lebendig und munter, ein Riesenleichnam, der sich verblutet. Er suchte die Bank, wo sie oft gesessen und ihn freundlich angeblickt, von wo sie aufmerksam vor Anfang des Stücks auf den Vorhang gesehen, durch dessen Oeffnung er, ihr allein verständlich, seinen Diamantring blitzen ließ. O es tauchten stets neue und immer lebhafter tausend schmerzliche Erinnerungen in ihm auf. Ueberwältigt von Gefühlen, kniete er auf den Boden nieder neben den Deckel des Sarges, dem sie so oft liebreizend und fröhlich entstiegen war an der Fallthüre, die sich jetzt nicht hatte öffnen wollen, die ihr treu geblieben war. O sie hatten Gefühl, diese Bretter! Das Mädchen war ja ernstlich in's Grab gestiegen, darum wollten sie sich auch zum Spiel nicht mehr öffnen. — —

Da sprang der Sänger plötzlich entsetzt auf. Sah er recht, täuschte nicht das Halbdunkel der Bühne? — Nein, nein, langsam öffneten sich die Flügel der Versenkung. Still und geräuschlos, ohne daß er das Knarren der Seile, welche die Maschinerie leiteten, hörte, thaten sie sich weit von einander, und auf dem Sarg, welcher empor stieg, lag die verstorbene Tänzerin, seine Geliebte, mit dem sonst so blühenden, jetzt schneebleichen Gesichte, im weißen Gewande der Aebtissin, mit dem großen schwarzen Kreuze des Ordens auf der Brust. Er wollte auf sie zustürzen, sie emporreißen; doch fühlte er sich plötzlich am Arm gehalten, und neben ihm stand der alte eisgraue Mann, den er schon zweimal gesehen hatte. Der flüsterte ihm leise zu: „In der That, ein schönes Gemälde das, aber ich bitte Sie, einige Schritte zurückzutreten, es ist Decorationsmalerei, welche in der Entfernung gewinnt, und sich dann ganz anders gestaltet. — Sehen Sie z. B. von hier, wo Sie keine Gesichtszüge, keine Gestalt unterscheiden, müssen Sie mir zugestehen, daß die viereckige Fläche des Sarges mit dem schwarzen Kreuze frappant einem großen Treff-Aß ähnlich sieht.“ — — —

Am andern Morgen machte die Intendanz des Theaters folgenden traurigen Vorfall bekannt. „Nachdem Herr * als Robert in der Oper gleichen Namens dem kunstsinnigen Publikum einen so hohen Genuß gewährt hatte, blieb derselbe ermüdet allein in der Garderobe zurück; wie lange, weiß man nicht, da er seinen Diener nach Haus geschickt hatte, und der unglückliche Mann selber einige Stunden nach Beendigung des Stücks durch die Theaterwache auf der Bühne, wahrscheinlich in Folge eines Schlagflusses, todt gefunden wurde.“

Drittes Kapitel.

Zum stillen Vergnügen.

Vor Jahren gab es zu Cöln am Rhein eine sonderbare Schenke. Das Haus, oder vielmehr der Keller, welcher als Gastzimmer diente, wird nunmehr längst eingefallen oder abgetragen sein, denn schon zur Zeit, von der ich rede, sah die Spelunke äußerlich so baufällig aus, daß, wer zum ersten Male hinkam, schwerlich der Versicherung seines Führers glaubte, es sei im Innern ganz comfortabel und gar nicht so gefährlich, als sich das Gebäude von außen anließ. Von selbst verlor sich nicht leicht Jemand dahin; es war fast nur einem Eingeweihten möglich, sich in den Gäßchen, welche zum Ziele führten, nicht zu verirren. Man konnte auch nicht wohl Jemand um den Weg fragen; denn eine gute Strecke vom Hause lief der Weg kreuz und quer bald zwischen Gemüsegärten, bald zwischen öden Mauern über Trümmerhaufen der Wohnungen einer verschwundenen Generation. Wer sich nun durch all' diese Schrecknisse glücklich durchgefunden hatte, kam auf einen kleinen, freien Platz, welcher mit melancholisch durcheinandergewachsenem

hinaus auf die halb dunkle Bühne. Der Vorhang war aufgezogen, und das Haus lag so leer und still vor ihm, vorher noch so lebendig und munter, ein Riesenleichnam, der sich verblutet. Er suchte die Bank, wo sie oft gesessen und ihn freundlich angeblickt, von wo sie aufmerksam vor Anfang des Stücks auf den Vorhang gesehen, durch dessen Oeffnung er, ihr allein verständlich, seinen Diamantring blitzen ließ. O es tauchten stets neue und immer lebhafter tausend schmerzliche Erinnerungen in ihm auf. Ueberwältigt von Gefühlen, kniete er auf den Boden nieder neben den Deckel des Sarges, dem sie so oft liebreizend und fröhlich entstiegen war an der Fallthüre, die sich jetzt nicht hatte öffnen wollen, die ihr treu geblieben war. O sie hatten Gefühl, diese Bretter! Das Mädchen war ja ernstlich in's Grab gestiegen, darum wollten sie sich auch zum Spiel nicht mehr öffnen. — —

Da sprang der Sänger plötzlich entsetzt auf. Sah er recht, täuschte nicht das Halbdunkel der Bühne? — Nein, nein, langsam öffneten sich die Flügel der Versenkung. Still und geräuschlos, ohne daß er das Knarren der Seile, welche die Maschinerie leiteten, hörte, thaten sie sich weit von einander, und auf dem Sarg, welcher empor stieg, lag die verstorbene Tänzerin, seine Geliebte, mit dem sonst so blühenden, jetzt schneebleichen Gesichte, im weißen Gewande der Aebtissin, mit dem großen schwarzen Kreuze des Ordens auf der Brust. Er wollte auf sie zustürzen, sie emporreißen; doch fühlte er sich plötzlich am Arm gehalten, und neben ihm stand der alte eisgraue Mann, den er schon zweimal gesehen hatte. Der flüsterte ihm leise zu: „In der That, ein schönes Gemälde das, aber ich bitte Sie, einige Schritte zurückzutreten, es ist Decorationsmalerei, welche in der Entfernung gewinnt, und sich dann ganz anders gestaltet. — Sehen Sie z. B. von hier, wo Sie keine Gesichtszüge, keine Gestalt unterscheiden, müssen Sie mir zugestehen, daß die viereckige Fläche des Sarges mit dem schwarzen Kreuze frappant einem großen Treff-Aß ähnlich sieht.“ — — —

Am andern Morgen machte die Intendanz des Theaters folgenden traurigen Vorfall bekannt. „Nachdem Herr * als Robert in der Oper gleichen Namens dem kunstsinnigen Publikum einen so hohen Genuß gewährt hatte, blieb derselbe ermüdet allein in der Garderobe zurück; wie lange, weiß man nicht, da er seinen Diener nach Haus geschickt hatte, und der unglückliche Mann selber einige Stunden nach Beendigung des Stücks durch die Theaterwache auf der Bühne, wahrscheinlich in Folge eines Schlagflusses, todt gefunden wurde."

Drittes Kapitel.

Zum stillen Vergnügen.

Vor Jahren gab es zu Cöln am Rhein eine sonderbare Schenke. Das Haus, oder vielmehr der Keller, welcher als Gastzimmer diente, wird nunmehr längst eingefallen oder abgetragen sein, denn schon zur Zeit, von der ich rede, sah die Spelunke äußerlich so baufällig aus, daß, wer zum ersten Male hinkam, schwerlich der Versicherung seines Führers glaubte, es sei im Innern ganz comfortabel und gar nicht so gefährlich, als sich das Gebäude von außen anließ. Von selbst verlor sich nicht leicht Jemand dahin; es war fast nur einem Eingeweihten möglich, sich in den Gäßchen, welche zum Ziele führten, nicht zu verirren. Man konnte auch nicht wohl Jemand um den Weg fragen; denn eine gute Strecke vom Hause lief der Weg kreuz und quer bald zwischen Gemüsegärten, bald zwischen öden Mauern über Trümmerhaufen der Wohnungen einer verschwundenen Generation. Wer sich nun durch all' diese Schrecknisse glücklich durchgefunden hatte, kam auf einen kleinen, freien Platz, welcher mit melancholisch durcheinandergewachsenem

Unkraute bedeckt war, und hier stand die Schenke zum stillen Vergnügen. Sie war zart und sinnig gewählt, diese Benennung. Nur das Verlangen nach stillem Vergnügen, nach stillem Genuß des wirklich guten Weines, der hier geschenkt wurde, führte die Gäste unter dieses einsame Dach. Hier herrschte auch feierliche und erhabene Stille. Mit inniger Rührung wurden die geleerten Schoppen betrachtet nnd sorgfältig in's Himmelreich gesetzt; so hieß ein großer Korb, der jedem der Stammgäste zwischen den Beinen stand und woraus nachher die Zeche berechnet ward. Wie großartig war der Augenblick, wenn der Wirth hereintrat, um mit lauter Stimme zu verkünden, es sei wieder ein Faß geleert. Dann erhob sich Alles mit einem Male, und ein alter, ehrwürdiger Weltgeistlicher hielt mit kurzen, aber kräftigen Worten dem abgeschiedenen Weine ein Seelenamt.

Das Lokal bestand aus einem großen Gewölbe, dessen Wände ursprünglich weiß gewesen waren, aber durch Zeit und Rauch eine dunkle Farbe angenommen hatten. Ein gutes Billard war das einzige anständige Mittel; die übrigen Geräthschaften bestanden in schlecht gehobelten Tischen und Bänken, in welche die Gäste allerhand schlechte und gute Bemerkungen schnitten. Doch war eben dieses Billard den ältern derselben ein Dorn im Auge; denn sie behaupteten, und vielleicht nicht mit Unrecht, seit seiner Anschaffung sei der Wein schlechter geworden. Abends um sieben oder acht Uhr kamen die ersten Gäste, und es traf sich nicht selten, daß die letzten am andern Morgen die Schatten der Morgendämmerung benutzen mußten, um unerkannt nach Hause zu kommen. Die Gesellschaft war gewöhnlich ziemlich gemischt. Es kamen Welt- und andere Geistliche, um sich verborgen vor der lauschenden, neugierigen Welt ein stilles Vergnügen zu machen, Studenten, Militärs, Literaten, alte Bürger; aber im Ganzen nur solche Leute, die ein gutes Glas Wein zu würdigen verstanden. Zuweilen erschienen auch einige Fremde, deren Wohnung und Beschäftigung Niemand wußte, und.

man raunte sich über dieselben manch' Sonderbares in die Ohren. Den aufmerksamen Beobachtern war es unter Anderm aufgefallen — es wollten's wenigstens einige bemerkt haben — daß die Unbekannten auch beim trockensten Wetter nasse Fußstapfen zurückließen; Andere behaupteten, sie haben grüne Zähne, und das mußte selbst der Wirth eingestehen, daß es ihm geschienen, als habe beim Bezahlen Einer derselben statt Geld Schilfgras herausgezogen; jedoch wie er's ihm in die Hand gegeben, sei's ein funkelndes Goldstück geworden. Doch, wie gesagt, die Leute waren in ihrer stillen Seligkeit viel zu vergnügt, um sich viel um Andere zu bekümmern, auch zu gebildet, als daß sie einem Fremden mit unbescheidenen Fragen zu Leibe gegangen wären; und die Unbekannten betrugen sich sehr anständig, tranken, wenn sie kamen, viel vom besten Wein, machten dabei wenig Scandal, und sangen nur zuweilen ein unbekanntes Lied, dessen Refrain so hieß:

Auf den Rhein
Beim Mondenschein,
In den Rhein,
Wenn's regnet.

Und auch dagegen war nichts einzuwenden, denn ein Censor, welcher sich auch zuweilen hier still vergnügte, hatte erklärt, es seien in diesem Liede durchaus keine bösartigen Ausfälle gegen den Staat. In diesem Punkte nämlich war der Wirth sehr strenge.

Eine andere originelle Figur unter den täglichen Gästen war ein junger Mann, von dem auch Niemand wußte, wer er war, was er that, und womit er sich beschäftigte. Er kam beinahe jeden Abend, sprach sehr wenig und blieb sitzen, bis die Letzten gingen, denen er sich anschloß und sie jedesmal bis zu einer gewissen Stelle der Straße begleitete, wo man den Rhein sehen konnte. Da entfernte er sich schweigend und setzte sich an die Mauer auf einen großen Eckstein, welchen er, so sagten die Leute, die hier herum wohnten, im Laufe des Tages selten verließ. Deßwegen, und weil

man seinen wirklichen Namen nicht wußte, nannte man ihn nur den Herrn von Eckstein, eine Benennung, die ihm zu gefallen schien; denn er erwiderte diese Begrüßung bei seinem Eintritt stets mit freundlichem Lächeln. Daß seine sonderbare Kleidung, von den seltsamsten Farben und ganz barok im Schnitt, jemals Mode gewesen, erinnerten sich auch die ältesten Gäste nicht. Anfangs war diese schweigsame Erscheinung den guten Cölnern verdächtig gewesen; nach und nach aber hatten sie sich an den Herrn von Eckstein so gewöhnt, daß ihnen etwas fehlte, wenn er, was übrigens höchst selten geschah, einen Abend ausblieb.

Ferner war in diesem Kreise froher, kluger Zecher oben genannter Weltgeistliche, der Herr Barbatus, zu bemerken. Derselbe versah alle Funktionen eines öffentlichen Ministeriums. Er pflegte die Reden zu halten, welche allenfalls nöthig waren, und war bei kleinen Streitigkeiten die höchste Instanz; ein sehr freundlicher Mann, wenn er einmal den zwölften Schoppen geleert hatte; vor diesem Zeitpunkte aber war er einsylbig, warf viel mit Brocken schlechten Lateins um sich und behielt den Hut auf dem Kopfe. So lange dieser Zustand dauerte, war es sehr still „im Kreise rings“; aber wenn der Herr Barbatus sein dreizehntes Fläschchen nahm und sein Dreieck lüftete, so summte und krabbelte es vergnüglich in dem Zimmer, als habe man von einer Schachtel voll Maikäfer den Deckel abgenommen. Im Ganzen wurde der Ton sehr anständig gehalten. Zotenlieder waren ganz und gar verboten; überhaupt hörte der Herr Barbatus nicht gern, wenn gesungen wurde, und pflegte häufig beim Anfang eines Liedes, das ihm nicht behagte, seinen Hut wieder aufzusetzen, was dann als Beweis seiner höchsten Unzufriedenheit vom singenden Publikum durch Aufgeben des Gesanges respektirt wurde.

Eines Abends hatte Herr Barbatus seinen Hut abgenommen, und es herrschte im stillen Vergnügen laute Fröhlichkeit. Fleißiger als sonst ward den Schoppen zugesprochen, und bald strotzten die

Himmelreiche von Seligen. Draußen fegte ein rauher Wind und rasselte zuweilen an den Fenstern hin, als beneide er die in der Stube Sitzenden und wolle auch herein; doch abgehalten durch die festverschlossenen Fenster flog er unter das Unkraut vor der Thür und koste mit demselben. Ein Nachtwächter, welcher sich heute Abend in diese Gegend verirrt hatte, erzählte später seinen Bekannten, er habe unter dem Gras und Kraut auf dem Platz vor dem stillen Vergnügen in jener Nacht deutlich lachen und menschlich flüstern hören. Auch einer der Gäste in der Stube, welcher am Fenster gesessen, wollte etwas bemerkt haben: wenn der Wind zuweilen eine der Schilfpflanzen, deren am Hause viele wucherten, in die Höhe gejagt, so sei dieselbe an's Fenster gefahren und habe mit einem verzerrten menschlichen Gesichte in die Stube geschaut.

Dem sei nun, wie ihm wolle, es ging in der Schenke heute besonders lustig zu. Oben am Tisch saß Herr Barbatus in stiller Majestät und sprach emsig mit dem Herrn von Eckstein, der ihm nur ein kurzes Lächeln und zuweilen ein paar abgebrochene Sätze zur Antwort gab. Neben ihm hatten sich ein paar Studenten gelagert und unterhielten sich mit einigen Freiwilligen über Subordination; jedoch schienen sich ihre Ansichten hierüber nicht recht vereinigen zu können. Weiter unten saßen einige Bürger mit weinseligen Gesichtern, und das Ende des Tisches hatten vier der Fremden eingenommen, von denen oben die Rede war. Das waren aber in der That seltsame Gestalten. Der eine hatte eine stolze, schlanke Figur und feine Manieren, zu welchen das zartbleiche Gesicht mit interessanten Zügen sehr gut paßte; ein zweiter, von starkem, untersetztem Körperbau, hatte dazu einen Kopf, der sich auch nur auf diesem Körper gut ausnehmen konnte, ein scharf markirtes rothes Gesicht, in welchem ein paar funkelnde Augen einen absoluten Willen aussprachen. Beide schienen des Befehlens gewohnt zu sein; nur, glaube ich, gebot der erste, indem er ruhig auseinandersetzte, das, was er wolle, sei unumgänglich nothwendig; er über-

zeugte, wogegen der andere kurz sprach: ich will! und wehe, wer sich ihm widersetzte! Ein dritter der Fremden sah aus wie der etwas leichtfertige Sohn einer anerkannt großen und mächtigen Familie, etwa wie ein Erbprinz, dem es mehr darum zu thun ist, tolle Streiche zu treiben, als durch gesetzliches Betragen seinem künftigen hohen Stande Ehre zu machen, ein Shakespeare'scher Prinz Heinz. Die vierte Person schien eine untergeordnete Stellung einzunehmen und hatte dabei ganz das Air eines Magisters der schönen Künste.

„Theuerster," sprach oben am Tisch zum Herrn von Eckstein der Herr Barbatus, „lassen Sie mich doch endlich einmal etwas über Ihre früheren Schicksale vernehmen. Bezeichnen Sie mir doch Ihre Wohnung; ich möchte Sie gar gern einmal besuchen;" worauf der andere entgegnete: „Weiß ich doch selbst nichts von meinem früheren Leben, habe mich nur so gekannt, wie ich jetzt bin, nicht kleiner, nicht größer, nicht jünger, nicht älter." — „Sie waren aber doch einmal gewiß," sagte Herr Barbatus, „ein charmantes Kind. Erinnern Sie sich denn der fröhlichen Zeit nicht mehr, wo Sie Fenster einschmissen und die Schule schwänzten?" — „Nein, Herr Barbatus." — „Von Ihrer ersten Liebe, Herr von Eckstein, müssen Sie mir erzählen. Und was haben Sie gelernt? was studirt? oder in welchem Geschäfte haben Sie gearbeitet?" — „Ich habe nie gelernt, nie studirt, auch nie gearbeitet," sagte Eckstein. „So, so," entgegnete Herr Barbatus; „aber was sind Sie denn eigentlich? Was stellen Sie in der Welt vor?" — „Ich?" sagte Eckstein, „eigentlich gar nichts."

„Sehr sonderbar," meinte Herr Barbatus; „aber Sie müssen doch irgend eine Erinnerung haben, z. B. wo fühlten Sie zuerst, daß Sie da waren, daß Sie lebten? Wann tranken Sie den ersten Schoppen?" — „Eines Morgens," erzählte Eckstein sehr gleichgültig, „muß mich der Wind in den Hof eines Hauses hineingeweht haben; denn von einem sehr harten Falle auf den Boden erwachte ich und

fühlte, daß ich da sei. Ich bin bald aus dem Hause geworfen worden, indem die Leute meinten, ich sei ein Dieb. Darauf, weil ich sehr müde war, habe ich mich nicht weit von dort auf einen Eckstein gesetzt, wo ich noch jetzt regelmäßig jeden Tag sitze, weil es mir da gefällt und ich sonst nicht weiß, was ich machen soll. Eine einzige, aber sehr dunkle Erinnerung habe ich von meinem frühern Dasein; ich glaube nämlich, daß ich vor langer Zeit irgend ein König gewesen bin." — —

„Aber die Subordination," schrie einer der Studenten, „ist eine höllische Erfindung. Also wenn so ein Lieutenant zu Ihnen sagt: „Herr, Sie sind ein Esel!" so antworten Sie mit der größten Unterwürfigkeit: „Sehr wohl, Herr Lieutenant!" — „Freilich," sagte der Unteroffizier. — „Und wenn Sie dagegen sprächen: „„das sind Sie selbst, Herr Lieutenant,"" so —" — „Käm' ich in Arrest." — „Und wenn Sie nun, denn das könnte doch auch vorkommen, einmal unschuldig in Arrest kämen, wie revanchiren Sie sich dann?" — „Ich bedanke mich für die gnädige Strafe," entgegnete der Unteroffizier."

„O weh, die Welt geht unter,
Es sprang dem Faß ein Reif!"

jauchzte der Student, so daß der Herr Barbatus bestürzt nach seinem Hut griff.

Mittlerweile fing der Wein im ganzen Kreis an zu wirken. Eckstein schüttelte vergnüglich seinen Kopf und schnitt dazu allerhand seltsame Grimassen, welche Barbatus stets mit unmäßigem Gelächter begleitete. „Ei, Herr König," lachte er, „soll ich Ew. Majestät nicht eine Krone anfertigen? He, einen Bogen Goldpapier, wenn er zu haben ist!" der Wirth hatte von der letzten Weihnachtbescheerung zum Glück einen erübrigt, welchen er diensteifrig nebst einer Scheere herbeibrachte. Schnell machte sich Barbatus darüber her und hatte in kurzer Zeit eine saubere Krone fertig, die er dem Herrn von Eckstein vermittelst einiger Stecknadeln um den Kopf befestigte.

Der nahm sich aber sehr sonderbar unter dem Schmucke aus. Das Gesicht, welches er demselben zu Gefallen machte, war steif und hölzern, wie das eines Kartenkönigs aus der Stralsunder Fabrik. Diese Aehnlichkeit mußte einem der Studenten auffallen, denn er schlich zum Zimmer hinaus und kehrte bald mit einem alten Kegel und einer Kegelkugel zurück, mittelst deren der Herr von Eckstein sogleich mit Reichsapfel und Scepter ausstaffirt wurde, so daß die ganze Versammlung in ein schallendes Gelächter ausbrach. Nur dem Könige selbst schien die Sache nicht lächerlich. Mit ernster Miene wandte er sich zu dem Herrn Barbatus und sagte ihm leise: „Es werden mit der Zeit alle Erinnerungen in mir deutlicher. Ich war früher gewiß und wahrhaftig der Ecksteinkönig.“ — „Ja früher,“ entgegnete Barbatus mit weinschwerer Zunge, „ich glaube das selbst, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich mit dero Majestät nicht einmal Solo gespielt hätte.“

Auch unten am Tisch trieben die sonst so stillen Fremden allerlei wunderliche Possen. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und gaben ganz eigene Töne von sich, Gesang war's nicht zu nennen. Bald glaubte man mitten unter Wasservögeln zu sein, dann schien man sich wieder in einem Teiche unter jungen Fröschen zu befinden; jetzt hörte man scharfe Klänge, wie wenn man mit dem nassen Finger auf dem Rande eines Glases schleift, gellend und markdurchbohrend. Auch die Unteroffiziere und die Studenten waren sehr laut in ihrer Weise. — Selbst der Herr Barbatus hatte seine Scheu vor dem Gesang abgelegt und brummte halblaut vor sich hin:

Lieber Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin.

Kurz, das stille Vergnügen hatte sich in ein sehr lärmendes umgewandelt.

„Ist es denn wahr,“ sprach da auf einmal einer der Studen-

ten zu dem ihm zunächst sitzenden Fremden, „daß Sie grüne Zähne haben? Machen Sie doch gefälligst Ihren geehrten Mund etwas auf, damit ich sehen kann.“ Der Fremde aber brach in ein gellendes Lachen aus und hielt dem Studenten zur Antwort seine Hände entgegen, aus welchen klare Wasserstrahlen über den Tisch und die sämmtlichen Gäste hinfuhren. Zugleich traten seine Augen aus dem Kopf, und das ganze Gesicht verzog sich zu einem Fischhaupte. Im nüchternen Zustande würden sämmtliche Anwesende über diesen Anblick sich nicht wenig entsetzt haben, aber der Dunst des Weines hatte ihre Augen mit so vielen bunten Ranken umsponnen, daß sie bei sich selbst nicht recht einig waren, ob das wirklich geschehen, was sie da sahen. Nur der Student war entsetzt zurückgefahren und hatte dem Unbekannten eine Flasche an den Kopf geschleudert, welche in tausend Scherben zersprang, die derselbe ruhig abschüttelte und sich durch einige Fische, Eidechsen und anderes Gewürm rächte, welches er aus seinen Fingerspitzen dem Musensohn in's Gesicht springen ließ. Dieser erhob ein gräßliches Geschrei und brüllte Mord und Zauberei, daß alle Anwesenden erschrocken von ihren Sitzen auffuhren. Nur der Ecksteinkönig blieb ruhig auf seinem Platz sitzen und lächelte vor sich hin. Der Herr Barbatus, dem auch einige Wasserstrahlen das Gesicht etwas abgekühlt hatten, setzte seinen Hut auf, und es war komisch anzusehen, wie seine vergnügt zuckenden Mundwinkel wie Blitze rechts und links in die Backen fuhren und da einige ernste Züge hervorsuchten, mit welchen er folgende Worte würdig begleitete: „Unüberlegter Unbekannter,“ so sprach er mühsam, „junge Fontäne, daß Sie kein menschliches Wesen sind, obgleich Sie einigermaßen so aussehen, ist mir jetzt auf entsetzliche Weise klar geworden. Lassen Sie ab von Ihrem dämonischen Treiben. Haben Sie vielleicht früher auf irgend einem Brunnen gestanden und sind herabgestiegen, weil Ihnen das Wasser nicht mehr mundete, so ist diese That zu loben. Ist aber die Zeit Ihres gespenstischen Wandels verflossen und Sie glauben wie-

man seinen wirklichen Namen nicht wußte, nannte man ihn nur den Herrn von Eckstein, eine Benennung, die ihm zu gefallen schien; denn er erwiderte diese Begrüßung bei seinem Eintritt stets mit freundlichem Lächeln. Daß seine sonderbare Kleidung, von den seltsamsten Farben und ganz barok im Schnitt, jemals Mode gewesen, erinnerten sich auch die ältesten Gäste nicht. Anfangs war diese schweigsame Erscheinung den guten Cölnern verdächtig gewesen; nach und nach aber hatten sie sich an den Herrn von Eckstein so gewöhnt, daß ihnen etwas fehlte, wenn er, was übrigens höchst selten geschah, einen Abend ausblieb.

Ferner war in diesem Kreise froher, kluger Zecher oben genannter Weltgeistliche, der Herr Barbatus, zu bemerken. Derselbe versah alle Funktionen eines öffentlichen Ministeriums. Er pflegte die Reden zu halten, welche allenfalls nöthig waren, und war bei kleinen Streitigkeiten die höchste Instanz; ein sehr freundlicher Mann, wenn er einmal den zwölften Schoppen geleert hatte; vor diesem Zeitpunkte aber war er einsylbig, warf viel mit Brocken schlechten Lateins um sich und behielt den Hut auf dem Kopfe. So lange dieser Zustand dauerte, war es sehr still „im Kreise rings“; aber wenn der Herr Barbatus sein dreizehntes Fläschchen nahm und sein Dreieck lüftete, so summte und krabbelte es vergnüglich in dem Zimmer, als habe man von einer Schachtel voll Maikäfer den Deckel abgenommen. Im Ganzen wurde der Ton sehr anständig gehalten. Zotenlieder waren ganz und gar verboten; überhaupt hörte der Herr Barbatus nicht gern, wenn gesungen wurde, und pflegte häufig beim Anfang eines Liedes, das ihm nicht behagte, seinen Hut wieder aufzusetzen, was dann als Beweis seiner höchsten Unzufriedenheit vom singenden Publikum durch Aufgeben des Gesanges respektirt wurde.

Eines Abends hatte Herr Barbatus seinen Hut abgenommen, und es herrschte im stillen Vergnügen laute Fröhlichkeit. Fleißiger als sonst ward den Schoppen zugesprochen, und bald strotzten die

Himmelreiche von Seligen. Draußen fegte ein rauher Wind und rasselte zuweilen an den Fenstern hin, als beneide er die in der Stube Sitzenden und wolle auch herein; doch abgehalten durch die festverschlossenen Fenster flog er unter das Unkraut vor der Thür und koste mit demselben. Ein Nachtwächter, welcher sich heute Abend in diese Gegend verirrt hatte, erzählte später seinen Bekannten, er habe unter dem Gras und Kraut auf dem Platz vor dem stillen Vergnügen in jener Nacht deutlich lachen und menschlich flüstern hören. Auch einer der Gäste in der Stube, welcher am Fenster gesessen, wollte etwas bemerkt haben: wenn der Wind zuweilen eine der Schilfpflanzen, deren am Hause viele wucherten, in die Höhe gejagt, so sei dieselbe an's Fenster gefahren und habe mit einem verzerrten menschlichen Gesichte in die Stube geschaut.

Dem sei nun, wie ihm wolle, es ging in der Schenke heute besonders lustig zu. Oben am Tisch saß Herr Barbatus in stiller Majestät und sprach emsig mit dem Herrn von Eckstein, der ihm nur ein kurzes Lächeln und zuweilen ein paar abgebrochene Sätze zur Antwort gab. Neben ihm hatten sich ein paar Studenten gelagert und unterhielten sich mit einigen Freiwilligen über Subordination; jedoch schienen sich ihre Ansichten hierüber nicht recht vereinigen zu können. Weiter unten saßen einige Bürger mit weinseligen Gesichtern, und das Ende des Tisches hatten vier der Fremden eingenommen, von denen oben die Rede war. Das waren aber in der That seltsame Gestalten. Der eine hatte eine stolze, schlanke Figur und feine Manieren, zu welchen das zartbleiche Gesicht mit interessanten Zügen sehr gut paßte; ein zweiter, von starkem, untersetztem Körperbau, hatte dazu einen Kopf, der sich auch nur auf diesem Körper gut ausnehmen konnte, ein scharf markirtes rothes Gesicht, in welchem ein paar funkelnde Augen einen absoluten Willen aussprachen. Beide schienen des Befehlens gewohnt zu sein; nur, glaube ich, gebot der erste, indem er ruhig auseinandersetzte, das, was er wolle, sei unumgänglich nothwendig; er über-

zeugte, wogegen der andere kurz sprach: ich will! und wehe, wer sich ihm widersetzte! Ein dritter der Fremden sah aus wie der etwas leichtfertige Sohn einer anerkannt großen und mächtigen Familie, etwa wie ein Erbprinz, dem es mehr darum zu thun ist, tolle Streiche zu treiben, als durch gesetzliches Betragen seinem künftigen hohen Stande Ehre zu machen, ein Shakespeare'scher Prinz Heinz. Die vierte Person schien eine untergeordnete Stellung einzunehmen und hatte dabei ganz das Air eines Magisters der schönen Künste.

„Theuerster," sprach oben am Tisch zum Herrn von Eckstein der Herr Barbatus, „lassen Sie mich doch endlich einmal etwas über Ihre früheren Schicksale vernehmen. Bezeichnen Sie mir doch Ihre Wohnung; ich möchte Sie gar gern einmal besuchen;" worauf der andere entgegnete: „Weiß ich doch selbst nichts von meinem früheren Leben, habe mich nur so gekannt, wie ich jetzt bin, nicht kleiner, nicht größer, nicht jünger, nicht älter." — „Sie waren aber doch einmal gewiß," sagte Herr Barbatus, „ein charmantes Kind. Erinnern Sie sich denn der fröhlichen Zeit nicht mehr, wo Sie Fenster einschmissen und die Schule schwänzten?" — „Nein, Herr Barbatus." — „Von Ihrer ersten Liebe, Herr von Eckstein, müssen Sie mir erzählen. Und was haben Sie gelernt? was studirt? oder in welchem Geschäfte haben Sie gearbeitet?" — „Ich habe nie gelernt, nie studirt, auch nie gearbeitet," sagte Eckstein. „So, so," entgegnete Herr Barbatus; „aber was sind Sie denn eigentlich? Was stellen Sie in der Welt vor?" — „Ich?" sagte Eckstein, „eigentlich gar nichts."

„Sehr sonderbar," meinte Herr Barbatus; „aber Sie müssen doch irgend eine Erinnerung haben, z. B. wo fühlten Sie zuerst, daß Sie da waren, daß Sie lebten? Wann tranken Sie den ersten Schoppen?" — „Eines Morgens," erzählte Eckstein sehr gleichgültig, „muß mich der Wind in den Hof eines Hauses hineingeweht haben; denn von einem sehr harten Falle auf den Boden erwachte ich und

fühlte, daß ich da sei. Ich bin bald aus dem Hause geworfen worden, indem die Leute meinten, ich sei ein Dieb. Darauf, weil ich sehr müde war, habe ich mich nicht weit von dort auf einen Eckstein gesetzt, wo ich noch jetzt regelmäßig jeden Tag sitze, weil es mir da gefällt und ich sonst nicht weiß, was ich machen soll. Eine einzige, aber sehr dunkle Erinnerung habe ich von meinem frühern Dasein; ich glaube nämlich, daß ich vor langer Zeit irgend ein König gewesen bin." — —

„Aber die Subordination," schrie einer der Studenten, „ist eine höllische Erfindung. Also wenn so ein Lieutenant zu Ihnen sagt: „Herr, Sie sind ein Esel!" so antworten Sie mit der größten Unterwürfigkeit: „Sehr wohl, Herr Lieutenant!" — „Freilich," sagte der Unteroffizier. — „Und wenn Sie dagegen sprächen: „„das sind Sie selbst, Herr Lieutenant,"" so —" — „Käm' ich in Arrest." — „Und wenn Sie nun, denn das könnte doch auch vorkommen, einmal unschuldig in Arrest kämen, wie revanchiren Sie sich dann?" — „Ich bedanke mich für die gnädige Strafe," entgegnete der Unteroffizier."

„O weh, die Welt geht unter,
Es sprang dem Faß ein Reif!"

jauchzte der Student, so daß der Herr Barbatus bestürzt nach seinem Hut griff.

Mittlerweile fing der Wein im ganzen Kreis an zu wirken. Eckstein schüttelte vergnüglich seinen Kopf und schnitt dazu allerhand seltsame Grimassen, welche Barbatus stets mit unmäßigem Gelächter begleitete. „Ei, Herr König," lachte er, „soll ich Ew. Majestät nicht eine Krone anfertigen? He, einen Bogen Goldpapier, wenn er zu haben ist!" der Wirth hatte von der letzten Weihnachtbescheerung zum Glück einen erübrigt, welchen er diensteifrig nebst einer Scheere herbeibrachte. Schnell machte sich Barbatus darüber her und hatte in kurzer Zeit eine saubere Krone fertig, die er dem Herrn von Eckstein vermittelst einiger Stecknadeln um den Kopf befestigte.

Der nahm sich aber sehr sonderbar unter dem Schmucke aus. Das Gesicht, welches er demselben zu Gefallen machte, war steif und hölzern, wie das eines Kartenkönigs aus der Stralsunder Fabrik. Diese Aehnlichkeit mußte einem der Studenten auffallen, denn er schlich zum Zimmer hinaus und kehrte bald mit einem alten Kegel und einer Kegelkugel zurück, mittelst deren der Herr von Eckstein sogleich mit Reichsapfel und Scepter ausstaffirt wurde, so daß die ganze Versammlung in ein schallendes Gelächter ausbrach. Nur dem Könige selbst schien die Sache nicht lächerlich. Mit ernster Miene wandte er sich zu dem Herrn Barbatus und sagte ihm leise: „Es werden mit der Zeit alle Erinnerungen in mir deutlicher. Ich war früher gewiß und wahrhaftig der Ecksteinkönig.“ — „Ja früher,“ entgegnete Barbatus mit weinschwerer Zunge, „ich glaube das selbst, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich mit dero Majestät nicht einmal Solo gespielt hätte.“

Auch unten am Tisch trieben die sonst so stillen Fremden allerlei wunderliche Possen. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und gaben ganz eigene Töne von sich, Gesang war's nicht zu nennen. Bald glaubte man mitten unter Wasservögeln zu sein, dann schien man sich wieder in einem Teiche unter jungen Fröschen zu befinden; jetzt hörte man scharfe Klänge, wie wenn man mit dem nassen Finger auf dem Rande eines Glases schleift, gellend und markdurchbohrend. Auch die Unteroffiziere und die Studenten waren sehr laut in ihrer Weise. — Selbst der Herr Barbatus hatte seine Scheu vor dem Gesang abgelegt und brummte halblaut vor sich hin:

Lieber Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin.

Kurz, das stille Vergnügen hatte sich in ein sehr lärmendes umgewandelt.

„Ist es denn wahr,“ sprach da auf einmal einer der Studen-

ten zu dem ihm zunächst sitzenden Fremden, „daß Sie grüne Zähne haben? Machen Sie doch gefälligst Ihren geehrten Mund etwas auf, damit ich sehen kann.“ Der Fremde aber brach in ein gellendes Lachen aus und hielt dem Studenten zur Antwort seine Hände entgegen, aus welchen klare Wasserstrahlen über den Tisch und die sämmtlichen Gäste hinfuhren. Zugleich traten seine Augen aus dem Kopf, und das ganze Gesicht verzog sich zu einem Fischhaupte. Im nüchternen Zustande würden sämmtliche Anwesende über diesen Anblick sich nicht wenig entsetzt haben, aber der Dunst des Weines hatte ihre Augen mit so vielen bunten Ranken umsponnen, daß sie bei sich selbst nicht recht einig waren, ob das wirklich geschehen, was sie da sahen. Nur der Student war entsetzt zurückgefahren und hatte dem Unbekannten eine Flasche an den Kopf geschleudert, welche in tausend Scherben zersprang, die derselbe ruhig abschüttelte und sich durch einige Fische, Eidechsen und anderes Gewürm rächte, welches er aus seinen Fingerspitzen dem Musensohn in's Gesicht springen ließ. Dieser erhob ein gräßliches Geschrei und brüllte Mord und Zauberei, daß alle Anwesenden erschrocken von ihren Sitzen auffuhren. Nur der Ecksteinkönig blieb ruhig auf seinem Platz sitzen und lächelte vor sich hin. Der Herr Barbatus, dem auch einige Wasserstrahlen das Gesicht etwas abgekühlt hatten, setzte seinen Hut auf, und es war komisch anzusehen, wie seine vergnügt zuckenden Mundwinkel wie Blitze rechts und links in die Backen fuhren und da einige ernste Züge hervorsuchten, mit welchen er folgende Worte würdig begleitete: „Unüberlegter Unbekannter,“ so sprach er mühsam, „junge Fontäne, daß Sie kein menschliches Wesen sind, obgleich Sie einigermaßen so aussehen, ist mir jetzt auf entsetzliche Weise klar geworden. Lassen Sie ab von Ihrem dämonischen Treiben. Haben Sie vielleicht früher auf irgend einem Brunnen gestanden und sind herabgestiegen, weil Ihnen das Wasser nicht mehr mundete, so ist diese That zu loben. Ist aber die Zeit Ihres gespenstischen Wandels verflossen und Sie glauben wie-

Der nahm sich aber sehr sonderbar unter dem Schmucke aus. Das Gesicht, welches er demselben zu Gefallen machte, war steif und hölzern, wie das eines Kartenkönigs aus der Stralsunder Fabrik. Diese Aehnlichkeit mußte einem der Studenten auffallen, denn er schlich zum Zimmer hinaus und kehrte bald mit einem alten Kegel und einer Kegelkugel zurück, mittelst deren der Herr von Eckstein sogleich mit Reichsapfel und Scepter ausstaffirt wurde, so daß die ganze Versammlung in ein schallendes Gelächter ausbrach. Nur dem Könige selbst schien die Sache nicht lächerlich. Mit ernster Miene wandte er sich zu dem Herrn Barbatus und sagte ihm leise: „Es werden mit der Zeit alle Erinnerungen in mir deutlicher. Ich war früher gewiß und wahrhaftig der Ecksteinkönig.“ — „Ja früher,“ entgegnete Barbatus mit weinschwerer Zunge, „ich glaube das selbst, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich mit dero Majestät nicht einmal Solo gespielt hätte.“

Auch unten am Tisch trieben die sonst so stillen Fremden allerlei wunderliche Possen. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und gaben ganz eigene Töne von sich, Gesang war's nicht zu nennen. Bald glaubte man mitten unter Wasservögeln zu sein, dann schien man sich wieder in einem Teiche unter jungen Fröschen zu befinden; jetzt hörte man scharfe Klänge, wie wenn man mit dem nassen Finger auf dem Rande eines Glases schleift, gellend und markdurchbohrend. Auch die Unteroffiziere und die Studenten waren sehr laut in ihrer Weise. — Selbst der Herr Barbatus hatte seine Scheu vor dem Gesang abgelegt und brummte halblaut vor sich hin:

Lieber Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin.

Kurz, das stille Vergnügen hatte sich in ein sehr lärmendes umgewandelt.

„Ist es denn wahr,“ sprach da auf einmal einer der Studen-

„Nixen und Wassermänner!“ stöhnte Barbatus und sank in seinen Stuhl zurück. „Hebt euch von hinnen, ihr Gespenster, im Namen — —“ — „Alberner Mensch!“ unterbrach ihn der Fürst von der Mosel, „glaubst du uns durch deine ohnmächtigen Formeln hinwegschrecken zu können? Glaubst du, ihr seid höhere Wesen, die einzigen vom Schöpfer anerkannten, und ein Wort von euch reiche hin, uns verschwinden zu machen? Dankt es unserer friedfertigen Natur, daß wir nicht längst von unserem Grunde aufgestiegen sind, und uns auf dem Lande die Macht angemaßt haben, welche wir unbeschränkt im Wasserreiche üben. Fasse meine Hand und fühle, ob dein Fleisch fester ist, als das meinige!“ — „Greift sie, greift sie!“ stöhnte Barbatus und schlug in der gräßlichen Angst mit beiden Händen auf den Bauch. „O stilles Vergnügen, dein werd' ich gedenken!“

„Holla ho!“ schrie Prinz Pips, „wir wollen unsere Unterthanen aus dem Keller abrufen und das Gezücht hier im klaren Wein ersäufen. Herauf ihr Gesellen, und herein ihr draußen!“ Er riß das Fenster auf, zu welchem der Wind, der noch immer heftig tobte, Schilfpflanzen und Wasserblumen, auch sonderbar geballte Nebel hereinjagte, die sich in der Stube zu seltsamen Gestalten umwandelten. Hier sprang ein ungeheurer Frosch, da eine riesige Eidechse. Große Fische schlüpften zwischen den vor Entsetzen angefesselten Menschen herum und schnappten ihnen nach den Beinen. Unten im Keller begann es zu klingen und zu klappern; es rutschte und rollte die Treppe herauf, es klirrte und drängte gegen die Stubenthür, welche aufspringend ein unermeßliches Flaschenheer in die Stube ließ. Rhein-, Mosel- und Aarweinflaschen rollten herein, sogar einige Champagnerflaschen hatten sich im allgemeinen Strudel mit fortreißen lassen. Es war ein gräßlicher Anblick, ein betäubender Spektakel: das Knirschen der Flaschen, indem sie sich an einander drückten und drängten, dazwischen das Quicken und Grunzen der Wasserthiere, wozu der Prinz immer gräßlicher lachte

und sich bald lang, gleich einem Aal ausreckte, bald wie eine Schildkröte zusammenkroch. Auch hatte er schon so viel Wasser von sich gegeben, daß der Fußboden über einen Schuh hoch damit bedeckt war.

„Wollt ihr meine grünen Zähne sehen, ihr Menschenvolk?“ lachte der Fürst von der Mosel, und der Graf von Walportsheim schüttelte sein Haupt, um welches statt Haare große lange Wasserpflanzen flatterten, mit welchen er den Anwesenden im Gesicht herumfuhr. Er rief: „Auch habe ich grüne Haare! seht meine grünen Haare! Ja wohl, ich bin ein Wassermann!“ — „Auch ihr,“ jauchzte der Prinz dazwischen, sollt Wasser-, nein Weinmänner werden! Holla, Gesellen! kommt, liebenswürdige Weine, rächt euch an diesen Gestalten, die schon so vielen der eurigen in ihrem Magen ein schlechtes Ende bereitet haben. Steigt heraus und ersäuft sie! Heraus, heraus!“

Hui, wie flogen die Pfropfen der Flaschen, wie zerborsten die, denen er zu fest auf dem Halse saß! Roth und weiß floß der Strom durcheinander und von Minute zu Minute stieg die Fluth. Wollten die unglücklichen Menschen zur Thür oder zum Fenster hinaus, so traten ihnen die greulichen Wasserscheusale entgegen oder sonst eine der wüsten Gestalten, welche das Haus umliefen, es bewachten und Niemand hinausließen. In halber Ohnmacht lag Barbatus in seinem Stuhl und schaute mit gebrochenem Auge in die Verwüstung. Ecksteinkönig dagegen saß so gravitätisch wie früher, Scepter und Kugel in der Hand haltend, und lächelte.

Um sich vor dem sichern Wassertode wenigstens eine Zeit lang zu retten, warfen sich die Studenten, Unteroffiziere und Bürger gegen das Billard und versuchten es von allen Seiten zu erklettern. Aber es schwankte wie ein Boot im Rhein, und manche fielen mehrmals in's Wasser, ehe sie den rettenden Bord erreichten. Unvermögend, sich zu rühren, war Barbatus sitzen geblieben; jetzt wehrte er sich mit aller Kraft der Verzweiflung gegen einen ungeheuren

Krebs, welcher sich bemühte, ihm mit seiner Scheere den dreieckigen Hut vom Kopf zu ziehen. Mit einer Hand schüttelte er den Eckstein und versuchte, ihn aus seiner phlegmatischen Ruhe zu zerren. „Rette mich, Majestät!“ stöhnte er. „König, hilf! schlag mit deinem Scepter das Unthier zu Boden! Hülfe! Hülfe!“ Ruhig ließ dieser das Stück Holz, welches er in der Hand trug, auf den Kopf des Thiers fallen, das sogleich vom Geistlichen abließ und in die Fluth tauchte.

Da stürzte der Prinz hinzu. „Wie, du Kartenkönig,“ rief er, „du wagst es, meine Freunde zu schlagen? Herbei, herbei, lieben Thiere! Kneipt ihn, erwürgt diesen König!“ Eine Masse der häßlichsten Thiere kam herangeschwommen; doch kaum hatten sie sich dem König genähert, so prallten sie zurück und umkreisten ihn scheu in einiger Entfernung, und selbst der Prinz wich vor dem todten, bleifarbenen Auge zurück und wagte nicht, ihn anzusehen. „Wer bist du?“ fragte der Prinz. — „Der Ecksteinkönig hochseligen Andenkens.“ — „So geh' in dein Grab, wenn du selig bist,“ rief der Graf von Walportsheim, „und stör' uns nicht in unserem Vergnügen, du Gespenst!“ — „Wenn ich schlafen könnte, gern, denn ich bin sehr müde,“ entgegnete der Eckstein. — „O du Kartenkönig!“ rief der Prinz; „ich will dich zur Ruhe bringen, Gespenst. Ein Aß her! ein Ecksteinaß! ich will den König stechen!“

Da brach plötzlich ein freundlicher Strahl der aufsteigenden Morgensonne in das Zimmer der Schenke zum stillen Vergnügen. Im Stuhle lag ausgestreckt der Herr Barbatus und war todt. Vor ihm stand der Wirth und wischte ihm das Blut ab, welches an seinem Munde geronnen war. Wahrscheinlich hatte ein Schlaganfall sein Herz gebrochen. — Auf dem Tische lag ein alter Ecksteinkönig, der zu keinem vorhandenen Spiele passen wollte und den der Wirth deßhalb zum Fenster hinauswarf. Von den Gästen, welche vergangenen Abend hier gewesen waren, ist ferner keiner gekommen, denn der Wein soll ihnen so entsetzliche Träume verursacht haben, daß

Einige im Ernste behaupteten, es seien hier Sachen vorgefallen, die sie nicht zum zweiten Male mit ansehen wollten. — Den größten Schaden aber hatte der Wirth. Der Herr Barbatus war todt, der Herr von Eckstein ließ sich nie mehr sehen, und was noch schlimmer war, in dieser Nacht waren im Keller die vielleicht morschen Weingerüste gebrochen und fast sämmtliche Flaschen herabgefallen, zertrümmert und ausgelaufen.

Viertes Kapitel.

Eine Meßbude.

Eine Wohnung, deren Fenster die Aussicht auf einen schönen Garten haben, um die das saftige Rebenlaub mit seinen Ranken natürliche Jalousien bildet, die keinem neugierigen Auge in die stille Klause zu dringen gestatten, dagegen so viel runde und eckige Oeffnungen haben, daß man insgeheim die ganze Nachbarschaft dadurch belauschen kann, ist eine schöne Sache im Sommer. Ich hatte eine solche Stube, und es war mein größtes Vergnügen, zuzulauschen, wie die Natur aus ihrem Schlummer erwachte, wenn die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf Gras und Blätter Tausende von Diamanten warfen, die Vögel ihre Morgenlieder sangen, und die Goldkäfer und Ameisen über die weißen Sandwege emsig ihren Geschäften nachliefen. Und dann erst am Abend, wenn es allmälig stiller ward in den Büschen und Gräsern, wenn die schöne Nacht empor stieg und der müde Tag an ihrem Herzen entschlummerte! Wie gut und sanft war die Nacht, wie ruhig und still, bis er wirklich fest eingeschlafen war! Dann warf sie einen Blick auf den ruhenden Geliebten, bewegte geräuschlos ihren Zauberstab,

rief ihre Genien und Fantome hervor, ermunterte sie zu Tänzen und Gesängen, und hieß sie die Seele des entschlafenen Tages mit bunten Träumen umgeben. O sie war schön die Nacht und freundlich! Wie oft bin ich an ihrer Brust entschlummert, und auch um mich flatterten die bunten Gestalten, welche aus den Blumen empor stiegen, und die kleinen zierlichen Elfen, die hervorkamen aus dem silberhellen Bach. Wie oft legte sich eine kleine Nixe an mein Herz, und ließ das ihre leise gegen das meine schlagen, und preßte mir einen glühenden Kuß auf die Lippen, daß ich oft im Traume geglaubt habe, es sei die schöne Emma, deren Herz aber nie an dem meinigen schlug und die mich nie geküßt hat.

So schaute mein Geist in das dunkle Laubgewölbe des Gartens, welcher vor meinem Fenster lag. Gewöhnlich aber spähte auch mein leibliches Auge hinein, ob sich nicht irgend eine liebenswürdige Nachbarin sehen lasse, die da in den schattigen Gängen herumspazierte: denn eine solche Erscheinung gehört zu der Wohnung, die an einem Garten liegt. Ich wußte, daß der vor meinem Fenster einem reichen Kaufmann gehörte, welcher eine einzige, allerliebste Tochter hatte, die ungefähr sechszehn Jahre alt sein mochte. Ich hätte mich sehr gefreut, das liebliche Kind zuweilen zu sehen; doch waren die Anlagen groß, und meine Wohnung lag ganz am Ende derselben, deßhalb wurde mir dieses Glück nie zu Theil. Ich hatte nicht im Sinn, irgend ein Verhältniß anzuknüpfen oder auch nur den Versuch zu machen; es hätte mich nur aufgeheitert und meine Phantasie erfrischt, so ein niedliches Wesen unter den Rosen umherflattern zu sehen.

Endlich, nachdem ich schon alle Hoffnung aufgegeben, ward mein Wunsch erfüllt. Eines Abends lag ich im Fenster; da sprang über eine der Grasflächen, deren es viele im Garten gab, ein niedliches Reh, das ich schon oft bemerkt hatte, gerade auf meine Wohnung zu, blieb zuweilen stehen, und wandte den Kopf zurück, als necke es Jemand, der ihm nachkäme. So war es auch; fast athemlos, doch laut lachend lief hinter ihm die Tochter des Kaufmanns,

dem Thiere: Fritz! Fritz! nachrufend. Nahe vor meinem Fenster warf sich das Mädchen auf eine Rasenbank, und lockte das Reh so lange, bis es kam, und sich zu seinen Füßen lagerte. Es war eine allerliebste Gruppe. Seit der Zeit kamen Beide oft in diese Gegend der Anlagen. Wenn meine Eitelkeit auch noch größer gewesen wäre, als sie wirklich war, so hätte ich doch unmöglich auf den Gedanken kommen können, als sei ich ein Magnet geworden, welcher das liebliche Kind anzöge, weil mich Niemand sehen konnte, da, wie schon gesagt, dichtes Rebenlaub meine Fenster umrankte.

Eines Tages hatte sich das Mädchen auf eine Bank gelagert und las emsig in einem Buch, da ward ein kleines Thor, welches neben meiner Wohnung von der Straße in den Garten führte, hastig eröffnet, und ein bildhübscher junger Mensch trat herein. Derselbe war phantastisch gekleidet, und da es gerade in der Meßzeit war, so muthmaßte ich, er gehöre zu irgend einer der Gaukler- oder Künstler-Gesellschaften, die gerade ihr Wesen in der Stadt trieben. Er war im höchsten Grade aufgeregt. Rasch um sich blickend, strahlte sein Auge vor Vergnügen, alle seine Bewegungen waren wild und heftig, er kam mir in diesem Augenblicke wie ein junges Pferd vor, das, dem dunklen Stalle entlaufen, die frische Luft einathmet und sich der gewonnenen Freiheit freut. So sah er mit erhobenem Haupte um sich, holte aus tiefer Brust Athem und sprang mit wilden Sätzen über Bouscets, Grasplätze und Wege. Jede Blume, bei der er vorbeikam, betrachtete er neugierig und freudig, legte sein Gesicht darauf oder drückte sie an die Brust. Plötzlich blieb er erstaunt stehen, denn er war durch eine Wendung des Weges gerade vor das Mädchen getreten, welches das Geräusch des Kommenden hörend, aufgesprungen war, und die seltsame Erscheinung überrascht ansah. Das Reh ging in weitem Kreise um Beide herum, eine dunkle Röthe überzog die Züge des jungen Mannes, er ließ sich auf ein Knie nieder und sprach zu dem Mädchen: „O sage mir, wer bist du?“ Sie trat einen Schritt

rief ihre Genien und Fantome hervor, ermunterte sie zu Tänzen und Gesängen, und hieß sie die Seele des entschlafenen Tages mit bunten Träumen umgeben. O sie war schön die Nacht und freundlich! Wie oft bin ich an ihrer Brust entschlummert, und auch um mich flatterten die bunten Gestalten, welche aus den Blumen empor stiegen, und die kleinen zierlichen Elfen, die hervorkamen aus dem silberhellen Bach. Wie oft legte sich eine kleine Nixe an mein Herz, und ließ das ihre leise gegen das meine schlagen, und preßte mir einen glühenden Kuß auf die Lippen, daß ich oft im Traume geglaubt habe, es sei die schöne Emma, deren Herz aber nie an dem meinigen schlug und die mich nie geküßt hat.

So schaute mein Geist in das dunkle Laubgewölbe des Gartens, welcher vor meinem Fenster lag. Gewöhnlich aber spähte auch mein leibliches Auge hinein, ob sich nicht irgend eine liebenswürdige Nachbarin sehen lasse, die da in den schattigen Gängen herumspazierte: denn eine solche Erscheinung gehört zu der Wohnung, die an einem Garten liegt. Ich wußte, daß der vor meinem Fenster einem reichen Kaufmann gehörte, welcher eine einzige, allerliebste Tochter hatte, die ungefähr sechszehn Jahre alt sein mochte. Ich hätte mich sehr gefreut, das liebliche Kind zuweilen zu sehen; doch waren die Anlagen groß, und meine Wohnung lag ganz am Ende derselben, deßhalb wurde mir dieses Glück nie zu Theil. Ich hatte nicht im Sinn, irgend ein Verhältniß anzuknüpfen oder auch nur den Versuch zu machen; es hätte mich nur aufgeheitert und meine Phantasie erfrischt, so ein niedliches Wesen unter den Rosen umherflattern zu sehen.

Endlich, nachdem ich schon alle Hoffnung aufgegeben, ward mein Wunsch erfüllt. Eines Abends lag ich im Fenster; da sprang über eine der Grasflächen, deren es viele im Garten gab, ein niedliches Reh, das ich schon oft bemerkt hatte, gerade auf meine Wohnung zu, blieb zuweilen stehen, und wandte den Kopf zurück, als necke es Jemand, der ihm nachkäme. So war es auch; fast athemlos, doch laut lachend lief hinter ihm die Tochter des Kaufmanns,

selten; er in dem sonderbaren phantastischen Aufputze, mit dem schönen, freudestrahlenden Blick, tausenderlei Fragen, tausenderlei Bemerkungen machend, mit einer ewigen Verwunderung; dazwischen das Reh, welches bald dem Einen, bald dem Andern zutraulich über die Schulter sah. Ich muß gestehen, ich ward mit den Unschuldigen zum Kinde, ich habe eine Thräne geweint, eine Sehnsuchtsthräne nach einem Glück, wie das der Beiden, nach einem Herzen, das mich liebevoll anhöre, wenn ich ihm von den wirklichen lebendigen Blumen und Bäumen erzählen wollte, von den Gesprächen der Rosen und den Poesien der Goldkäfer — aber kein Herz, kein Herz für mich, das mich verstünde!

Eine ganze Stunde brachten die Beiden unter Lachen und Plaudern hin; dann erhob sich das Mädchen, reichte dem jungen Manne ihre beiden Hände hin und sprang blitzschnell dem Hause zu. Er sah ihr nur einige Minuten nach und lief dann mit derselben Hast, mit welcher er gekommen, durch das Gartenthor, wahrscheinlich nach seiner Bude zurück. Mich interessirte es übrigens sehr, zu wissen, wer er sei. Ich hatte eine dunkle Ahnung, in ihm auf einen Gegenstand zu stoßen, mit dem ich früher in näherer Beziehung gestanden und den ich gekannt hatte; er war mir zu unerwartet schnell entschwunden, als daß ich ihm hätte folgen können, um zu sehen, wo er geblieben. Darum mußte ich mich, wollte ich meinen Zweck erreichen, zu einer Wanderung durch die sämmtlichen Buden und Merkwürdigkeiten der Messe entschließen. Eine Zimmerreise durch Amerika, Asien und Afrika war bald abgemacht, ohne daß ich etwas gefunden; das große Skelett eines Wallfisches, welches ich besehen, hatte mich meinem Zwecke nicht näher gebracht; ich durchstöberte zwei Menagerien und wohnte den Vorstellungen einer Kunstreiter-Gesellschaft bei, besah hier außer dem sich heute Abend producirenden Personale in den Ställen und Garderoben die sämmtlichen andern Mitglieder, ohne eine Spur von meinem Unbekannten zu finden.

zurück und entgegnete mit nicht geringer Verlegenheit: „Ich heiße Louise und mir gehört dieser Garten."

„Alles, das Alles gehört dein?" sagte der Unbekannte. „Alle diese lebenden Bäume, diese wirklichen Blumen und der blaue Himmel, der tausendmal schöner ist, als ein gemalter? O laß mich deine Hand küssen, du bist so freundlich, laß mich etwas bei dir in diesem schönen Garten bleiben."

Dem Mädchen schien das sonderbare Benehmen des jungen hübschen Mannes zu gefallen. „Aber," antwortete sie, während er ihre Hände ergriff und sie mit heißen Küssen bedeckte, „aber wer sind — wer bist du denn?" — das Du sprach sie ganz leise.

„Ja," entgegnete der junge Mann, „das ist eine traurige Geschichte. Wenn ich das nur selbst wüßte. Der alte Mann, der mich mit sich herum führt, der mich immer in die hölzerne Bude oder in den Wagen sperrt, ruft mich nur mit dem Namen Pique!"

„Aber was thust du denn in der hölzernen Bude?" fragte das Mädchen.

„Ich mache Kunststücke, und danach werde ich jedesmal eingeschlossen; denn der alte Mann sagt, draußen laure etwas auf mich, und wenn mich das träfe, sei ich verloren. Heute bin ich entsprungen und hieher gelaufen, wo es so schön ist. O laß mich einige Augenblicke hier diese lebendigen Bäume ansehen, die so frisch sind, und die natürlichen Blumen, die so süß duften. Laß mich etwas bei dir bleiben, die du noch schöner bist, als das Alles." Er legte sich in's Gras und zog das Mädchen neben sich, das sich von seinem Erstaunen nicht erholen konnte und willenlos zu ihm hinabsank, erst auf die Knie, dann neben ihn auf den weichen Rasen.

Es war für mich ein seltsamer, ein holder Anblick! — sie mit dem reichen Gewand, mit dem blühenden Gesicht, in welchem Erstaunen, Scham und Wohlgefallen an dem schönen Jüngling wech-

und jener kleine Mann, und die Nacht mit den wüsten Träumen wo er die vier Könige verfluchte, sie sollten wandeln auf der Erde! Damals, bei ruhiger Ueberlegung, hatte ich die ganze Geschichte belächelt, sie niedergeschrieben und mich gezwungen, dieselbe, ungeachtet ich Alles so deutlich gesehen und gehört hatte, ihrer Unmöglichkeit halber für Traum zu halten, und hatte sie allmällig vergessen. Aber nun, da ich in der Person des alten Mannes, den ich zu deutlich erkannte, den Kreis jener Zaubergestalten wieder tangirte, erstanden sie zu lebendig in meiner Brust. Ich wußte wieder jedes Wort, das die todten Soldaten gesprochen, mir kam der ganze Eindruck jenes Augenblicks wieder, wo der unglückliche Spieler Alles verlor und den Fluch über die Karten aussprach. Aber konnte dieser Fluch gewirkt haben? Hatte eine böse, unergründliche Macht dem Alten die Kraft eines Zauberers gegeben, daß er lebende Wesen erschaffen konnte? Tausende von Zweifeln, Vermuthungen und Hoffnungen zogen um mein Gehirn ein Gewebe von dunkeln und glänzenden Farben, das mich sehr ängstigte: ich mußte es durchbrechen. Rasch klopft' ich an die Thür der Bude. Nachdem ich lange vergeblich gewartet hatte, hörte ich endlich die Riegel klirren, und der alte Mann streckte seinen Kopf heraus. „Was wünschen Sie?" sprach er, „meine Vorstellungen sind für heute beendigt; doch stehe ich morgen um sechs Uhr wieder zu Diensten." Es war dieselbe heisere Stimme; er mußte es sein. „Lassen Sie mich einen Augenblick eintreten," bat ich ihn, „ich bin einer Ihrer Bekannten." Ueber seine Züge flog ein eigenes Lächeln. „Sie, einer meiner Bekannten!" sagte er leise: „Das muß ein Irrthum sein. Die können mich selten besuchen und nie so früh; zuweilen zwischen Zwölf und Eins in der Nacht; sind auch nicht so jung und sauber anzusehen, wie Sie, mein Herr." Er wollte die Thür schließen. „So sieh mich genau an, alter Soldat," entgegnete ich halb lachend. „Denke an Cöln, denke an die vier Könige." Er trat einen Schritt zurück und nahm einen ängstlichen, aber unheimlichen

Ausdruck an, so daß ich trotz der nun ganz geöffneten Thür nicht einzutreten wagte. „Wer bist du denn, daß du auch bei Tage umgehst. Was hat dir dein Grab verschlossen?"

„Ich habe Gottlob noch keins besessen," sagte ich, „erinnere dich des Menschen an jenem Morgen, der dir seinen Mantel umwarf, als du vor Frost zitternd allein zurückgeblieben warst?"

„So, du bist's?" sprach der Alte freundlicher. „Das ist etwas Anderes. Du hast mir Gutes gethan, darum tritt ein."

Ich ließ mich nun nicht nöthigen, und er verschloß hinter uns die Thür sorgfältig. Im Anfang wollte mich ein kleiner Schauer beschleichen, als ich mit dem Alten in dem halbdunkeln Hause ganz allein stand, so schien es wenigstens, denn man hörte kein Geräusch, als das unserer Bewegungen, oder das Picken eines Holzwurms in den Bretterwänden. Dazu kam noch der Anblick allerlei seltsamer Mobilien, die umherstanden, unter andern ein Sarg, der ihm wohl zum Bette diente. Jetzt setzte er sich darauf, und ich nahm ihm gegenüber in einem alten Stuhle Platz.

Eine Zeit lang saßen wir stumm einander gegenüber; ein Jeder hing seinen Betrachtungen nach. Seit jener Nacht waren einige Jahre vergangen; ich hatte den Militärdienst und die alte Stadt Cöln längst verlassen, und wie ich nun diesen Alten wieder sah, fiel mir, wie schon gesagt, jene Nacht ein, und mit ihr all' die wilden, vergnügten Nächte, die ich bald allein, bald mit gleichgesinnten Freunden auf den stillen Straßen genossen hatte, in denen ich mit dem Geisterreich Bekanntschaft anknüpfen wollte. Aber jene Zeit lag weit hinter mir. Ich wandelte in einer Sandwüste, lebte so ruhig bürgerlich, Schritt für Schritt dahin; da stieß ich plötzlich auf diesen Alten, meinem fast verschmachteten Geiste eine frische Oase.

Mein Gegenüber seufzte tief auf. „Ich wandle noch immer," sprach er, „einsam, allein unter den fühlenden, fröhlichen Geschöpfen, den Menschen, und werde wohl noch lange wandeln müssen."

„Darf ich Sie," sagte ich, „auf die Vorfälle jener unglücklichen Nacht zurückführen? Mich hat doch nun einmal das Schicksal in Ihre Begebnisse eingeweiht. Darum bitte ich, lassen Sie mich erfahren, wie es Ihnen später ergangen ist, wie Ihr jetziges Leben mit jenen Vorfällen zusammenhängt, und was aus den vier Königen geworden? Mein Glaube schwankt hin und her, in wie fern Ihr ausgesprochener Fluch auf die leblosen Blätter gewirkt hat."

„Es erleichtert meine gepreßte Brust," antwortete das Gespenst, „wenn ich nach Jahren einem Wesen, das mich versteht, mein Herz ausschütten kann." Darauf erzählte er mir Folgendes: „Nachdem ich die Ruhe meines Grabes verspielt hatte, sprach ich in der Verzweiflung, die sich meiner bemächtigte, den schrecklichen Fluch über jene vier Könige aus. Es ward Morgen, der erste, den ich nach ungefähr hundert Jahren wieder erlebte. Ich stand unter den Menschen, sah ihr Getreibe, das mir gänzlich fremd geworden war und mich unheimlich umtoste. Ich schritt durch die Stadt, fand kaum die Straßen und Gäßchen wieder, welche mir früher so bekannt waren, sah freie Plätze, wo sonst stattliche Gebäude standen, und neue Häuser auf Stellen, wo zu meiner Zeit Gras gewachsen war. Ich ging auch dahin, wo vordem meine Hütte gestanden; sie war nicht mehr. Mein wildes, sinnloses Leben hatte der Boden nicht tragen können, er war eingesunken, und wo ich früher gewohnt, stand jetzt ein grüner trüber Wasserpfuhl. Ich bin über mein Grab hinweggegangen, über mein stilles enges Grab; ich hätte den Boden aufgewühlt, aber es war kein ruhiger Friedhof mehr wie ehedem. Lustige Menschen liefen hier auf und ab und muntere Spiele wurden auf dem Platz gehalten, der doch eigentlich uns gehörte. Ich aber ward erstaunt betrachtet und verspottet. Darum verließ ich die Stadt und wandelte den Rhein hinauf, bis es Abend wurde. Da legte ich mich nieder unter einer einsamen Weide; zu meinen Füßen floß der gewaltige Strom; es war derselbe, an welchem ich als Kind gespielt, er hatte sich nicht geändert, war nicht alt geworden. Mein

Kopf ruhte auf einem Stein; ich schlief nicht, doch versank ich in einen Zustand, den man waches Träumen nennt. Da schwebten rechts und links Gestalten auf mich zu, die ich zu gut kannte — die vier Könige, und der Eine fing an zu sprechen: „Dein Fluch hat uns gebannt: wir werden wandeln und des Menschenlebens Jammer genießen, doch zu deiner Strafe werden wir fünf verschiedene Wesen bilden und doch eins sein. Jeder von uns belebt sich aus dir, indem er dir eine süße Erinnerung oder eine Tugend nimmt, welche du besessen und deren Andenken bisher noch einiges Licht in das schwarze schaurige Labyrinth deines Lebens brachte. Wir werden umher schweben, bis unsere Zeit kommt, doch auch du. Fortan wirst du deine Verzweiflung vergebens dadurch zu lindern suchen, daß du dich erinnerst, du seist einst gut gewesen, und schöne frohe Stunden deines verflossenen Lebens heraufrufst; du hast keine mehr, in deiner Brust bleibt nur das Andenken der Sünden, die du begangen.“ Ich fuhr empor, und, o Jammer! es ward plötzlich in meinem Herzen so, wie sie gesagt, Nacht, nur Nacht! Sie hatten mein Herz geplündert, und mit sich geführt das Gold, was noch darin lag, was in jeder, auch der schlechtesten Brust ruht, die süßen Erinnerungsstrahlen, welche das Böse dämpfen und den Menschen vor der gräßlichsten Verzweiflung und dem Selbstmorde bewahren! Und in mir ward es nun öde und leer, und ich kann mir nicht einmal das Leben nehmen. Was sie mir geraubt, waren freilich nur Andenken an eine glückliche Jugendzeit gewesen; aber aus diesem frischen Brunnen schöpfte ich ja stündlich, wenn mich der Staub meines spätern schwarz versengten Lebensweges ersticken wollte. Der Eine der Viere hatte meine frohen Träume mitgenommen, bunte Gestalten, die mich umschwebten, wenn ich mich in das hohe Gras legte, und mir durch Zuflüsterungen einer frohen Zukunft Hoffnungen, wenn auch falsche, vorspiegelten, über die ich meine traurige Gegenwart vergaß.

„Ein Anderer hatte mir die Ruhe der Ermattung genommen, welche uns befällt, wenn man stundenlang gegen finstere Gedanken

gekämpft hat; ein phlegmatisches Hinsinken, worin uns, weil wir nicht mehr denken und fühlen, jene unerquickliche Ruhe dennoch angenehm ist.

„Ein Dritter entwand mir das Vergnügen, das jedes Geschöpf empfindet beim Anblick der großen herrlichen Natur. Mich freute nicht mehr der Glanz der Sonne, nicht das sanfte Licht des Mondes, nicht das frische Grün der Bäume und die schönen Blumen, nichts mehr, nichts mehr! die ganze Schöpfung schien mir grau bezogen und eckelte mich an.

„Der Vierte endlich leerte mein Herz ganz aus und nahm mir die letzte süße Erinnerung, ein kleines Bild, welches ich zuweilen ansah, das mir Trost und Beruhigung, sogar Hoffnung gab; das Andenken an eine Jugendliebe, an ein reines Geschöpf, welches dort oben ist, und für mich am Thron des Höchsten beten sollte. So fühlte ich, als die Gestalten verschwunden waren und ich wieder empor sprang, mich namenlos elend. Ich irrte ohne Ruhe umher, habe mich in das Leben des ersten dieser Könige geworfen, hab' es vergiftet, indem ich hoffte, meine frohen Träume wieder zu erhalten; umsonst! ich bekam sie nicht. Dem zweiten folgte ich; ich sah sein armseliges Dasein verlöschen; aber er gab mir meine Ruhe nicht wieder. Da stand ich schaudernd still, und begann zu ahnen, daß Alles für mich auf ewig verloren sei. So hatte mein Fluch gewirkt, auf mich gewirkt; aus meinem Blut hatte ich die edelsten Theile in die Welt gejagt, mir blieb der faulende Grund, ich war wieder als Mensch mit menschlichen Bedürfnissen in den ganzen Jammer des Lebens getreten. Sterben kann ich nicht und muß so betteln, um mir mein Dasein zu erhalten. Nur die Karten, das unglückselige Spiel liebe ich noch immer." Er schwieg still und schaute lange nachdenkend vor sich hin. Dann erzählte er mir auf meine Bitte die Geschichte der beiden Könige, wie ich sie im zweiten und dritten Kapitel wieder gegeben habe. Doch befriedigte mich das noch Alles nicht. „Und von den beiden Andern haben Sie

nichts mehr gehört? Sie wissen nicht, ob sie noch wandeln, oder wo sie geendet?“ fragte ich. „Nein, nein!“ entgegnete er hastig. „Ich weiß nichts Genaueres von ihnen, als daß sie noch in der Welt herumschweben.“ Bei diesen Worten sah er mich forschend an. „Aber ich weiß, wo der Eine ist,“ sprach ich mit erhöheter Stimme; „und auch Sie wissen es. Er ist hier, hier in dieser Bude.“ Ich war nämlich überzeugt, daß meine Erscheinung von heute Nachmittag mit dem sonderbaren Benehmen und dem Namen Pique, mit seinen Erzählungen von der Bude und dem alten Manne, nur hier zu finden sei. „Warum mir das verheimlichen?“ fuhr ich fort. „Ich weiß es: der Pique-König ist hier bei Ihnen. Wo ist er? Sie halten ihn gefangen.“ Der Alte war aufgesprungen und sah mich entsetzt an. „Woher wissen Sie das?“ schrie er laut, und setzte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Und doch wissen Sie nichts. Er ist nicht da.“ — „Und doch ist er hier,“ sprach ich ganz gelassen und erzählte ihm von dem jungen Manne, den ich heute gesehen, von seiner Freude über die Natur, seinen Ausrufungen und seinem Namen, den er genannt, sagte ihm, daß ich gleich eine Ahnung gehabt habe, diese Erscheinung müsse mit jener Nacht in Verbindung stehen, daß ich hauptsächlich deßhalb hieher gekommen sei, um mir über diese unerklärliche Sache, in die ich seltsamer Weise verwickelt worden, eine genügende Aufklärung zu verschaffen.

Er hörte mich ruhig an, setzte sich wieder auf seinen Sarg, und sprach dann mit leiser Stimme: „Sie hat das Schicksal in einen Kreis geworfen, von dem gewöhnlich die Menschen wegtreten und ihn scheu umgehen. Doch weichen Sie zurück, fürchten Sie die unsichtbaren Fäden zu berühren, denen Sie vielleicht nicht zu Ihrem Glücke nahe gekommen sind. Vergessen Sie das Geschehene und meine Mittheilungen, verbannen Sie es aus Ihrem Kopfe, damit es sich dort nicht festsetze, und denken Sie, es seien verworrene Träume gewesen, die Ihnen etwas von den vier Königen er-

zählten. Glauben Sie mir, die Gewißheit, Sachen erlebt, gesehen zu haben, denen Ihr Verstand und die natürliche Ordnung der Dinge geradezu widerspricht, könnte Ihnen auf die Länge der Zeit sehr traurig werden."

„Und doch," entgegnete ich ihm, „ist es gerade das Umhüllen des Geheimnißvollen, was uns lüstern macht, immer tiefer hineinzudringen, und was unsern Verstand zu tausend Vermuthungen abmartert. Darum bitt' ich nochmals, geben Sie mir einen Zusammenhang, eine einfache Kette an die Hand, durch die ich die heutige Erscheinung des jungen Mannes an jenen Pique-König reihen kann, und ich will Ihnen danken. Rufen Sie ihn, daß sein Mund zu mir spricht."

Es flog wieder ein düsterer Schatten über die Züge des Alten. „Und wenn ich ihn auch hervorrufen könnte und wollte, so würde er doch nicht sprechen," sagte er. „Verlangen Sie nicht, ihn zu sehen. Es würde Ihnen sicher kein Licht in das Dunkel bringen, was wohlweislich für Sie um mich und jenen liegt, und was sich Ihnen in diesem Leben nie aufklären wird. Glauben Sie, was Sie gesehen, meinetwegen, aber lassen Sie Ihre Forschungen; die Gräber sind stumm. Was ich Ihnen aus Dankbarkeit für Ihre Wohlthat damals zur Befriedigung Ihrer Neugierde über das Wesentliche jener vier Könige sagen konnte, habe ich gethan. Ich bin getheilt und wandle in fünf Gestalten, das ist meine Strafe. Darum denken Sie bei jedem unnöthigen Worte, das Sie aussprechen, an eine unsichtbar waltende Macht, welche es zu Ihrem Schaden zu wenden sucht." Er öffnete die Thür und sah in die Nacht hinaus. „Es ist Mitternacht; darum verlassen Sie mich. Zu meiner Vorstellung morgen bitte ich um die Ehre Ihres Besuchs." Wie ich ihm antworten und ihn nochmals befragen wollte um den jungen Mann, der mich so sehr interessirte, stand ich vor der Bude und hörte von innen die Riegel vorschieben.

Am andern Tage lenkte ich in einer Gesellschaft von Freunden

das Gespräch auf die kleine Bude am Ende des Marktplatzes und fragte, ob keiner dort einer Vorstellung beigewohnt? Ein Einziger, der unter uns dafür bekannt war, daß er stets alle Merkwürdigkeiten der Messe untersuchte, war dort gewesen und erzählte: der alte Mann, welcher sie hielt, mache eine Menge oft gesehener und ganz gewöhnlicher Kartenkunststücke, doch rathe er jedem, einmal hinzugehen, indem die letzte Pièce, welche er producire, für all' das andere Mittelmäßige reichlich entschädige. Er bringe nämlich am Ende jeder Vorstellung ein kleines Figürchen, einen Kartenkönig, auf die Bühne, welcher — es sei beinahe unglaublich — an ihn gemachte Fragen selbst beantworte; auch wandle er herum, öffne die Augen, bewege Hände und Füße, kurz das Figürchen sei ganz merkwürdig und sehenswerth. Einige meiner Bekannten lachten. Ein Kartenkönig, welcher spräche! — „Nun, da muß der Alte ein sehr guter Bauchredner sein," meinte Einer. „Und er öffnet die Augen und geht herum?" sagte ein Zweiter. „Also ein schönes Automat! das müssen wir sehen." „In der That," fuhr der Erzähler fort, „weiß ich nicht, was ich von dem kleinen Kerl halten soll. Der alte Mann reicht ihn in einem Kästchen von Mahagoniholz herum, und dann kann ihm jeder eine Frage vorlegen, die er beantwortet. Das häb' ich auch gethan, und ich muß gestehen, als er nachläßig seine kleinen Aeuglein und den Mund öffnete, und mit einem ganz eigenen Stimmchen sprach, da, weiß Gott! ich wußte nicht, wie mir geschah. Das ganze Publikum war aber auch entzückt und zugleich bestürzt, besonders die Damen, welche den Kleinen nicht aus den Händen lassen wollten. Ein Automat kann's nicht sein, ein menschliches Wesen ist es auch nicht; denn das Figürchen ist nicht größer, als gewöhnlich das Bild auf einer Karte."

„Nun, was soll es denn sein?" riefen die Andern lachend und neugierig. — „Hexerei!" entgegnete jener ziemlich ernsthaft. „Mir wenigstens, der Alles im Leben sehr nüchtern und ruhig betrachtet

und bei etwas Sonderbarem und Unerklärlichem, wenn's möglich ist, gleich hinter den Coulissen nachforscht, mir hat gestern Abend der Verstand im eigentlichen Sinne des Worts still gestanden, und mehren Andern erging es auch so."

„Aber," rief einer von uns, „warum kann es denn kein Automat sein?" — „Weil das Geschöpfchen lebt," entgegnete jener. „Es reißt seinen Mund nicht auf, wie gewöhnlich die Puppen — ruck! sondern öffnet ihn fein und zierlich, so daß man ihm im Gesichte die Muskeln spielen sieht." — „Das ist ernsthaft," sagte ein junger Arzt, „und wir müssen auf jeden Fall heute Abend hingehen." — „Ja wohl, ja wohl!" riefen Alle, und wir verabredeten, in welchem Hause wir uns vor sechs Uhr, wo die Vorstellung begann, treffen wollten.

Meine Gedanken kann jeder leicht errathen. Ich war den ganzen Tag in einer seltsamen Spannung. Nachmittags legte ich mich in mein Fenster und sah in den Garten; da saß das junge Mädchen, die hübsche Louise, auf derselben Stelle, wo sie gestern jener räthselhafte junge Mensch überrascht hatte. Mehrmals glaubte ich zu bemerken, daß sie erwartungsvoll nach dem Gartenthor sah; aber es kam Niemand. Sie erhob sich nach Verlauf einer Stunde und ging sichtlich mißstimmt dem Hause zu.

Am Abend traf ich meine Freunde an dem bezeichneten Ort, und nachdem noch viel über den Kartenkönig gewitzelt und gelacht war, gingen wir, da es Zeit wurde, nach der kleinen Bude. Schon war dieselbe ziemlich besetzt; besonders die ersten Sitze, auf denen das Automat circulirte, hatte ein Kranz von eleganten Damen eingenommen, welche die Neugierde, den unbegreiflichen König zu sehen und ihn zu befragen, hieher geführt hatte. Wir bekamen hinter ihnen noch einige Plätze, und ich hatte das Glück, gerade hinter meiner niedlichen Garten-Bekanntschaft zu sitzen. Das war mir, wie sich jeder denken kann, in doppelter Hinsicht äußerst angenehm.

Mein alter Bekannter, angethan mit dem rothen Rock und den gelben Beinkleidern, erschien endlich auf der etwas erhöhten Bühne, war aber nicht im Stande, durch die gewöhnlichen Kunststücke, welche er zeigte, einige Aufmerksamkeit zu erregen. Er schien das auch bald zu fühlen, kürzte bedeutend ab, wie mir mein Freund sagte, und trat mit einer steifen Verbeugung zurück; durch das Auditorium lief ein Gemurmel: „Nun kommt der kleine König!“ dann trat eine allgemeine Stille ein.

Der Alte erschien wieder, und trug in seiner Hand ein kleines Gebäude, ähnlich einem Schloß mit vielen Spitzthürmchen; doch da es keine Fenster hatte, konnte man es auch für ein Grabmal halten. Mir kam es wenigstens so vor; aber die meisten hielten es für die hübsche, lustige Residenz des Wunderkönigs. Der Alte setzte es auf die Mitte der Bühne und sprach mit seiner heisern Stimme in ungemein schlecht gesetzten Worten von der außerordentlichen Erscheinung, welche wir jetzt genießen würden; alsdann öffnete er ein kleines Thörchen, und sagte mit einem tiefen Bückling: „Gnädigster König, erscheinen Sie gefälligst, diese sehr anständige Versammlung zu begrüßen,“ und herautrat — ja, bei Gott! er war es! jener hübsche junge Mann, den ich in dem Garten gesehen, aber en miniature! Auch meine Nachbarin, die, wie schon gesagt, vor mir saß, mußte ähnliche Gedanken haben, denn sie zuckte fast unmerklich zusammen und unterdrückte mit Mühe einen leisen Schrei. Leicht und gewandt ging das kleine Figürchen die Treppe seines Palastes herunter, in derselben Kleidung, wie gestern, aber heute mit Krone, Reichsapfel und Scepter, ein lebendiger Kartenkönig. Er trat vor und nickte leicht mit dem Kopfe, und ein allgemeines freudiges Händeklatschen empfing ihn. Meine Freunde sahen bestürzt, und ich möchte sagen halb erschrocken, auf deu kleinen, ungefähr vier Zoll hohen Menschen, der da oben auf und ab spazierte. Der Arzt sagte mir ganz leise: „Du, ich muß dir gestehen, daß mir die Sache hier ganz unheimlich vorkommt.

Es ist kein Automat, das Wesen lebt, und kann doch den Gesetzen der Natur gemäß nicht leben. Was denkst du?“ — „Ich denke mancherlei,“ antwortete ich ihm, „was ich dir jedoch hier nicht mittheilen kann. Nachher geh' mit mir, dann wollen wir unsere Gedanken austauschen.“ — „Auch der Alte,“ fuhr der Arzt fort, „ist mir eine sonderbare Erscheinung. Sieh' das stiere Auge und die halb traurige, halb lächelnde Miene, womit er dem Kleinen nachsieht, das ganz regungslose Gesicht; er kommt mir beinahe wie ein Automat vor, oder wie ein Wesen, das nur halbes Leben hat, zu wenig, um den ganzen Körper auszufüllen, zu viel, um zu sterben. Er schleppt seine Beine über den Boden nach und bewegt die Arme wie ein Gängelmann.“

„Und sieht aus, wie eine große Kirche bei Nacht, in welcher statt der tausend Kerzen, welche sie erhellten, nur die ewige Lampe brennt,“ meinte ein junger Dichter, der neben dem Arzte saß.

„Meine Herren und Damen,“ sagte jetzt der Alte im Marktschreiertone, „Seine Majestät der König wird die Ehre haben, dem verehrungswürdigen Publikum einige an ihn gerichtete Fragen zu beantworten.“ Das Geschöpfchen nickte und stieg in ein kleines Kästchen, das der Alte hingestellt hatte, und hierauf dem Nächstsitzenden mit der Bitte gab, es auf dem ersten Platze circuliren zu lassen. Nun war der große Augenblick gekommen, auf den sich Alles, besonders die Damen gefreut hatten. Da wurde gefragt, und was Alles gefragt, doch war ich zu sehr mit meinen Gedanken beschäftigt, um etwas davon zu hören oder zu behalten. Auch meine Nachbarin schien nicht sehr auf ihre Umgebung zu achten, sondern sah vor sich hin, als ob sie die ganze Sache nicht interessire. Bei den Personen, an welchen der kleine König schon vorübergezogen, ward gelacht und gespottet, sich gewundert und das Ganze hie und da für pure Hexerei erklärt. Jetzt kam auch die Reihe an die hübsche Louise, die das Kästchen mit sichtbarem Zittern den Händen ihrer Nachbarin abnahm. Ich beugte mich hinüber, um zu

sehen, was der Kleine jetzt für Mienen mache, und zu hören, was sie ihn fragte. Nun hatte ich sein feines Gesichtchen ganz in der Nähe und sah deutlich, daß ein freudiges Lächeln um seine Züge spielte, so wie er in die Hand der jungen Dame gelangte. Sie beugte sich auf ihn nieder und fragte ganz leise, so daß ich es kaum verstehen konnte: „Wer war der junge Mann, der gestern in meinem Garten war und mit mir sprach?“ Der König antwortete: „Ach, das war ich ja selber; ich hatte einen schönen Traum!“ Krampfhaft gab sie das Kästchen weiter, und beachtete nicht den bittenden Blick des Kleinen, welcher zu sagen schien: „O behalte mich, laß' mich nicht von dir ziehen!“ Sie sah vor sich hin und drückte ihr Sacktuch vor's Gesicht. Wohl bemerkte ich, daß mich der Alte mit besonderer Aufmerksamkeit ansah, besonders in dem Augenblick, wo ich das Kästchen mit dem König in die Hand nahm, denn er beugte sich ängstlich vorn über und schien auf meine Frage zu lauschen. Mich beschlich ein eigenes Gefühl, als ich nun denselben Menschen, welchen ich gestern in meiner Größe gesehen, heute in meiner Hand hielt, nur ein paar Zoll hoch. Ich sah rechts und links in die Bude und dachte darüber nach, ob mich nicht wieder ein neckischer Traum befangen hielt; doch hörte ich meine Freunde deutlich plaudern und lachen, sah unter der Damenwelt viele Bekannte; ich fühlte, ich dachte nach, Alles um mich war so wahr, so reell, und nur in meiner Hand hielt ich ein dunkles Traumbild. „Wer bist du?“ frug ich endlich den Kleinen. „Ich bin der Pique-König, wie du siehst,“ antwortete er. „Warst du nicht gestern,“ forschte ich weiter, „in einem Garten?“ „Ja, ich war.“ — „Aber größer, so groß wie ich, und hast da mit einem Mädchen gesprochen; denke an die Bäume, an die schönen Blumen.“ Der König seufzte tief auf. „Ach ja!“ entgegnete er, „ich war aus der Bude gesprungen, und wie ich die frische Lebensluft einathmete, den Duft der Bäume, da wuchs ich und ward groß. Aber“ — doch weiter kam ich nicht. — „Mein Herr,“ schrie mir

der Alte mit ängstlicher Stimme zu, „Sie fragen zu viel; ich darf nur eine einzige Frage zulassen; sonst läuft das Uhrwerk in dem Automaten zu früh ab, und ich kann es doch während der Circulation nicht auf's Neue aufdrehen." — — Schon hatte ihn der Arzt mir aus der Hand genommen; der frug ihn nichts, sondern legte ihm den Finger auf die linke Seite, fühlte ihm an den Puls und schüttelte heftig den Kopf, indem er ihn weiter gab. „Mich soll der Teufel holen!" sprach er dann leise zu mir, „das Wesen lebt." — „Ja wohl," entgegnete ich ihm bekümmert und sehr mißstimmt, „komm nachher nur mit mir, ich will dir Manches erzählen."

Unterdessen war der Pique-König wieder auf die Bühne gelangt, der Alte rückte einen Tisch in die Mitte, auf den er noch einen andern, sehr kleinen und oben hinauf den König stellte. Dann nahm er ein Spiel Karten in die Hand, trat zwischen die Reihe der Sitzenden und sprach: „Aus diesem vollständigen Kartenspiel von zweiundfünfzig Blättern bitte ich eins zu ziehen, dasselbe in diese Pistole zu laden, und damit auf Seine Majestät den König zu feuern." Einer meiner Bekannten zog eine Karte; ich glaube, es war Eckstein Sieben, lud sie in das Gewehr und drückte ab. Ein allgemeiner Schrei der Damen, etwas Pulverdampf, der sich langsam verzog, — da stand der Kleine auf seinem Tischchen und sagte mit lächelnder Miene: „Eckstein Sieben." Das war recht artig und wirklich wunderbar. Auch krönte ein solcher allgemeiner Beifall diese Pièce, daß der Alte sie wiederholen mußte. Von Neuem gab er das Kartenspiel aus seinen Händen und mein Freund, welcher uns hergeführt hatte, nahm es, um eine Karte zu wählen. Er sagte mir leise: „Ich habe früher und auch heute das Kartenspiel rasch durchlaufen und gefunden, daß in demselben das Pique-Aß fehlt. Deßwegen habe ich hier von derselben Form wie diese Blätter eins mitgebracht und will jetzt gleich sehen, ob dieser Manco unwillkührlich oder absichtlich ist. Und im letzten Fall

muß es einen Zweck haben, den wir vielleicht auf diese Art ergründen." Ich erschrak heftig und mir schwebte, ich weiß nicht welch' unheimliche Ahnung vor. „Um Gotteswillen," sagt ich ihm, „thu das nicht!" Doch war es zu spät. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte ich seinen tollen Entschluß nicht mehr ändern. Schon war die Pistole mit dem Pique-Aß geladen. Der kleine hübsche König stand ruhig und erwartend da. — Der Schuß knallte; doch wie sich der Pulverdampf an die Decke hob und die Aussicht frei gab, sprang Alles unruhig uud entsetzt von den Sitzen auf. Auf seinem Tischchen war der Kleine in die Kniee gesunken, Leichenblässe bedeckte sein vorhin so blühendes Gesicht und er sprach mit schwacher Stimme: „Es war Pique-Aß!" Er seufzte tief und sank dann nieder. Mit einem gellenden Schrei stürzte der Alte über ihn und der Arzt und ich waren mit einem Sprunge auf der Bühne. Doch wo war das Figürchen, das Automat? In seiner Hand hielt uns der Alte ein halb verbranntes, zusammengewickeltes Pique-Aß entgegen, nebst einer andern vergilbten Karte, Pique-König, welche in der Mitte halb von einander gerissen war. Es ward mir unheimlich, wie er mich mit dem Gespensterauge starr ansah und leise sprach: „Er ist todt und ich muß wandeln!" Ich ergriff den Arzt beim Arm und zog ihn aus dem Gewühl in der Bude. Auf dem Heimweg erzählte ich ihm, was ich von dem Alten wußte; aber kaum hatte ich geredet, so rief ihm ein Bedienter, welcher hinter uns herlief, fast athemlos bei Namen und bat ihn, gleich zu seinem Herrn: dem Vater Louisens, zu kommen, die in Folge der Schüsse oder des sonderbaren Vorfalls heute Abend in der kleinen Bude am Markt, einen schlimmen Zufall bekommen hätte.

Fünftes Kapitel.

Die Lurley.

Wenn man den Rhein befährt, so kommt man zwischen Coblenz und Mainz zuweilen an Stellen, wo man glaubt, hier ende der Lauf des Stromes, oder irgend ein neckischer Zauber habe den Steuermann geblendet und das Schiff durch eine Seitenstraße in einen stillen, rings von Felsen eingeschlossenen See geführt, wo es festgebannt manch Jahrhundert liegen müsse. Wenige Fuß vor dem Kiel heben sich gewaltige Steinmassen, zwischen denen kein Fisch einen Ausgang fände, und während man dennoch mit großer Tollkühnheit auf diese Riesenmauern losstürmt, schließt sich allmälig die Straße, zu der man hereingefahren; man ist gefangen, von allen Seiten mit steilen Bergen umgeben, in einer großen steinernen Falle. Doch hat diese momentane Gefangenschaft nichts Unheimliches, abgesehen davon, daß man weiß, die Berge sind nur wie Coulissen vor einander geschoben und lassen genugsam Platz zum Entkommen; man fühlt sich nicht beengt, man ist gerührt von der Theilnahme der Berge, die sich die Hände reichen und lachend um den gefangenen Menschen einen Reihentanz bilden, ihn eine kurze Zeit in ihrer Mitte zu halten. Sie geben auf freundliches Anrufen mit tiefer, wohlklingender Stimme Antwort, und die grünlichen Wellen, welche die triefenden Steinzacken umspielen, rufen mit leiser Stimme: „Da bleiben! da bleiben!"

Der schönste, aber auch zugleich gefährlichste dieser Punkte ist unterhalb Bingen, wo der dunkelgrüne, steil emporstrebende Lurleyfelsen die eine Seite eines solchen stillen Sees bildet. Hier scheinen von einer Seite des Rheins zur andern unsichtbare Ketten zu hangen, welche Mann und Schiff zurückzuhalten streben. Hier arbeitet selbst die Maschine des Dampfbootes mit ängstlicher An-

strengung, um nur recht bald aus diesem zauberischen Bergkessel zu kommen. Hier springen die Wellen zutraulich an's Schiff und erzählen laut und öffentlich von den wunderschönen Tänzen, welche die Elfen im Mondschein aufführen, von der Schönheit der Königin Lilio und ihren Jungfrauen, wie sie die Menschen lieben, besonders die Jünglinge mit blonden Haaren und blauen Augen. O es sind gefährliche Wesen, diese Wellen! Man möchte so gern, durch ihr Flüstern verführt, aus dem Boot in das Wasser springen und an die dunkeln Felsen schwimmen, in die Arme einer schönen Nymphe, die auf dem grünen Rasen ruht, den Kopf mit geschlossenen Augen zurückgebogen, und ihren rothen Mund küssen, der schelmisch lachend die weißen Perlenzähne zeigt.

Hier schlägt zuweilen ein seltsamer, wundervoller Gesang an das Ohr manches Reisenden, und lärmte der Dampf noch so stark, und bemühte man sich noch so sehr, die Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu richten, vergebens! in's Innerste des Herzens dringen die Klänge, welche man vernimmt und von denen man nicht weiß, woher sie kommen. Wehe besonders dem, der traurig ist, dem vielleicht eine unglückliche Liebe die Brust zerreißt. Hier hört er verwandte Töne anschlagen, dort in dem Felsen kennt man sein Leid und will ihn trösten.

Tief ist der Rhein,
Doch tiefer die Pein
In meinem Herzen.

So singt es, und das thut die Lurley, die hoch auf dem Felsen sitzt und ihr schönes goldenes Haar kämmt. Darum fasse den Mast, wer diesen Gesang hört und versteht, daß er ihn nicht hinabziehe in die Fluthen des Rheins und verderbe!

Nicht jeder, der den Strom befährt, sieht die Lurley und hört ihr Klagen. Ich habe viele reisende Kaufleute gesprochen, welche mehr als hundertmal diesen Weg gemacht hatten, und die ganze

Sache für eine Fabel erklärten. Aber sie ist doch wahr. Auf ihrem Felsen sitzt die Jungfrau und singt, daß das Menschenherz, welches sie hört, in die Höhe fleht und plötzlich von inniger Liebe zur Sängerin befangen, sie zu erreichen strebt. Steil ragen die Felsen empor und bieten fast unüberwindliche Hindernisse. Hinan, liebendes Herz! je größer die Mühe, je schöner der Lohn. Der Jüngling, welcher für die Lurley entbrannt, klettert an der Felsenwand empor und je mehr er sich abmühen muß, um so heftiger lodert seine Glut, stets lockender wird der Gesang, stets süßer, Liebe fordernd und versprechend. Er erreicht den Gipfel — — und die Lurley verschwindet mit einem schallenden Hohngelächter. Dann verläßt den Unglücklichen der sichere Tritt, er stürzt den Felsen herab, zerschmettert, todt. Und doch liebt dies entsetzliche Weib, aber sie ist eine Kokette. —

Es ist noch nicht lange her, da trieb sich in dieser Gegend ein junger Mann herum, von dem Niemand wußte, woher er gekommen, noch was ihn hier fessele. Er hatte sich bei einem Fischer eingemiethet, wohnte aber mehr in den Felsen am Rhein und auf dem Strome selbst, als in seiner Stube. Selten sprach er mit Jemand und nur zuweilen mit seinem alten Hauswirth, neben den er sich am Abend dann und wann setzte, wenn derselbe seine Fischernetze flickte. Der hatte ihn nun einst gefragt, was er denn eigentlich in der Welt treibe, und der junge Mensch gab ihm zur Antwort: er suche ein Herz. Das kam dem Alten närrisch vor, und er meinte, um ein Herz zu finden, brauche man nicht lange zu suchen, und in der Absicht thäte er besser, in eine große Stadt zu gehen. Da gäbe es deren von jeder Façon und Caliber, hier in der Einsamkeit würde er vielleicht nicht sobald eins finden; worauf ihm jener entgegnete: diese Stelle des Rheins habe ihn besonders angezogen, und es ahne ihm, er würde hier seinen Zweck erreichen. Doch sei das nicht zu seinem Glücke, denn wenn er ein Herz gefunden, das heiß liebend an seiner Brust schlüge, wäre er verloren. Der alte Fischer glaubte

aber, es sei seinem Miethsmann nicht richtig unter der Stirne und verließ ihn kopfschüttelnd.

Dergleichen Unterredungen hielten die Beiden zuweilen; der Fischer saß auf einem alten Baumstamm, der Andere lag schaukelnd im Boot auf dem Rücken und sah in den vergoldeten abendlichen Himmel. So saßen sie auch eines Abends, da frug der Fischer: „Nun, noch kein Herz gefunden?“ — „Nein, nein,“ antwortete der junge Mann mit einem tiefen Seufzer. „Wenn ich Ihnen rathen soll,“ entgegnete der Fischer gutmüthig, „lassen Sie das Suchen darnach sein. Was man sucht, findet man gewöhnlich nicht. Denken Sie einmal nicht mehr an das Herz, und ich bin überzeugt, Sie werden es bald antreffen. Und wie müßte denn das Mädchen zu dem Herzen ungefähr aussehen? denn darauf wird's doch hauptsächlich ankommen.“ — „Ach, das weiß ich nicht,“ sprach Jener „so lange ich denken kann, ziehe ich herum, mit öder leerer Brust und suche. Steh' ich einen Augenblick still, so zieht sich dunkel und drückend die Luft um mich zusammen, läßt mich nicht rasten und beängstigt mich, bis über meinem Haupte ein Blitz glüht und mit langem, zackigem Strahle weit hinfährt, mir den Weg zeigend, da sei, was ich suche, und ich stürze ihm nach, und finde doch nichts. Ich liebe allgewaltig und weiß nicht, was ich liebe. Oft möchte ich Berg und Strom, Feld, Wald und alle Menschen an meine Brust drücken. Aber sie sind wohl recht freundlich und schön anzusehen, haben aber doch kein Herz für mich. An die Brust der großen herrlichen Erde habe ich mich geworfen; doch ihr Busen ist kalt, und ihr Herz schlägt nicht liebend gegen meines.“

„Sie suchen,“ meinte der Fischer, „und wenn Sie gefunden, sind Sie verloren? Wie verstehe ich das?“

„Das Finden ist mein Ziel, und das Ziel ist das Ende meiner Laufbahn,“ entgegnete Jener. „Ich sehne mich aber nach dem Ende. Es ist mir fremd und unheimlich in der Welt, in dem hellen Sonnenlichte, welches Alles so einfach und trocken beweist, die Brust

ausdörrt und mit dem brennenden Durst erfüllt, den euch Menschen ein Mund voll kühler Erde am Ende eurer Laufbahn stillt. Das ist euch schrecklich, ihr wehrt euch dagegen und ertragt lieber die Pein des Durstes, als daß ihr jene moderige Sättigung herbeiwünscht. — Ich aber suche ein Herz, und wenn ich das gefunden, kühlt sich mein Leben ab und erlöscht in einem langen, langen Kusse."

Darauf wußte ihm nun der Fischer nichts zu antworten, indem er ihn nicht verstand, und er mochte auch wohl sicher glauben, es sei seinem Gaste nicht hell im Geiste. Genug, er stieß schweigend die Asche in seiner kurzen Pfeife zusammen, und summte ein altes Lied vor sich hin.

Plötzlich hielt er inne und blickte nach dem Gipfel des gegenüberliegenden Lurleyfelsen. „Hört Ihr nichts!" rief er dem jungen Manne zu. „Horcht! sie singt!"

„Wer singt!" rief dieser und saß wie festgebannt, von den zauberisch schönen Tönen, welche gleich goldenen Strahlen durch das Felsthal zitterten und tief in die Brust drangen. „Wo ist sie, die da singt?" — „Das ist die Lurley," sprach der alte Fischer und schlug ein Kreuz. Meine Augen sind zu schwach, sie zu erkennen, doch schauen Sie scharf nach dem Gipfel jenes Felsens, sehen Sie denn nichts?" Hastig entgegnete der Jüngling, welcher aufgesprungen war: „Auf der höchsten Kuppe des Berges, einem Felszacken, der fast über dem Rheine hängt, seh' ich eine weiße Gestalt; sie hat das Gesicht von uns abgewendet und schaut den Strom hinab. Ein seegrüner Schleier umhüllt die ganze Figur und weht um ihre Füße. Ihr reiches, blondes Haar flattert im Winde; ein herrlich gewachsenes Weib! O sie muß schön sein, diese Lurley! — Ob sie wohl ein Herz hat, Fischer?" Der schaute entsetzt empor und antwortete: „Nein, nein, die hat kein Herz. Stopfen Sie Ihre Ohren zu und kommen Sie hinweg, sehen Sie ihr nicht in's Gesicht und fliehen Sie, eh' sie den Kopf herumwendet. Ja

freilich, sollte die Sie in dies Thal gezogen haben und Sie wollten die kalte Nixe an Ihr Herz drücken, so sind Sie gewiß verloren.“ Vorn übergebeugt stand der junge Mann, und die Strahlen der Abendsonne, welche sich durch einen Felsspalt stahlen, beleuchteten ein freudig verklärtes Gesicht. Er hielt seine Hände emporgestreckt und sagte in gebrochenen Sätzen zum Alten, der ihn bei der Hand ergriffen hatte: „Laßt mich, o laßt mich! seht dies reine fromme Gesicht! Sie hat ein Herz, sie muß eins haben! Und sollte ich dort von dem Felsen herabstürzen, nachdem ich sie an meine Brust gedrückt, ich muß hin zu ihr — führt mich hinüber!“ Der Fischer trat einen Schritt zurück. „Plagt Euch der Teufel?“ rief er, „Ihr wollt den Felsen hinauf zu der Zauberin, der verdammten Hexe! Seht einmal die Höhe an. Ob ein Theil Eures hübschen Körpers wohl zusammenhält, wenn Ihr da kopfüber herunterkommt? Ich bitte Euch, geht nicht!“

„Tief ist der Rhein,
Doch tiefer die Pein,
In meinem Herzen,“

sang die Fee auf ihrem Felsen in lang gehaltenen, schmerzlichen Tönen, so daß das Laub aufzitterte und die Wellen des Stromes ihr Beifall plätscherten. „Hört Ihr!“ rief der junge Mann; „sie hat ein Herz und fühlt in ihrem Herzen; sie ist traurig. Schifft mich über, Fischer, ich muß hinauf. Es ist das Herz, welches ich lange gesucht, ich fühle es durch diese Töne, welche meine Brust erwärmen und mit unendlicher Glut erfüllen. Schifft mich über, oder ich springe in den Fluß und versuche an's andere Ufer zu schwimmen.“ — „Gott im Himmel!“ sprach der Fischer, „soll denn die Hexe wieder ein Opfer haben! Laßt doch ab, junger Herr, bleibt hier. — So haltet doch in Teufels Namen! ich will Euch fahren!“ Er riß jenen am Arm zurück, der sich eben anschickte, in den Rhein zu stürzen. Unter stetem Fluchen, aber behende, machte der Fischer das Boot los, warf Ruder und Stange hinein, und die Beiden

fließen in den Strom. „Wenn Ihr denn nun einmal in Euer Verderben rennen wollt, so hört wenigstens von mir altem Mann einige Rathschläge, die Euch vielleicht nützen können. Klettert vorsichtig die Felsen hinauf und bereitet Euch, oben angekommen, darauf vor, von der Fee mit lautem Lachen und abwehrender Geberde empfangen zu werden, nicht mit liebenden Worten, wie ihr jetziger Lockgesang; verliert dann in der Bestürzung über solchen Willkomm nicht das Gleichgewicht, sondern tretet auf sie zu und sprecht sie im Namen Gottes an, dann sollt Ihr auch gleich die Teufelin erkennen." Jetzt fuhr das Boot in das Schilf am jenseitigen Ufer, das sonderbar an den Wänden hinaufflüsterte. Der junge Mann sprang heraus und wollte in die Felsen, aber der Fischer hielt ihn noch einen Augenblick zurück. „So denkt daran, was ich Euch eben gesagt. Wollt Ihr? ich will indeß zu Haus für Euch beten." — „Ja, ja, ich werde so thun," entgegnete Jener und eilte davon. „Warte nicht auf mich!" rief er noch von Weitem zurück. „Ich rufe Holüber! wenn ich wieder herunterkomme." — „Darauf werde ich lange warten," seufzte der Fischer wehmüthig und arbeitete sich wieder an's andere Ufer; doch oft hielt er mit Rudern inne, und sah an dem immer dunkler werdenden Lurley-Felsen empor. Er hörte die Wasserjungfrau singen, doch der Jüngling war zwischen dem Gesträuch und den Zacken verschwunden.

Mehre Stunden lag der Fischer auf seinem Lager in dem kleinen Häuschen und konnte nicht schlafen. Stets hatte er sein Ohr nach einem Fenster gerichtet, welches auf den Rhein ging, und immer fürchtete er, einen schweren Fall in's Wasser zu hören. Jedes Rauschen des Windes jagte ihn geschreckt empor. Da glaubte er plötzlich am jenseitigen Ufer ein lautes Rufen zu vernehmen. Rasch sprang er auf und trat vor die Thüre der Hütte, und wirklich: „Holüber!" erscholl es klar und deutlich durch die stille Nacht. Das Echo in den Felsen sprach es vernehmlich nach. Dem Fischer rollte ein Stein vom Herzen, als er die Stimme seines jungen Gastes

erkannte. Er eilte in's Boot und ruderte mit aller Kraft hinüber. Eh' er jedoch an's Land sprang und den jungen Mann einnahm, reichte er ihm die Hand, und nachdem er gefühlt, dieselbe sei weich und warm wie früher, bewillkommte er ihn mit einem lauten: „Nun, gelobt sei Gott!“ denn der Fischer war ein vorsichtiger Mann; und dachte, wer weiß: ob ihn die Fee nicht erwürgt hat, und mir einen Todten über den Hals schickt. In seiner Hütte angekommen, bestürmte er den jungen Mann mit tausend Fragen; ob er die Lurley gesehen, und wie es komme, daß sie ihm nichts zu leide gethan? Der erzählte:

„Nachdem ich Euch verlassen, kletterte ich die Felsen hinauf, welche entsetzlich steil und glatt sind. Oft war mir, als sei es keinem Menschen möglich, den Gipfel zu erreichen, und ich stand stille. Dann aber schien mir's wieder, als erfasse mich der Gesang der Jungfrau und hebe mich willenlos empor. So erreichte ich allmälig die Spitze des Felsens und mich Eures Rathes erinnernd, drückte ich meinen rechten Fuß zwischen eine Spalte, klammerte die Hände an einem Dornstrauch fest und sah mich um. Da schlug ein gellendes Lachen an mein Ohr und schüttelte krampfhaft meinen Körper, so daß wenig fehlte, und ich wär' trotz meiner Stellung die Felsen hinabgestürzt; aber ich stand fest und sah der Fee, welche kaum zwei Schritte vor mir saß, ruhig in's Auge. O Fischer! sie ist schön, diese Lurley! Hättest du ihr Gesicht gesehen, weiß und fein wie Marmor! Ihr frischer, rother Mund und das Auge, das schöne blaue Auge! Wie sie mich entsetzt und erstaunt betrachtete, mich, der ich nun mit einem Sprunge an ihrer Seite war, hättest du da die majestätische Gestalt gesehen, so edel und voll, wie sie emporsprang und davonschwebte, eh' ich es hindern konnte, und nur eine Ahnung davon hatte! Ich wollte den grünen Schleier fassen, welcher lang hinter ihr drein flatterte, doch ich griff in die Luft und sie war verschwunden.“ — „Das ist ein seltsames Abenteuer,“ sagte der Fischer, „und Ihr könnt Gott danken, daß Ihr noch so

glücklich zurückgekommen seid. Aber ich hoffe, Euch ist die Lust vergangen, nochmals da hinaufzuklettern. Glaubt mir, die Fee ist voller Ränke. Da Euch heute ihr Lachen nicht hinabgestürzt, wird sie schon zu Eurem Verderben auf etwas Anderes sinnen, wenn Ihr es noch einmal wagt, drum bleibt nur davon, sie hat doch kein Herz.“ —

„Sie hat ein Herz,“ entgegnete der junge Mann, „sie muß ein liebendes Herz haben, und eh' sie mir entschwand, warf sie mir einen Blick zu, nicht zornig, aber ernst und unruhig. Sie soll mir Rede stehen, denn ich will die nächste Nacht wieder hinauf.“ — „Nun,“ sagte der Fischer, „Gott helfe Euch! Ihr rennt in Euer Verderben, legt Euch wenigstens jetzt ein paar Stunden hin; es ist noch früh in der Nacht.“ — —

Kaum war am andern Abend die Sonne hinter den Felsen am Rhein verschwunden und das Stromthal füllte sich mit blauem Nebel, den Vorboten der Nacht, da schlug der Fischer, welcher sich mit seinem Boot am jenseitigen Ufer befand, ein Kreuz auf seiner Brust und seufzte dabei tief. Denn die Lurley sang auf ihrem Felsen gar zu schön. Er hatte seinen jungen Freund hinübergefahren, der schon eine große Strecke emporgeklettert war. Bald stand dieser still und athmete den Gesang der Fee ein, dann stieg er wieder rasch vorwärts. Aber ungefähr in der Mitte des Berges setzte er sich einen Augenblick auf einen großen Stein und schaute rückwärts in den grünen Rheinstrom. Ihm war die Brust so wonnig voll und doch beengt. Da unten fuhr der Fischer, sein alter Wirth, langsam nach Hause, und hinter ihm bildete das durchschnittene Wasser einen langen Silberstreif. Wie der junge Mann sich wieder erhob, grüßte er mit der Hand hinunter und sagte unwillkürlich leise: „Leb' wohl, auf ewig!“ darauf klimmte er wieder rüstig zu und erreichte bald den Gipfel.

Hier saß Lurley, die schöne Wasserjungfrau, und flocht zu ihrem Gesang aus Wasserrosen und Schilfblumen einen Kranz; kein wildes Lachen scholl dem Jüngling entgegen, sondern sie sah ihn

halb freundlich mit den großen blauen Augen an und hörte auf zu singen, als er sich mit glühendem Blicke neben sie setzte und ihren Schleier an die Lippen drückte. „Was störst du mich hier oben?“ sagte die Fee nach einer langen Pause. „Was erklimmst du meinen Sitz und wagst dein Leben dabei?“ — „Hast du mich nicht angezogen?“ entgegnete schüchtern der Jüngling. „Hat dein Gesang nicht nach einem Herzen gerufen, das dich verstünde? Und wage ich auch mein Leben, was ist es mir, wenn ich damit deinen Anblick erkaufen kann?“ — „Das ist eure Thorheit, ihr Menschen,“ sprach die Jungfrau, daß ihr Alles auf euch bezieht. Ich singe zu meiner Lust, ihr glaubt, es gelte euch, klettert empor, und wenn ich dann über euch lache, stürzt ihr hinab und seid todt. Das soll dann Alles die arme Lurley gethan haben.“ — „O sage nicht,“ antwortete der Jüngling, „daß du ohne Absicht deine Lieder erschallen ließest, sage das nicht, es ist eine Leere in deiner Brust, welche dich dazu antreibt, und mein ödes Herz hat dich verstanden, es hat dich darum aufgesucht. Ich irre schon lange in der Welt herum und verlange nach dir, ohne dich zu kennen, und jetzt, wo ich dich gefunden, lasse ich dich nimmer. Sieh mich nicht so kalt an. Lieber jenes entsetzliche Lachen von gestern, stürzt es mich auf die Felsen hinab, dann wäre ich vielleicht todt und ruhig!“ — „Wer bist du denn?“ fragte die Jungfrau mit sehr weicher Stimme und beugte sich zu ihm, daß ihre Goldhaare sein weiches berührten. — „Erlaß mir die Antwort dieser Frage, sie könnte dich doch nicht befriedigen. Weiß ich denn wer du bist? Mir bist du ein holdes, ja ich sage es laut, ein geliebtes Wesen. O kann ich dir das nicht auch sein?“ — „Vielleicht ja,“ antwortete leise die Lurley, und drückte ihm ihren Schilfkranz auf die Locken. „Ich könnte dir gut sein, wie nie Jemand, ich möchte mit dir kosen, aber ehe sage mir, was zog dich zur Wasserjungfrau? warum kommst du wieder zu mir herauf, nachdem ich dich gestern mit meinem lauten Lachen abgeschreckt? Warum wagtest du es, dich neben mich zu setzen,

Fürchtetest du nicht die Lurley?“ — „Nein, Jungfrau,“ entgegnete der junge Mann, „schon geraume Zeit streife ich in der Welt umher, und eine Stimme in meiner Brust flüstert mir zu: ich solle ein Herz suchen, welches für mich schlüge, und nie hat die Stimme geschwiegen, bis ich gestern Abend deinen wundervollen Gesang hörte und mir durch ein seliges Gefühl bei deinem Anblick kund ward, daß du es seiest, welche ich gesucht. O du hast auch ein Herz; Lurley? — „Ja,“ lispelte die Wasserfee und ein heller Glanz belebte ihr blaues Auge, „eines, welches heftig pocht und für dich, du seltsames Menschenkind. Ich weiß nicht, wie mir ist; aber ich liebe dich plötzlich mit der ganzen Kraft meiner Seele. Fühle, wie mein Herz schlägt.“ Sie legte ihm ihren weißen Arm um den Hals, und wollte ihn an die wildathmende Brust ziehen. Mit glühender Zärtlichkeit in dem Blick starrte sie der Jüngling selig an, und entzog sich doch sanft ihrer Umarmung. „Höre mich, Lurley,“ sprach er, „dein Blut flammt, deine Hand zittert, aus deinem Wesen weht ein sprühendes Feuer, in das ich mich entzückt hineinwerfe und da verbrenne. Mich, die Mücke, muß das strahlende Licht verzehren. Doch ehe ich in deinen Augen sterbe, sage mir Lebewohl, versprich mir, mich nicht zu vergessen, gedenke zuweilen meiner.“ — „Was sagst du da,“ entgegnete die Jungfrau, und ihrem Auge entrollten ein paar Thränen, die aber nicht wie die der Menschen zu Boden fielen, sondern gleich von den Lüften gierig eingesogen wurden. „Fürchtest du mich? Glaubst du, ich sei ein treuloses Weib und erdrossele dich in meinen Armen? Was haben wir armen Nixen euch gethan, daß ihr Menschen uns verläumdet, und so bösartig und falsch darstellt?“ — „Ach nein, Lurley,“ sagte er, „nicht dich fürchte ich, sondern mein Schicksal; die Stimme in meiner Brust, von der ich vorhin sprach, sagt mir bestimmt, so bald das Herz, welches ich gefunden, also deins, Geliebte, an meiner Brust schlüge, würde ich sterben; doch welch seliger Tod!“ Er faßte sie um den schlanken Leib und preßte einen glühenden Kuß auf ihre

Lippen. „O du wirst leben,“ flüsterte sanft die Fee, und schmiegte sich fester an ihn, „leben ein seliges Leben.“ — „Nein, Mädchen, Geliebte,“ entgegnete er sehr leise, „ich habe dein Herz gefunden; es schlägt laut und stürmisch gegen meine Brust; darum sterbe ich. O Lurley! wie ist deine Brust so weiß, so leichenbleich! Wie blutet dein Herz, welches ich sehe! Wo ist dein liebes Auge, dein süßer Mund? Ich sehe nichts als das rothe blendende Herz!“ — —

Das war ein schrecklich schöner Augenblick. Die Wasserjungfrau sank in die blauen Glockenblumen, welche ihren Sitz umstanden. Ohnmacht umfing ihre zerrissenen Sinne; denn der Jüngling in ihren Armen war verschwunden. Wie sie schaudernd die Augen aufschlug, saß sie allein auf der Klippe des Felsens. Leicht strich der Wind durch das Stromthal und spielte mit ihrem Haar. Aber zu ihren Füßen lag ein sonderbares Blatt, welches sie ahnungsvoll emporriß und betrachtete. Ja, es schienen seine Züge zu sein, wenn auch veraltet und entstellt, oben und unten stand ein rothes Herz, seins und das ihrige. „Ein Zauber waltet hier,“ sprach schmerzvoll die Jungfrau, „ein böser Zauber, aber ich will ihn lösen. Bin ich nicht Lurley, eine Fürstin des Wasserreiches?“ — —

Sie schwebte dahin, die schöne Fee mit gebrochenem Herzen. — Drei Tage waren seitdem vergangen und der alte Fischer hatte seinen Freund vergebens erwartet. Als er auch am vierten nicht erschien, setzte er an die Stelle, wo jener den Felsen erstiegen, ein einfaches Kreuz, an welchem er Abends ein Vaterunser betete und Jedem, der über den Rhein fuhr, erzählte er die Geschichte von dem Jüngling, welcher bei der Lurley ein Herz gesucht und nicht zurückgekommen war. — — — — — — — — — — — — —

Unter den vielen Sagen, welche am Ufer des Rheines im Munde des Volkes leben, ist eine, welche mir immer besonders gut gefallen hat. Es ist die von einem todten Menschen, der verdammt war, mit den Lebenden herumzuwandeln und nicht ruhen zu können. Das muß aber ein schreckliches Elend sein. Was der Todte auch

fühlte und auf alle mögliche Weise die unerträgliche Bürde des Lebens abzuschütteln versuchte; er ging unversehrt aus Flammen, stürzte von himmelhohen Felsen herunter und that sich kein Leid. Da sprang er eines Tages in den Rhein und ward auf der Erde nicht wieder gesehen. Er sank nämlich unter und fiel vor dem Krystallpalaste nieder, in welchem die Beherrscherin des Rheinstroms, die Königin Lilio, residirt. Diese saß gerade unter ihren Jungfrauen und freute sich bei Spiel und Gesang. Weil nun die Königin ein so unschuldvolles freundliches Aussehen hatte, faßte sich der todte Mensch ein Herz, umschlang ihre Füße, indem er seine traurige Geschichte erzählte. Lilio ward gerührt und berieth sich mit ihrem Geheimerath, einem Doctor vom Laacher See, der sehr gelehrt war, wie dem Unglücklichen zu helfen sei, wie man ihm Ruhe geben könne, ohne der höheren Bestimmung, die ihn zum Umherwandern verdammt, entgegen zu wirken. Der Doctor, so viel er auch studirt hatte, wußte hier nicht zu helfen, bis die Königin, welche ein Frauenzimmer war, etwas erdachte, wodurch sie sogar das Schicksal überlistete. Der Duft der Wasserrosen senkte den Armen in einen tiefen erquickenden Schlaf. Er lag so weich auf kühlem Moose in einem Gewölbe von grünem Krystall und die Königin sprach zum Doctor von Laach: „Doctor, steigen Sie auf die Erde und suchen Sie da irgend einen Schriftsteller, dem es augenblicklich an Stoff zu einem Phantasiestücke mangelt und der doch gern etwas schreiben möchte. Flüstern Sie ihm, wenn er schläft oder träumt, die Geschichte des todten Menschen in's Ohr und treiben ihn beständig an, dieselbe niederzuschreiben. Sie verstehen mich. Alsdann wandert jener, wenn auch nur auf Druckpapier, über die Erde und kann doch hier unten ruhig schlafen." Die Königin hatte ein so schönes mitleidiges Herz.

Aber der Doctor von Laach tauchte aus dem Rheine und legte sich an mein Ohr, und flüsterte mir, was ich hier mitgetheilt, Tag und Nacht zu. Wollt' ich an etwas Anderem arbeiten, mein

Wille half nichts. Ich war von einem Wassergeiste besessen und mußte schreiben, was er befahl. Deßhalb wasche ich über die etwaigen Fehler in meiner Geschichte vom todten Menschen und den vier Königen meine Hände in Unschuld und schiebe Alles auf den Geheimen Rath der Königin Lilio.

In der vergangenen Nacht, nachdem ich noch spät die letzten Seiten geschrieben, erschien er mir wieder und bedankte sich mit einer tiefen Verbeugung. „Aber, Theuerster," sprach ich im Schlaf, „was ist denn aus den vier Königen geworden?" Er antwortete lächelnd: „Ihre Majestät, unsere lustige Königin, hat sie in ihren Hofstaat aufgenommen. Sie verlangen nicht zurück auf die Erde, der Herr von Eckstein hat dem Prinzen Pips den Spaß in der Kneipe zum stillen Vergnügen vergeben und trinkt entweder mit ihm und dem Fürsten von der Mosel und dem Grafen von Walportsheim in einer Laube von Krystall und Lotusblumen, oder sie gehen zusammen auf die Jagd." —

„Und was macht Treff-König?" fragte ich.

„Der kost mit seiner Tänzerin, die nach ihrem Tode eine blaue Libelle ward, und auf den Flächen des Rheins umher schwebte; jetzt ist sie Hofdame bei Ihrer Majestät."

„Und Pique-König?"

„Der steigt jeden Abend auf die Erde und wandelt in einem Garten, welcher nahe an Ihre Wohnung stößt, und plaudert hier mit einer weißen Lilie. Sie war, ehe sie starb, ein hübsches Mädchen und liebte ihn. Ist sie als Blume verblüht, so folgt sie dem König nach unserem schönen Reiche."

„Aber Herz-König?"

„Der ruht in dem Arme der schönen Lurley. Sie küßt ihn und singt:"

„Der Rhein ist tief und weit,
Doch größer die Seligkeit
In meinem Herzen."

Herbstvergnügen.

Der Kanzleiassistent Wetterstuck war auf seinem Bureau ein äußerst thätiger und fleißiger Arbeiter. Er assistirte von Morgens acht bis zwölf und Nachmittags von zwei bis sechs Uhr, auch wohl nur bis halb sechs Uhr, wenn ein warmer freundlicher Sonnenschein ihn früher von dannen zog. Er war Referent in Bau- und Wirthschaftssachen und Alleinherrscher in seinem Stübchen im dritten Stock, bevor er den großen Gedanken faßte, sich zu verheirathen. Aber der Herr Kanzleiassistent hatte es sehr viel früher zu einer Frau und zwei hoffnungsvollen Sprößlingen gebracht, als zum Sekretär. Er war ein harmloser stiller Geschäftsmann und Familienvater, dem Wirthshausleben, das er fast nur aus seinen Referaten kannte, verschiedener Umstände wegen abhold. Er hatte in seinen Freistunden eine einzige Erholung, ein einziges Vergnügen, ein großes Blumenbrett vor den Fenstern seiner Wohnung, auf welchem Geranien und Kapuziner, Balsaminen und Reseden lustig wuchsen und von seiner Hand sorgfältig gepflegt wurden. Der Kanzleiassistent war eine poetische Natur, und wenn er seine lange Nase zwischen die Blumen hineinsteckte, konnte er allerlei schöne Gedanken haben und mochte sich einbilden, er wandle in einem großen zierlichen Blumengarten, — ein schöner Traum, den er sorg-

fältig ausmalte und wodurch der erste Gedanke in ihm rege wurde, ob es denn nicht möglich wäre, sich einmal in den Besitz eines kleinen Stücks Gartenland zu setzen und so seine Träume verwirklicht zu sehen. — Madame Wetterstuck belächelte diesen Gedanken und legte ihn ad acta neben die eigenen Wünsche, welche in einer größeren Wohnung, eleganterem Küchengeschirr und einem Sopha mit rothem Plüsch bestanden.

Da geschah es, daß der Kanzleiassistent eine Erbschaft machte, eine Erbschaft, bestehend in sechshundert Gulden baaren Geldes. Und als er mit diesem Gelde nach Hause ging und die schwergefüllten Rocktaschen so angenehm gegen seine dünnen Geschäftsbeine schlugen, da stieg neben ihm riesengroß der Versucher auf, ließ nicht ab von ihm und verfolgte ihn durch die Straßen der Stadt bis zu seiner Wohnung. Der Versucher zeigte ihm eine Beilage des Tagblatts und wies mit glühendem Finger auf mehrere Anzeigen, in denen kleine Gärten und allerlei Land zum Verkauf ausgeboten wurden. Der Kanzleiassistent kam nach Hause, entzückt, verwirrt, nach Athem schnappend, packte seine Rollen aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und murmelte dabei leise: „einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ wiederholte das immer lauter, und schrie zuletzt mit der vollen Kraft seiner Lunge: „ja, einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ Er that das, um sich selbst Muth zu machen und festen Auges der Madame Wetterstuck begegnen zu können, welche ihn halb zornig, halb lächelnd ansah.

Nachdem der Glückliche etwas zu Athem gekommen war und das Geld mehreremale gezählt hatte, fing er an alles Ernstes seinen Entschluß kund zu thun, der in nichts Geringerem bestand, als daß er wirklich einen Garten kaufen wolle. Es gibt Punkte, wo das sanftmüthigste, folgsamste Geschöpf plötzlich widerspenstig wird, auf kein Zureden mehr achtet und geradeaus rennt, ohne links und rechts zu sehen. So der Kanzleiassistent. Er stand mit dem Gedanken an einen Garten auf, er ging mit diesem Gedanken zu Bette; er

Fünftes Kapitel.

Die Lurley.

Wenn man den Rhein befährt, so kommt man zwischen Coblenz und Mainz zuweilen an Stellen, wo man glaubt, hier ende der Lauf des Stromes, oder irgend ein neckischer Zauber habe den Steuermann geblendet und das Schiff durch eine Seitenstraße in einen stillen, rings von Felsen eingeschlossenen See geführt, wo es festgebannt manch Jahrhundert liegen müsse. Wenige Fuß vor dem Kiel heben sich gewaltige Steinmassen, zwischen denen kein Fisch einen Ausgang fände, und während man dennoch mit großer Tollkühnheit auf diese Riesenmauern losstürmt, schließt sich allmälig die Straße, zu der man hereingefahren; man ist gefangen, von allen Seiten mit steilen Bergen umgeben, in einer großen steinernen Falle. Doch hat diese momentane Gefangenschaft nichts Unheimliches, abgesehen davon, daß man weiß, die Berge sind nur wie Coulissen vor einander geschoben und lassen genugsam Platz zum Entkommen; man fühlt sich nicht beengt, man ist gerührt von der Theilnahme der Berge, die sich die Hände reichen und lachend um den gefangenen Menschen einen Reihentanz bilden, ihn eine kurze Zeit in ihrer Mitte zu halten. Sie geben auf freundliches Anrufen mit tiefer, wohlklingender Stimme Antwort, und die grünlichen Wellen, welche die triefenden Steinzacken umspielen, rufen mit leiser Stimme: „Da bleiben! da bleiben!“

Der schönste, aber auch zugleich gefährlichste dieser Punkte ist unterhalb Bingen, wo der dunkelgrüne, steil emporstrebende Lurleyfelsen die eine Seite eines solchen stillen Sees bildet. Hier scheinen von einer Seite des Rheins zur andern unsichtbare Ketten zu hangen, welche Mann und Schiff zurückzuhalten streben. Hier arbeitet selbst die Maschine des Dampfbootes mit ängstlicher An-

strengung, um nur recht bald aus diesem zauberischen Bergkessel zu kommen. Hier springen die Wellen zutraulich an's Schiff und erzählen laut und öffentlich von den wunderschönen Tänzen, welche die Elfen im Mondschein aufführen, von der Schönheit der Königin Lilio und ihren Jungfrauen, wie sie die Menschen lieben, besonders die Jünglinge mit blonden Haaren und blauen Augen. O es sind gefährliche Wesen, diese Wellen! Man möchte so gern, durch ihr Flüstern verführt, aus dem Boot in das Wasser springen und an die dunkeln Felsen schwimmen, in die Arme einer schönen Nymphe, die auf dem grünen Rasen ruht, den Kopf mit geschlossenen Augen zurückgebogen, und ihren rothen Mund küssen, der schelmisch lachend die weißen Perlenzähne zeigt.

Hier schlägt zuweilen ein seltsamer, wundervoller Gesang an das Ohr manches Reisenden, und lärmte der Dampf noch so stark, und bemühte man sich noch so sehr, die Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu richten, vergebens! in's Innerste des Herzens dringen die Klänge, welche man vernimmt und von denen man nicht weiß, woher sie kommen. Wehe besonders dem, der traurig ist, dem vielleicht eine unglückliche Liebe die Brust zerreißt. Hier hört er verwandte Töne anschlagen, dort in dem Felsen kennt man sein Leid und will ihn trösten.

Tief ist der Rhein,
Doch tiefer die Pein
In meinem Herzen.

So singt es, und das thut die Lurley, die hoch auf dem Felsen sitzt und ihr schönes goldenes Haar kämmt. Darum fasse den Mast, wer diesen Gesang hört und versteht, daß er ihn nicht hinabziehe in die Fluthen des Rheins und verderbe!

Nicht jeder, der den Strom befährt, sieht die Lurley und hört ihr Klagen. Ich habe viele reisende Kaufleute gesprochen, welche mehr als hundertmal diesen Weg gemacht hatten, und die ganze

nung, aber gehörte ihm dieser Grund nicht tief hinab bis zum Mittelpunkte der Erde, wo er vielleicht an das Eigenthum eines chinesischen Gartennachbars stieß? Gehörten ihm nicht die muthmaßlichen Kohlen- und Goldbergwerke, die da unten lagen, und war er auf diese Art nicht ein mächtiger, reicher Mann? Und wie schmeckte die eigene Luft, die er hier oben einathmete, so gut!

Nun fing aber, wie gesagt, der Kanzleiassistent eine neue Lebensweise an und der aufsteigenden Sonne erster Strahl begrüßte ihn, wenn er zum Garten hinaufstieg, und nach gethaner Arbeit auf dem Bureau war er wieder oben, und Abends winkte ihm die sinkende Sonne auf Wiedersehen bis Morgen früh; denn die Beiden, die Sonne und Herr Wetterstuck, fehlten selten im Garten, die Eine nur, wenn sie neidische Wolken verbargen, der andere, wenn er zu Hause eine dringende Schreiberei zu besorgen hatte. Bald waren droben die Umzäunungen ausgebessert und mit starken Nägeln, die ihre Spitzen in die Höhe streckten, beschlagen, auch ein neues Thor wurde hergestellt und vom Besitzer eigenhändig mit hell grasgrüner Farbe angestrichen; das Gartenhaus ließ man neu tapeziren und die Wege wurden mit blauem Leberkies befahren. Nach dem Gartenbuch beschnitt man die Bäume, pflanzte Salat, Grünes für die Küche und Kartoffeln, und Sonntag Nachmittags trank die glückliche Familie ihren Kaffee in der Anlage am steinernen Tisch. — Hier nun wurde eines Tages über einen Namen für die Besitzung gestritten. Der Sohn des Hauses, ein bleicher Gymnasist von sechszehn Jahren, der sehr viel englische Romane las, schlug hiezu „Wetterstuckhaus“ vor; Papa meinte „Tannenruhe“ wäre nicht so übel, und nach langem Hin- und Herreden ließ jede Partei von ihrem Vorschlag etwas nach und man nannte den Garten „Wetterstuckruhe.“

Da kam der große Moment, daß der Kanzleiassistent Wetterstuck von der Regierung zum Sekretär ernannt wurde. Er nahm listig lächelnd die Gratulationen hin und trat eines Tags im Fa-

milienkreis mit der Behauptung hervor, er verdanke diese unerwartete Beförderung eigentlich seinem Garten. „Die Regierung unseres Landes,“ sprach er, „welche sich der Kultivirung des Bodens außerordentlich annimmt, hat von meiner Besitzung gehört und hat unbestreitbar die Absicht, mich durch diese Ernennung zu weitern landwirthschaftlichen Bemühungen zu ermuntern.“ Seit diesem Augenblick, mit welchem der neue Sekretär auch in den Genuß eines größern Gehaltes trat, hegte er große Entwürfe zur Verschönerung von Wetterstuckruhe. Er verbesserte sein Grundstück, beschäftigte sich sehr mit der Seele der Landwirthschaft und erbaute in seinem Garten ein neues, sehr nothwendiges Gebäude, um einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß abzuhelfen.

Es befand sich hinter der Anlage in Wetterstuckruhe ein wüster Platz, wo Steine und Unkraut hingeworfen wurden. Der Gedanke, diesem Fleck ebenfalls eine angenehme Seite abzugewinnen, beschäftigte längere Zeit den Besitzer; endlich war er mit sich im Klaren und bat Madame Wetterstuck und Tochter recht dringend, in den nächsten acht Tagen den Garten nicht zu besuchen, um sich von den neuen großartigen Arrangements überraschen zu lassen. Der Sekretär beabsichtigte nämlich nichts mehr und nichts weniger, als dort einen kleinen Hügel zu errichten. Zu diesem Ende gab er sich mit seinem Sohne, dem Gymnasisten, die unsägliche Mühe und schleppte aus der ganzen Umgegend Steine und Erde herbei, freundliche Nachbarn halfen ihm, und bald erhob sich der kleine Hügel hinter der Anlage und beherrschte in der stolzen Höhe von mehreren Schuhen vollständig die umliegenden Gärten. Oben war ein Platz für zwei nicht allzustarke Personen, zu welchem ein geschlungener Fußweg in der Breite von einem starken Fuß vom steineren Tische aus hinaufführte. Die Ueberraschung von Madame Wetterstuck und Tochter, als sie wieder hinaufkamen, läßt sich nicht beschreiben. Letztere behauptete, es gebe zum Lesen keinen herrlicheren Platz, der Blick schweife so prächtig aus den engen Grenzen des Buchs hinaus

in die weite Gegend, und sie machte gleich den Versuch, indem sie einen Stuhl auf den Hügel stellte und einen Spindler'schen Roman vornahm. Indessen wurde während des Lesens der Stuhl immer niedriger, und als bei der Entwicklung der Geschichte der Held der Heldin vor dem Altare die Hand reichte und Beide in glückliche Träume der Zukunft versanken, war Fräulein Wetterstuck ebenfalls versunken und aus dem lockern Erdreich des Hügels von Wetterstucksruhe ragte eben noch der Sitz des Stuhles sichtbar hervor. Diesem Uebelstand half der sorgsame Vater des andern Tags sogleich ab, indem er kleine Steine auf dem Hügel stampfte und dann eine Lage Leberkies darauf ausbreitete.

Die Frau Sekretärin Wetterstuck hatte sich seit der Erhebung ihres Gemahls ebenfalls mit hochfliegenden Planen beschäftigt, welche in nichts Geringerem bestanden als in einer Kaffeegesellschaft, welche sie einigen Damen ihrer Bekanntschaft zu geben beabsichtigte. Da aber ihre Wohnung sehr beschränkt war, auch ihr neuer Rang es ihr zur Pflicht machte, in der Auswahl sorgfältig zu sein, so beschloß sie, nur die Frauen von ein paar andern Sekretären zu bitten; um aber dem Ganzen wirklichen Glanz zu geben, sollte auch die Frau Kanzleiräthin ersucht werden, den Kaffee mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Die Frau Kanzleiräthin war eine heitere, gutmüthige Frau und hatte gerade nicht mehr Stolz, als der Gemahlin eines Beamten der siebenten Rangklasse zukommt. Die Frau Sekretärin Wetterstuck war freilich in der achten Klasse und rangirte demgemäß mit dem Hüttenverwalter und Postmeister, dagegen war er, der Sekretär, Gartenbesitzer und ein fleißiger, geschickter Beamter; dies alles wohl erwogen, entschloß sich die Kanzleiräthin, die Einladung anzunehmen.

Als eine Dame, die Nüancen zu machen verstand, kam die Frau Kanzleiräthin nicht in ihrem Kaffeegewand für höhere Kreise, einem Kleide von schwarzer Seide, sondern erschien in einem hellbraunen Merinoüberrock, in welchem sie auch in die Kirche ging, als an

einen Ort, wo man sehr gemischte Gesellschaft antrifft. Der Kaffee ging übrigens glanzvoll vorüber; auf dem Tische war eine graue Damastdecke ausgebreitet, das Getränke wurde in neuen Tassen präsentirt und die silbernen Löffel waren aus dem rothen Saffiankästchen genommen, wo sie das ganze Jahr über verwahrt lagen. Sekretär Wetterstuck empfing die Kanzleiräthin im schwarzen Frack und weißer Halsbinde und ging dann in seinen Garten.

Unterwegs aber hatte er allerhand sonderbare Ideen. So sehr er sich durch die Anwesenheit der Kanzleiräthin geschmeichelt fühlte, so war es ihm doch nicht recht, daß die Damen seiner frühern Kollegen beim Kaffee fehlten, und er sann hin und her, wie es bei seiner beschränkten Wohnung möglich zu machen sei, einmal mehr Gäste einzuladen, vor allen natürlich seine frühern Collegen. Sollte aber nicht gar sein unmittelbarer Chef, der Kanzleirath, eine Einladung annehmen? Wo aber ein größeres Lokal hernehmen? Diese Schwierigkeit machte ihm viel zu schaffen, als er plötzlich an einem kleinen Spezereiladen die Worte las: „Herbstfeuerwerk." Da ging ihm ein helles Licht auf und er faßte den verwegenen Gedanken, in seinem Garten einen Herbst zu veranstalten.

Des Sommers Pracht und Herrlichkeit war vergangen und lebte nur noch in der Erinnerung und in einigen großen Sonnenblumen fort, die aber auch schon melancholisch ihre gelben Blätter fallen ließen. Der Wind schüttelte das Obst von den Bäumen und die Landschaft war herrlich bunt gefärbt. Die wilden Reben am Gartenhause auf Wetterstuckruh färbten sich hellroth und nahmen sich zierlich auf dem dunkeln Dache aus, der Vögel Lied war verstummt, nur eine dicke Amsel huschte noch melancholisch durch das Gesträuch, die matten Fliegen klebten an der Wand, und in den verrätherisch warmen Sonnenstrahlen des Herbstnachmittags versuchte eine übriggebliebene Heuschrecke einen letzten verzweifelten Sprung; das sah aber aus, wie ein gänzlich verunglückter schlechter Spaß; die arme Heuschrecke fühlte das auch, und ihr klägliches Zirpen

nahm die Blumen vor dem Fenster hinweg und entfernte das Brett, das ihm lange Jahre treu gedient, wobei er still lächelnd sagte: wir brauchen das bald nicht mehr. Ja er wäre abgemagert, wenn das möglich gewesen wäre, aus lauter Sehnsucht nach einem Garten.

Endlich war der Widerstand der Madame Wetterstuck besiegt. Man theilte das Geld in gleiche Hälften; dreihundert Gulden wurden dem Kanzleiassistenten bewilligt, um einen Garten zu kaufen, und für die andern dreihundert sollten äußerst nothwendige neue Anschaffungen gemacht werden; doch gelang es dem Herrn des Hauses, nach verzweifelter Gegenwehr seiner Frau, derselben noch vierzig Gulden zur Verschönerung des zu kaufenden Gartens zu entreißen. Eine Zeitlang schwankte das sonst so ruhige, jetzt aus dem Gleichgewicht gebrachte Leben der Familie Wetterstuck hin und her; aber nicht lange, so gestand die Frau Assistentin mit einem gewissen Stolze, es sei auch nicht so übel, Gartenbesitzerin zu sein, und welche Genugthuung, vor den Ohren der Sekretärin und Kanzleiräthin von ihrem Gute sprechen zu können! Herr Wetterstuck seinerseits söhnte sich mit der Anschaffung des rothen Plüschsophas aus und pflegte auf dem Bureau zu sagen: ein Garten sei eine schöne Sache, doch sei es nothwendig, wenn man müde gearbeitet aus demselben nach Hause komme, dort bequeme Sitzgelegenheit zu finden. Er ließ damit den Bureaudiener, die andern Assistenten, ja sogar den Sekretär merken, daß er im Begriffe sei, zugleich Eigenthümer eines Gartens und Besitzer eines Sophas von rothem Plüsch zu werden.

Die Anschaffung des Gartens kostete der Familie Wetterstuck außer dem Kaufschilling eine große Schuhmacherrechnung. Mehrere Monate wurde kein Grundstück in der Zeitung ausgeboten, das die Wetterstuck'sche Familie nicht in pleno besucht hätte. Endlich waren zwei Gärten in Vorschlag gebracht und die Wahl zwischen beiden schwankte mehrere Tage. Man sprach dafür und dawider, die Vorzüge des einen, wie des andern wurden von allen Seiten

betrachtet und geprüft. Jedes der beiden Gartenstücke war etwa dreiviertel Morgen groß, jedes sollte 280 Gulden kosten und jedes war zum Nutzen und Vergnügen angelegt, das heißt, jedes hatte ein Kartoffelfeld, einige Dutzend Stachel- und Johannisbeersträuche, ein paar Obstbäume und Weinstöcke, sowie ein paar Kugelakazien und einen Fleck, wo einige Monatrosen, Kapuziner und Reseden wucherten. Sehr verschieden aber waren die beiden Grundstücke durch ihre Lage; das eine befand sich in der Tiefe des Thals, „ein trauliches, liebliches Plätzchen,“ pflegte Madame Wetterstuck zu sagen, das andere auf der Bergeshöhe, „wo der Hauch der Grüfte,“ so sprach der Kanzleiassistent, „nicht hinaufdringen konnte.“ Die männlichen Mitglieder der Familie waren für den Berg, die weiblichen für „des Thales murmelnden Quell;“ denn im Garten drunten stand eine alte rostige Pumpe, auf der Höhe dagegen befand sich ein kleines Tannengebüsch; welches der bisherige Besitzer „die Anlage“ zu nennen pflegte und in deren Mitte ein steinerner Tisch und eine eben solche Bank standen. Nachdem die Besitzer der Grundstücke endlich erklärt, sie seien des Zuwartens müde, behielt in der Familie Wetterstuck die Bergpartei, unterstützt vom Hausarzte, der für den Kanzleiassistenten Bewegung sehr nothwendig erachtete, die Oberhand. Der Garten auf dem Berg wurde angekauft und in der Lebensweise des Familienvaters trat von da an eine große Veränderung ein.

Laßt uns schweigen von dem ersten seligen Moment, als der Kanzleiassistent an einem schönen Sommermorgen da oben saß, behaglich vor dem steinernen Tisch, auf dem der Kaufbrief lag, und er seinen freudetrunkenen Blick hinabschweifen ließ in das wirklich schöne Thal. Er war Eigenthümer, er war Grundbesitzer! Wer den frohen Widerhall dieser bedeutungsvollen Worte im eigenen Herzen noch nicht gehört, weiß nicht, was das sagen will. Wie gesagt, Herr Wetterstuck war ein Mann von Phantasie; ihm gehörte der Grund, auf welchem er stand, freilich in sehr mäßiger Ausdeh-

nung, aber gehörte ihm dieser Grund nicht tief hinab bis zum Mittelpunkte der Erde, wo er vielleicht an das Eigenthum eines chinesischen Gartennachbars stieß? Gehörten ihm nicht die muthmaßlichen Kohlen- und Goldbergwerke, die da unten lagen, und war er auf diese Art nicht ein mächtiger, reicher Mann? Und wie schmeckte die eigene Luft, die er hier oben einathmete, so gut!

Nun fing aber, wie gesagt, der Kanzleiassistent eine neue Lebensweise an und der aufsteigenden Sonne erster Strahl begrüßte ihn, wenn er zum Garten hinaufstieg, und nach gethaner Arbeit auf dem Bureau war er wieder oben, und Abends winkte ihm die sinkende Sonne auf Wiedersehen bis Morgen früh; denn die Beiden, die Sonne und Herr Wetterstuck, fehlten selten im Garten, die Eine nur, wenn sie neidische Wolken verbargen, der andere, wenn er zu Hause eine dringende Schreiberei zu besorgen hatte. Bald waren droben die Umzäunungen ausgebessert und mit starken Nägeln, die ihre Spitzen in die Höhe streckten, beschlagen, auch ein neues Thor wurde hergestellt und vom Besitzer eigenhändig mit hell grasgrüner Farbe angestrichen; das Gartenhaus ließ man neu tapeziren und die Wege wurden mit blauem Leberkies befahren. Nach dem Gartenbuch beschnitt man die Bäume, pflanzte Salat, Grünes für die Küche und Kartoffeln, und Sonntag Nachmittags trank die glückliche Familie ihren Kaffee in der Anlage am steinernen Tisch. — Hier nun wurde eines Tages über einen Namen für die Besitzung gestritten. Der Sohn des Hauses, ein bleicher Gymnasist von sechszehn Jahren, der sehr viel englische Romane las, schlug hiezu „Wetterstuckhaus“ vor; Papa meinte „Tannenruhe“ wäre nicht so übel, und nach langem Hin- und Herreden ließ jede Partei von ihrem Vorschlag etwas nach und man nannte den Garten „Wetterstuckruhe.“

Da kam der große Moment, daß der Kanzleiassistent Wetterstuck von der Regierung zum Sekretär ernannt wurde. Er nahm listig lächelnd die Gratulationen hin und trat eines Tags im Fa-

milienkreis mit der Behauptung hervor, er verdanke diese unerwartete Beförderung eigentlich seinem Garten. „Die Regierung unseres Landes,“ sprach er, „welche sich der Kultivirung des Bodens außerordentlich annimmt, hat von meiner Besitzung gehört und hat unbestreitbar die Absicht, mich durch diese Ernennung zu weitern landwirthschaftlichen Bemühungen zu ermuntern.“ Seit diesem Augenblick, mit welchem der neue Sekretär auch in den Genuß eines größern Gehaltes trat, hegte er große Entwürfe zur Verschönerung von Wetterstuckruhe. Er verbesserte sein Grundstück, beschäftigte sich sehr mit der Seele der Landwirthschaft und erbaute in seinem Garten ein neues, sehr nothwendiges Gebäude, um einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß abzuhelfen.

Es befand sich hinter der Anlage in Wetterstuckruhe ein wüster Platz, wo Steine und Unkraut hingeworfen wurden. Der Gedanke, diesem Fleck ebenfalls eine angenehme Seite abzugewinnen, beschäftigte längere Zeit den Besitzer; endlich war er mit sich im Klaren und bat Madame Wetterstuck und Tochter recht dringend, in den nächsten acht Tagen den Garten nicht zu besuchen, um sich von den neuen großartigen Arrangements überraschen zu lassen. Der Sekretär beabsichtigte nämlich nichts mehr und nichts weniger, als dort einen kleinen Hügel zu errichten. Zu diesem Ende gab er sich mit seinem Sohne, dem Gymnasisten, die unsägliche Mühe und schleppte aus der ganzen Umgegend Steine und Erde herbei, freundliche Nachbarn halfen ihm, und bald erhob sich der kleine Hügel hinter der Anlage und beherrschte in der stolzen Höhe von mehreren Schuhen vollständig die umliegenden Gärten. Oben war ein Platz für zwei nicht allzustarke Personen, zu welchem ein geschlungener Fußweg in der Breite von einem starken Fuß vom steineren Tische aus hinaufführte. Die Ueberraschung von Madame Wetterstuck und Tochter, als sie wieder hinaufkamen, läßt sich nicht beschreiben. Letztere behauptete, es gebe zum Lesen keinen herrlicheren Platz, der Blick schweife so prächtig aus den engen Grenzen des Buchs hinaus

in die weite Gegend, und sie machte gleich den Versuch, indem sie einen Stuhl auf den Hügel stellte und einen Spindler'schen Roman vornahm. Indessen wurde während des Lesens der Stuhl immer niedriger, und als bei der Entwicklung der Geschichte der Held der Heldin vor dem Altare die Hand reichte und Beide in glückliche Träume der Zukunft versanken, war Fräulein Wetterstuck ebenfalls versunken und aus dem lockern Erdreich des Hügels von Wetterstuckruhe ragte eben noch der Sitz des Stuhles sichtbar hervor. Diesem Uebelstand half der sorgsame Vater des andern Tags sogleich ab, indem er kleine Steine auf dem Hügel stampfte und dann eine Lage Leberkies darauf ausbreitete.

Die Frau Sekretärin Wetterstuck hatte sich seit der Erhebung ihres Gemahls ebenfalls mit hochfliegenden Planen beschäftigt, welche in nichts Geringerem bestanden als in einer Kaffeegesellschaft, welche sie einigen Damen ihrer Bekanntschaft zu geben beabsichtigte. Da aber ihre Wohnung sehr beschränkt war, auch ihr neuer Rang es ihr zur Pflicht machte, in der Auswahl sorgfältig zu sein, so beschloß sie, nur die Frauen von ein paar andern Sekretären zu bitten; um aber dem Ganzen wirklichen Glanz zu geben, sollte auch die Frau Kanzleiräthin ersucht werden, den Kaffee mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Die Frau Kanzleiräthin war eine heitere, gutmüthige Frau und hatte gerade nicht mehr Stolz, als der Gemahlin eines Beamten der siebenten Rangklasse zukommt. Die Frau Sekretärin Wetterstuck war freilich in der achten Klasse und rangirte demgemäß mit dem Hüttenverwalter und Postmeister, dagegen war er, der Sekretär, Gartenbesitzer und ein fleißiger, geschickter Beamter; dies alles wohl erwogen, entschloß sich die Kanzleiräthin, die Einladung anzunehmen.

Als eine Dame, die Nüancen zu machen verstand, kam die Frau Kanzleiräthin nicht in ihrem Kaffeegewand für höhere Kreise, einem Kleide von schwarzer Seide, sondern erschien in einem hellbraunen Merinoüberrock, in welchem sie auch in die Kirche ging, als an

einen Ort, wo man sehr gemischte Gesellschaft antrifft. Der Kaffee ging übrigens glanzvoll vorüber; auf dem Tische war eine graue Damastdecke ausgebreitet, das Getränke wurde in neuen Tassen präsentirt und die silbernen Löffel waren aus dem rothen Saffiankästchen genommen, wo sie das ganze Jahr über verwahrt lagen. Sekretär Wetterstuck empfing die Kanzleiräthin im schwarzen Frack und weißer Halsbinde und ging dann in seinen Garten.

Unterwegs aber hatte er allerhand sonderbare Ideen. So sehr er sich durch die Anwesenheit der Kanzleiräthin geschmeichelt fühlte, so war es ihm doch nicht recht, daß die Damen seiner frühern Kollegen beim Kaffee fehlten, und er sann hin und her, wie es bei seiner beschränkten Wohnung möglich zu machen sei, einmal mehr Gäste einzuladen, vor allen natürlich seine frühern Collegen. Sollte aber nicht gar sein unmittelbarer Chef, der Kanzleirath, eine Einladung annehmen? Wo aber ein größeres Lokal hernehmen? Diese Schwierigkeit machte ihm viel zu schaffen, als er plötzlich an einem kleinen Spezereiladen die Worte las: „Herbstfeuerwerk.“ Da ging ihm ein helles Licht auf und er faßte den verwegenen Gedanken, in seinem Garten einen Herbst zu veranstalten.

Des Sommers Pracht und Herrlichkeit war vergangen und lebte nur noch in der Erinnerung und in einigen großen Sonnenblumen fort, die aber auch schon melancholisch ihre gelben Blätter fallen ließen. Der Wind schüttelte das Obst von den Bäumen und die Landschaft war herrlich bunt gefärbt. Die wilden Reben am Gartenhause auf Wetterstuckruh färbten sich hellroth und nahmen sich zierlich auf dem dunkeln Dache aus, der Vögel Lied war verstummt, nur eine dicke Amsel huschte noch melancholisch durch das Gesträuch, die matten Fliegen klebten an der Wand, und in den verrätherisch warmen Sonnenstrahlen des Herbstnachmittags versuchte eine übriggebliebene Heuschrecke einen letzten verzweifelten Sprung; das sah aber aus, wie ein gänzlich verunglückter schlechter Spaß; die arme Heuschrecke fühlte das auch, und ihr klägliches Zirpen

klang wie das Kirchenlied: „Im Grab ist Ruh.“ Die Kartoffeln hatte der Besitzer eigenhändig herausgethan, und es waren sehr wenige kranke darunter, sechszehn Kolben Welschkorn waren, in vier Büschel gebunden, am Gartenhaus aufgehängt und die Trauben an den Spalieren bedurften nur noch ein paar Tage, um völlig reif zu werden. Der Herbst hatte völlig das Regiment in die Hand genommen, an die kleinen Wege zwischen den Weinbergen waren die bekannten Tannenbäume gesteckt, welche für die Spaziergänger so viel bedeuten als: verbotener Eingang, hie und da knallte es schon aus den Thälern und von den Höhen, und als es dunkelte, sah man an verschiedenen Stellen den Strahl einer Rakete schief emporsteigen.

Ja, einen Herbst zu geben, beschloß der Sekretär Wetterstuck, einen ächten Herbst mit Weintrauben, keinen Kartoffelherbst, und voll dieses Entschlusses ging er nach Haus und trat in sein Zimmer, wo man noch den lieblichen Duft des Kaffee's roch und wo die sparsamen Ueberreste zweier mächtiger Torten deutlich anzeigten, daß die Gesellschaft, welche eben das Haus verlassen, bei gutem Appetit gewesen sei. — Man kann sich denken, daß Madame Wetterstuck seltsam aufschaute, als der Gemahl mit seinem verwegenen Entschluß hervorkam. Einen Herbst geben — allerdings war der Gedanke gut und schmeichelte auch bedeutend ihrer Eitelkeit. Gab doch der Departementschef auch einen Herbst, ebenso verschiedene Oberregierungsräthe und auch Kanzleiräthe, und wenn sie einige dieser Herrn zu ihrem Herbst einlud, so konnte es gar nicht fehlen, daß sie wiederum eingeladen wurde. Glückliche Sekretärin! Herr Wetterstuck stieß solchergestalt auf viel weniger Widerstand, als er erwartet, und da auch Sohn und Tochter vollkommen beipflichteten, so war man noch am selben Abend fest entschlossen, einen Herbst zu veranstalten.

Lieber süddeutscher Leser, du weißt, was ein Herbst zu sagen hat, du bist selbst unzweifelhaft schon oft im Herbst gewesen, oder

hast gar selbst welche gegeben. Es ist dir bekannt, daß es nicht gegen den Anstand verstößt, zu sechs und einem halben Weinstock vierundzwanzig Personen einzuladen. Durch einen Herbst veranstaltet eine Familie, welche wegen beschränkter Wohnung keine bedeutende Gesellschaft einladen kann, eine Abfütterung en gros, eine Abfütterung, die ihr während des Winters durch unzählige Einladungen en detail heimgegeben wird. Bei einem Herbst sieht man weniger auf die Qualität der Speisen und Getränke, und was die Bedienung anbelangt, so brauchen sich die Gastgeber nicht zu incommodiren, jeder bedient sich selbst, man lacht, man schreit, man jubelt, man schießt, man verbrennt sich die Finger; ein Herbst ist eine sehr schöne Erfindung.

Bald beschäftigte man sich im Wetterstuck'schen Hause mit nichts als mit den Zubereitungen zu diesem Fest, und man pflog lange Berathungen, wer einzuladen sei. Daß diesmal die früheren Kollegen des jetzigen Sekretärs nebst Frauen und Kinder nicht vergessen wurden, versteht sich; ferner setzte man auf die Liste einen Oberregierungsrath und zwei Regierungsräthe; der erstere war ein lustiger Junggeselle, die beiden letztern verheirathet, aber ohne Kinder. Der Kanzleirath nebst Gemahlin war natürlich zuerst auf die Liste gesetzt worden, aber über die Familie desselben entstand ein kleiner Zwist. Die Herren Söhne des Kanzleiraths, muntere Buben, wurden nicht beanstandet, aber die Kanzleiräthin hatte eine Schwester, ein junges, recht liebenswürdiges Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren, und diese war ein Stein des Anstoßes. Der junge Herr Wetterstuck verlangte mit vollem Recht, daß einer seiner besten Freunde, der Herr Referendär Zündnagel, nicht vergessen werde. Dieser Referendär hatte aber vor einem halben Jahre mit der kanzleiräthlichen Schwester in einem zarten Verhältniß gestanden, ein Verhältniß, welches durch die unbefugte Dazwischenkunft einer jungen Putzmacherin getrübt wurde —

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Die Kanzleiräthin wollte eines Abends beim Nachhausegehen etwas Ungebührliches bemerkt haben, und obgleich der Referendär die feierlichsten Schwüre für seine Unschuld ablegte, so war alles umsonst. Es brachen bei dieser Geschichte nun freilich keine Herzen, indessen löste sich das Verhältniß zwischen dem Referendär und der jungen Dame, und es war ihnen ferner nur gestattet, in der Kirche oder im Tanzsaal aus der Entfernung zu schmachten. Diese beiden Personen zusammen zum Herbst einzuladen, war offenbar ein verwegenes Unternehmen; aber der junge Herr Wetterstuck wollte seinen Freund nicht opfern, die kanzleiräthliche Schwester dagegen mußte eingeladen werden, und so beschloß man der Sache ihren Lauf zu lassen.

So kam der große Tag heran. Alle, sogar der Oberregierungsrath, hatten die Einladung angenommen; der Kanzleirath beurlaubte sogar den Sekretär für den ganzen Tag und dieser begab sich entzückt schon in aller Frühe nach Wetterstucksruh, um die nöthigen Anordnungen zu treffen. Neben dem Tannengebüsch in der Anlage wurde ein Tisch aufgeschlagen, und mit einem weißen Tischtuch bedeckt, und vor dem Hügel am Abhang des Berges ein zweiter Tisch, ersterer für Speisen und Getränke bestimmt, letzterer für die Herren Schützen zum Laden ihrer Musketen und Pistolen. Sogar ein kleines Lattengerüst, um Raketen abzubrennen, wurde nicht vergessen. Gegen zehn Uhr erschienen Madame Wetterstuck und Tochter, und die beiden Damen, sowie die Magd des Hauses, erlagen fast unter der Last der Speisen und Getränke, welche sie hinaufschleppten. Bald prangte die Tafel mit Allem, was zu einem soliden Herbst gehört: da war Butter und Käse, kaltes Fleisch,

weißer und rother Wein, Most, Kuchen und sonstiges Backwerk, sogar Cigarren. Auf dem Hügel stand ein kleiner Böller, den der junge Wetterstuck eigenhändig bediente. —

Es war ein klarer freundlicher Herbsttag, und gegen zwei Uhr erschienen die Eingeladenen; zuerst der Oberregierungsrath, eine kleine Figur mit bedeutendem Bauch und sehr dünnen Beinen. Der Mann trug einen kleinen Frack, der unmöglich zusammengeknöpft werden konnte, und darunter eine große gelbe Weste, welche in ihrem bedeutenden Umfang weithin glänzte; dazu trug er sehr anliegende Beinkleider, von weitem hatte die komische Figur die größte Aehnlichkeit mit einer gelben Bergamotbirne, die man auf zwei Schwefelhölzer gesteckt. Er erklomm rüstig den Berg und ein Kanzleidiener trug seine Büchse, sowie einen wohlgefüllten Jagdranzen. Bald nach ihm erschienen die beiden Regierungsräthe, im Aeußern sehr verschiedene Männer. Herr Krügle, ein langer dürrer Mann, ruhig und würdevoll bei jeder Bewegung, mit weißer Halsbinde und glattgeschorenem Gesicht, war sehr ernster Natur und durchaus kein Freund von Herbstspäßen, noch viel weniger von Schießen und Feuerwerk; seine Frau war unwohl und ließ sich entschuldigen. Neben ihm ging sein Kollege Schwämmle, ein lebhafter, heftiger Mann, kurz, breit und untersetzt; aber sein Kopf mit dem verwegenen Ausdruck, mit dem lebhaften herausfordernden Auge und dem großen Backenbart hätte für eine große robuste Figur vortrefflich gepaßt; diesen Mangel an Körpergröße ersetzte der Mann dadurch, daß er sich bedeutend in die Brust warf und sehr lebhaft mit den Armen focht. Und wie er so daher kam mit dem wilden Gesichtsausdruck und laut sprechend, während zwei Pistolenhälse aus der Tasche hervorsahen, hätte man ihn für einen Räuberhauptmann halten können. Seine Frau war eine Dame, über die sich nicht viel sagen läßt. — Schwämmle begrüßte mit einem lauten Hurrah den Anblick von Wetterstucksruh und schoß zum Willkomm eine seiner Pistolen ab. Drauf kamen Kanzleirath und

Kanzleiräthin; er ein kleiner, schmächtiger, unbedeutender Mann, sie eine große, imposante Figur. Er sah neben ihr aus, als führe sie ihren jüngsten Sohn, der im Wachsen etwas zurückgeblieben, an der Hand spazieren. Ihnen folgte der Kanzleiräthin Schwester, ein rundes, gesundes Ding mit gescheidten lebhaften Augen, einer kleinen Stutznase und schwarzen Haaren, die in zwei runden Zöpfen zu beiden Seiten des Kopfes aufgebunden waren. Das Mädchen war trotz ihres gesunden Aeußern etwas sentimentaler Natur, und als bei ihrem Eintritt in den Garten der Regierungsrath Schwämmle seine zweite Pistole abschoß, rief sie laut aus: „Schießen Sie nicht, ich bin die Taube!"

Bald erschienen neue Gäste, die früheren Kollegen des Sekretärs mit ihren Frauen und vielen Kindern, und ehe sie einzutreten wagten, priesen sie am Gartenzaun sehr hörbar die Schönheit von Wetterstucksruh. Sie waren sammt und sonders Bürgerwehrmänner und führten die Bürgerwehrmuskete mit sich, und auf dem Kopfe hatten sie eine der schönsten und malerischsten Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, den grauen Schlapphut, aber diesmal ohne Hahnenfedern, denn die konnte der finstere Regierungsrath Krügle durchaus nicht leiden. Die Damen dieser Herren ergoßen sich fortwährend in Bewunderung über die Wetterstuck'schen Anlagen, über die Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit der äußern Einfassung, über die Eleganz des Gartenhauses, und versicherten einstimmig, die Aussicht hier oben sei bei weitem schöner, als die vom fürstlichen Landhaus dort gegenüber. Jetzt hatte der junge Wetterstuck seinen Böller geladen und ein Dutzend Buben und ein Halbdutzend Mädchen umstanden den Hügel mit aufgesperrten Mäulern; der Schuß krachte, der Böller überschlug sich und ihm nach purzelten vor Ueberraschung und Schreck mehrere der jugendlichen Zuschauer. „Hurrah!" schrie Schwämmle, „beim Donner der Kanonen fühlt sich die deutsche Brust!" Krügle aber warf ihm einen verweisenden Blick zu und der Oberregierungsrath, der seinen Beinen

nicht recht traute, ließ sich auf einen Stuhl nieder, indem er behauptete, der Schlag des Geschützes mache das Erdreich erzittern.

Während dem aber klapperten die Kaffeetassen und klirrten die Mostgläser und in Backwerk und Kuchen entstanden gewaltige Lücken. Die Sekretärin strahlte wie die Herbstsonne, denn sie saß zwischen der dicken Kanzleiräthin und der Regierungsräthin Schwämmle. Wo aber war Vater Wetterstuck? — Er schwamm in Wonne und Seligkeit, hatte ihm doch der Oberregierungsrath die Hand gedrückt, und hatte doch Schwämmle mit ihm aus einem Glase getrunken, bei welchem Trunk dem Sekretär freilich nicht viel mehr als die Ehre übrig blieb. Schwämmle war die Seele der ganzen Gesellschaft, er sang, er tanzte, er schoß wie ein Rasender und hatte alle Taschen mit Feuerwerk angefüllt.

Etwas spät erschien der junge Referendär, Herr Zündnagel, sehr elegant gekleidet, mit hellgelben Glacéhandschuhen, auf der Schulter trug er ein doppelläufiges Jagdgewehr und an der Seite eine zierliche Jagdtasche; das englische Pulverhorn hing an der andern Seite und die Magd seines Hauses trug ihm einen großen Korb voll Feuerwerk nach. Der Referendär machte der Sekretärin eine ehrerbietige Verbeugung, begrüßte die Kanzleiräthin mit vollkommenster Hochachtung und schenkte der Schwester einen wehmüthigen Blick. Er war ein feiner, gebildeter Mann, der Herr Zündnagel, ließ sich bei den Damen nieder, sprach über die vergangenen Landpartien und die zukünftigen Bälle, reichte Kuchen und Bisquit umher, lobte die gelbe Weste des Oberregierungsraths und sprach mit Herrn Krügle im conservativsten Sinne über die baldigst zu erwartende Kammer. Die Kanzleiräthin hatte ihn bei seinem Erscheinen erstaunt angesehen und der Kanzleirath würdigte ihn deßhalb keines Blicks; da er sich aber so harmlos und anständig bewegte, jetzt den Böller lud und abfeuerte, jetzt die Kinder des Kanzleiraths aus seinem Doppelgewehr schießen ließ, so söhnte man sich mit seinem Dasein aus. Er lud seine Pistolen und über-

Kanzleiräthin; er ein kleiner, schmächtiger, unbedeutender Mann, sie eine große, imposante Figur. Er sah neben ihr aus, als führe sie ihren jüngsten Sohn, der im Wachsen etwas zurückgeblieben, an der Hand spazieren. Ihnen folgte der Kanzleiräthin Schwester, ein rundes, gesundes Ding mit gescheidten lebhaften Augen, einer kleinen Stutznase und schwarzen Haaren, die in zwei runden Zöpfen zu beiden Seiten des Kopfes aufgebunden waren. Das Mädchen war trotz ihres gesunden Aeußern etwas sentimentaler Natur, und als bei ihrem Eintritt in den Garten der Regierungsrath Schwämmle seine zweite Pistole abschoß, rief sie laut aus: „Schießen Sie nicht, ich bin die Taube!"

Bald erschienen neue Gäste, die früheren Kollegen des Sekretärs mit ihren Frauen und vielen Kindern, und ehe sie einzutreten wagten, priesen sie am Gartenzaun sehr hörbar die Schönheit von Wetterstucksruh. Sie waren sammt und sonders Bürgerwehrmänner und führten die Bürgerwehrmuskete mit sich, und auf dem Kopfe hatten sie eine der schönsten und malerischsten Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, den grauen Schlapphut, aber diesmal ohne Hahnenfedern, denn die konnte der finstere Regierungsrath Krügle durchaus nicht leiden. Die Damen dieser Herren ergoßen sich fortwährend in Bewunderung über die Wetterstuck'schen Anlagen, über die Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit der äußern Einfassung, über die Eleganz des Gartenhauses, und versicherten einstimmig, die Aussicht hier oben sei bei weitem schöner, als die vom fürstlichen Landhaus dort gegenüber. Jetzt hatte der junge Wetterstuck seinen Böller geladen und ein Dutzend Buben und ein Halbdutzend Mädchen umstanden den Hügel mit aufgesperrten Mäulern; der Schuß krachte, der Böller überschlug sich und ihm nach purzelten vor Ueberraschung und Schreck mehrere der jugendlichen Zuschauer. „Hurrah!" schrie Schwämmle, „beim Donner der Kanonen fühlt sich die deutsche Brust!" Krügle aber warf ihm einen verweisenden Blick zu und der Oberregierungsrath, der seinen Beinen

nicht recht traute, ließ sich auf einen Stuhl nieder, indem er behauptete, der Schlag des Geschützes mache das Erdreich erzittern.

Während dem aber klapperten die Kaffeetassen und klirrten die Mostgläser und in Backwerk und Kuchen entstanden gewaltige Lücken. Die Sekretärin strahlte wie die Herbstsonne, denn sie saß zwischen der dicken Kanzleiräthin und der Regierungsräthin Schwämmle. Wo aber war Vater Wetterstuck? — Er schwamm in Wonne und Seligkeit, hatte ihm doch der Oberregierungsrath die Hand gedrückt, und hatte doch Schwämmle mit ihm aus einem Glase getrunken, bei welchem Trunk dem Sekretär freilich nicht viel mehr als die Ehre übrig blieb. Schwämmle war die Seele der ganzen Gesellschaft, er sang, er tanzte, er schoß wie ein Rasender und hatte alle Taschen mit Feuerwerk angefüllt.

Etwas spät erschien der junge Referendär, Herr Zündnagel, sehr elegant gekleidet, mit hellgelben Glacéhandschuhen, auf der Schulter trug er ein doppelläufiges Jagdgewehr und an der Seite eine zierliche Jagdtasche; das englische Pulverhorn hing an der andern Seite und die Magd seines Hauses trug ihm einen großen Korb voll Feuerwerk nach. Der Referendär machte der Sekretärin eine ehrerbietige Verbeugung, begrüßte die Kanzleiräthin mit vollkommenster Hochachtung und schenkte der Schwester einen wehmüthigen Blick. Er war ein feiner, gebildeter Mann, der Herr Zündnagel, ließ sich bei den Damen nieder, sprach über die vergangenen Landpartien und die zukünftigen Bälle, reichte Kuchen und Bisquit umher, lobte die gelbe Weste des Oberregierungsraths und sprach mit Herrn Krügle im conservativsten Sinne über die baldigst zu erwartende Kammer. Die Kanzleiräthin hatte ihn bei seinem Erscheinen erstaunt angesehen und der Kanzleirath würdigte ihn deßhalb keines Blicks; da er sich aber so harmlos und anständig bewegte, jetzt den Böller lud und abfeuerte, jetzt die Kinder des Kanzleiraths aus seinem Doppelgewehr schießen ließ, so söhnte man sich mit seinem Dasein aus. Er lud seine Pistolen und über-

reichte sie den Damen zum Schießen. Anfänglich verwahrten sich dieselben gegen ein solch keckes Unternehmen, und der Kanzleirath schauderte sichtlich vor dem Instrument zurück; bald aber ließ sich die gute sanfte Regierungsräthin Schwämmle, als die erste im Rang, bewegen, einen Schuß zu thun, dann folgte die Kanzleiräthin, endlich der Kanzleirath selbst, obgleich mit Zittern und Zagen. Die Damen der subalternen Beamten feuerten aus den schweren Bürgerwehrgewehren. Nicht lange so war der schlaue Referendär mit tiefer Berechnung jetzt so weit gekommen, daß er als höflicher Mann nicht umhin konnte, auch der kanzleiräthlichen Schwester seine Pistole anzubieten. Das Mädchen fürchtete sich erschrecklich und zitterte sichtbar, der Referendär legte ihr die Pistole in die Hand, zeigte ihr, wie sie drücken müsse, und Beide bebten zusammen, als es krachte und als sich dabei ihre Hände berührten. Die Kanzleiräthin war in diesem Augenblicke in einem tiefen Wirthschaftsgespräch mit der Sekretärin begriffen, die Kinder schrieen und jubelten, Schwämmle brüllte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und so konnte es der Referendär wagen, zu flüstern: „Und werden Sie mich denn ewig hassen, Auguste?“ Und das Mädchen antwortete sichtlich bewegt durch den Schuß und diesen Moment: „Ach, Emil, wenn Sie die Schwester versöhnen könnten!“

Dies versuchte nun der Referendär auf alle Weise und brachte es wirklich so weit, daß die Kanzleiräthin noch am selben Nachmittage zu ihrem Gemahl sagte: „Es ist schade, daß die fatale Geschichte mit dem Zündnagel vorgefallen ist; abgesehen davon, habe ich nicht leicht einen höflicheren und aufmerksameren jungen Mann gesehen.“ — „Das ist wahr,“ bekräftigte der Gemahl als Echo, „und am Ende,“ setzte er schüchtern hinzu, ist die Sache vielleicht nicht so schlimm gewesen.“ Doch schreckte er in demselben Moment vor dem strafenden Blick seiner Frau zusammen und vor dem Ton, mit welchem sie sagte: „August, August! — es war eine Putzmacherin!“

Es fing an Abend zu werden, in den Thälern, welche man von Wetterstucksruh übersah, dunkelte es bereits, rings umher knallten die Schüsse und hie und da sah man einen bescheidenen Schwärmer sprühen, und die hellen Funken kämpften mit dem letzten Licht des Tages. Die Sonne sank und der Kanzleiräthin Schwester Auguste lehnte an einer Tanne und schaute schwermüthig in die goldene Abendbeleuchtung; sie deklamirte:

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergeh'n."

Und eine bekannte liebe Stimme setzte hinzu:

„Mein Fräulein, seien Sie munter,
Das ist der Sonne Lauf." — —
„Denn hinten geht sie unter
Und vorne geht sie auf,"

ergänzte Schwämmle lachend, indem er ein großes Glas Wein hinunter stürzte.

Wetterstuck Vater hatte unterdessen seine Raketen aufgehängt und Wetterstuck Sohn zündete sie an. Wie rauschten sie empor mit langem feurigem Strahl, wie beugten sie oben zierlich ihre Häupter und machten der ganzen Welt ein Compliment, ehe sie auseinander platzten und in einem Bouquet von rothen, weißen, grünen, blauen Sternen erstarben! Eine derselben wollte nicht steigen und die erschreckten Damen erhoben ein Zetergeschrei, als sie sahen, wie das sprühende Ungeheuer dicht über ihren Köpfen weg in des Nachbars Garten schoß. Der Referendär lud sein Gewehr mit wenig Pulver und einem Schwärmer und ließ die Damen nach der Reihe abfeuern, und zwar ganz genau nach der Rangliste; die Frauen der Subalternbeamten schossen ihrerseits aus den Bürgerwehrgewehren, die Buben zündeten Schwärmer in der Hand an, warfen sie in die Luft und schrien und jubelten. Herr Krügle und der Oberregierungs-

rath hatten sich in das Gartenhaus geflüchtet, die gelbe Weste des letzteren schimmerte aber weithin durch das Dunkel, eine willkommene Zielscheibe für den Räuberhauptmann Schwämmle, der sich unterstand, dem Vorgesetzten einen Schwärmer auf den Bauch zu werfen.

Allgemein war die Lust und Fröhlichkeit, nur Kanzleiraths Auguste und Fräulein Wetterstuck saßen jenseits am Fuße des Hügels und schauten hinaus in die dunkle Landschaft, wo ebenfalls Raketen zischten, Schwärmer prasselten und Leuchtkugeln aufstiegen. Bald aber schlich sich Fräulein Wetterstuck leise von der Seite der Freundin, das hatte der Bruder so arrangirt, und der Referendär nahm ihre Stelle ein. „Auguste," seufzte er, „gönnen Sie mir nur ein Wort. Nicht wahr, Sie glauben nicht an das Schreckliche, das man mir nachgesagt? Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, es ist eine Verleumdung. Sagen Sie, daß Sie mich lieben wie früher, und es soll die Aufgabe meines Lebens sein, den Zorn der Ihrigen zu versöhnen." — Das Mädchen seufzte tief und entgegnete: „Man ist ja so gern geneigt, das zu glauben, was man gerne glaubt; ich sage Ihnen nochmals, suchen Sie die Schwester zu versöhnen." Ihr Gesicht war bei dieser Erklärung angestrahlt von aufsteigenden Leuchtkugeln und glänzte weiß, roth und grün. — „Glaube, Liebe, Hoffnung!" seufzte Emil mit Beziehung und küßte ihr zärtlich die Hand.

Unterdessen war die Lust auf's Höchste gestiegen; man hatte den Oberregierungsrath und Krügle gezwungen, das Gartenhaus zu verlassen, und die beiden ernsten Herrn mußten sich mit brennenden Schwärmern gegen die Bubenschaar vertheidigen. Schwämmle verschwendete eine ungeheure Menge von Fröschen und brüllte jedesmal mit, wenn die Damen ein Zetergeschrei erhoben; sogar der Kanzleirath hatte sich ermannt und hielt in zitternder Hand ein römisches Licht, schrie aber jedesmal laut auf, so oft eine Leuchtkugel herausflog.

Das Fest neigte sich seinem Ende zu und Vater Wetterstuck wollte es mit einer glänzenden Ueberraschung beschließen. Er hatte

zu dem Ende weißes und rothes bengalisches Feuer angeschafft, um damit den Hügel und die Tannenanlage von Wetterstucksruh malerisch zu beleuchten. Die Bubenschaar war seinen Schritten gefolgt und hielt sich erwartungsvoll in seiner Nähe. Jetzt flammte das Feuer auf und ergoß plötzlich ein weißes glänzendes, zitterndes Licht über den kleinen Garten, riß aber zu gleicher Zeit unbarmherzig den schützenden Schleier der Nacht vom Liebespaar, das am Fuße des Hügels saß. Die Buben brachen bei diesem Anblick in ein lautes Hohngeschrei aus und die sinnigeren Mädchen riefen: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ Die Kanzleiräthin stürzte ahnungsvoll hinzu, der Kanzleirath folgte ihr und stieß einen gellenden Schrei aus, nicht ob dem Anblick des Paares, sondern weil ihm das Zündlicht, das er krampfhaft in der Hand hielt, die Finger verbrannte. Vater Wetterstuck aber, zartfühlend wie er war, warf augenblicklich eine Hand voll Erde auf die bengalische Flamme und löschte sie aus. Tiefe Nacht bedeckte den Garten und tiefe Nacht bedeckte die Herzen Augustens und Emils und die Herzen des Kanzleiraths und Gemahlin. Was war zu thun? Die Mädchen schrieen noch immer: „ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ und die Buben halfen ihnen dabei, sowie Schwämmle, dessen Stimme Alles übertönte: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ — „Ein Brautpaar?“ sprach der Oberregierungsrath und trat näher, und die Kanzleiräthin, welche als gescheidte Frau einsah, daß hier nichts anderes zu machen sei, sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ja, meine Herrn und Damen, ein Brautpaar.“

In diesem Augenblick ließ Vater Wetterstuck seine rothe bengalische Flamme spielen, deren warmes Licht die Gemüther versöhnte, und ehe sie erlosch, hier nicht ganz unzufriedene, dort aber äußerst glückselige Gesichter beschien. — Die Kanzleiräthin sagte, während ihr der Referendär enthusiastisch die Hand küßte: „Nun denn in Gottes Namen!“ Alles gratulirte und die Frauen der subalternen

Beamten wollten schon den ganzen Nachmittag bemerkt haben, daß etwas der Art im Werk sei.

So schloß der Herbst auf Wetterstucksruh. Das Fest war in jeder Hinsicht ein gelungenes zu nennen; das Gespenst der Putzmacherin war versöhnt, Auguste und Emil hatten sich wieder gefunden, die Sekretärin hatte innige Freundschaft geschlossen mit der Kanzlei- und Regierungsräthin, der Oberregierungsrath hatte seine gelbe Weste und der Kanzleirath seine Finger verbrannt, und als drüben über den Bergen der Mond aufstieg, ging man heiter und vergnügt nach Hause.

Nur natürlich!

Wenn ich im Buche meiner Erinnerungen nachblättere, und meiner Freunde und Bekannten von ehemals gedenke, so kommt mir häufig einer derselben in's Gedächtniß, ein guter gemüthlicher Mensch, der seines Zeichens ein Apotheker war, und mit dem ich lange Zeit auf's Freundschaftlichste zusammenlebte. Wir wohnten nicht in einem und demselben Hause, nur in derselben Stadt. Ueber seinem Quartier war ein goldener Löwe angebracht und vor dem langen viereckigen Gebäude, in welchem ich campirte, standen zwei alte Kanonen und neben ihnen zwei Kanoniere, mit dem Säbel in der Hand, Schildwache. Wo wir uns eigentlich kennen lernten, kann ich nicht angeben und, obgleich wir, was Neigung und Verhältniß anbelangte, nicht sehr zusammenpaßten, so wurden wir doch ganz gute Freunde.

Schmidle, so hieß der Apotheker, war ein Schwabe und von unserm Herrgott nicht mit überflüssiger Körperschönheit begabt; doch hatte er an gutem Aussehen, was man für's Haus braucht, und war, wie eine alte Tante von mir in ähnlichen Fällen zu sagen pflegte, vor Ach! und Pfui! bewahrt. Das soll nämlich heißen: vor „Ach, wie schön!“ und „Pfui, wie häßlich!“ Schmidle konnte sogar, wenn er Sonntags seinen schwarzen Frack mit allem dazu

Nothwendigen und Passenden anzog, für einen hübschen eleganten Menschen gelten, und einen gewissen süßen Kräuter- und Medicamenten-Duft abgerechnet, der nicht aus seinen Kleidern zu vertreiben war, hätte man es ihm alsdann nicht ansehen, oder vielmehr anriechen können, in welcher Branche er der leidenden Menschheit diente. Ja, man hätte ihn zuweilen für einen jungen Cavalier halten können, vielleicht für einen Offizier in Civil, denn er verstand es, wie diese Leute, sein Halstuch mit einer gewissen lockern Eleganz zu knüpfen und an seinen Handschuhen hatte er beständig ein Knöpfchen abgerissen. Auch setzte er seinen Hut ganz gerade auf den Kopf und ließ sich an Sonn- und Feiertagen gern die Stiefeln lakiren. Dabei war er von einer Gutmüthigkeit und hatte einen Glauben an die ganze Menschheit, der fast Schwäche war. Er that für seine Freunde, was er nur immer konnte, und seine Börse, die, da er einiges Vermögen hatte, beständig wohl gefüllt war, öffnete sich jedem Hülfsbedürftigen mit einer Ausdauer, die an's Fabelhafte grenzte. Was dieser Charakter, der, wie ich genugsam dargethan, als Mensch vortrefflich war, als Apotheker galt, ach, darüber war in dem ganzen Stadtviertel, das zur Löwenapotheke gehörte, nur eine Stimme, besonders bei dem dienenden Personal, mit dem Schmidle hauptsächlich verkehrte. Es mußte schon wahr sein, was die Leute sagten, daß der alte mürrische Prinzipal, ein Hagestolz in den Sechzigen, seinen ersten Gehülfen außerordentlich liebte, denn Schmidle zog durch seine ungemein freundliche Persönlichkeit eine Unmasse baaren Geldes an sich, das sonst in die Ladentische anderer Apotheken geflossen wäre. Alle Mägde und Hausknechte, die von ihrer Herrschaft ausgeschickt wurden, irgend etwas zu holen, ohne daß ihnen die Apotheke angegeben wurde, zogen in den Löwen und dort warteten sie lieber halbe Stunden lang an der Thür, wenn Herr Schmidle vielleicht gerade beschäftigt war, — ein Zeichen der Popularität, das die andern Gehilfen und selbst den damaligen rothhaarigen Lehrling mit Neid erfüllte.

Es hat aber auch wohl nie in der Christenheit einen zweiten Apotheker gegeben, der die Leute so zu fassen und zu behandeln wußte, wie mein Freund. Seine stehenden Kunden kannte er fast alle auswendig und er sah den goldbetreßten Bedienten dieses und jenes Kavallerie-Offiziers nicht selten an der Nase die Bedürfnisse an, die sie in die Apotheke führten, und wenn diese Herren selbst kamen und im Beisein anderer Leute gleichgiltig vom Wetter und dergleichen sprachen, griff Schmidle mit einem vielsagenden Blick oder dergleichen hinter sich, und traf in den meisten Fällen das Rechte. Den stolzen Dienerschaften noch stolzerer Herrschaften, die sich auf ihren Livréerock etwas zu gut thaten und die es unserm Herrgott nie verzeihen konnten, daß die Bäume anstatt grün nicht gelb oder blau, wie die Wappenschilder ihrer Kutschen waren, wußte er durch bunte glänzende Papiere mit denselben Farben zu schmeicheln, und auf dieselbe Art behandelte er alle Köchinnen und Stubenmädchen, die ihm einmal anvertraut, während er ihnen eine Medizin anfertigte, die nicht gekocht zu werden brauchte, und worauf sie warten konnten, daß Indigoblau oder Ponceauroth ihre Leibfarbe sei. Selbst beim Beschreiben der Etiquetten und Pillenschachteln wußte er Unterschiede zu machen und Nüancen anzubringen, die wohl im Stande waren, das Herz einer gefühlvollen Kammerjungfer zu bewegen. Den Befehlshaberton, wie er gewöhnlich bei solchen Aufschriften herrscht, wie z. B.: Alle Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen, wandte er nie allein an, wenigstens setzte er hinzu: w. g. i., das heißt: wenn's gefällig ist. Dies war aber noch die niederste Classe, denn seine Bekannten oder öfteren Kunden wurden auf das Höflichste gebeten, doch stündlich einen Eßlöffel voll zu nehmen. Und mit welcher Feinheit verstand er es, dem letzten Schnörkel seiner Schrift durch allerhand Formen eine tiefere Bedeutung zu geben! Man konnte oft einen gewissen Buchstaben daraus lesen oder ein Ausrufungszeichen und nicht selten brachte er sogar ein sinnreich verschlungenes Herz an. War er vielleicht

gerade zu sehr beschäftigt, um alle Etiquetten selbst zu schreiben, so unterwarf er doch die vom Lehrling angefertigten einer genauen Revision und fügte gewöhnlich einen Strich oder einen Punkt hinzu, was den betreffenden Stubenmädchen äußerst angenehm war.

Wer aber Schmidle in seiner ganzen Glorie sehen wollte, der mußte die Löwenapotheke an einem Samstag Abend besuchen. Alsdann wurde von dem dienenden Personal des ganzen weiblichen Stadtviertels vor der Apotheke förmlich Queue gemacht, und man konnte Stunden lang warten, bis man zu Schmidle hingelangte, der, hinter einem großen Topfe stehend, mit einer Feinheit und Grazie Pomade austheilte, die an's Unglaubliche grenzte. Neben sich hatte er eine ganze Batterie mit Flaschen von wohlriechendem Oel, und er wußte recht genau, welche von seinen Kunden den Duft der Rose dem der Nelke vorzog, oder welche zu ihrer Pomade einen stärker- oder schwächerriechenden Beisatz bedurfte. Kein Tag, keine Stunde, kein böses oder schlimmes Wetter war im Stande, die liebenswürdige Laune Schmidle's zu verderben, ja selbst in der Nacht, wenn er aus dem süßen Schlummer geweckt wurde, ließ er sich nicht, wie die Apothekergehilfen im Allgemeinen, einige Dutzend Mal durch den Ton der Klingel rufen, ehe er wirklich kam, um alsdann obendrein noch bärbeißig und verdrießlich zu erscheinen; nein, auch in solchen Stunden behandelte er die armen Dienstboten in den meisten Fällen so ausgezeichnet, daß sie sich noch lange daran mit Freuden erinnerten.

Aber bei allen diesen Vorzügen Schmidle's, bei allen diesen liebenswürdigen Eigenschaften meines Freundes kann ich doch nicht umhin, des Spruches zu erwähnen, daß, wo viel Licht, auch viel Schatten ist. Mein Freund war nur der vortreffliche Mensch, wie ich ihn eben geschildert, so lange er sein und scheinen wollte, was er wirklich war, nämlich erster Gehilfe der Löwenapotheke, mit einem Worte, so lange er sich natürlich gab, wie ihn Gott geschaffen. Aber daß er dies nicht immer that, daß er einen Drang in sich

fühlte, sowie er den schwarzen Frack angezogen und die Thüre des Laboratoriums hinter sich zugemacht hatte, etwas anderes sein zu wollen, als ehrsamer Apothekergehilfe, dies war die Schattenseite des sonst so vortrefflichen Charakters. Man hätte glauben sollen, Jemand, der, wie er, hinter dem Ladentische die Achtung der ganzen Bevölkerung des Stadtviertels besaß, müsse stolz darauf gewesen sein, so in seinem Stand etwas zu gelten, und mit einer Miene auf die Straße hinausgetreten sein, die deutlich verkündigte: Ich bin Schmidle, der geschickte Apotheker. Aber nichts weniger als das. Schon vorhin sprach ich von der Art, wie er seine Halsbinde umband, wie er seinen Hut aufsetzte, seine Handschuhe anzog. Ach, das alles that er nicht, weil ein inneres Bewußtsein ihm vorschrieb, sich so zu kleiden, nein, er that es nur, um einen höheren Stand nachzuäffen, und da er solcher Gestalt die Götter versuchte, rächte sich das Schicksal bisweilen an ihm und ließ den Armen Niederlagen erleben, die oft durch unbedeutende Kleinigkeiten in der Kleidung herbeigeführt wurden. O es ist eine große Kunst, sich elegant anzuziehen, selbst wenn man auch, wie Schmidle, die Mittel dazu besitzt und eine noch größere Kunst ist es, sich einer feinen, eleganten Kleidung gemäß in jeder Hinsicht zu betragen. Und da Schmidle von Jugend auf keine Gelegenheit gehabt, sich in diesen beiden Künsten zu üben, so folgte die Strafe, daß er seine liebenswürdige Natürlichkeit unter dem Deckmantel einer unpassenden geborgten Eleganz verbarg, ihm gewöhnlich auf dem Fuße nach, indem er sich unzählige Male lächerlich machte, wobei ihm nie seine eleganten Bestrebungen gelangen. Welche Noth hatten wir mit ihm, wenn er eine Champagnerflasche aufmachte, damit er den Pfropfen nicht knallen ließe! Und die großen Kelchgläser mußten wir ihm fast mit Gewalt verbieten, indem es ihm gar nicht passend erschien, den edlen Wein aus gewöhnlichen Gläsern zu trinken. In der Regel ging er alle Jahr einmal zu seinen Eltern auf Urlaub, und fand da Gelegenheit, auf eine Jagd mitgenommen zu werden.

Es versteht sich von selbst, daß er den Wildstand bei dieser Gelegenheit auf keine Weise verminderte, denn wenn er auch von Hasen, Füchsen und Böcken erzählte, die er geschossen, so kam man seinem Jägerlatein doch glücklich auf die Spur, indem er erzählte, wie er den Fuchs im jungen Klee getroffen, oder daß der Rehbock, den er erlegt, eben vorsichtig aus seinem Sandloch herausgekommen sei. Das wäre an sich nun nichts Böses gewesen, aber unsere Neckereien über seine Nimrodiaden brachten ihn auf die Idee, aus irgend einem für die Menschheit sehr nützlichen Werke die Jägersprache zu studiren, und als er die meisten vorkommenden Ausdrücke so ziemlich inne hatte, konnten wir uns in unsern Unterhaltungen schlechterdings nicht mehr davor retten. O es war oft rein zum Verzweifeln; nicht, als wenn er diese Ausdrücke nur angewandt hätte, wo sie wirklich hingehörten, nein, es erschien ihm vielmehr höchst elegant, sie in alle seine Gespräche einzuflechten. So konnte er uns von keiner Prügelei zwischen Straßenjungen erzählen, ohne daß er versicherte, der Eine habe schrecklich an seinen Löffeln geschweißt. Die Pferde hatten bei ihm Läufe und alle Haare ohne Ausnahme nannte er Wolle.

Was sein Herz anbetraf, so war es bis zu dem Zeitpunkt, von dem ich jetzt erzählen werde, noch eine jungfräuliche Festung und hatte alle Stürme siegreich abgeschlagen. Nicht als sei er unempfänglich für weibliche Schönheit gewesen und noch viel weniger, als wäre er von dem andern Geschlecht nicht ausgezeichnet worden, im Gegentheil, da Schmidle ein ziemlich anständiges Vermögen besaß, so daß es von ihm hieß, er werde baldigst eine eigene Apotheke kaufen, so wandte sich der Blick manches schönen Augenpaares, das viele andere mit Eiseskälte anblickte, freundlich gegen Schmidle und forderte ihn deutlich auf, sich zu nähern. Aber auch hier traten ihm die Schatten seines Charakters wieder in den Weg, denn eine gutgeregelte bürgerliche Liebschaft schien ihm nicht nobel und elegant genug, und dann hatte er sich auch fest vorgenommen,

sein künftiges Ehegespons solle sich durch seine gesellschaftlichen Vorzüge, durch seine eleganten und ritterlichen Manieren zu ihm hingezogen fühlen, kurz, es erschien ihm schrecklich, sich als Apotheker geliebt zu wissen und glauben zu müssen, daß die Liebe seiner Zukünftigen auf sein Vermögen gegründet sei.

Eines Morgens nun, als ich gerade im Begriff war, einigen wenig versprechenden Rekruten die Anfangsgründe der edeln Reitkunst beizubringen — es war an einem Samstag Morgen — erhielt ich ein kleines Billet von Schmidle, worin er mir schrieb: „Bruderherz! Da ich heute Morgen leider viel zu thun habe, so erzeige mir doch den Gefallen und komme so bald du kannst zu mir.“ Ich kürzte die Reitstunde so viel wie möglich ab, ging in die Löwenapotheke und fand meinen Freund, indem er sich eifrig damit beschäftigte, irgend ein Tränklein zuzubereiten. Bei meinem Eintritte übergab er dies Geschäft dem zweiten Gehilfen und zog mich rasch in das kleine Stübchen hinter der Apotheke, wo er mir feierlich seinen Stuhl anbot und sich vor mich hinsetzte. Nach einer kleinen Pause, während welcher er mich aufmerksam ansah, als müsse er erspähen, daß ich das große Ereigniß ahne, weshalb er mich herbeigerufen, sagte er mit einem unterdrückten Seufzer: „Du, ich habe mich ganz erschrecklich verliebt!“ Ich war über diese Aeußerung nicht wenig erstaunt, doch er ließ mich nicht zur Sprache kommen und fuhr fort: „Ach, es mögen jetzt ungefähr vier Tage sein, als mich der Reisende des Hauses Faber und Comp. — du weißt, woher wir viele Materialien und Oele beziehen — besuchte und ich darauf, wie gewöhnlich, zu Mittag im englischen Hof mit ihm speiste. O Gott, gegenüber von uns waren ein Paar leere Couverts und nach der Suppe, beim Rindfleisch erschienen zwei Damen dort, zwei Damen, von deren Schönheit das Herz eines reitenden Artilleristen nicht im Stande ist, sich einen Begriff zu machen. Ich hatte meine gute Laune, und entfaltete bei Tische eine Liebenswürdigkeit, die mich selbst in Erstaunen setzte.“

— „Natürlich," schaltete ich ein, „ließest du den Champagnerpfropfen gegen die Decke fliegen, und erzähltest von der großen Jagd, wo du den Fuchs im Kleefeld geschossen."

„Nicht ganz so," entgegnete Schmidle. „Ich muß wirklich sehr liebenswürdig gewesen sein, denn die Damen waren es ebenfalls und unsere Bekanntschaft wurde schon den ersten Tag so intim, daß wir mit ihnen Kaffee tranken und sie sich nach Tische noch eine gute Stunde mit uns unterhielten. Auf mich hatte besonders die Eine, die schwarze Haare und ein Paar Lichter im Kopf hatte, o Gott, ein Paar Lichter! den unvertilgbarsten Eindruck gemacht. Denselben Abend ging ich in's Theater, die Damen saßen in der Fremdenloge und nun speise ich jeden Mittag da, und ich muß dir gestehen, daß ich fast glaube, einigen Eindruck auf das Herz der jüngeren Schwarzen gemacht zu haben."

„So," entgegnete ich, „nur die Eine ist jung, die Andere also alt?"

„Ei ja," antwortete Schmidle, „es ist eine ältliche Tante mit ihrer Nichte, sonst würde es sich ja auch nicht schicken; zwei junge Damen allein? du weißt, ich sehe auf so etwas."

„Aber sage mir," entgegnete ich ihm, „was hast du denn eigentlich mit der ganzen Geschichte vor? Hast du Absichten auf das Mädchen, oder willst du sie blos durch deine unerreichbare liebenswürdige Person unglücklich machen? Höre, Schmidle, du bist ein entsetzlicher Roué!"

Schmidle schien das selbst zu fühlen, denn er schlug die Augen nieder und entgegnete mir: „Alter Junge, du kennst meine Verhältnisse, du weißt, daß mein Vater in mich dringt, mich zu verheirathen, um den Stamm meiner alten Familie fortzupflanzen. Aber vorher —"

„Willst du erst ein verfluchter Kerl sein, wie Weinberl im Jux sagt?"

„Das nicht," antwortete mein Freund, „aber ich möchte erst

sehen, ob, nun ja, ob meine persönlichen Eigenschaften im Stande wären, ein weibliches Herz und noch dazu eins aus der höheren Gesellschaft zu fesseln. — Gestern," fuhr er fort, „gingen sie bei unserm Laden vorbei, ich stand gerade am Fenster, und du kannst dir denken, wie ich zurückfuhr. Glücklich haben sie mich auch nicht erkannt, denn du wirst selbst begreifen, daß ich jeden Mittag im englischen Hof als junger reicher, unabhängiger Particulier erscheine."

„Richtig," entgegnete ich ihm, „dafür kenne ich dich. Aber was kann ich bei der ganzen Geschichte thun? Uebrigens weißt du, daß ich ganz zu deinen Diensten bin."

„Ja," versicherte Schmidle, und drückte mir warm die Hand. „Das weiß ich. Und deßwegen habe ich dir geschrieben. Du mußt mir einen großen Gefallen erzeigen. Ich glaube, dir schon gesagt zu haben, daß ich vermuthe, einigen Eindruck auf das Herz der kleinen Schwarzen gemacht zu haben, aber ich fand bis jetzt keine Gelegenheit, ihr eine Erklärung zu machen und ihr meine Liebe zu gestehen. Und was das Schrecklichste ist: morgen reisen sie ab. Sie nehmen von hier einen Wagen, und wollen durch unsere herrliche Gegend bis zum Städtchen M. einen ganzen Tag gebrauchen, um unterwegs das königliche Lustschloß mit seinen herrlichen Gartenanlagen zu besehen. Denke dir doch, in der freien Natur, in den schattigen Gängen treffen wir zusammen. Du beschäftigst dich mit der Alten, führst sie an den kleinen See und zeigst ihr die melancholisch herabhängenden Trauerweiden. Ich dagegen verliere mich mit der Nichte auf die kleine Anhöhe, wo der Amor steht und da werde ich schon einen Anknüpfungspunkt finden."

Wäre es nicht mein Freund Schmidle gewesen, der mir diese Idylle ausmalte, so hätte ich laut auflachen müssen. Aber so kannte ich meinen Mann und willigte mit kurzen Worten in Alles. Er hatte gefürchtet, ich möchte Einwendungen machen, und entzückt über meine Bereitwilligkeit fuhr er freudig fort: „Ich dachte an-

fänglich, einen Wagen zu nehmen, aber wir müßten dann beständig hintereinander fahren, und dann, gestehe ich dir offenherzig, sprach ich bei Tische viel von Pferden und vom Reiten, weßhalb ich der Meinung bin, daß es weit besser wäre, wenn wir die Partie zu Pferde machten."

„O," entgegnete ich ziemlich überrascht, „zu Pferde! Kannst du aber auch reiten?"

„Nicht viel, alter Kerl, aber siehst du, da brauche ich dich ja wieder. Du trabst den Nachmittag in der Stadt herum und suchst für mich ein sanftmüthiges Thier von gutem Aussehen, dem ich meine Person, meine Hoffnungen und meine Liebe anvertrauen kann. Im englischen Hofe habe ich schon ein Zimmer gemiethet, wo wir die Nacht schlafen werden. Du kommst natürlich in Uniform und bist mein Freund, ein angehender Offizier aus einer benachbarten Garnison, und am Morgen, kurz nachdem die Damen abgefahren sind, schwingen wir uns auf und folgen ihnen."

„Abgemacht!" sagte ich. „Ich werde jetzt alles Nöthige besorgen. Und wo treffen wir uns?"

„Gegen acht Uhr im englischen Hof," antwortete er mir, „denn du weißt," setzte er kleinlaut hinzu, „ich muß vorher alle Stubenmädchen der Stadt mit Pomade versehen."

„So will ich lieber um die Zeit hierherkommen und dir helfen," entgegnete ich.

„Nein, nein, es ist besser," sagte Schmidle, „du erwartest mich um acht Uhr im englischen Hof. Adieu!"

„Adieu!" — —

Ich ging nun, der Bitte meines Freundes gemäß, in die Stadt zu einem mir bekannten Pferdevermiether und suchte für meinen Freund Schmidle einen Klepper, wie er ihn nur wünschte. Das Thier hatte früher einem Stallmeister gehört, war also sehr gut zugeritten, und wenn auch die Zeit schon mit harter Hand über seine Glieder gefahren war, so konnte es sich unter der Faust eines

guten Reiters noch immer ein stattliches Ansehen geben. Die Hauptsache war, das Pferd war sicher, hatte einen angenehmen Trab, und wenn es einmal warm geworden war und die Steifheit seiner alten Glieder etwas überwunden hatte, so ging der alte Gaul herrlich vom Fleck. Dabei war er, wenigstens unter meiner Hand lammfromm. Ich suchte für meinen Schmidle noch eine Schabrake unter den Sattel aus von schwarzer Farbe, die ihm nothwendig gefallen mußte. Darauf schlenderte ich in der Stadt umher, speiste irgendwo zu Mittag und kam erst Nachmittag gegen vier Uhr in meine Kaserne zurück, wo ich sogleich des Hausknechtes aus der Löwenapotheke ansichtig wurde, der mich erwartete. Auf dem Arm hatte er einen vollständigen Anzug Schmidle's hängen, den er meinem Burschen übergab, und mir selbst händigte er ein Billet ein mit dem kurzen Inhalte: „Lieber Bruder, erzeige mir doch den Gefallen und laß' meine Kleider bis acht-Uhr in den Stall hängen, daß sich der Kräuterduft etwas verliert; und wenn sie dagegen etwas Stallgeruch annehmen, ist es noch besser.“

Ich that nach seiner Bitte und ließ den ganzen Anzug an einem Theil des Stalles aufhängen, wo Schmidle's Wunsch auf's Kräftigste in Erfüllung ging. Als es acht Uhr geschlagen hatte, verfügte ich mich in den englischen Hof und Schmidle ließ nicht lange auf sich warten. Seine erste Frage war, ob ich das Pferd für ihn ausgesucht, und als ich ihm dies versicherte, wollte er es anfänglich durchaus sehen. Doch nachdem ich ihm auseinandergesetzt, das Thier müßte auf den morgenden scharfen Ritt nothwendig seine Ruhe haben und es würde durch unsern Besuch sehr darin gestört, so fand er diese Gründe kräftig genug, und wir gingen auf unser Zimmer, eigentlich in unsere Zimmer, denn es waren ihrer zwei. Doch Schmidle zeigte gleich auf die Thüre, welche in das zweite führte, wobei er auf den Zehen schlich und mir anvertraute, indem er den Finger auf den Mund legte, daß jenes an das Schlafgemach der kleinen schwarzen Dame stoße.

Der gute Schmidle war heute Abend in einer seltsamen Aufregung und Unruhe. Als nach einer halben Stunde mein Bursche den durchräucherten Anzug brachte und der Hausknecht der Löwenapotheke ein Paar Stiefeln mit darangeschraubten schweren neusilbernen Sporen, mußte Alles vorher anprobirt werden, damit er sicher sei, ob auch Hosenträger und Sprungriemen in bester Harmonie seien und ihn an einem eleganten Sitz nicht hinderten. Nach vielem Schnallen und Anprobiren war endlich Alles in Ordnung, und da nun Schmidle einmal seine Sporen an den Füßen hatte, legte er sie nicht wieder ab, sondern stolzirte mit klirrenden Schritten in dem Zimmer umher, wobei er sich hauptsächlich in dem zweiten aufhielt und dort eine Mazurka pfiff, die er einstens gelernt, wobei er mit den Absätzen wie wüthend aufeinander schlug. So wurde es spät, wir speisten zu Nacht und machten es uns so bequem wie möglich, um bei einer Flasche Wein über die morgende Tour zu sprechen. Hierbei bemerkte ich, daß, so oft mein Freund von seinem Pferde sprach, er tiefer athmete als gewöhnlich und daß er das Gespräch immer auf Unglücksfälle zu lenken wußte, die beim Reiten vorkämen, woraus ich denn nicht ohne Grund schloß, daß Schmidle's Freude auf die morgende Partie durch einige beträchtliche Angst vor dem Reiten sehr gedämpft wurde. Das konnte man ihm aber auch nicht übel nehmen, denn mit vieler Offenherzigkeit vertraute er mir: morgen sei es das zweite Mal, daß er ein Pferd besteige, und obendrein liege zwischen diesen beiden wichtigen Ereignissen ein Zeitraum von circa fünfzehn Jahren. Im Allgemeinen gab ich ihm einige Verhaltungsregeln, zeigte ihm an einem Stricke, wie er die Zügel halten müsse, und damit er sich gleich morgen früh vor Hausknecht und Kellnern keine Blöße gebe, stellte ich mich an ein Ende des Sophas, welches wir als Pferd annahmen und er mußte auf die linke Seite herantreten, den linken Fuß aufheben, als setzte er ihn in den Bügel und sich mit dem rechten über den Sitz schwingen. Am meisten examinirte er mich über das Durchgehen der Pferde

und wie man sich bei einem derartigen Fall am besten zu benehmen hätte. Vor einem solchen Ereigniß hatte er überhaupt die größte Angst und wie schon gesagt, obgleich es mir leid that, diese Furcht noch mehr zu vergrößern, drang er doch so lange in mich, bis ich ihm einige schauderhafte Fälle von durchgehenden Pferden und nachgeschleiften Reitern erzählte. Es ging ihm wie den Kindern, die, je mehr sie sich fürchten, doch um so lieber die entsetzlichsten Schauergeschichten anhören. Ja, als sich Schmidle schon ausgezogen hatte und in seinem Bette lag, stand er noch einige Male auf und kam zu mir, um sich zu erkundigen, was denn eigentlich zu thun sei, wenn ein Pferd stürze oder der Reiter mit den Sporen im Bügel hängen bliebe. Ich tröstete ihn so gut wie möglich, doch konnte ich sein Herz nicht beruhigen, denn so oft ich in der Nacht aufwachte, hörte ich ihn schwer träumen und vernahm, wie er ängstlich stöhnte und seufzte: „O Gott, o Gott! halt an! ein fürchterlicher Abgrund!“ und dann arbeitete er mit Händen und Füßen um sich, daß das Gestell des Bettes krachte. Es war für den armen Schmidle eine sehr unerquickliche Nacht.

Kaum graute der Morgen, so war er schon wach, um im Zimmer umher zu rumoren, und wenn ich ihn so laut singen und pfeifen hörte, wobei er aber ein sonderbares Gesicht machte, so kam ich leicht auf die Vermuthung, er stelle sich nur so lustig, um seine immer mehr wachsende Angst zu verbergen. Der arme Schmidle war von einer ungewöhnlichen Hast und Unruhe. Bald schellte er dem Kellner und bestellte auf's Neue den Kaffee, den er schon einige Male befohlen, bald betrachtete er seine Sporen und trieb die Rädchen herum, bald lief er ans Fenster und fluchte, daß die Pferde noch nicht kämen, dann eilte er wieder ins Nebenzimmer, um zu lauschen, ob die Dame seines Herzens noch nicht aufgestanden sei.

Endlich wurde es auch in den Zimmern neben uns lebendig, die Damen machten ihre Toillete und tranken Kaffee; darauf hörten

wir, wie der Oberkellner zu ihnen ins Zimmer ging, um die Rechnung vorzulegen und wie er dabei den Gasthof für die Zukunft empfahl. Jetzt fuhr unten ein Wagen vor und Schmidle nahm eilig seinen Hut, um die Damen vorläufig an der Hausthür zu empfangen und ihnen durch Reitanzug und Sporen einen kleinen Hoffnungsstrahl zu geben, daß sie ihn noch wiedersehen würden. Ich legte mich oben ins Fenster, um mir die Damen wenigstens anzusehen, die nun aus dem Hause an ihren Wagen traten. Richtig! Schmidle stolperte hinter ihnen drein die steinernen Stufen des Hôtels herab, wobei er um ein Haar mit seinen Sporen hängen geblieben wäre. Unter dem Arme hatte er seine ungeheure Reitpeitsche mit silbernem Knopf, den Hut trug er in der Hand, und nachdem er mit den Damen einige vorläufige Complimente gewechselt, trat er, wahrscheinlich um als ächter Reiter seine Pferdeliebhaberei kund zu geben, zu den magern Miethgäulen hinan, klopfte sie auf den dürren Hals, und hatte schon zu Anfange des Tages beinahe ein Unglück; denn als er, wie ich es ihn gelehrt, mit der Hand den Kamm herab durch die Mähne fuhr, um sich von der guten Race der Thiere zu überzeugen, berührte er vielleicht eine kitzliche Stelle des armen Gaules, denn dieser warf den Kopf mit solcher Gewalt gegen Schmidle zurück, daß mein armer Freund vor Schrecken rückwärts gegen die Wagenthür prallte, und dort zum noch größeren Unglück unsanft gegen die ältere Dame stieß, die eben im Begriff war, einzusteigen. O weh, o weh! mir wollte es in diesem Augenblick gar nicht gefallen, daß die junge Dame hastig mit ihrem Taschentuch an den Mund fuhr, denn es kam mir nicht vor, als trockne sie Abschiedsthränen ab, vielmehr schien es mir, als bedecke sie ein leises spöttisches Lachen. Es war sehr gut, daß Schmidle dies nicht bemerkte, denn der Angriff des Pferdes auf ihn hatte ihn schon genug aus der Fassung gebracht und vergeblich suchte er durch eine Masse von Complimenten das gehörige Gleichgewicht wieder zu erlangen. Endlich bestiegen die Damen ihren

Wagen, der Schlag wurde zugemacht und der Kutscher fuhr dahin. Ich sah ihnen einen Augenblick nach, und ich muß gestehen, daß ich deutlich bemerkte, wie die junge Dame aus dem Wagenschlag rückwärts sah. Ob dies wohl meinem Freund Schmidle galt? ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Er aber fuhr mit dem silbernen Knopf seiner Reitpeitsche auf das Herz und verneigte sich unendlich tief. Selig über die Triumphe, die er erlebt, stieg Schmidle die Treppen herauf und trat zu mir ins Zimmer, wobei er nicht anders erwartete, als daß ich ihn mit dem größten Lobe überschütten würde, weßhalb es ihn nicht wenig befremdete, als ich ihm versicherte, er habe sich wieder einmal sehr unnatürlich und deßhalb schlecht benommen — eine Anklage, die ich durch meine Behauptung motivirte, daß es ihm gar nicht darum zu thun gewesen wäre, die gute oder schlechte Race der Fiakerpferde zu untersuchen, sondern daß er den Damen nur habe zeigen wollen, wie gut er es verstehe, ein Pferd anzufassen. „Doch, lieber Schmidle," setzte ich hinzu, „du hast selbst gesehen, wie unglücklich es dir mit dieser Renommage beinahe ergangen wäre; nimm dich also künftig in Acht."

Diese Worte sprach ich in sehr ernstem Tone, doch als ich sah, daß er sie ebenso aufnahm und daß sein Gesicht sich zusehends verlängerte, dachte ich mitleidig an die große Angst, die er schon in der Nacht ausgestanden, und brach, um ihn zu trösten, in ein lautes lustiges Lachen aus, was mir jedoch nur halb gelang; denn obschon er im Begriff war, kräftig mit einzustimmen, so brach er doch plötzlich ab, da wir auf der Straße den Hufschlag von Pferden hörten. Schmidle eilte an's Fenster; richtig, es waren unsere Rosse, die eben von dem Hausknechte des Pferdevermiethers herangeführt wurden. Mein Freund, der bei diesem Anblicke in sichtliche Unruhe gerieth, wollte sich sogar mir gegenüber das Ansehen eines gleichgiltigen Menschen geben und begann eine Arie zu pfeifen. Doch kam der Ton sehr tremulando zwischen seinen Lippen hervor und ich bemerkte ebenfalls, daß ihm, als er aus seiner Kaffeetasse

noch einen guten Schluck nehmen wollte, die Hand bedenklich zitterte. Jetzt war es aber die höchste Zeit, wenn wir den Wagen noch unterwegs einholen wollten, weßhalb wir die Treppen hinabstiegen und uns zu den Pferden begaben. Hier steckten wir jeder eine Cigarre an und ich hielt meinem Freunde den Bügel, um ihm, wenn er droben säße, die Zügel richtig in die Hand zu geben. Ach, hier fühlte ich denn deutlich, was ich schon oben bemerkt, daß sich der gute Schmidle in einer fieberhaften Aufregung befand, denn er konnte kaum sprechen und holte bei jedem Worte den Athem tief aus der Brust. Nachdem ich ihm die Bügel mit vieler Mühe passend geschnallt, setzte ich mich ebenfalls auf und wir ritten, um dem nachgaffenden Hausknecht und den Kellnern kein Aergerniß zu geben, langsamen Schrittes davon.

Draußen vor dem Thor hatten wir eine schöne breite Chaussee vor uns, die etwas aufwärts stieg, und oben auf der Höhe sahen wir den bewußten Wagen dahinrollen, wodurch sich Schmidle's Herz mächtig nachgezogen fühlte, so daß er mich bat, in einen kleinen Trab einzugehen. Mir war das ganz recht, ich trieb mein Pferd an und rief meinem Freunde zu, er möge nur die Schenkel anlegen, ohne mit den Sporen dem Gaul zu nahe zu kommen. Doch war dies leichter gesagt, als gethan. Obgleich mein Freund nachher feierlich beschwor, das Pferd sei ungeheuer kitzlicher Natur, denn er habe es nur sanft mit dem Schenkel berührt, so war ich doch vom Gegentheil überzeugt, indem das ruhige Thier beim Antraben ein Paar Sprünge machte, daß Schmidle fast heruntergefallen wäre. Diesmal aber verlor er aber nur beide Bügel und rettete sich durch einen kühnen Griff an den Sattelknopf.

Ich hielt an und darauf versuchten wir es noch ein Mal anzutraben, aber auch diesmal ohne besseren Erfolg; wir würden wahrscheinlich nicht anders als im Schritt von der Stelle gekommen sein, wenn ich nicht meinen Freund gebeten hätte, sein Pferd ohne alle Hilfe dem meinigen folgen zu lassen, worauf es vortrefflich

ging. Freilich machte der Gaul, der durch Schmidle's Sporenangriff unruhig geworden war, noch einige leichte Courbetten, dann aber trabte er mit dem meinigen ruhig fort. Aber der Reiter auf seinem Rücken war nicht so ruhig, den Oberleib hielt er vorgebeugt und den Kopf hatte er weit hinten übergelegt, so daß er, anstatt wie es einem guten Reiter zukommt, zwischen den Ohren des Pferdes hindurch auf den Boden zu blicken, hoch in die Spitzen der Pappeln hinaufsah. Hierdurch rutschte sein Hut langsam auf den Hinterkopf hinab in den Nacken, was äußerst possirlich aussah und die Bügel schlotterten, anstatt daß er sie mit den Fußspitzen festgehalten hätte, an den Absätzen umher und verursachten mit seinen neusilbernen Sporen ein anmuthiges Geklingel. Es war ein Glück, daß Schmidle seine Cigarre noch im Munde hatte, denn obgleich sie längst ausgegangen war, diente sie ihm doch dazu, die fürchterlichen Anstrengungen des Reitens auf ihr zu verbeißen, was er mit solchem Erfolge that, daß sie in kurzer Zeit ganz platt gedrückt war und sich seine beiden Mundwinkel braun färbten.

So trabten wir lustig dahin und kamen bald dem Wagen näher und immer näher; ehe wir ihn aber erreichten, ließ ich mein Pferd kürzer gehen und fiel darauf in den Schritt, um meinem Freunde Zeit zu lassen, seinen Sitz etwas zu regeln und mit Anstand bei den Damen vorbeizukommen. Schmidle war so außer Athem, daß er auf meine Fragen nach seinem Befinden nur durch ein leises Kopfnicken und ein sehr erkünsteltes Lächeln Antwort geben konnte. Er rückte sich mühsam in dem Sattel zurecht, richtete seinen Hut auf und faßte die Bügel, wie es sich gehört.

„Lieber Schmidle," sagte ich ihm darauf, „wenn wir an dem Wagen vorbeikommen, reitest du links, wo die junge Dame sitzt, und ich halte mich an der rechten Seite. Nimm dich aber jetzt zusammen, daß uns im wahren Sinne des Wortes keine Niederlage passirt. Ich werde kurz angaloppiren und du thust das Nämliche, indem du den rechten Zügel deines Gauls etwas anziehst, den linken

Schenkel scharf an den Gurt legst und ihm mit dem rechten Fuß einen kleinen Sporenstich versetzst. Verstehst du?“

Schmidle nickte mit dem Kopfe.

„Wenn wir,“ fuhr ich fort, „glücklich an dem Wagen vorbei sind, hast du dich als famoser Reiter gezeigt, und es kann dir alsdann später in M. gar nicht fehlen. Noch eins! Haben wir erst den Wagen im Rücken, so müssen wir den Damen aus den Augen zu kommen suchen, damit sie deinen mangelhaften Sitz keiner Kritik unterwerfen können. Ich werde also scharf davongaloppiren, und wenn du fühlst, daß du etwas locker auf dem Sattel sitzest, so fass' nur in Gottes Namen die Mähne und lass dein Pferd dem meinigen folgen, es wird nicht davonlaufen.“

Mit solchen Ermahnungen ausgerüstet, versprach Schmidle sein Möglichstes zu thun, und das Rennen begann. Glücklich brachte er sein Pferd links in Galopp, und diese Bewegung schien ihm besser zu gefallen, als das Traben. Er versuchte es, den Kopf nach mir hinzuwenden, um mir durch eine freundliche Miene sein Vergnügen auszudrücken; doch brachte er es nur dahin, seine Augen zu verdrehen. Jetzt erreichten wir den Wagen. Ich bog rechts ab und Schmidle's Pferd folgte glücklicher Weise dem meinen nicht, wie ich gefürchtet; nur sah ich, daß das Thier seine Ohren in den Nacken legte und stärker galoppirte, als es bemerkte, daß ich nicht mehr an seiner Seite sei. Bald war ich neben dem Wagen und ich sah in diesem Augenblick natürlich von meinem Freunde nichts mehr. Was er gethan, wußte ich nicht. Doch wollte es mir nicht gefallen, daß die Damen in dem Wagen neugierig lachend links hinausschauten und daß der Kutscher auf dem Bock ein brüllendes Gelächter ausstieß. Schon war ich im Begriff, mein Pferd anzuhalten und auf die andere Seite zu reiten, denn ich dachte nicht anders, als Schmidle lasse seinen Gaul im Trab neben dem Wagen hergehen, und alsdann, natürlich in der lächerlichsten Position, den Angenehmen zu spielen. Doch ich hatte diesen Gedanken noch

ιicht erfaßt, als das Pferd mit meinem armen Freunde in Carriere
inks an dem Wagen hervorkam, und im vollkommensten Durch-
ςehen auf der Chaussee dahinjagte. Die beiden Damen schauten
hm nach und lachten jetzt eben so überlaut, wie der Kutscher.
Obgleich mich dies im ersten Augenblicke ärgerte, so mußte ich
hnen doch im andern ihre Lustigkeit verzeihen; denn Schmidle
ing gar zu erbärmlich komisch auf seinem Pferde. Von Bügel-
ιnd Zügelhalten war gar keine Rede mehr. Seine Beine hielt er
rampfhaft in die Weichen des Pferdes gedrückt; sein Oberleib hing
ganz vorn über und mit seinen beiden Armen hatte er den Hals
es Pferdes umklammert. Dabei ritt er ohne Hut und sein Haar
log im Winde. Ich nahm mir natürlich keine Zeit, in Ruhe
iesen seltsamen Sitz zu betrachten, sondern ich gab meinem Pferde
ie Sporen und jagte, was das Thier laufen mochte, hinter meinem
Freunde her. Bald näherte ich mich ihm und rief ihm mit lauter
Stimme zu, die Zügel anzufassen, aber er hörte mich nicht. In
iesem Augenblick lief Schmidle's Pferd an einigen schweren Last-
vagen vorbei und zu gleicher Zeit kam ihm ein großer vierspän-
iger Eilwagen gerade entgegen. So zwischen zwei Fuhrwerken
ingeengt, mochte das Pferd keinen Begriff haben, wie es diese
gefährliche Stelle wieder verlassen könne, und es wandte sich plötz-
ich, um links von der Chaussee hinab in ein Kleefeld zu setzen,
ei welchem Sprung mein armer Freund gänzlich das Gleichgewicht
erlor und, von dem Rücken des Pferdes bis zur Erde einen großen
Bogen beschreibend, gewaltsam in den Klee geschleudert wurde.
Da lag der Aermste und so regungslos, daß ich allen Ernstes
glaubte, es sei ihm ein Unglück passirt. Ich näherte mich eilig,
sprang von meinem Pferde und versuchte meinen Freund aufzurichten.
Doch half er sich schon allein empor und sein Erstes war, sich auf
allen Seiten zu befühlen, ob er nichts zerbrochen habe, denn nach
einer Idee mußte ein Sturz vom Pferde von einem Bein- oder
Armbruche unzertrennlich sein. Glücklicher Weise war ihm aber

nichts geschehen und es dauerte keine Viertelstunde, so erzählte er mir zwischen Ernst und Lachen, daß er eigentlich gar nicht wisse, wie das Pferd mit ihm durchgegangen sei, nur erinnere er sich, daß, als er bei dem Wagen dem Thier etwas nachdrücklich die Sporen gegeben, damit es in kühnen Sätzen vorbeibalancire, der eigensinnige Gaul seinen Kopf fast zwischen die Vorderbeine gesteckt habe, wobei er, da er sich an den Zügeln festhielt, ganz natürlich aus dem Sitze gekommen sei, und darauf sei er plötzlich mit ihm durchgegangen. „Gott, was werden die Damen von mir denken!“ fuhr Schmidle fort und setzte sich nachdenkend vor mir auf einen Wegstein. „Ich glaube, ich habe mich in ihren Augen entsetzlich lächerlich gemacht.“ Ich konnte nicht umhin, diese Vermuthung zu bestätigen, und erzählte ihm meiner Seits, wie überlaut die Damen über seine Fatalität gelacht hätten. Aber wie ich sie schon früher in meinem Innern hierüber entschuldigt, so sah ich mich auch jetzt veranlaßt, ein Gleiches gegen meinen Freund zu thun, indem ich ihm ungefähr die Stellung vormachte, wodurch er die Rückseite seines Körpers den Damen entgegengestreckt.

Nach vielen innerlichen Kämpfen sah denn Schmidle wirklich ein, wie lächerlich er sich gemacht, und begann es von der jungen Dame verzeihlich zu finden, wenn die Zuneigung, die er ihr vielleicht in den vergangenen Tagen eingeflößt, durch die verunglückte Reitpartie gänzlich erkaltet sei, worauf ich noch weiter in ihn drang und zu seinem eigenen Besten den Versuch machte, ihm die Idee, als habe er sich in den letzten Tagen wirklich elegant und liebenswürdig gezeigt und die Neigung der jungen Dame erworben, zu benehmen. Schmidle war durch den Sturz vom Pferde in allen Tiefen seines guten Herzens so erschüttert, daß er nach und nach meine Vorstellungen richtig fand und einsah, daß sein unnatürliches Wesen, seine Anwendung von Ausdrücken, die er nicht verstand, besonders seine Manier, einen eleganten Herrn vorstellen zu wollen, ihn nur lächerlich machen könne. Diese praktisch philosophischen

Gespräche hielten wir, wie gesagt, in oben benanntem Kleefelde, an einem Meilenzeiger sitzend, der, wie ein großes Fragezeichen, vor unserer heutigen Lustpartie stand. Auf der einen Seite zeigte er nach C., wo wir eben herkamen, und er bezeichnete zwei Stunden bis da; auf der andern Seite aber verkündigte er uns, daß M., das Ziel unseres Ritts, fast eben so weit entfernt sei. Sollten wir zurückkehren, wo wir hergekommen, oder sollten wir unsere Tour vollenden? Ich war sehr für das Letztere, denn wenn wir dem Pferdevermiether so früh am Tage seine Pferde zurückbrachten, so war es natürlich, daß er sich einbildete, es sei uns ein kleines Reiterunglück passirt, und ich kannte meinen Mann, daß er sich ein Vergnügen daraus machen würde, diese Vermuthung unter der Hand unsern Freunden und Bekannten mitzutheilen. Auch Schmidle, obgleich er mit einem sorgenvollen Blick sein Pferd ansah, das sich ruhig, als sei nichts vorgefallen, den Klee schmecken ließ, stimmte dafür, vollends nach M. zu reiten, und ich hätte ihn wahrscheinlich so weit gebracht, diesen Vorsatz auszuführen, ohne daß er die junge Dame wieder gesehen hätte, wenn uns jetzt nicht plötzlich eingefallen wäre, daß er seinen Hut dahinten gelassen, den der Kutscher, wie wir nicht anders erwarten konnten, mitbringen würde. Und so war es auch.

Bald rollte der Wagen, der an allem Unglücke von heute Schuld war, heran, und schon von Weitem bemerkte ich den Hut meines Freundes, den der Rosselenker auf das Dach seiner Kutsche gesetzt hatte. Jetzt hielt der Wagen und die beiden Damen erkundigten sich sorgfältig nach dem Befinden Schmidle's. Mir wäre es viel lieber gewesen, wenn sie das nicht gethan hätten, denn ich merkte schon bei dem ersten freundlichen Worte, daß seine Hoffnungen wieder hoch empor wuchsen. Ach, es ist etwas Gefährliches um ein Paar schöne schwarze Augen, und mein Freund war überhaupt nicht der Mann, sein Herz, das schon entzündet war, vor ihnen zu bewahren. Trotz allen meinen Ermahnungen und trotz

den Versprechungen, die er mir gegeben, war Schmidle, der jetzt am Wagenschlage stand, plötzlich wieder ein ganz anderer Mensch geworden, als Schmidle, der vorhin neben mir unter dem Meilenzeiger saß. Er versicherte den Damen, er, der so viel reite und so gut mit Pferden umzugehen wisse, habe keine Ahnung davon, was vorhin sein Roß angewandelt. Er könne nicht anders glauben, als daß sich eine Schmeißfliege irgendwo in der Wolle festgebissen, oder das arme Thier an den Lichtern genirt habe. „Ja, meine Damen," fuhr er fort, „ich hatte Mühe, Meister über das Pferd zu werden und es wäre auf ein Haar mit mir gestürzt."

Bei dieser ungeheuren Prahlerei bemerkte ich sehr gut, daß die junge Dame still lächelnd an dem Anzuge Schmidle's heruntersah, der hier und da einige erdfarbige Flecke zeigte und daß sie einige abgerissene Kleeblätter betrachtete, die verrätherisch aus seinem Haar und aus den Falten seines Rocks hervorblickten. Trotz meinem Winke mit den Augen und meiner ungeduldigen Miene konnte mein Freund es nicht über sich gewinnen, den Vorschlag der jungen Dame abzulehnen, die ihn bat, doch bis M. neben dem Wagen herzureiten. Er warf mir dagegen einen flehenden Blick zu, und war überhaupt in seiner ganzen Unnatürlichkeit so komisch, daß ich nicht böse sein konnte, sondern ihm vielmehr den Bügel hielt und ihm auf's Neue zu Roß half. Der Wagen fuhr fort, zuerst, da es bergauf ging, im Schritt, und später bergab im Trab. Auch ich hielt mich diesmal an der linken Seite des Wagens, um zu seinem Schutz und zu seiner Hülfe nöthigenfalls bereit zu sein.

Es dauerte nicht lange, so hatte er wieder denselben komischen Sitz eingenommen wie früher, den Oberleib nach vorn und den Hut nach hinten, was jetzt um so lächerlicher aussah, da er die fürchterlichsten Anstrengungen machte, ungezwungen und möglichst elegant auf dem Sattel zu bleiben. Seine schweren Athemzüge, das stiere Auge und die zusammengepreßten Mundwinkel straften das lustig sein sollende Lächeln, das er hier und da hervorbrachte,

so wie die Stellung seiner rechten Hand, die er leicht an die Hüfte gelegt, gewaltig Lügen, und übrigens wurde es von Minute zu Minute schlimmer mit ihm. Sehr gut bemerkte ich, daß die Damen im Wagen Mühe hatten, ihr lautes Gelächter zu verbergen. Der Kutscher auf dem Bock sah in stiller Freude beständig hinter sich, und trieb, da es jetzt stärker bergab ging, seine Pferde zu eiligerem Laufe an. Wir mußten folgen. Schmidle's Gesicht, das vorhin sehr bleich gewesen war, ging in eine unnatürliche Röthe über, sein Hut, den ich ihm, von den Damen ungesehen, zuweilen wieder zurechtgerückt hatte, sank immer wieder schneller hinten hinab. Den einen Bügel hatte er schon lange verloren und er konnte ihn trotz den verzweifeltsten Anstrengungen nicht wieder erfassen. Dabei fuhren seine Ellbogen auf und ab und verursachten eine Bewegung, als wolle er einen Versuch zum Fliegen machen. Wohl dachte ich in diesem kritischen Augenblicke daran, sein Pferd und das meinige anzuhalten und zurückzubleiben. Aber was hätte es geholfen? — Nein, nur eine förmliche Niederlage vor den Augen der jungen Dame konnte ihn vielleicht für die Zukunft heilen. Und sie blieb nicht lange aus. Umsonst warf er flehende Blicke zu mir herüber, umsonst erfaßte er die Zügel und riß sie mit aller Kraft zurück, je härter er zog, je stärker trabte das Pferd, und je stärker sein Pferd trabte, je mehr ließ der Kutscher seine Gäule laufen und je heftiger lachten die Damen. Es war Schmerz und Freude in immer steigenden Verhältnissen. Doch der Schmerz gewann für einen Augenblick das Uebergewicht. Schmidle, der jetzt statt der Zügel den Sattelknopf erfaßt hatte, berührte unsanft die Seiten seines Pferdes mit den Sporen, das Thier begann unruhig zu werden, prallte vor und zurück, ging vorn und hinten in die Höhe und es dauerte keine Minute, so schoß Schmidle mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit vom Sattel in den Sand hinab, geleitet von dem brüllenden Gelächter des Kutschers und den nichts weniger als mitleidigen Blicken der Damen. Die jüngere beugte sich etwas hinaus, doch

ich sowohl wie der unglückliche Schmidle sah, wie sie das Lachen nicht verbergen konnte, und uns ziemlich spöttisch eine glückliche Reise wünschte. Dann fuhr der Wagen davon und war in kurzer Zeit hinter der nächsten und letzten Anhöhe vor M. unsern Blicken entschwunden. Außer einem großen Risse in seinem Rocke und einigen Beulen in seinem Hut hatte Schmidle keinen Schaden genommen. Nur war er äußerst niedergeschlagen, und da ich den Erzürnten spielte, und ihm ohne ein Wort zu sagen auf's Pferd half, so ritten wir stillschweigend im Schritt davon und erreichten M. in kurzer Zeit.

An dem Thore wandte ich mich mit kurzen Worten an ihn und fragte: ob er denn noch wisse, in welchem Gasthof die Damen eingekehrt seien, damit wir sie finden könnten. „Denn," setzte ich hinzu, „deine beiden Niederlagen von heute Morgen werden dich nicht abhalten, den Eleganten und Unnatürlichen zu spielen, um dich und mich lächerlich zu machen;" worauf er statt aller Antwort mit dem Kopf schüttelte und mich versicherte, es sei ihm ganz gleich, wohin wir ritten. Er fühle sehr gut sein Unrecht und seine Ungeschicklichkeit und werde sich für die Zukunft gewiß in Acht nehmen.

Bald erreichten wir einen Gasthof, stellten unsere Pferde ein und gingen in ein Zimmer hinauf, woselbst Schmidle bei einer guten Flasche Wein und einer Cigarre bald über den Morgenspazierritt zu lächeln anfing, so daß ich es nochmals wagen konnte, ihm mit allen möglichen Details sein auffallendes Betragen vorzustellen, und wie dies eher geeignet sei, ihm ein weibliches Herz abgeneigt, als gewogen zu machen. Ein herbeigerufener Schneider setzte den Rock meines Freundes wieder in gehörigen Stand, und da es bald Zeit zum Essen war, gingen wir hinunter in den Speisesaal, wo sich außer uns noch eine kleine Gesellschaft befand: zwei junge Damen und zwei sehr junge Herren, die man auch füglich Knaben hätte nennen können. Mir schien es, als seien es Schüler irgend eines Gymnasiums, die sich allmälig zur Universität vor-

bereiten. Sie trugen kurze Sammetröcke, blau und grüne Cerevis-Mützen und hatten sich schon ein gewisses burschikoses Wesen angewöhnt, das aber, durch schülerhafte Bescheidenheit gemildert, etwas sehr Naives und Lustiges hatte. Auch die beiden Mädchen, die zwischen achtzehn und neunzehn Jahren alt sein mochten und die recht hübsch waren, hatten etwas Heiteres und Ungezwungenes. Wir setzten uns zusammen an den Tisch und wurden bald die besten Freunde. Ich ließ es mir anfänglich besonders angelegen sein, die Freundschaft der beiden jungen Herren zu gewinnen, was mir auch dadurch gelang, daß ich ihnen häufig etwas vortrank und mich einige Mal erkundigte, im wie vielsten Semester sie studirten. Mein Freund Schmidle war seit heute Morgen wie umgewandelt. Er war natürlich und deßhalb sehr liebenswürdig. Wenn ihm auch zuweilen im Eifer des Gesprächs ein Jagdausdruck entfuhr, so setzte er hinzu: So sagen die Jäger, deren ich aber keiner bin, und zum Belege hierfür nahm er sogar keinen Anstand, lachend seiner früher erwähnten Jagdpartie zu gedenken, wo er das Reh geschossen, als es eben aus seinem Sandloche hervor kam.

Wenn auch unser Project, mit den beiden Damen aus dem englischen Hof, von denen wir aber keine Spur mehr fanden, das schöne Schloß und die herrlichen Parkanlagen M's. anzusehen, förmlich zu Wasser wurde, so wandelten wir doch nach Tische in nicht minder liebenswürdiger Gesellschaft durch die schattigen Alleen; besonders ich hatte bei dem Tausche sehr gewonnen, denn anstatt, wie Schmidle gewünscht, der alten Tante die herabhängenden Trauerweiden an dem kleinen See zu zeigen, war ich so glücklich, meine schöne neunzehnjährige Begleiterin darauf aufmerksam machen zu können. Ob Schmidle, der unterdessen mit der andern Dame und einem der jungen Herren, während der zweite bei mir als Ehrenwache blieb, auf dem Hügel zu dem steinernen Amor ging, dort einen Anknüpfungspunkt fand, kann ich nicht genau angeben; nur so viel weiß ich, daß er mit seiner Begleiterin am Arm lustig la-

chend wieder mit mir zusammentraf und daß er mir darauf freudig die Hand drückte mit der leisen Versicherung: er würde ganz glücklich sein, wenn ihm nicht heute Abend der fatale Ritt nach der Stadt bevorstände. Ich hatte schon ein Auskunftsmittel gefunden, indem die beiden jungen Herren meinen Vorschlag, die Pferde nach C. zu reiten, wohin auch sie wollten, mit Freuden annahmen, wogegen wir uns ihrer Plätze in dem Wagen bedienten.

Schmidle war heute der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Bei einem kleinen Souper, das wir einnahmen, verwundete sich seine Begleiterin mit dem Messer, und da er diese Verletzung mit einem kleinen englischen Pflaster, das er stets bei sich führte, auf das kunstgerechteste bedeckte, so konnte er auf die Frage der beiden Damen nicht läugnen, daß er mit dergleichen Sachen viel zu thun habe, und er gestand auch gern und willig, daß er Apotheker sei. Ihm folgte aber auch der Lohn für seine Aufrichtigkeit und Natürlichkeit auf dem Fuße nach, denn die beiden Mädchen erklärten ihm freudig, auch sie hätten in C. einen Onkel, der Apotheker sei und den er vielleicht kenne. Er sei der Besitzer der Löwenapotheke.

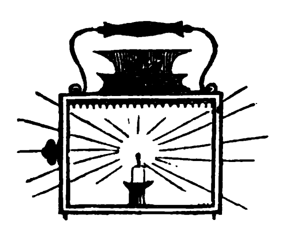
Von der Freude Schmidle's über diese Entdeckung will ich nichts sagen, da es meiner schwachen Feder doch unmöglich wäre, ein getreues Bild davon zu entwerfen. Bald bestiegen wir den Wagen, die beiden jungen Herren schwangen sich auf unsere Pferde und mein Freund fand diese neue Reiseart um so viel behaglicher und besser, daß er im Uebermaße seines Glücks sogar des unglücklichen Ritts von heute Morgen erwähnte. Sehr ergötzlich malte er seinen zweimaligen Fall vom Pferde aus und er that es mit solcher Lebendigkeit und solcher Treue, daß die beiden Mädchen mehrmals laut lachten, aber mit einem ganz andern Tone, als die junge schwarze Dame aus dem englischen Hof. Nur ließ sich Schmidle bei seiner Erzählung eine große Unwahrheit zu Schulden kommen, indem er mich als denjenigen angab, den die schwarzen Augen der

schönen Dame angezogen, und als sei er nur mir zu Liebe mitgeritten.

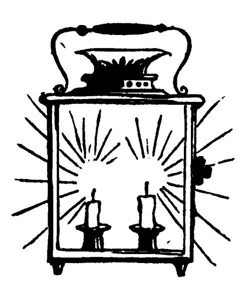
Es versteht sich von selbst, daß ich seine Erzählung als wahr passiren und mir die Neckereien der jungen Mädchen über mein mißlungenes Abenteuer gefallen ließ.

Es war ein wunderschöner Abend. Wir sangen und lachten in dem offenen Wagen, und die beiden jungen Herren hielten mit unsern Pferden auf der Chaussee kleine Wettrennen. So erreichten wir die Stadt. Vor dem Thore bestiegen wir unsere Rosse wieder, wünschten den Damen gute Nacht und Schmidle sprach still lächelnd die Vermuthung aus, daß er sie wiedersehen werde. Der Glückliche wollte abwarten, welchen Eindruck er morgen früh in seinem Arbeitscostüme, vor der Reibschaale stehend, im Gegensatze zu heute Abend, auf das Mädchen machen würde. Ach, er hatte große herrliche Pläne! —

Ich ging allein in meine Kaserne, und hörte in den nächsten Tagen nichts von meinem Freunde; aber ungefähr eine Woche nach unserm merkwürdigen Spazierritte bekam ich einen Brief von ihm, worin er mir schrieb, daß er der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt sei; er habe sich mit der Nichte seines Prinzipals verlobt und schon die Einwilligung seines Vater's erhalten. Ich eilte zu ihm und wir besprachen uns lange und freundlich im kleinen Stübchen hinter der Apotheke, wo Schmidle mir gerührt die Hand drückte, und ich konnte nicht umhin, ihm auch für die Zukunft den Wahlspruch zu empfehlen, den ich ihm so oft gesagt: „Nur natürlich!“



Die der sechsten bedeutend größer, als die der vorigen, für die Frauen der geheimen Hofräthe, der Majore ꝛc., führen zwei Stearinlichter (bis hieher befreiter Gerichtsstand).



Die der fünften Rangklasse, den Frauen der Kanzleidirectoren, der geheimen Legationsräthe, Oberkriegsräthe, Oberstlieutenants, haben in der Größe das Uebermögliche gethan. Diese Laternen sind von Messing und führen zwei Wachslichter.



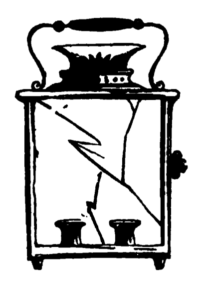
Von der vierten Klasse an hört die Beleuchtung mit Laternen auf, und hier ist gewöhnlich ein männlicher Bedienter angestellt, der die Frau Directorin oder Frau Oberstin als Schutzengel begleitet.

Ditto bei der dritten Rangklasse.

Zweite und erste Rangklasse, die Excellenzen, gehen entweder gar nicht in's Theater oder bedienen sich eigener Equipagen und Droschken.

Wir können nun versichern, daß sowohl die Frau Hofrath als die Frau Kanzleirath sich nicht über die ihnen angewiesene Rangklasse, die siebente, verstieg. Ihre Laternen waren von weißem Blech, etwas länglich und führten ein Wachslicht. Da sie, wie schon gesagt, gewöhnlich zusammen nach Hause gingen, so hatten sie zwei Laternen zur Verfügung, von denen eine, den Zug eröffnend, die Straße beleuchtete, die andere, den Zug beschließend, einen magischen Lichteffect auf die Dahinwandelnden warf.

Da fügte es das Schicksal, daß der Kanzleirath in einer Auction um billiges Geld eine Laterne erstand, die offenbar der sechsten Rangklasse angehörte, denn, obgleich etwas deffect, war sie außerordentlich groß und führte zwei Stearinlichter. Hätte der



Kanzleirath einige Menschenkenntniß besessen, so würde er an dem Erstaunen des Auctionärs, sowie an dem gerechten Unwillen, der deutlich auf dem Gesichte aller anwesenden Frauen, welche der Auction beiwohnten, geschrieben stand, gelesen haben, wie sehr er gegen die Rangordnung verstoßen. Doch er sah von allem dem nichts. Die Laterne wurde nach Hause gebracht und von dem boshaften Dienstmädchen hell und blank geputzt.

Grabstein der Freundschaft, unglückselige Laterne!

Verehrter Leser, laß uns zwei Thränen weinen.

Das Theater war beendigt und beide Frauen wandelten dahin. Voraus ging Hofraths Ricke mit der Laterne der siebenten Rangklasse. Ihnen folgte Kanzleiraths Bäbele mit der neuerkauften Laterne. Wahrscheinlich hätte die Hofräthin den schrecklichen Verrath an ihrer Freundschaft solchergestalt nicht entdeckt, wenn es ihr nicht unglücklicher Weise eingefallen wäre, die Freundin mitten auf dem Schloßplatz auf die Schönheit des Abends aufmerksam zu machen.

„'s ist doch ein wunderschöner Abend, Kanzleiräthin, dieser Abend heut Abend. Siehst du, wie die Gaslichter so hell brennen?"

„Ja, und aus den Anlagen heraus, mein' ich, hört man die Nachtigallen schlagen, Hofräthin.“

„Ja, Kanzleiräthin, und wie auf dem Theater die Wetterhex vom Mond so schön beleuchtet ist! Und die — Aber, Bäbele, was hat Sie für eine Laterne?“

„Na, nu, Frau Hofrath, das ist die Latern' von der Frau Kanzleirath.“

„Von — der — Frau Kanzlei — rath?“

„Das habe ich wahrhaftig vergessen, dir zu sagen, mein Mann hat sie neulich in der Auction gekauft.“

Die Hofräthin war in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt, und ihr weiches Herz, das ohnehin von dem schönen Abend poetisch angeregt war, zog sich krampfhaft zusammen. Sie heftete ihren umflorten Blick auf ihre kleine Laterne von weißem Blech mit dem einzigen Wachslicht, warf alsdann einen Blick des Schmerzes auf die Laterne der sechsten Rangklasse, einen fürchterlichen Zornblick auf die Kanzleiräthin und eilte schweigend in der dunklen Nacht davon.

Die Kanzleiräthin schüttelte den Kopf und ging ebenfalls ihrer Wege, d. h. direct ihrer Wohnung zu. Dort angekommen, mußte Bäbele noch einen Ausgang besorgen, während sich die Kanzleiräthin in ihre innersten Gemächer zurückzog. Ein solches Benehmen hatte sie von der Freundin nicht erwartet.

Bäbele aber setzte die Laterne auf den Absatz der Treppe hin und ging, ihren Ausgang ohne Laterne zu besorgen.

Kurze Zeit darauf kam die Frau Hofräthin ebenfalls nach Hause und hatte sich etwas gesammelt. „Die Kanzleiräthin,“ sprach sie bei sich, „ist doch nicht Schuld. Freilich hochmüthig ist sie immer gewesen. Sie wird die Laterne, die ihr nicht zukommt, gewiß nimmer gebrauchen, sie wird sie nie mehr vor deine Augen bringen.“

Damit öffnete sie ihre Hausthür und — — Auf dem ersten Absatz der Hausflur stand die unglückselige Laterne, hell und strahlend, als wollte sie sagen: Sieh mich an, Hofräthin, sieh meine beiden Stearinlichter. Juhe, sechste Rangklasse!

Da schwamm es der Hofräthin vor den Augen, die Laterne nahm den ganzen Platz der Treppe ein und die unglückliche Frau mußte sie nothwendig berühren. Wenden wir unsere Blicke ab. Die Laterne fiel zufälliger Weise die Treppe hinunter — alle vier Scheiben zerbrachen, die Lichter löschten aus, und Bäbele als sie nach Hause kam, schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Mit dem Bruch der Scheiben war auch der Bruch der Freundschaft vollständig. Zornentbrannt schliefen beide Frauen ein, und merkwürdiger Weise träumten Beide die ganze Nacht von der sechsten Rangklasse und vom befreiten Gerichtsstand.

Was sollen wir dem Leser weiter sagen? Die Harmonie war gestört und der Teufel der Zwietracht beutete Alles aus, um eine Annäherung der gekränkten Herzen ferner unmöglich zu machen.

Schon am andern Morgen kaufte die Kanzleiräthin einen grünen Hut und die Hofräthin einen grünen Shawl. Der Hofrath und der Kanzleirath aber wunderten sich ungemein, daß sie in der nächsten Woche dreimal Stockfische in brauner Sauce essen mußten. Die Theaterbillete wurden um ein Billiges verkauft, von einem Klopfen zur Mittagsstunde ward nie mehr etwas gehört und am nächsten Quartal zogen beide Familien aus, der Hofrath in die verlängerte Neckarstraße, der Kanzleirath an den Feuersee.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Ueber den Sternen aber weinte der Engel der Freundschaft auf eine Laterne der sechsten Rangklasse.



— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mehrere Jahre später, es war gerade der 17. Januar 1849, da begegneten sich beide Frauen auf dem Schloßplatze — tiefgebeugt durch die Zeitereignisse —, weinend und versöhnt sanken sie sich in die Arme und lispelten — deutsche Grundrechte § 7.

In Scene setzen.

Wenn man eine fertige Arbeit betrachtet, so denkt man selten der Schwierigkeiten, der Mühe und Arbeit, deren es bedurfte, um ein Werk auf den Punkt zu bringen, daß es dem Auge wohlgefällt, den Sinnen genießbar erscheint; wer denkt daran bei dem fertigen Palast, einem vollendeten Gemälde, bei einem Rock, der einem eben durch den Schneider angepaßt wird? Noch weniger aber als man bei all' diesen Werken auf die Einzelnheiten ihrer Entstehung zurückblickt, ist dies der Fall, wenn man des Morgens im Fauteuil eine Cigarre raucht oder des Mittags aus der Restauration kommt und an einer Straßenecke den Theaterzettel liest.

„N o r m a."

Ja, das Wort und die ganze Reihenfolge des Personals kommt dem Leser so natürlich und unzweifelhaft vor, es versteht sich so von selbst, daß heute Norma sein muß, weil gestern diese Oper auf dem Zettel angekündigt stand, daß es dem Laien ganz unbegreiflich ist, wenn man ihm sagt, daß dieses einzige Wort Norma dem Intendanten, dem Kapellmeister, den Regisseuren, kurz allen denen, die bei der Oper mehr zu thun haben als sich zu

schminken und anzuziehen, vielleicht eine schlaflose Nacht verursacht hat. Was ich oben von der Undankbarkeit sprach, die man im Allgemeinen gegen fertige Werke ausübt, so ist dies namentlich bei dem Theater der Fall. O, so ein Theaterzettel ist ein stiller klarer See, die Buchstaben und Worte auf demselben stellen sich dem Auge des Beschauenden so natürlich dar wie die Furchen, die der leise Wind auf dem Wasserspiegel zieht. Aber der Mensch begehre nimmer zu schauen, wie der klare See noch vor wenigen Stunden aussah, ehe eine mächtige Hand ihn ebnete und glättete, wie es noch unter der blanken Oberfläche in seinem Innern kocht und gährt, und es nur eines einzigen Tropfens mehr bedarf, — sei es nun der Tropfen, den einer der Sänger über den Durst trinkt, oder sei es ein Hoffmannstropfen, den die Prima Donna zu sich nehmen zu müssen glaubt — um die Wellen zu empören, daß sie in lautem Tosen über den Strand schlagen.

Ja, wir sind undankbar, sehr undankbar. Bald wird uns eine Oper zu oft gegeben, bald ist uns ein Schauspiel zu lang, denn wir glauben ja, daß der Intendant blos mit seinem Aermel zu schütteln brauche, um etwas Anderes über die Bretter rauschen zu lassen. Hat man nun den Zettel von oben angefangen zu lesen, sich da schon über Diverses geärgert, über ein aufgehobenes Abonnement, oder ein Benefiz zu Gunsten für Diesen oder Jenen, der einen eigentlich gar nichts angeht, hat man es niedergeschluckt, daß man statt eine gewünschte Oper zu hören, oder ein leichtfüßiges Ballet über die Bühne säuseln zu sehen, ein fünfactiges Drama in dröhnendem Galoppschritt über die Bretter soll klirren hören, so stellen sich den Blicken, ehe man zu den Personen gelangt, oft noch ein paar Worte dar, die man entweder leichtsinnig überhüpft, oder die man undankbarer und unverständiger Weise unter dieselbe Rubrik wirft, wie wenn man in den Zeitungen liest: „Ausverkauf“ oder „Herabgesetzte Preise“ oder „Nur noch heute,“ sowie wenn auf den Zetteln der herumziehenden Künstlergesellschaften das bekannte „Auf Ver-

langen zum allerletzten Male“ steht, — ich meine die gewichtigen Worte: „Neu in Scene gesetzt.“

Es ist eigentlich unverantwortlich und traurig, daß wir dies Wort nie gehörig beachten, daß Wenige darüber nachdenken, welch' ungeheuer Großes der Ausdruck: „In Scene setzen,“ in sich begreift. Es ist auf dem Zettel wie beim Spiel die Hauptsache; es ist die Hose, die der Regisseur dem Nackten, dem Unschicklichen anzieht, es ist die Wattirung, durch die er einem klappernden Verse ein rundes stattliches Ansehen gibt, es ist die Scheere, die das Röckchen den Tänzerinnen kürzt und das begierige Auge üppige Formen sehen läßt, es ist der lange Talar, der oft den nach der Rhetorik der Handwerksburschen Declamirenden zum Oberpriester oder König umwandelt: es ist Alles in Allem, sowohl auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, als wie in der Welt selbst. Setzt sich nicht Jeder in Scene, wenn er am Morgen seinem Bette entsteigt, mag die Garderobe in einem durchlöcherten Flauß oder in einem seidenen Schlafrock bestehen, mag die Decoration eine Dachkammer oder das Gemach eines Palastes sein? Und da es schon einem einzelnen Menschen oft schwer genug wird, sich selbst ordentlich in Scene zu setzen, um anständig erscheinen zu können, welche Arbeit hat also der arme Regisseur, der ein ganzes Personal so weit bringt, daß es wie ein Uhrwerk in einander greift und das aufgegebene Stück ohne Störung zu Ende spielt. Muß er sich nicht um Alles bekümmern, um Garderobe und Decorationen, um Requisiten und Musik, um Lampenputzer und Statisten, und Alles das erst, nachdem er vielleicht schon lange vorher das Stück zu Hause durchgenommen, hier eine Stelle gekürzt, da eine Stelle gestrichen und sein Denkvermögen fast vernichtet hat, um nur herauszubringen, wie er alle Rollen schicklich besetzen will. — —

Seit langen Jahren ist Egmont von Goethe nicht mehr gegeben worden. Plötzlich kommt von oben herunter der Befehl: das Stück neu in Scene zu setzen und baldigst zu geben. — Egmont

von Goethe! Der Auftrag hat dem Regisseur sein Abendbrod sehr vergällt, denn da ist für ein paar Dutzend redender Personen zu sorgen, für eine Unzahl von Statisten, außerdem spielt er noch die Hauptrolle, die er seit Jahren nicht mehr angesehen, und die seinem Gedächtniß allmälig entschlüpft ist. Noch spät am Abend, als er nach Hause kommt, händigt er seinem Bedienten einen Zettel ein, wonach ihm der Inspicient des Theaters am folgenden Morgen in der Früh sämmtliche Rollen schicken muß. Er schreibt noch eine Masse von kleinen Briefen an seine Freunde; der eine besitzt ein altes Kupferwerk aus den Zeiten des niederländischen Befreiungskrieges, der andere hat sich mit der Geschichte selbst viel beschäftigt, ein dritter hat den Egmont vor einiger Zeit in X. gesehen, der besitzt eine Masse alter Schwerter und Hellebarden, die gut zu brauchen wären, jener das echte Exemplar eines Ordens vom goldenen Vließe. Alle werden um irgend etwas gebeten, und so den Kopf voll von Egmont legt sich der Regisseur zu Bett. Im Traum erscheint ihm Herzog Alba und verlangt in eigener Person mitspielen zu dürfen, denn keiner würde das so gut machen wie er selbst. Kaum hat der Träumende, durch die Erscheinung des blutigen Kriegsmanns erschrocken, ihm Alles bewilligt, was er verlangt, so erscheint der Schauspieler, dem die Rolle von Gott und Contracts wegen zukommt, und spricht sie für sich an. Die beiden Aspiranten gerathen in Streit, der wirkliche Herzog zieht sein Schwert und der Schauspieler seinen Contract aus der Tasche, den er in Stücke zerreißen will und seine Entlassung fordert. Wer weiß, wie sich dieser Kampf endigen würde, wenn nicht noch zur rechten Zeit Wilhelm von Oranien die Beiden verdrängte. Doch jetzt kommt der Regisseur vom Regen in die Traufe, denn da ihm immer die Kraftstelle des Prinzen, wo er ein paar Thränen fließen läßt, im Andenken ist, so erscheint er als heulendes und schluchzendes Gespenst und will sich gar nicht zur Ruhe bringen lassen. Auch Klärchen schwebt heran; aber es ist eigentlich die Schau-

spielerin, welche diese Rolle spielt. Sie bittet den guten Regisseur mit ihrer schmeichelnden, zarten Stimme um ein neues, schönes Costüm, und der unruhig sich hin und her wälzende Mann verspricht, ihr das schönste Kleid aufzuheben. Doch hat er noch keine Ruhe, jetzt rauscht das niedere Volk heran, die Bürger von Brüssel, und schreien nicht nach Freiheit, sondern nach neuen Costümen; die Garden des Herzogs von Alba, die langen steifen Spanier, wollen auch neu gekleidet sein, und schon denkt der Regisseur, wie schön ihnen die Röcke stehen würden, die er auf einem niederländischen Gemälde aus jener Zeit gesehen. Er denkt an die Kosten, die allenfalls noch herauszuschlagen wären, als es ihm plötzlich so vorkommt, als sei er — Egmont im Kerker; die himmlische Musik ertönt, der Hintergrund öffnet sich, Klärchen erscheint, aber statt der Friedenspalme schwingt sie in ihrer Hand ein Decret von der Oberhofintendanz, worin der Regisseur mit dürren klaren Worten zur Sparsamkeit aufgefordert wird. Der arme Mann fährt aus seinem leichten Schlummer empor, greift nach einem Glase Wasser und legt sich wieder hin. Diesmal ist ihm Morpheus günstiger, doch weil er sich unaufhörlich mit dem Egmont beschäftigt, träumt er wieder von der Tragödie, und es umschwebt ihn diesmal das Balletcorps und bittet ihn, die nöthigen Pagen auszulesen:

Sie neigen sich, beugen sich,
Schweben auf und ab.

„Eine Hexenzunft!“ murmelt der träumende Regisseur mit Mephistopheles, sieht aber mit Wohlgefallen den reizenden Bewegungen zu. Wilder wird der Tanz, tiefer der Schlaf, aber undeutlicher die Gestalten, und endlich erblickt der Regisseur nichts mehr als Himmel und Tricots. — Er ist sanft entschlummert.

In der Nacht war es uns nicht möglich, die Wohnung des Regisseurs genau zu besehen, doch jetzt erlaubt uns der helle Tag, einen Blick in die geheimen Gemächer zu werfen. Wie sich die

Zeiten geändert haben! Poeten und Künstler sind von ihren Mansarden herabgestiegen in den ersten Stock oder in glänzende Parterrewohnungen, und wenn die Kunst selbst mit ihren Jüngern in Wechselwirkung steht, so muß sie bedeutend emporsteigen; doch hoffentlich nicht in die leer stehenden Dachstuben, sondern als geistiges Wesen gen Himmel, wo sie hingehört, um uns von da herab mit ihren Strahlen zu durchdringen.

Es ist eine Parterrewohnung, vor der wir stehen, und während ein gähnender Bedienter in Livree die Glasthüre öffnet, welche in den Vorsaal führt, schlüpfen wir hinein und können unbesorgt sein, daß uns Niemand hört, denn auf dem Boden liegen Teppiche, Bärenfelle, und die Thüren, die uns durch ihr Knarren verrathen könnten, sind ausgehoben und haben Vorhängen von buntem, glänzendem Stoffe Platz gemacht. In den Zimmern selbst sind schwellende Divans, Blumentische, die den herrlichsten Duft ausströmen; Gemälde und Kupferstiche in goldenen Rahmen bedecken die Wände, und Bildsäulen der Venus in allen möglichen Stellungen sind in den Ecken placirt. Im zweiten Zimmer befindet sich der Regisseur im eleganten Schlafrock; er liegt in einem prächtigen Fauteuil; vor ihm steht ein Marmortischchen, auf dem der Kaffee servirt ist, und ein angenehmer Duft, der uns entgegenströmt, sagt uns, daß er eine sehr feine Havannacigarre rauche. Obgleich es erst acht Uhr ist, ist doch schon Gesellschaft da. So eben trat der Theaterdiener ein und brachte einen Stoß vergilbter Papiere, es sind die verlangten Rollen des Egmont. Der Theaterdiener ist ein ganz merkwürdiger Mensch; obgleich er nichts zu thun hat, als Ausgänge zu besorgen, Briefe auf die Post zu tragen, Proben anzusagen, dem Personale die Monatsgagen zu bringen, so weiß er mit einer ungemeinen Feinheit in diese untergeordneten Geschäfte einen Faden aus den höhern Zweigen des Theaterwesens hinabzuziehen und da oben, wenn auch ganz unbemerkt, die Hände im Spiel zu haben. Der Theaterdiener wird „Herr“ genannt, ist bei

Hoftheatern meistens ein alter gedienter Soldat, der die Medaille im Knopfloch trägt. Auf seinen Lippen steht ein beständiges Lächeln, und er macht sich ein Geschäft daraus, das ganze Theaterpersonal so zu studiren, daß er weiß, bei dem braucht es nur eines Ausweises, bei dem einer kleinen Bemerkung, bei Jenem ein wohlangebrachtes Lächeln, um zu erfahren, was er zu wissen wünscht.

Dabei muß der Theaterdiener ein starkes Gedächtniß besitzen, muß alle alten Stücke mit ihren Besetzungen wie seine Taschen kennen. Ja, er ist ein unentbehrliches Glied in der langen Kette, an der das ganze Personal zappelt. Ohne seinen Willen wird vielleicht Norma an dem und dem Abend nicht gegeben. Die erste Sängerin hat zufällig etwas Anderes zu thun, als in der Oper zu singen, und klagt am Abend vor der Vorstellung ihrem Kammermädchen die Noth. Der Theaterdiener kommt ins Vorzimmer und sagt Lisettchen eine Probe an. „Ach, mein lieber Freund," entgegnet ihm diese, „ich glaube, wir können morgen unmöglich singen; ich versichere Sie, wir sind ganz heiser;" — die Zofen der Künstlerinnen reden nämlich immer in der Mehrzahl. — Der Theaterdiener denkt einen Augenblick nach und plötzlich fällt ihm eine schnippische Antwort ein, die ihm Mademoiselle E., die Soubrette, vor einigen Tagen gegeben. Er nickt mit dem Kopf und geht nachdenkend fort. Der gute Intendant, der sich nicht wenig freut, die Norma endlich glücklich herausgeschält zu haben, wird sehr unangenehm überrascht, als ihm der Theaterdiener meldet, daß die erste Sängerin von einer so entsetzlichen Heiserkeit befallen wäre, daß sie kein Wort sprechen könne. Die Regisseure sind augenblicklich nicht bei der Hand, der Zettel für morgen muß in die Druckerei, und da weiß denn ein kluger Theaterdiener zu rechter Zeit schüchtern den Namen eines Stückes hinzuwerfen, das lange nicht gegeben wurde. Wird diese Idee von dem Chef aufgefaßt, so hat Jener gewonnenes Spiel und läuft mit Freuden nochmals herum, das andere Stück anzusagen, denn er kommt ja auch in das Haus der

Soubrette, der er dadurch vielleicht einen genußreichen Abend verdirbt. Aber auch wegen anderer Motive läßt der Theaterdiener seine Minen springen. Der erste Held ist vielleicht gerade krank, und der zweite Held, der eben kein Held ist, möchte gern einmal den Wallenstein spielen; denn ein durchreisender Tourist, der sein Freund ist, möchte den großen Mimen gern einmal in einer Glanzrolle sehen, um mit ihm ein Kapitel in seinen Reisetabletten ausfüllen zu können, und dies wäre nur unter diesen Umständen möglich. Ein Anderer möchte seinem Collegen gern den Spaß verderben und ihm einen Stein in den Weg legen, damit ein Stück, in dem Jener eine Lieblingsrolle hat, nicht gegeben wird. — Doch wir schweifen zu weit ab und kehren lieber ins Zimmer des Regisseurs zurück, wo wir vielleicht bessere Gelegenheit haben, dergleichen interessante Betrachtungen anzustellen.

Der Theaterdiener, der gegen den Regisseur noch viel geschmeidiger ist, als gegen den Chef selbst, denn Ersterer ist ein praktischer Theatermensch und läßt sich nicht leicht etwas vormachen, rückt das Marmortischchen näher und legt den Rollenstoß mit einem gelinden Seufzer darauf hin. Der Regisseur läßt das Zeitungsblatt neben sich fallen und wirft die Rollen auf dem Tische aus einander. Da es dem Theaterdiener für jetzt nur darum zu thun ist, zu wissen, wie die Partien aufs Neue besetzt werden, damit er sieht, ob seine Protegés auch gehörig bedacht sind, so fängt er an, den Regisseur leise auszuforschen.

„Da haben der Herr Regisseur wieder eine schwere Arbeit.“ Keine Antwort. „Nun, die meisten Rollen werden bleiben, wie sie früher gewesen sind.“ Der Regisseur blättert emsig in den Papieren fort. „Seit Herr C., der den Alba zum letzten Male spielte, gestorben ist, ist das Stück nicht mehr gegeben worden. — Der Herr Regisseur werden Mühe haben —“ — „Das wär' das Wenigste,“ entgegnet ihm dieser, „Herr M. wird diese Rolle ebenso gut spielen.“ — Das schreibt sich der Theaterdiener gleich

hinter das linke Ohr und fährt so mit Fragen fort, bis er ziemlich mit der Rollenvertheilung im Klaren ist. „Befehlen der Herr Regisseur, daß ich wiederkommen soll?“ — „Gegen Mittag, ja. Adieu!“

Der Theaterdiener empfiehlt sich und der Regisseur ist allein und hält in Gedanken einen ähnlichen Monolog wie König Philipp, als er seine Brieftasche durchmustert. Er sieht die Namen, die auf den vor ihm ausgebreiteten Rollen stehen, bald mit Lächeln, bald mit Kopfschütteln an. Ach, er ist ja auch nur ein Mensch, und ihm fällt ein, wie sich Dieser und Jener gegen ihn benommen, und wenn er auch zu rechtlich ist, um Jemand zu unterdrücken, so kann man es ihm doch nicht verdenken, wenn er gerade dem, der ihm beständig opponirt, eine Eselsbrücke bauen sollte. Auf diese Art hat Mancher den Sieg bei St. Quentin längst verwirkt und wird zu den Todten gezählt. Diese vergilbten Rollen zeigen mit den Namen der verschiedenen Schauspieler, die auf ihnen gezeichnet und wieder ausgestrichen sind, aufs beste die Laufbahn, die mancher Künstler gemacht hat. Hier ist die Rolle des ersten Bürgers von Brüssel und mit manchem durchstrichenen Namen versehen. Hier nahm manches junge Talent seinen Anlauf, manches kam höchstens bis zur Rolle des Gomez; der spielte einmal den jungen Herzog von Alba und wurde bei Seite gelegt, und von so vielen ist kaum ein einziger, der sich bis zu einer ersten Rolle durchdrang und sich da erhielt. Auch der Regisseur hat diesen Weg gemacht; aber er sieht mit stillem Vergnügen, wie die Rollenhefte, auf denen sein Name prangt, allmälig dicker wurden; er sieht einen ganzen Lebenslauf dazwischen liegen, und jede Rolle, die er durchsieht, bringt ihm traurige und angenehme Stunden ins Gedächtniß. Wo sind all' die Klärchen geblieben, mit denen er auf den Brettern, sowie im Leben gespielt. Auf dem Rollenhefte steht eine zahlreiche Liste von Namen, die einst schönen jungen Mädchen angehörten, aber die meisten sind alt geworden, verschollen, gestorben und verdorben.

Andere sind weiter gerückt, doch wenn sie auch dickere Rollen bekamen, sind sie doch nicht aufwärts gestiegen. Aus jungen Liebhaberinnen wurden sie auf den Brettern und in der Wirklichkeit Mütter und keifende Matronen. Aber wenn man alle diese hört, geschah ihnen bitteres Unrecht. Sie wurden unterdrückt und würden Klärchen heute noch so gut spielen, wie vor fünf und zwanzig Jahren. Doch still, es klopft, und ein lebendiges Beispiel tritt ein. Es ist Madame H., die vor etlichen zehn Jahren mit dem Regisseur Liebhaber spielte und auf die zarte Neigung, die sie früher so oft auf den Brettern verband, eine feste Freundschaft baute, welche sie jetzt bei kleinen Bitten geltend macht. Aus dem jungen naiven Mädchen ging sie ins Fach der zärtlichen Mütter über, wurde nach und nach Ehrendame der Königinnen, spielt auch in alten Stücken vornehme Personen selbst, denn sie hat eine stattliche hohe Figur, über welche sich der Königsmantel sehr schön zur Schau hängen läßt.

Obgleich es dem Regisseur nicht angenehm ist, unterbrochen zu werden, rückt er doch der Dame Anstandshalber einen Sessel hin, und sie läßt sich mit einer unnachahmlichen Grazie nieder. „Ach, guten Morgen, lieber Regisseur, hab' schon lange die Idee gehabt, Sie zu besuchen, komme aber nie dazu.“ — „So,“ entgegnet dieser ziemlich lang gezogen, „und was führt Sie jetzt zu mir?“ — „Ach,“ declamirt die H. schmachtend:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.“

„Sie wissen ja, lieber Regisseur, daß mit dem nächsten Jahre mein Contract zu Ende läuft, und da Sie Alles bei der hohen Intendanz vermögen, so werden Sie doch, hoffe ich, einer alten Collegin, wollte sagen, einer Collegin, die schon lange mit Ihnen spielt, das Wort reden.“

Der Regisseur hat während dieser Rede, die ihm nicht neu ist, in den Rollen des Stückes geblättert und ohne gerade der Dame auf ihre Bitte eine Antwort zu geben, legt er ein dünnes Heftchen vor die Madame H. hin, es ist die Rolle von Clärchens Mutter, auf der ihr Name prangt.

„Aber, lieber Freund,“ fährt diese überrascht fort, „was machen Sie denn da? Sie sind doch sehr zerstreut. Sie dachten an mich und schreiben meinen Namen auf dies Rollenheft?“

„Ja,“ entgegnete der Regisseur, jedoch ohne aufzusehen; denn es ist gefährlich, einer Künstlerin, die Heldinnen spielt, bei Momenten, wo man ihr etwas Unangenehmes sagen muß, in das Auge zu blicken. „Ich that es nicht in der Zerstreuung; es ist gewiß besser, liebe H., daß Sie anfangen, sich in Müttern zu versuchen. Wissen Sie, die Zeit rückt vorwärts, ich werde auch allmälig alt, und ich versichere Sie, daß es mir sehr lästig wird, noch den Egmont und dergleichen jugendliche Rollen zu spielen.“

War die Dame wirklich durch die ihr zugedachte Rolle so überrascht, oder affectirte sie nur die Bestürzung und den Verdruß, der sich auf ihrem Gesicht und an der ganzen Haltung deutlich blicken ließ, genug, das drohende Feuer in ihrem Blick verschwand, sie wandte den Kopf recht würdevoll gegen den Regisseur, hob eine ihrer Hände mit einer unnachahmlichen Bewegung gegen das Herz und lispelte mehr, als sie sprach: „Aber, lieber Regisseur, wie kann ich bei meinem edlen Wesen so ein Weib spielen, die Mutter einer solchen Tochter. Ah! Ich würde ganz meine gewöhnliche Natürlichkeit verlieren, und jeder würde mir ansehen, daß ich mit Widerwillen einen solchen Charakter darstelle.“

Aber der Herr Regisseur blieb trotz diesen Lamentationen fest. Er zuckte die Achseln und versicherte, vergeblich einem Auskunftsmittel nachgedacht zu haben. „Sehen Sie,“ sagt er und steckt sich eine neue Cigarre an, „die M. ist krank, die W. auf Urlaub und der R. so wenig wie der Y-Z. kann ich doch eine solche Rolle

Soubrette, der er dadurch vielleicht einen genußreichen Abend verdirbt. Aber auch wegen anderer Motive läßt der Theaterdiener seine Minen springen. Der erste Held ist vielleicht gerade krank, und der zweite Held, der eben kein Held ist, möchte gern einmal den Wallenstein spielen; denn ein durchreisender Tourist, der sein Freund ist, möchte den großen Mimen gern einmal in einer Glanzrolle sehen, um mit ihm ein Kapitel in seinen Reisetabletten ausfüllen zu können, und dies wäre nur unter diesen Umständen möglich. Ein Anderer möchte seinem Collegen gern den Spaß verderben und ihm einen Stein in den Weg legen, damit ein Stück, in dem Jener eine Lieblingsrolle hat, nicht gegeben wird. — Doch wir schweifen zu weit ab und kehren lieber ins Zimmer des Regisseurs zurück, wo wir vielleicht bessere Gelegenheit haben, dergleichen interessante Betrachtungen anzustellen.

Der Theaterdiener, der gegen den Regisseur noch viel geschmeidiger ist, als gegen den Chef selbst, denn Ersterer ist ein praktischer Theatermensch und läßt sich nicht leicht etwas vormachen, rückt das Marmortischchen näher und legt den Rollenstoß mit einem gelinden Seufzer darauf hin. Der Regisseur läßt das Zeitungsblatt neben sich fallen und wirft die Rollen auf dem Tische aus einander. Da es dem Theaterdiener für jetzt nur darum zu thun ist, zu wissen, wie die Partien aufs Neue besetzt werden, damit er sieht, ob seine Protegés auch gehörig bedacht sind, so fängt er an, den Regisseur leise auszuforschen.

„Da haben der Herr Regisseur wieder eine schwere Arbeit.“ Keine Antwort. „Nun, die meisten Rollen werden bleiben, wie sie früher gewesen sind.“ Der Regisseur blättert emsig in den Papieren fort. „Seit Herr C., der den Alba zum letzten Male spielte, gestorben ist, ist das Stück nicht mehr gegeben worden. — Der Herr Regisseur werden Mühe haben —“ — „Das wär' das Wenigste,“ entgegnet ihm dieser, „Herr M. wird diese Rolle ebenso gut spielen.“ — Das schreibt sich der Theaterdiener gleich

Blick, der Bediente macht mit seinem äußerst-dummen Gesicht ein Compliment, und die Dame ist verschwunden. Rasch wendet sich nun der Regisseur ins Zimmer zurück, klopft anmuthig die Asche von der Cigarre und ruft dem Bedienten hinaus: „das verfluchte ewige Stören! Ich bin für Niemand mehr zu Haus!“

Er setzt sich wieder in seinen Fauteuil und fährt fort in den Rollen, sowie in den Büchern, die ihm nach und nach von seinen Freunden geschickt werden, zu blättern. Wenn ihm auch nicht gerade die Scene, die er mit der H. hatte, alte Jugenderinnerungen, weder traurig noch komisch, ins Gedächtniß zurückruft, so findet er dagegen auf den gelben Papieren manchen Namen, der ihm ein Lächeln oder einen stillen Seufzer abgelockt. Auch Bemerkungen, die hie und da von den darstellenden Künstlern zwischen den Reden eingeschrieben wurden, kommen ihm äußerst komisch vor. Da heißt's bei einer Stelle: „der rechte Arm wird ausgestreckt, der Kopf würdevoll zurückgeworfen, oder die Augen werden schmachtend geschlossen;“ bei einer andern: „hier trete ich drei Schritte zurück, knirsche mit den Zähnen und stoße drei Seufzer aus;“ hinter einem langen Monologe stehen die Worte: „als ich zum letzten Male diese Rolle spielte, geruhten Se. Durchlaucht der Fürst, der in Husarenuniform im Theater war, mich aufmerksam anzuhören und am Schlusse beifällig mit dem Kopfe zu nicken; auch applaudirte das Parterre dreimal.“ Ein anderes Notabene hieß: „hier stützte ich mich mit dem linken Arm auf mein Schwert, legte den rechten Ellbogen, auf dem mein Kopf ruhte, darauf und bildete so, wie meine Freunde mich später versicherten, eine malerische Stellung.“

Das alles liest der Regisseur durch, vertheilt die noch fehlenden Rollen, schreibt die Zahl der Statisten auf, sowie das ganze Ballet, das er im Stück zu verwenden gedenkt; Einige sollen Pagen machen, Andere führen bei den Volksscenen in Brüssel Tänze auf, und der Nachwuchs des Ballets, die Kinder unter zehn Jahren, sollen die Straßen bevölkern, hin und her rennen und kleine Spiele

treiben. So ist es elf Uhr geworden. Es schellt draußen, der Bediente bringt ein kleines Billet und meldet zugleich drei Tänzerinnen, die aufzuwarten wünschen. In dem Briefe bittet ein College, der bisher die Rolle des Vansen spielte, da er zufällig gehört habe, daß der Egmont auf dem Repertoire stünde, um Abnahme dieser Rolle und um Zutheilung des Herzogs Alba, da letzterer eigentlich mehr Intriguant sei als ersterer, und er für dies Fach doch engagirt sei. Der Brief wird ad Acta gelegt und die Tänzerinnen vorgelassen. Neue Klagen und Beschwerden. Die drei Grazien kommen eben aus der Tanzstunde, wo sie erfuhren, daß ihnen zu einem Tanz auf heute Abend, in dem sie die Solopartien haben, keine neuen Schuhe gemacht werden sollen. Dem Regisseur werden die alten vorgezeigt, die von fleischfarbener Seide und jedenfalls sehr defect, sogar durchlöchert sind. Doch zuckt er die Achseln und rechnet ihnen vor, daß die ausgesetzte Summe für neue Schuhe fast überschritten sei und er also nichts mehr dürfe machen lassen. Aber das Kleeblatt läßt sich so bald nicht abweisen, sie bestürmen den guten Mann mit Bitten und Schmeicheleien, versichern ihm, daß sie auf den durchgetanzten Sohlen fast nicht mehr stehen könnten, eine sogar, die sehr schöne Waden hat, macht, während sie die Schuhe vorzeigt, ein kleines Battement, um zu zeigen, daß man bei der Vorstellung die defecten Stellen deutlich sehen könne, was den Regisseur rührt, und sie erhalten endlich die Erlaubniß, die sehr nothwendigen neuen Schuhe machen zu lassen.

Nachdem sich die Tänzerinnen noch einige Secunden in dem Zimmer des Regisseurs umgesehen, da eine schöne Stickerei bewundert, hier die Stellung der Venus nicht ganz natürlich fanden, trifft der Regisseur Anstalten, sich seines Schlafrocks zu entledigen, um Toilette zu machen, eine Bewegung, welche die drei alsbald in die Flucht schlägt. Jetzt wird dem Bedienten geschellt, doch kaum ist dieser eingetreten, um seinem Herrn die nöthigen Sachen zur Toilette hinzureichen, als draußen wieder heftig geschellt wird.

Schon ist der geplagte Mann im Begriff, seinen Schlafrock wieder fester um sich zu ziehen, als er an dem lauten Gelächter der vor der Thür Stehenden erkennt, daß es ein paar gute Freunde sind, vor denen er sich nicht zu geniren hat. Er läßt also den Schlafrock fallen und läßt sich, nachdem er noch einen Blick zum Fenster hinausgeworfen hat, ein paar helle Beinkleider geben, die er dem Sonnenschein zu Liebe heute anziehen will. Indessen sind zwei junge Männer an die Thür getreten, die in ihrem Aeußern den schärfsten Contrast bilden. Der erste ist von einer langen, sehr langen Gestalt, auf der ein interessantes, aber sehr blasses Gesicht, von hellblonden Haaren umgeben, sehr von oben herab auf die Welt sieht. Er ist recht elegant gekleidet, trägt bunte carrirte Beinkleider, eine schwarze Atlaßweste, auf der ein kleines Stückchen goldener Kette prangt; ein ähnliches Geschmeide verbindet die kolossalen Knöpfe zweier Tuchnadeln, mit denen der lange junge Mann das schwarzsammtne Halstuch verziert hat; ein Frack nach dem neuesten Schnitt mit pfundschweren Knöpfen, auf denen ein Fuchskopf ciselirt ist, vollendet das Ganze. Er schreitet mit großen Schritten durch den Vorsaal, wobei er einer Tanne zu vergleichen ist, die vom wilden Sturmwind bewegt hin und her schwankt. Der Andere, der wenigstens einen guten Schuh kleiner ist als der Erste, aber dagegen der Breite desto mehr zugesetzt hat, ist kaum im Stande, ihm zu folgen. Beide mögen vielleicht fünf bis sechs und zwanzig Jahre alt sein, sehen aber aus ganz verschiedenen Umständen weit älter aus und sind bei ihrem Eintreten über dies Kapitel gerade in einen kleinen Streit verwickelt.

„Ich versichere dich,“ sagte der Lange, „daß du mit jedem Tage unförmlicher und dicker wirst. Alles Jugendliche ist aus deiner Erscheinung verschwunden, und wenn nicht dein kindischer Kopf wäre, der, beiläufig gesagt, weniger zu deinem Körper als zu deinen Neigungen und Gesinnungen paßt, so könnte man dich für einen alten Kerl von fünfzig Jahren halten.“ Das sprach der

Lange finster und ernst und mit solchem Tone, als sei die Sache durch den Ausspruch abgemacht und ließe sich nichts weiter darauf entgegnen. Doch der kleine Dicke, der freundlich lachend hinter dem Langen hertrippelte und zu ihm emporsah, schenkte Diesem nichts und verglich ihn mit einem Streichhölzchen, von dem aber oben der Schwefel abgebrannt sei. So gelangten Beide in das Zimmer des Regisseurs, als er sich gerade beschäftigte, das helle Beinkleid anzuziehen. Der Lange bleibt bei diesem Anblick wie erstaunt unter der Thür des Zimmers stehen und sagt mit überraschtem Tone, während sich der Dicke in eine Sophaecke legt und nach einer Cigarre langt: „Ach, lieber Regisseur, Sie wollen heute ein helles Beinkleid anziehen? Welche Idee! Es gibt ja in einer Stunde Regen. Dann sollten Sie sich auch mehr in Acht nehmen und sich nicht hier bei den offenen Thüren anziehen. Ich habe Ihnen das schon oft genug gesagt."

Der Regisseur läßt langsam die Hand sinken und schaut noch einmal zum Fenster hinaus, dann sagt er ruhig: „Ja, Sie haben Recht, es wird doch in kurzem schlechtes Wetter. Johann, eine schwarze Hose!" Und der Dicke bricht in ein lautes Gelächter aus,

Von den beiden eben Eingetretenen, die ich dem Leser zwar bezeichnet, aber noch nicht vorgestellt habe, ist der Lange Schauspieler und der Dicke Schriftsteller. Daß der Mime ein Mann von Talent und Fähigkeiten ist, läßt sich daraus abnehmen, weil er mit dem verständigen, scharfblickenden Regisseur in so vertraulichem Verhältnisse steht, so daß dieser sogar auf die Meinung und das Urtheil des Untergebenen etwas hält. Was den Schriftsteller betrifft, so schweigt die Geschichte.

Der Lange ist indessen mit einigen großen Schritten im Zimmer umhergestürzt und hat in kurzem die Rollenhefte des Egmont auf dem Tische entdeckt. „Ah, der Egmont!" ruft er laut. „Ich bekomme doch den Oranien? Nicht wahr? Ich versichere Sie, ich habe mich sehr darauf gefreut und schon lange über das Costüm

nachgedacht, das mir am Besten dazu stehen wird. Was denken Sie zu einem schwarzen Sammetkleide? Ich nehme dazu eine kurze blonde Perrücke und einen rothen Bart." — „Wie dein natürlicher ist," schaltet der Dicke ein. Doch hoffe ich, wird dir jetzt endlich einmal Befehl ertheilt werden, ihn abzuschneiden; denn du, der so sehr auf Treue des Costüms inclusive Perrücke und Bart sieht, wirst doch wohl wissen, daß damals dieser Wangenschmuck nicht Mode war." Der Lange sieht ihn mit einem großen Blicke an und antwortet ganz ruhig: „Glaub' mir nur, daß ich besser weiß, was sich für meine Rolle paßt als du." Schon droht wieder, wie beim Eintritt, ein kleiner Streit zu beginnen, wenn nicht der Regisseur gerade angezogen wäre, seinen Hut nimmt, und so das Zeichen zum Aufbruch gibt.

Die Drei gehen fort, und auf der Treppe wird dem Regisseur noch ein Billet gebracht. Es ist von dem Kapellmeister, der anfragt, ob der Egmont wirklich in den nächsten acht Tagen gegeben werde, was ihm eigentlich nicht recht gelegen sei, denn er habe schon für das nächste Concert etwas von der Beethoven'schen Musik aus dieser Tragödie bestimmt. Kaum ist der Brief gelesen, so wird der Regisseur auf der Straße von einem jungen Diplomaten mit der Frage angehalten: „Sie geben nächstens Egmont? Wissen Sie, wir haben diesen Winter über die Tragödie einige Male gesprochen, und da gab ich Ihnen einige Stellen an, die bei uns gestrichen wurden und nothwendig auch hier wegbleiben müssen." Der Regisseur dankte ihm lächelnd und versichert ihm, daß er wohl daran gedacht habe. Für heute Morgen wäre Egmont nun glücklich beendigt, denn obgleich ihm hie und da auf der Straße Collegen begegnen, die mit einer Bitte oder Klage auf ihn zulenken wollen, so thut doch der Regisseur, als sähe er sie nicht, nur um auf einen Augenblick von Allem, was Egmont heißt, befreit zu sein.

Indessen sind Nachmittags die Rollen vertheilt und ist auf den folgenden Morgen eine Probe angesagt worden. Schon in der

Frühe sind eine Menge Leute da gewesen, die den Regisseur haben sprechen wollen, doch hat der Bediente den strengsten Befehl erhalten, Niemand vorzulassen, da er sonst mit den Vorbereitungen nicht fertig werden würde.

Auf dem dunklen Theater hat sich indeß das Personal versammelt und steht da und dort in kleinen Gruppen beisammen. Die Zimmerleute tragen die alten Coulissen herbei oder sind auf dem Schnürboden beschäftigt. Der Theaterdiener geht herum und flüstert bald dem Einen, bald dem Andern eine Bemerkung zu. Die Leute, die bei dem Erscheinen des Regisseurs etwas anbringen wollen, halten sich an der ersten Coulisse auf, um ihn gleich überfallen zu können, und ihre Zahl ist nicht klein.

Wie der Theaterdiener in seiner Art ein ganz eigenthümlicher Mensch ist, gibt es deren beim Personal noch viele stehende Personen, die wie die Masken auf dem italienischen Theater mit wenigen Variationen fast immer denselben Charakter haben. Unter den Choristen ist einer, der die andern in jeder Beziehung überragt oder zu überragen glaubt. Das ist meistens eine große starke Figur, der im Rittercostüm wie ein rechter Schlagetodt aussieht, und der sich durch allerhand Kleinigkeiten bemerkbar zu machen weiß. Gewöhnlich stellt er sich vorn hin, macht auffallende Gesten und Bewegungen, und wo der Chor sich in pleno zu freuen hat oder betrübt sein muß, drückt er seinen Schmerz noch heftiger aus, oder lacht mit lauter Stimme einige Secunden früher als die Andern. Er ist es, dem sich bei vorkommenden Gelegenheiten der erste Tenor an die treue Freundesbrust wirft, und der mit starkem Arm den Ohnmächtigen aufrecht zu erhalten hat. Bei Balletten spielt er den Zauberkönig oder auch Ungeheuer und ist im Allgemeinen dadurch kenntlich, daß er an seinen Kleidern, die mit denen der übrigen Choristen gleich sein sollten, beständig eine kleine Auszeichnung hat. Bald ist es eine Tresse, bald eine Reihe Knöpfe mehr, bald eine farbige Feder, wo der ganze übrige Chor nur schwarze oder

weißze hat. Da sich dieser Mann durch kleine Dienste bei den Regisseuren in Gunst zu setzen weiß, so hält es schwer, ihn von seinem Posten zu verdrängen, denn wenn er auch auf der Bühne nicht selbst mitzuwirken hat, weiß er sich doch immer hinter den Coulissen ein kleines Geschäftchen zu machen. Bald blitzt und donnert er, bald läßt er die Kanonen aus der Entfernung spielen, bald dirigirt er das kleine Gewehrfeuer und läutet mit den Glocken. Ihm gegenüber, doch weniger glücklich und anhaltend, regiert eine handfeste Dame die Choristinnen; doch ist dies weibliche Personal nicht gutmüthig genug, um einer einzigen zu erlauben, daß sie sich immer vordränge, und dann fährt auch die rauhe Hand der Zeit weit unnachsichtiger über die Wange der Herrscherin. Bei stämmigen Bäuerinnen kann sie noch immer eine der Ersten vorstellen, doch bei jungen unschuldigen Gespielinnen irgend einer Prinzessin, wo sie vor fünf und zwanzig Jahren anmuthig glänzte, muß sie sich gefallen lassen, von dem jungen naseweisen Volk verdrängt zu werden. Dann fallen auch im menschlichen Leben allerhand Verhältnisse vor, die sie nöthigten, eine Zuflucht hinter der geschlossenen Phalanx ihrer Colleginnen zu suchen, wobei sie es dann nicht unterläßt, sich auf die Zehen zu stellen, um den Kopf so weit wie möglich vorstrecken zu können.

Eine andere, nicht minder beachtenswerthe und sehr wichtige Person in dem Haushalte des Theaters ist der Inspicient. Da der Posten eines Inspicienten einen Mann verlangt, der eine Unzahl von Stücken fast auswendig weiß, der das Theater durch und durch kennt, so sind es meistens gediente Veteranen, denen ein solcher Posten anvertraut wird. Dieser Mann, der den ganzen Tag in seiner Rumpelkammer zu thun hat, wobei er die alten rostigen Schilder hin und her wirft, zur Vorstellung herrichtet und wieder aufräumt, wo er die Deckelkannen und Becher, aus denen die tapfern Ritter getrunken, zusammenstellt, hat sich durch diese immerwährenden Arbeiten mit den leblosen klappernden Gegenständen ein finsteres,

mürrisches Wesen angewöhnt, das er an allen seinen Collegen und selbst an den Vorgesetzten ausläßt. Dabei sind ihm seine alten Geräthschaften ein wahres Heiligthum, und ein Nagel, der ihm nach der Vorstellung an irgend einem Stücke fehlt, ist im Stande, ihn für mehrere Tage unglücklich zu machen. Der Inspicient ist gewöhnlich von Natur ein gutmüthiger Mensch, was sich auch auf seinem Gesichte ausdrückt, weßhalb der Ingrimm und der Schmerz, der ihm durch die rohe Behandlung seiner Requisiten verursacht wird, auf seinem dicken lächelnden Gesicht nicht recht die Oberhand gewinnen kann. Sein Geschäft verbietet ihm, in der Kleidung sehr gewählt zu sein, und da ihm bei dem Herumstöbern in den Winkeln zuweilen die Perrücke etwas verschoben wird, so sieht der Mann nicht selten sehr possirlich aus, wenn er so mit einigen mächtigen Ritterschwertern unter dem Arm an das Tageslicht heraufsteigt. Des Abends bei der Vorstellung läuft er hinter den Coulissen umher, um jedem der Schauspieler zu sagen, wann der Augenblick da ist, daß er auftreten muß. Dann liest er das Stichwort, es mag einen noch so rührenden Monolog beschließen, mit näselndem Tone ab, gibt dem Schauspieler einen kleinen Puff, nimmt hastig eine Prise und eilt auf eine andere Seite der Bühne, wo es vielleicht eben blitzen soll, oder wo er den Befehl zu geben hat, daß ein paar kleine Balletmädchen, die als Genien in ihren Hänggurten zappeln, über die Bühne fliegen sollen.

Jetzt endlich schlägt es zehn Uhr; der Regisseur kommt in Begleitung des langen Schauspielers, von dem ich oben sprach, und der ihn regelmäßig zu den Proben abholt; denn der Regisseur, ein kleiner König in seinem Reiche, hat so gut Günstlinge wie jeder Andere. Hier auf der Probe hat sein Auftreten wirklich etwas Königliches, und er wird umringt von der Schaar der Supplicanten, die sich in der ersten Coulisse hinter leinwandenen Bäumen und hölzernen Steinen verbargen. Zuerst naht sich ihm der Maschinist, der zugleich Decorateur ist, und entschuldigt sich über einen verun-

glückten Mondschein, oder daß eines der Garderobemädchen gestern bei der letzten Scene, wo der Hintergrund das offene Meer darstellte, ins Wasser gegangen sei, er habe sie zurückhalten wollen, doch sei es zu spät gewesen. Der Anführer der Statisten, der, weil er in vorkommenden Fällen die Gefechte zu führen hat, Schlachtenlenker genannt wird, bringt die Liste, auf der die Soldaten verzeichnet sind, die im Hintergrunde warten, bis der Augenblick kommt, wo sie als Leibwache des Herzogs von Alba über die Bretter marschiren sollen. Der Balletmeister, dem der Regisseur heute Morgen einige Zeilen schrieb, er möge doch bei den Volksfesten in Brüssel durch einige Tänzer im Hintergrunde einen kleinen Tanz aufführen lassen, steht auf der Bühne und macht nur einige Schritte gegen den Regisseur, damit dieser die gleiche Anzahl gegen ihn machen soll. Er thut dies nur, um seiner Würde nichts zu vergeben, obendrein, da er alle Ursache hat, sich über das Begehren des Regisseur beleidigt zu finden, denn er sagt diesem, daß er es sehr geschmacklos fände, wenn man verlange, daß das Ballet im Hintergrunde tanzen solle. Der Regisseur weiß ihn nur durch das Versprechen zu beruhigen, daß dort ein kleiner hölzerner Hügel gebaut werden soll, auf welchem man vom Parterre aus die Tänze deutlich sehen könne. So hat der beschäftigte Mann nach allen Seiten zu fragen, zu beantworten, Bitten zu gewähren oder abzuschlagen. „Lieber Bruder," sagte der Herzog Alba zu ihm, „du könntest mir zu der Rolle auch eine neue Perrücke machen lassen; ich versichere dich, die alte paßt gar nicht mehr dazu." Vansen, der Schreiber, kommt und beklagt sich, daß er in der Garderobe keinen Rock finden könne, der zerrissen genug wäre. Kaum sind die Beiden abgefertigt, und der Regisseur ist glücklich an seinen Tisch gelangt, worauf die Klingel und sein Hut steht, so fühlt er sich leise am Rock gezupft. Es ist eine Choristin von kleiner Statur, die sich gern auszeichnen möchte, und da sie wegen ihrer unansehnlichen Gestalt von den Andern immer zurückgedrängt

wird, hat sie sich auf die Gassenjungen und dergleichen verlegt und bittet den Regisseur, sie bei den Volksfesten in Brüssel einen solchen spielen zu lassen. Nach einer Zeichnung und Beschreibung, die er heute Morgen dem Decorateur zuschickte, hat dieser das Theater zu der ersten Scene, wo Jetter im Begriff ist, nach der Scheibe zu schießen, hergerichtet. Der Regisseur, der die Niederlande bereiste, hat dort einigen kleinen Festen der Art beigewohnt und die Häuser auf dem Theater geschmückt, wie sie daselbst verziert waren. Vor den Giebeln hängen bunte Fahnen mit Namen verschiedener Ortschaften und Dörfer, die Theilnehmer zu dem Scheibenschießen sandten. Auf dem Boden sitzen Gruppen von Kindern, und der Regisseur zeigt ihnen, wie sie spielen und sich herumbalgen müssen; auch dürfen sie zuweilen schreien und laut jubeln. So beginnt die Probe, doch gibt es noch Unsägliches zu thun. Bald stehen die Landleute im Hintergrunde zu dick auf einander, bald sind die Reihen zu dünn und füllen das Theater nicht aus. Die Statisten, welche die gemüthlichen holländischen Soldaten darstellen sollen, marschiren ängstlich hin und her mit angezogenen Knieen und steifen Fußspitzen, als wenn sie auf dem Exercirplatze wären. Die Damen des Ballets, die leichtfüßige Bauernmädchen machen sollen, schweben wie Nymphen einher, machen statt natürlicher Bewegungen die ausgesuchtesten Attitüden, kurz, es ist noch nicht die Idee von einem wirklichen Leben in dem Gewühl. Der Regisseur läuft herum, stellt hier eine Gruppe zusammen, jagt dort die Kinder auseinander und fordert sie auf, laut zu schreien; endlich geht die Sache etwas besser; doch kaum wird es von Neuem probirt, so haben die Meisten das eben Gemachte wieder vergessen und es muß ihnen abermals gezeigt werden; besonders die Kinder sind schüchtern und fürchten sich, bis vorn auf die Bühne zu laufen, weßhalb der Regisseur einen Korb mit Aepfeln kommen läßt, und der Inspicient muß einen nach dem andern über die Bühne rollen lassen. Jetzt wird's besser, die Kinder laufen den Aepfeln nach, werfen einander

um, überpurzeln sich und die Sache wird natürlicher. So geht die Probe fort. Die Scenen zwischen Egmont, Brackeburg und Klärchen erfordern weniger Mühe; doch hat der Regisseur auch hier immer noch genug zu thun, um dem Ganzen die gehörige Rundung zu geben. Da müssen die Farben der Decoration, der Möbel mit den Costümen übereinstimmen, und wenn er endlich nach seiner besten Einsicht alle diese Sachen ordentlich zusammengestellt hat, so kommt ihm oft noch die Meinung eines einzelnen Künstlers dazwischen, und er muß, um die Collegen bei guter Laune zu erhalten, die ganze Anordnung wieder umwerfen.

So glaubt Alba, daß ein rother Sammetmantel zu seinem Costüme besser stehen würde, was aber nun zu den Möbeln von derselben Farbe und demselben Stoffe nicht gut passen würde. Der lange Schauspieler, der den Oranien spielt, überzeugt den guten Regisseur in einer schwachen Stunde, daß er zu seinem schwarzen Kleide auf jeden Fall blaue Möbeln haben müsse, und so geht das fort, untermischt mit andern kleinen Störungen, die jeden Augenblick eintreten. Klärchen ist heiser und kann ihre Reden kaum sprechen, auch zerstreut und sieht oft hinter den Coulissen umher, als suche sie dort etwas. Die Mutter dagegen, die sich noch der seligen Zeit erinnerte, wo sie Klärchen spielte, verspricht sich jeden Augenblick und sagt oft in der Zerstreuung lange Sätze von den Reden ihrer Tochter. Hinter den Coulissen wogt und murmelt es durcheinander, und der Regisseur muß oftmals seine Klingel gebrauchen und Ruhe gebieten, damit er die auf der Bühne Befindlichen hören kann. In Gruppen stehen die Schauspieler, die Choristen und Statisten vor und in den Garderoben zusammen, betrachten die Kleider, die dort ausgehängt sind, haben daran etwas auszusetzen, oder einer ärgert sich über den andern, wenn Jener ein besseres Kleid hat als Dieser. Vansen hat sich so in seine Rolle hineinstudirt, daß er den aufrührerischen Schreiber auch hinter den Coulissen fortspielt. Er beweist eben dem Brackeburg, der gerade seinen

Contract in der Tasche hat, daß er danach den Egmont rechtmäßig für sich in Anspruch nehmen könne; zufällig kommt der zweite Tenor hinzu und ist voll Gift nnd Galle über deu Regisseur, der von ihm verlangt, er soll die gemeinschaftlichen Reden der Bürger mitsprechen. Auf der andern Seite stehen die Choristinnen beisammen und Alle haben sich über den Regisseur zu beklagen. Diese wollte heute Morgen von der Probe dispensirt sein, und trotz dem, daß sie eine große Wäsche hat oder ausziehen will, muß sie doch bleiben; eine Andere, die unverheirathet ist, wurde von ihm auf das Gröbste beleidigt, indem er sie gestern ermahnte, zur heutigen Probe ihre Kinder mitzubringen; einer Dritten endlich, die beim wehmüthigsten Chore oder bei Ausbrüchen der Verzweiflung oder des Schmerzes ruhig ihren Strickstrumpf bearbeitete, wurde diese Thätigkeit auf der Probe untersagt und sie dadurch auf das Empfindlichste gekränkt.

So dauern die Proben fort, Morgens und Nachmittags, und allmälig taucht aus dem Chaos ein fester Kern hervor, und bei der Generalprobe sieht sich im günstigsten Falle der Regisseur für seine viele Arbeit und Mühe belohnt, denn die Vorstellung verspricht eine glänzende zu werden. Auf dem Zettel von heute steht schon für morgen der Egmont angekündigt aber noch ist manche Tücke des Schicksals zu fürchten, die vielleicht die ganze Vorstellung für längere Zeit hinausschieben kann, die wirkliche oder fingirte Krankheit eines Mitgliedes, und der Regisseur sieht an diesem Tage dem Theaterdiener immer mit Schrecken entgegen, weil er die unheilschwangern Worte zu hören glaubt: Herr oder Madame So und So sind krank geworden. Doch kommt diesmal der Tag der Aufführung ohne Störung heran. Der Zettel wird gedruckt, öffentlich angeklebt, und jetzt ist so leicht an eine Veränderung nicht mehr zu denken. Während nun schon von drei Uhr Nachmittags an der Regisseur in den Garderoben und auf der Bühne herumkriecht, hier andere Costüme aussucht, dort noch Anordnung für die Möbeln

trifft, während der Mann dabei ermüdet und abgespannt von der tagelangen Arbeit obendrein seine Rolle hervorholen und noch einmal ablesen muß, schlendert man auf der Gasse gemächlich in's Kaffeehaus und liest an der Ecke den angeklebten Zettel. „Egmont,“ meint Einer, „wäre mir schon recht.“ — „Mir auch,“ sagt ein Anderer, „und Der und Der, und Die und Die spielt mit; die Besetzung ist ziemlich.“ — „Ja,“ fügt ein Dritter gähnend hinzu, „wenn ich mich nur nicht bei Durchlesung des Theaterzettels immer ärgern müßte, da lesen die Schauspieler ihre Rollen ein halbmal durch, halten zu ihrem Vergnügen eine Stunde Probe, und dann macht sich so ein Regisseur wichtig und läßt auf den Zettel drucken: „Neu in Scene gesetzt!“

Vergnügen auf der Jagd.

Wenn ich von dem Manne, den ich hier aufzuführen die Ehre habe, bemerke, daß er kein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war, so will das nicht sagen, er habe ein Steinschloß von einem Percussionsschloß nicht unterscheiden können, oder er habe nicht gewußt, daß man Feldhühner im Sommer und Hasen im Winter schießt. Nichts weniger; besagter Mann kannte sogar den größten Theil der gangbaren Jägerausdrücke, und hätte um Alles in der Welt nicht von den Hörnern eines Rehbocks oder den Beinen einer Schnepfe gesprochen. Hierin war er sehr correct, und vierzehn Tage nach der Jagdzeit konnte es ihm wohl begegnen, daß er Jemand versicherte, seine Lichter seien außerordentlich gut und über seine Ständer könne er sich nicht beklagen.

Soeben hat er ein Billet erhalten mit der Einladung zu einem Treibjagen, woselbst Füchse, Hasen und Böcke geschossen werden. Besonders auf letzteres freut er sich außerordentlich; denn obgleich er gesprächsweise wohl von diesem oder jenem schwierigen Schusse spricht, den er einem unglücklichen Reh männlichen Geschlechts beigebracht, so ist die Sache doch im Grunde eine Dichtung, was er

vertrauten Freunden eingesteht und alsdann versichert: „Im Winter, wenn ich Zeit habe die Jagden zu besuchen, haben die Böcke abgeworfen, und was den Pinsel anbelangt, da kann man nicht vorsichtig genug sein.“

Also die Einladung ist angekommen. Das Rendezvous ist vier Stunden von dem Orte, wo sich der Jagdliebhaber befindet, auf morgen früh sieben Uhr festgesetzt. So sehr es ihn freut, einmal einen Tag lang knallen zu können, so ist ihm doch der Umstand, Morgens vor sieben Uhr einige Stunden fahren zu müssen, äußerst fatal, und wer weiß, ob er die Einladung annähme, wenn er sich nicht so sehr darauf freute, heute Abend in Gesellschaft auf die stehende geistreiche Phrase: „Aber heute ist es kalt!“ leicht hinwerfen zu können: „Pah, was ist für uns Jäger die Kälte!“ — „So, Sie lieben die Jagd?“ — „Leidenschaftlich,“ antwortet er, indem er sich die Hände reibt. „Nur raubt es mir Zeit, viel Zeit; gleich morgen bin ich wieder genöthigt, einen ganzen Tag zu opfern, da mich mein Freund X. dringend eingeladen hat.“

Das Wetter ist, wie es ein Jäger nur wünschen kann. Seit heute Nachmittag hat sich der Himmel aufgeklärt; es ist Frost eingefallen, und als unser Freund Abends nach Hause geht, tritt er in so viel Wasserlachen, als er eben erreichen kann, um sich zu überzeugen, daß es wirklich friert. Vor einigen Tagen ist Schnee gefallen und eine weiße Decke liegt über Berg und Thal.

Was die Jagdausrüstung anbelangt, so ist unser Dilettant damit versehen wie Einer. Er besitzt einen grauen Jagdrock, dicke kurze Hosen, wollene Strümpfe, die bis über's Knie reichen, und rothe juchtenlederne Stiefeln, die das ganze Jahr einen unausstehlichen Gestank verbreiten, dafür aber auch, weil sie wenig gebraucht werden, im Winter auf der Jagd der Nässe gutwillig den Eintritt gestatten. Er hat sich einen grauen Filzhut angeschafft mit einem theuern Gemsbart und Spielhahnfedern verziert. Das Pulverhorn ist zum Aufdrücken, der Schrotbeutel zum Umbiegen eingerichtet,

Alles auf's Neueste. Auch eine Zündhütchenuhr fehlt nicht; da er aber den Mechanismus derselben nicht zu handhaben versteht, so wird sie nur zur Parade mitgenommen und er müht sich meistens ab, mit den erstarrten Fingern das Zündhütchen aufzusetzen. Daß er ein ausgezeichnetes Gewehr besitzt, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Dasselbe schießt weit hin und hält auf achtzig Schritte die Schrote merkwürdig zusammen. Nur hat es einen einzigen kleinen Fehler: es stößt sehr stark und hätte dem Liebhaber bei einem ersten Versuch mit etwas starker Ladung beinahe zwei seiner schönsten Backenzähne gekostet.

Der Jagdliebhaber kommt in sein Zimmer und ruft seinem Bedienten — „Johann, mein Gewehr! den Jagdrock, die Hosen, die hohen Strümpfe und die langen Stiefel!“ — Bald sind alle diese Sachen um ihn versammelt und er sieht sich veranlaßt, dem Bedienten einen kleinen Wischer zu ertheilen. Die Motten haben in den Aermel des Rocks ein Loch gefressen und in der Hose einen Theil verletzt, den man gern in gutem Zustande besitzt. Dieser Wischer wird bedeutend verstärkt, da die Stiefeln, trotz der häufigen Ermahnungen, sie fleißig einzuschmieren, vor Dürre ordentlich klappern. Im Grunde tröstet sich der Jagliebhaber damit, daß es nicht viel zu sagen hat, wenn auch an den Kleidungsstücken etwas fehlt, wenn nur die Waffe in gutem Zustande ist.

Diese steht, sorgfältig in ein grünes wollenes Futteral gesteckt, in einer Ecke des Zimmers und wird nun hervorgeholt und feierlich enthüllt. Doch wer malt den Schrecken des Jagdliebhabers, als er bemerkt, daß das Gewehr in- und auswendig mit einer förmlichen Kruste von Rost bedeckt ist, und als er sieht, daß die Batterie von verbranntem Pulver starrt! — „Gerechter Gott! wer hat das gethan? Wie ist das möglich?“ Er weiß zu gewiß, daß er das Gewehr selbst in's Futteral gesteckt, rein und blank, nachdem er es sorgfältig mit Mandelöl eingerieben. Ein schweres Gewitter steigt über dem Haupt des Bedienten empor, der trostlos dasteht und sich

weiße hat. Da sich dieser Mann durch kleine Dienste bei den Regisseuren in Gunst zu setzen weiß, so hält es schwer, ihn von seinem Posten zu verdrängen, denn wenn er auch auf der Bühne nicht selbst mitzuwirken hat, weiß er sich doch immer hinter den Coulissen ein kleines Geschäftchen zu machen. Bald blitzt und donnert er, bald läßt er die Kanonen aus der Entfernung spielen, bald dirigirt er das kleine Gewehrfeuer und läutet mit den Glocken. Ihm gegenüber, doch weniger glücklich und anhaltend, regiert eine bandfeste Dame die Choristinnen; doch ist dies weibliche Personal nicht gutmüthig genug, um einer einzigen zu erlauben, daß sie sich immer vordränge, und dann fährt auch die rauhe Hand der Zeit weit unnachsichtiger über die Wange der Herrscherin. Bei stämmigen Bäuerinnen kann sie noch immer eine der Ersten vorstellen, doch bei jungen unschuldigen Gespielinnen irgend einer Prinzessin, wo sie vor fünf und zwanzig Jahren anmuthig glänzte, muß sie sich gefallen lassen, von dem jungen naseweisen Volk verdrängt zu werden. Dann fallen auch im menschlichen Leben allerhand Verhältnisse vor, die sie nöthigten, eine Zuflucht hinter der geschlossenen Phalanx ihrer Colleginnen zu suchen, wobei sie es dann nicht unterläßt, sich auf die Zehen zu stellen, um den Kopf so weit wie möglich vorstrecken zu können.

Eine andere, nicht minder beachtenswerthe und sehr wichtige Person in dem Haushalte des Theaters ist der Inspicient. Da der Posten eines Inspicienten einen Mann verlangt, der eine Unzahl von Stücken fast auswendig weiß, der das Theater durch und durch kennt, so sind es meistens gediente Veteranen, denen ein solcher Posten anvertraut wird. Dieser Mann, der den ganzen Tag in seiner Rumpelkammer zu thun hat, wobei er die alten rostigen Schilder hin und her wirft, zur Vorstellung herrichtet und wieder aufräumt, wo er die Deckelkannen und Becher, aus denen die tapfern Ritter getrunken, zusammenstellt, hat sich durch diese immerwährenden Arbeiten mit den leblosen klappernden Gegenständen ein finsteres,

mürrisches Wesen angewöhnt, das er an allen seinen Collegen und selbst an den Vorgesetzten ausläßt. Dabei sind ihm seine alten Geräthschaften ein wahres Heiligthum, und ein Nagel, der ihm nach der Vorstellung an irgend einem Stücke fehlt, ist im Stande, ihn für mehrere Tage unglücklich zu machen. Der Inspicient ist gewöhnlich von Natur ein gutmüthiger Mensch, was sich auch auf seinem Gesichte ausdrückt, weßhalb der Ingrimm und der Schmerz, der ihm durch die rohe Behandlung seiner Requisiten verursacht wird, auf seinem dicken lächelnden Gesicht nicht recht die Oberhand gewinnen kann. Sein Geschäft verbietet ihm, in der Kleidung sehr gewählt zu sein, und da ihm bei dem Herumstöbern in den Winkeln zuweilen die Perrücke etwas verschoben wird, so sieht der Mann nicht selten sehr possirlich aus, wenn er so mit einigen mächtigen Ritterschwertern unter dem Arm an das Tageslicht heraufsteigt. Des Abends bei der Vorstellung läuft er hinter den Coulissen umher, um jedem der Schauspieler zu sagen, wann der Augenblick da ist, daß er auftreten muß. Dann liest er das Stichwort, es mag einen noch so rührenden Monolog beschließen, mit näselndem Tone ab, gibt dem Schauspieler einen kleinen Puff, nimmt hastig eine Prise und eilt auf eine andere Seite der Bühne, wo es vielleicht eben blitzen soll, oder wo er den Befehl zu geben hat, daß ein paar kleine Balletmädchen, die als Genien in ihren Hänggurten zappeln, über die Bühne fliegen sollen.

Jetzt endlich schlägt es zehn Uhr; der Regisseur kommt in Begleitung des langen Schauspielers, von dem ich oben sprach, und der ihn regelmäßig zu den Proben abholt; denn der Regisseur, ein kleiner König in seinem Reiche, hat so gut Günstlinge wie jeder Andere. Hier auf der Probe hat sein Auftreten wirklich etwas Königliches, und er wird umringt von der Schaar der Supplicanten, die sich in der ersten Coulisse hinter leinwandenen Bäumen und hölzernen Steinen verbargen. Zuerst naht sich ihm der Maschinist, der zugleich Decorateur ist, und entschuldigt sich über einen verun-

glückten Mondschein, oder daß eines der Garderobemädchen gestern bei der letzten Scene, wo der Hintergrund das offene Meer darstellte, ins Wasser gegangen sei, er habe sie zurückhalten wollen, doch sei es zu spät gewesen. Der Anführer der Statisten, der, weil er in vorkommenden Fällen die Gefechte zu führen hat, Schlachtenlenker genannt wird, bringt die Liste, auf der die Soldaten verzeichnet sind, die im Hintergrunde warten, bis der Augenblick kommt, wo sie als Leibwache des Herzogs von Alba über die Bretter marschiren sollen. Der Balletmeister, dem der Regisseur heute Morgen einige Zeilen schrieb, er möge doch bei den Volksfesten in Brüssel durch einige Tänzer im Hintergrunde einen kleinen Tanz aufführen lassen, steht auf der Bühne und macht nur einige Schritte gegen den Regisseur, damit dieser die gleiche Anzahl gegen ihn machen soll. Er thut dies nur, um seiner Würde nichts zu vergeben, obendrein, da er alle Ursache hat, sich über das Begehren des Regisseur beleidigt zu finden, denn er sagt diesem, daß er es sehr geschmacklos fände, wenn man verlange, daß das Ballet im Hintergrunde tanzen solle. Der Regisseur weiß ihn nur durch das Versprechen zu beruhigen, daß dort ein kleiner hölzerner Hügel gebaut werden soll, auf welchem man vom Parterre aus die Tänze deutlich sehen könne. So hat der beschäftigte Mann nach allen Seiten zu fragen, zu beantworten, Bitten zu gewähren oder abzuschlagen. „Lieber Bruder," sagte der Herzog Alba zu ihm, „du könntest mir zu der Rolle auch eine neue Perrücke machen lassen; ich versichere dich, die alte paßt gar nicht mehr dazu." Vansen, der Schreiber, kommt und beklagt sich, daß er in der Garderobe keinen Rock finden könne, der zerrissen genug wäre. Kaum sind die Beiden abgefertigt, und der Regisseur ist glücklich an seinen Tisch gelangt, worauf die Klingel und sein Hut steht, so fühlt er sich leise am Rock gezupft. Es ist eine Choristin von kleiner Statur, die sich gern auszeichnen möchte, und da sie wegen ihrer unansehnlichen Gestalt von den Andern immer zurückgedrängt

wird, hat sie sich auf die Gassenjungen und dergleichen verlegt und bittet den Regisseur, sie bei den Volksfesten in Brüssel einen solchen spielen zu lassen. Nach einer Zeichnung und Beschreibung, die er heute Morgen dem Decorateur zuschickte, hat dieser das Theater zu der ersten Scene, wo Jetter im Begriff ist, nach der Scheibe zu schießen, hergerichtet. Der Regisseur, der die Niederlande bereiste, hat dort einigen kleinen Festen der Art beigewohnt und die Häuser auf dem Theater geschmückt, wie sie daselbst verziert waren. Vor den Giebeln hängen bunte Fahnen mit Namen verschiedener Ortschaften und Dörfer, die Theilnehmer zu dem Scheibenschießen sandten. Auf dem Boden sitzen Gruppen von Kindern, und der Regisseur zeigt ihnen, wie sie spielen und sich herumbalgen müssen; auch dürfen sie zuweilen schreien und laut jubeln. So beginnt die Probe, doch gibt es noch Unsägliches zu thun. Bald stehen die Landleute im Hintergrunde zu dick auf einander, bald sind die Reihen zu dünn und füllen das Theater nicht aus. Die Statisten, welche die gemüthlichen holländischen Soldaten darstellen sollen, marschiren ängstlich hin und her mit angezogenen Knieen und steifen Fußspitzen, als wenn sie auf dem Exercirplatze wären. Die Damen des Ballets, die leichtfüßige Bauernmädchen machen sollen, schweben wie Nymphen einher, machen statt natürlicher Bewegungen die ausgesuchtesten Attitüden, kurz, es ist noch nicht die Idee von einem wirklichen Leben in dem Gewühl. Der Regisseur läuft herum, stellt hier eine Gruppe zusammen, jagt dort die Kinder auseinander und fordert sie auf, laut zu schreien; endlich geht die Sache etwas besser; doch kaum wird es von Neuem probirt, so haben die Meisten das eben Gemachte wieder vergessen und es muß ihnen abermals gezeigt werden; besonders die Kinder sind schüchtern und fürchten sich, bis vorn auf die Bühne zu laufen, weßhalb der Regisseur einen Korb mit Aepfeln kommen läßt, und der Inspicient muß einen nach dem andern über die Bühne rollen lassen. Jetzt wird's besser, die Kinder laufen den Aepfeln nach, werfen einander

um, überpurzeln sich und die Sache wird natürlicher. So geht die Probe fort. Die Scenen zwischen Egmont, Brackeburg und Klärchen erfordern weniger Mühe; doch hat der Regisseur auch hier immer noch genug zu thun, um dem Ganzen die gehörige Rundung zu geben. Da müssen die Farben der Decoration, der Möbel mit den Costümen übereinstimmen, und wenn er endlich nach seiner besten Einsicht alle diese Sachen ordentlich zusammengestellt hat, so kommt ihm oft noch die Meinung eines einzelnen Künstlers dazwischen, und er muß, um die Collegen bei guter Laune zu erhalten, die ganze Anordnung wieder umwerfen.

So glaubt Alba, daß ein rother Sammetmantel zu seinem Costüme besser stehen würde, was aber nun zu den Möbeln von derselben Farbe und demselben Stoffe nicht gut passen würde. Der lange Schauspieler, der den Oranien spielt, überzeugt den guten Regisseur in einer schwachen Stunde, daß er zu seinem schwarzen Kleide auf jeden Fall blaue Möbeln haben müsse, und so geht das fort, untermischt mit andern kleinen Störungen, die jeden Augenblick eintreten. Klärchen ist heiser und kann ihre Reden kaum sprechen, auch zerstreut und sieht oft hinter den Coulissen umher, als suche sie dort etwas. Die Mutter dagegen, die sich noch der seligen Zeit erinnerte, wo sie Klärchen spielte, verspricht sich jeden Augenblick und sagt oft in der Zerstreuung lange Sätze von den Reden ihrer Tochter. Hinter den Coulissen wogt und murmelt es durcheinander, und der Regisseur muß oftmals seine Klingel gebrauchen und Ruhe gebieten, damit er die auf der Bühne Befindlichen hören kann. In Gruppen stehen die Schauspieler, die Choristen und Statisten vor und in den Garderoben zusammen, betrachten die Kleider, die dort ausgehängt sind, haben daran etwas auszusetzen, oder einer ärgert sich über den andern, wenn Jener ein besseres Kleid hat als Dieser. Vansen hat sich so in seine Rolle hineinstudirt, daß er den aufrührerischen Schreiber auch hinter den Coulissen fortspielt. Er beweist eben dem Brackeburg, der gerade seinen

Contract in der Tasche hat, daß er danach den Egmont rechtmäßig für sich in Anspruch nehmen könne; zufällig kommt der zweite Tenor hinzu und ist voll Gift nnd Galle über den Regisseur, der von ihm verlangt, er soll die gemeinschaftlichen Reden der Bürger mitsprechen. Auf der andern Seite stehen die Choristinnen beisammen und Alle haben sich über den Regisseur zu beklagen. Diese wollte heute Morgen von der Probe dispensirt sein, und trotz dem, daß sie eine große Wäsche hat oder ausziehen will, muß sie doch bleiben; eine Andere, die unverheirathet ist, wurde von ihm auf das Gröbste beleidigt, indem er sie gestern ermahnte, zur heutigen Probe ihre Kinder mitzubringen; einer Dritten endlich, die beim wehmüthigsten Chore oder bei Ausbrüchen der Verzweiflung oder des Schmerzes ruhig ihren Strickstrumpf bearbeitete, wurde diese Thätigkeit auf der Probe untersagt und sie dadurch auf das Empfindlichste gekränkt.

So dauern die Proben fort, Morgens und Nachmittags, und allmälig taucht aus dem Chaos ein fester Kern hervor, und bei der Generalprobe sieht sich im günstigsten Falle der Regisseur für seine viele Arbeit und Mühe belohnt, denn die Vorstellung verspricht eine glänzende zu werden. Auf dem Zettel von heute steht schon für morgen der Egmont angekündigt aber noch ist manche Tücke des Schicksals zu fürchten, die vielleicht die ganze Vorstellung für längere Zeit hinausschieben kann, die wirkliche oder fingirte Krankheit eines Mitgliedes, und der Regisseur sieht an diesem Tage dem Theaterdiener immer mit Schrecken entgegen, weil er die unheilschwangern Worte zu hören glaubt: Herr oder Madame So und So sind krank geworden. Doch kommt diesmal der Tag der Aufführung ohne Störung heran. Der Zettel wird gedruckt, öffentlich angeklebt, und jetzt ist so leicht an eine Veränderung nicht mehr zu denken. Während nun schon von drei Uhr Nachmittags an der Regisseur in deu Garderoben und auf der Bühne herumkriecht, hier andere Costüme aussucht, dort noch Anordnung für die Möbeln

trifft, während der Mann dabei ermüdet und abgespannt von der tagelangen Arbeit obendrein seine Rolle hervorholen und noch einmal ablesen muß, schlendert man auf der Gasse gemächlich in's Kaffeehaus und liest an der Ecke den angeklebten Zettel. „Egmont," meint Einer, „wäre mir schon recht." — „Mir auch," sagt ein Anderer, „und Der und Der, und Die und Die spielt mit; die Besetzung ist ziemlich." — „Ja," fügt ein Dritter gähnend hinzu, „wenn ich mich nur nicht bei Durchlesung des Theaterzettels immer ärgern müßte, da lesen die Schauspieler ihre Rollen ein halbmal durch, halten zu ihrem Vergnügen eine Stunde Probe, und dann macht sich so ein Regisseur wichtig und läßt auf den Zettel drucken: „Neu in Scene gesetzt!"

Vergnügen auf der Jagd.

Wenn ich von dem Manne, den ich hier aufzuführen die Ehre habe, bemerke, daß er kein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war, so will das nicht sagen, er habe ein Steinschloß von einem Percussionsschloß nicht unterscheiden können, oder er habe nicht gewußt, daß man Feldhühner im Sommer und Hasen im Winter schießt. Nichts weniger; besagter Mann kannte sogar den größten Theil der gangbaren Jägerausdrücke, und hätte um Alles in der Welt nicht von den Hörnern eines Rehbocks oder den Beinen einer Schnepfe gesprochen. Hierin war er sehr correct, und vierzehn Tage nach der Jagdzeit konnte es ihm wohl begegnen, daß er Jemand versicherte, seine Lichter seien außerordentlich gut und über seine Ständer könne er sich nicht beklagen.

Soeben hat er ein Billet erhalten mit der Einladung zu einem Treibjagen, woselbst Füchse, Hasen und Böcke geschossen werden. Besonders auf letzteres freut er sich außerordentlich; denn obgleich er gesprächsweise wohl von diesem oder jenem schwierigen Schusse spricht, den er einem unglücklichen Reh männlichen Geschlechts beigebracht, so ist die Sache doch im Grunde eine Dichtung, was er

vertrauten Freunden eingesteht und alsdann versichert: „Im Winter, wenn ich Zeit habe die Jagden zu besuchen, haben die Böcke abgeworfen, und was den Pinsel anbelangt, da kann man nicht vorsichtig genug sein.“

Also die Einladung ist angekommen. Das Rendezvous ist vier Stunden von dem Orte, wo sich der Jagdliebhaber befindet, auf morgen früh sieben Uhr festgesetzt. So sehr es ihn freut, einmal einen Tag lang knallen zu können, so ist ihm doch der Umstand, Morgens vor sieben Uhr einige Stunden fahren zu müssen, äußerst fatal, und wer weiß, ob er die Einladung annähme, wenn er sich nicht so sehr darauf freute, heute Abend in Gesellschaft auf die stehende geistreiche Phrase: „Aber heute ist es kalt!“ leicht hinwerfen zu können: „Pah, was ist für uns Jäger die Kälte!“ — „So, Sie lieben die Jagd?“ — „Leidenschaftlich,“ antwortet er, indem er sich die Hände reibt. „Nur raubt es mir Zeit, viel Zeit; gleich morgen bin ich wieder genöthigt, einen ganzen Tag zu opfern, da mich mein Freund X. dringend eingeladen hat.“

Das Wetter ist, wie es ein Jäger nur wünschen kann. Seit heute Nachmittag hat sich der Himmel aufgeklärt; es ist Frost eingefallen, und als unser Freund Abends nach Hause geht, tritt er in so viel Wasserlachen, als er eben erreichen kann, um sich zu überzeugen, daß es wirklich friert. Vor einigen Tagen ist Schnee gefallen und eine weiße Decke liegt über Berg und Thal.

Was die Jagdausrüstung anbelangt, so ist unser Dilettant damit versehen wie Einer. Er besitzt einen grauen Jagdrock, dicke kurze Hosen, wollene Strümpfe, die bis über's Knie reichen, und rothe juchtenlederne Stiefeln, die das ganze Jahr einen unausstehlichen Gestank verbreiten, dafür aber auch, weil sie wenig gebraucht werden, im Winter auf der Jagd der Nässe gutwillig den Eintritt gestatten. Er hat sich einen grauen Filzhut angeschafft mit einem theuern Gemsbart und Spielhahnfedern verziert. Das Pulverhorn ist zum Aufdrücken, der Schrotbeutel zum Umbiegen eingerichtet,

Alles auf's Neueste. Auch eine Zündhütchenuhr fehlt nicht; da er aber den Mechanismus derselben nicht zu handhaben versteht, so wird sie nur zur Parade mitgenommen und er müht sich meistens ab, mit den erstarrten Fingern das Zündhütchen aufzusetzen. Daß er ein ausgezeichnetes Gewehr besitzt, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Dasselbe schießt weit hin und hält auf achtzig Schritte die Schrote merkwürdig zusammen. Nur hat es einen einzigen kleinen Fehler: es stößt sehr stark und hätte dem Liebhaber bei einem ersten Versuch mit etwas starker Ladung beinahe zwei seiner schönsten Backenzähne gekostet.

Der Jagdliebhaber kommt in sein Zimmer und ruft seinem Bedienten — „Johann, mein Gewehr! den Jagdrock, die Hosen, die hohen Strümpfe und die langen Stiefel!" — Bald sind alle diese Sachen um ihn versammelt und er sieht sich veranlaßt, dem Bedienten einen kleinen Wischer zu ertheilen. Die Motten haben in den Aermel des Rocks ein Loch gefressen und in der Hose einen Theil verletzt, den man gern in gutem Zustande besitzt. Dieser Wischer wird bedeutend verstärkt, da die Stiefeln, trotz der häufigen Ermahnungen, sie fleißig einzuschmieren, vor Dürre ordentlich klappern. Im Grunde tröstet sich der Jagliebhaber damit, daß es nicht viel zu sagen hat, wenn auch an den Kleidungsstücken etwas fehlt, wenn nur die Waffe in gutem Zustande ist.

Diese steht, sorgfältig in ein grünes wollenes Futteral gesteckt, in einer Ecke des Zimmers und wird nun hervorgeholt und feierlich enthüllt. Doch wer malt den Schrecken des Jagdliebhabers, als er bemerkt, daß das Gewehr in- und auswendig mit einer förmlichen Kruste von Rost bedeckt ist, und als er sieht, daß die Batterie von verbranntem Pulver starrt! — „Gerechter Gott! wer hat das gethan? Wie ist das möglich?" Er weiß zu gewiß, daß er das Gewehr selbst in's Futteral gesteckt, rein und blank, nachdem er es sorgfältig mit Mandelöl eingerieben. Ein schweres Gewitter steigt über dem Haupt des Bedienten empor, der trostlos dasteht und sich

vertrauten Freunden eingesteht und alsdann versichert: „Im Winter, wenn ich Zeit habe die Jagden zu besuchen, haben die Böcke abgeworfen, und was den Pinsel anbelangt, da kann man nicht vorsichtig genug sein.“

Also die Einladung ist angekommen. Das Rendezvous ist vier Stunden von dem Orte, wo sich der Jagdliebhaber befindet, auf morgen früh sieben Uhr festgesetzt. So sehr es ihn freut, einmal einen Tag lang knallen zu können, so ist ihm doch der Umstand, Morgens vor sieben Uhr einige Stunden fahren zu müssen, äußerst fatal, und wer weiß, ob er die Einladung annähme, wenn er sich nicht so sehr darauf freute, heute Abend in Gesellschaft auf die stehende geistreiche Phrase: „Aber heute ist es kalt!“ leicht hinwerfen zu können: „Pah, was ist für uns Jäger die Kälte!“ — „So, Sie lieben die Jagd?“ — „Leidenschaftlich,“ antwortet er, indem er sich die Hände reibt. „Nur raubt es mir Zeit, viel Zeit; gleich morgen bin ich wieder genöthigt, einen ganzen Tag zu opfern, da mich mein Freund X. dringend eingeladen hat.“

Das Wetter ist, wie es ein Jäger nur wünschen kann. Seit heute Nachmittag hat sich der Himmel aufgeklärt; es ist Frost eingefallen, und als unser Freund Abends nach Hause geht, tritt er in so viel Wasserlachen, als er eben erreichen kann, um sich zu überzeugen, daß es wirklich friert. Vor einigen Tagen ist Schnee gefallen und eine weiße Decke liegt über Berg und Thal.

Was die Jagdausrüstung anbelangt, so ist unser Dilettant damit versehen wie Einer. Er besitzt einen grauen Jagdrock, dicke kurze Hosen, wollene Strümpfe, die bis über's Knie reichen, und rothe juchtenlederne Stiefeln, die das ganze Jahr einen unausstehlichen Gestank verbreiten, dafür aber auch, weil sie wenig gebraucht werden, im Winter auf der Jagd der Nässe gutwillig den Eintritt gestatten. Er hat sich einen grauen Filzhut angeschafft mit einem theuern Gemsbart und Spielhahnfedern verziert. Das Pulverhorn ist zum Aufdrücken, der Schrotbeutel zum Umbiegen eingerichtet,

Alles auf's Neueste. Auch eine Zündhütchenuhr fehlt nicht; da er aber den Mechanismus derselben nicht zu handhaben versteht, so wird sie nur zur Parade mitgenommen und er müht sich meistens ab, mit den erstarrten Fingern das Zündhütchen aufzusetzen. Daß er ein ausgezeichnetes Gewehr besitzt, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Dasselbe schießt weit hin und hält auf achtzig Schritte die Schrote merkwürdig zusammen. Nur hat es einen einzigen kleinen Fehler: es stößt sehr stark und hätte dem Liebhaber bei einem ersten Versuch mit etwas starker Ladung beinahe zwei seiner schönsten Backenzähne gekostet.

Der Jagdliebhaber kommt in sein Zimmer und ruft seinem Bedienten — „Johann, mein Gewehr! den Jagdrock, die Hosen, die hohen Strümpfe und die langen Stiefel!“ — Bald sind alle diese Sachen um ihn versammelt und er sieht sich veranlaßt, dem Bedienten einen kleinen Wischer zu ertheilen. Die Motten haben in den Aermel des Rocks ein Loch gefressen und in der Hose einen Theil verletzt, den man gern in gutem Zustande besitzt. Dieser Wischer wird bedeutend verstärkt, da die Stiefeln, trotz der häufigen Ermahnungen, sie fleißig einzuschmieren, vor Dürre ordentlich klappern. Im Grunde tröstet sich der Jagliebhaber damit, daß es nicht viel zu sagen hat, wenn auch an den Kleidungsstücken etwas fehlt, wenn nur die Waffe in gutem Zustande ist.

Diese steht, sorgfältig in ein grünes wollenes Futteral gesteckt, in einer Ecke des Zimmers und wird nun hervorgeholt und feierlich enthüllt. Doch wer malt den Schrecken des Jagdliebhabers, als er bemerkt, daß das Gewehr in- und auswendig mit einer förmlichen Kruste von Rost bedeckt ist, und als er sieht, daß die Batterie von verbranntem Pulver starrt! — „Gerechter Gott! wer hat das gethan? Wie ist das möglich?“ Er weiß zu gewiß, daß er das Gewehr selbst in's Futteral gesteckt, rein und blank, nachdem er es sorgfältig mit Mandelöl eingerieben. Ein schweres Gewitter steigt über dem Haupt des Bedienten empor, der trostlos dasteht und sich

nach den ersten Worten als Thäter bekennt. Er hat das Gewehr mit zu einer Herbstfeier genommen, und nachdem er an einem schönen Nachmittage zwei Pfund Pulver daraus verknallt, hat er's ungeputzt in's Futteral gesteckt und das Putzen vergessen. Glücklicher weise ist der sehr biegsame und schmiegsame Ladstock nicht eingerostet und Herr und Diener beschäftigen sich sofort mit einer sehr eindringlichen, aber unangenehmen Herbstnachfeier. — Was ist zu thun? Das Gewehr muß geputzt sein, und da es unterdessen eilf Uhr Abends geworden ist, so muß man sich selbst damit beschäftigen. Die Waffe wird auseinandergeschraubt, und nach zweistündiger mühsamer Arbeit tritt der feste Grund des Rohrs überall wieder zu Tage; die Batterie ist sauber und blank, und während dem hat der Bediente Rock und Hose etwas geflickt und die Stiefeln mit Oel und Talglicht gehörig bedient.

Als endlich Alles in Ordnung ist, schlägt es zwei Uhr, und da der Postwagen nach dem Orte des Rendezvous um halb drei abfährt, so ist keine Zeit mehr zu verlieren. Der Jagdliebhaber, ohne zu Bette gekommen zu sein, wirft sich geduldig in die Jagdkleider, hängt Pulverhorn, Schrotbeutel und Zündhütchenuhr um, nimmt den Muff, setzt den Jagdhut mit den Spielhahnfedern auf und wickelt sich in den Mantel. Es wird rasch eine Tasse Kaffee gekocht, und nach einem halb wehmüthigen Blick auf sein unberührtes Bett eilt er nach dem Posthofe, den Vergnügungen entgegen, die seiner harren.

Draußen ist es grimmkalt, die Sterne funkeln am klaren Himmel, der Schnee knirscht unter den Füßen des Dahinwandelnden, und ehe er noch den Posthof erreicht, hängen große Eiszapfen an seinem Barte. — Im Eilwagen ist er die einzige Person, und wenn er deßhalb auch die Beine nach Belieben ausstrecken kann, so leidet er dafür sehr an Frost. Umsonst wickelt er sich in seinen Mantel, die Nachtluft dringt schneidend durch. Seine Zähne klappern und aus den Füßen ist alles Gefühl verschwunden.

Endlich nach vier langen Stunden kommt er am bestimmten Orte an. Es ist halb sieben und der Tag fängt an zu dämmern. Im Wirthshause, wohin er beschieden worden, wird er in eine große Stube gewiesen, wo ihm ein dicker Holzrauch sagt, daß das Feuer eben angelegt worden. — Er ist der Erste auf dem Platze, und nachdem er das Gewehr von sich gelegt, trippelt er, halb erstarrt, in der Stube auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Bald erscheint ein Kellner mit sehr verschlafenem Aeußern, der ihn gähnend fragt, was er zu genießen wünsche. — Nachdem der Jagdliebhaber einige Augenblicke überlegt, entscheidet er sich für Chokolade mit geröstetem Brod und Butter.

Unterdessen wird es Tag und vor dem Gasthofe versammeln sich die Treiber. Sie haben lange hellgraue Leinwandkittel an, Pelzmützen auf dem Kopfe und die Hände stecken in dichten Filzhandschuhen. Die meisten führen einen langen Stock und Alle springen im Schnee herum, schlagen in die Hände, um diese zu erwärmen, und blasen ihren Athem in dicken Dampfwolken von sich. — Jetzt kommen auch einige herrschaftliche Jäger an, mit andern Treibern hinter sich, deren einer einen Frühstückranzen trägt und einen Schweißhund an der Leine führt. Alle haben blaue Backen und roth angelaufene Nasen; ein Anblick, der den Jagdliebhaber jetzt um so schmerzlicher an die vergangene Nacht erinnert, da der Ofen anfängt, eine behagliche Wärme auszuströmen und die duftende heiße Chokolade vor ihm auf dem Tische steht.

Dort steigt die Sonne über die Berge und wirft einen feuerrothen Schein auf den Schnee bis vor das Wirthshaus, den Rauch vergoldend, der aus den Schornsteinen des Dorfs hie und da aufzusteigen beginnt. Die Jagdhunde schauen empor und schütteln sich. — Eben ist die Chokolade und ein ganzer Teller voll gerösteten Brods mit Butter verzehrt, als draußen unter den Treibern eine allgemeine Bewegung entsteht. Herr v. X., der nahe beim Dorf während der Jagdzeit auf seinem Landgut wohnt, kommt mit

einigen andern Herren, und die Jagd kann beginnen. — Unser Held ergreift sein Gewehr und eilt vor das Haus. Allgemeine Begrüßung. Man wird vorgestellt und läßt sich vorstellen, und ist in wenigen Augenblicken bekannt.

Gleich vor dem Dorf beginnt der erste Trieb. — Ein alter Jäger des Herrn von X. führt unsern Jagdliebhaber und einen andern jungen Herrn auf ihren Stand. Während sie so im Schnee dahin gehen, leitet der Jäger die Conversation mit den Worten ein, daß es doch nicht mehr so kalt sei wie gestern; er zeigt auf einige Wolken, die unterdessen emporgestiegen sind, und schüttelt halb verdrießlich mit dem Kopf, wobei er eine Hand voll Schnee vom Boden aufhebt, um zu zeigen, daß er naß sei und sich leicht zusammenballen lasse.

Bald ist der Stand erreicht, die Beiden werden aufgestellt, und da die Treiber einen weiten Weg zu machen haben, so gesellt sich der junge Herr aus der Nachbarschaft zu unserm Liebhaber, und Beide beginnen ein Jagdgespräch, aus welchem der Letztere zu seinem großen Schrecken ersieht, daß jener heute wahrscheinlich zum erstenmal eine Jagd mitmacht. Er weiß nicht, was ein Zwilling ist, er spricht vom Haar des Haasen, und der Jagdliebhaber bekommt beinahe Krämpfe, als ihm der Andere von einem Rehbock erzählt, der ein ganz verdrehtes Horn gehabt habe. Kurz, in einer Viertelstunde ist es heraus, daß der junge Herr noch nie auf der Jagd gewesen, denn er bittet den Jagdliebhaber, ihm beim Laden seines Gewehrs behülflich zu sein. — Man kann sich den Schrecken des Mannes denken. In aller Kürze, denn die Treiber erscheinen schon auf den Höhen des Feldes, gibt er dem jungen Herrn die allernothwendigsten Anweisungen und bittet ihn auf's Dringendste, nicht auf den Weg zu schießen, auf dem Beide stehen.

Der Trieb beginnt, die Treiber fangen an ihr Jellow! Jellow! zu schreien, und ein einzelner Hase kommt in voller Flucht übers Feld einher, gerade mitten zwischen unsern beiden Freunden. Der

Jagdliebhaber nimmt sein Gewehr auf und macht sich in größter Ruhe fertig; der junge Herr, der vor dem Trieb noch ein nothwendiges Geschäft hat verrichten wollen, knöpft in aller Hast seinen Rock zu, fackelt mit dem Gewehr herum, der Hase stutzt, wendet sich und eilt in einem weiten Bogen den andern Schützen zu, deren einer ihn gemächlich niederstreckt.

Bald folgen mehrere diesem ersten Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit. Sie springen behend auf dem Schnee hin und her, gejagt von den Treibern und stutzend vor den aufgestellten Schützen; sie kommen vor und eilen zurück, springen rechts und springen links, stehen und halten die Löffel empor. Drei bis vier der beherztesten machen einen tollkühnen Versuch und eilen gerade auf die Schützen los. Piff! paff! pum! drei wälzen sich in ihrem Blute, und der vierte, der nahe an unserem Jagdliebhaber vorbeikommt, schnellt unter dem Schusse dahin und zeigt hohnlachend sein weißes Hintertheil.

Die Treiber kommen näher, das Gefecht wird hitziger. Hasen die Menge; es knallt auf allen Seiten. Der junge Herr, der wüthend in den Schnee hinein schießt, erlegt einen angeschossenen, halbtodten Hasen, der sich mühsam vor ihn hingeschleppt hat. Tollkühn gemacht durch diesen Sieg, wendet er sich mit dem Gewehr und knallt einigen Flüchtlingen nach, ohne ihnen die Wolle anzubrennen. Jetzt kommen noch einige Nachzügler und unser Jagdliebhaber, der noch nichts erlegt hat, verstärkt schnell die Ladung seines Gewehrs, um von diesen letzten Früchten noch eine für sich zu brechen.

Ein sehr starker Hase kommt ihm gerade in den Schuß. In der Hitze drückt er beide Läufe zugleich los; freilich stürzt der Hase im Feuer zusammen, aber der Jagdliebhaber bekommt zugleich einen so fürchterlichen Schlag von seinem Gewehr, daß er einen lauten Schrei ausstößt. Im selben Augenblick knallt es neben ihm: der junge Herr hat trotz aller Ermahnung über den Weg geschossen. Unser Jagdliebhaber hört hinter sich die Schrotkörner in den Schnee schlagen und steht da, von doppeltem Entsetzen gefesselt.

So endigt der erste Trieb. Die Treiber kommen vor den Schützen in einer langen Linie aus den Büschen heraus. Viele bringen geschossene Häsen mit, die in die Linie zurückgelaufen und dort liegen geblieben. Der Trieb ist sehr gut ausgefallen, der Jagdeigenthümer reibt sich die Hände und überzählt vergnügt die lange Reihe von getödteten Hasen, die vor ihm auf dem Schnee ausgebreitet werden; die Hunde, an der Leine gehalten, dringen sehnsüchtig näher, die Getödteten beschnuppernd und hie und da den Schweiß aufleckend. Der Jagdliebhaber untersucht mit der verdrießlichsten Miene von der Welt sein Gewehr, und kann nicht begreifen, weßhalb es so furchtbar stößt. Seine rechte Wange ist roth und aufgelaufen, als habe er seit mehreren Tagen mit furchtbarem Zahnweh gekämpft.

Der Himmel hat sich unterdessen bezogen und einzelne Schneeflocken, vom Winde hin und her gejagt, schweben als Vorposten eines wahrscheinlich starken Schneegestöbers langsam herab. Die Hasen werden auf große Stöcke gestreift und auf einen Wagen gehängt, welcher der Jagd langsam folgt. — „Meine Herren," sagt der Jagdeigenthümer, „glauben Sie, daß es noch zu früh zum Frühstücken ist? Wie es Ihnen beliebt. Wollen wir jetzt einen kleinen Imbiß nehmen oder noch einen Trieb machen?" — Bei dem Worte Frühstück tritt ein stämmiger Bauer aus dem Haufen hervor; derselbe trägt einen Stuhl mit einem einzigen Bein, an welchem eine starke eiserne Spitze, um ihn in den Boden zu treiben, und an diesem Stuhl hängt ein gewaltiger Ranzen, mit einem großen Wolfspelz überzogen, und dieser Ranzen enthält ein ganz vortreffliches Frühstück. Da sich aber die meisten Jäger dafür entscheiden, noch einen oder zwei Triebe zu machen, so tritt der Bauer mit dem Ranzen wieder unter die Treiber zurück.

„Meine Herren," sagt der Jagdeigenthümer, „wir wenden uns dort links aus dem Walde hinaus, gegen die Haide hin, und ich bitte nur, keinen der Füchse durchgehen zu lassen, die wahrscheinlich in Menge erscheinen werden. — Haben Sie schon Füchse ge-

schossen?" fragt er den Jagdliebhaber und den jungen Herrn. Der letztere verneint, der erste aber zeigt stillschweigend seinen Jagdmuff, der allerdings von Fuchspelz ist, was aber im Grunde nicht viel sagen will. — „Also vorwärts!" ruft der Jagdeigenthümer. Die Förster stellen die Treiber an und die Jäger ziehen links in den Wald hinein, wo derselbe lichter zu werden beginnt.

Zu dem jungen Herrn gesellt sich ein alter Förster, der ihn von früher kennt und vorhin zugesehen, wie er sich ziemlich ungeschickt benommen; er gibt ihm einige freundschaftliche Ermahnungen. — „Wissen Sie was?" sagte der Alte, „gehen Sie mit mir in den Trieb, das ist recht amusant, namentlich wo es viele Füchse gibt. Der Fuchs ist von einer unbegreiflichen Schlauheit; er ist im Stande, sich in einer Wegfurche zu verstecken, läßt die Treiber vorbeigehen und reißt dann hinten aus. Da kann man ihm nachknallen, daß es ein wahres Vergnügen ist." — Der junge Herr nimmt das Anerbieten dankbar an und folgt mit dem alten Jäger den Treibern. Er wirft sein Gewehr über die Schulter und watet plaudernd durch den tiefen Schnee.

„Sind Sie schon lange bei der Jägerei?" fragt er den alten Förster, und dieser entgegnet: „Ja, das mögen schon an die vierzig Jahre sein; aber damals und jetzt, welch ein Unterschied! Man kann das heutzutag keine Jagd mehr nennen, die paar Hasen und Füchse und hie und da ein Reh! Du lieber Gott! was war das noch für ein Hochwildstand vor dreißig Jahren! und die Sauen, die es da gab! Auch schoß man jeden Winter einen bis zwei Wölfe."

„Ach ja, Wölfe!" meint der junge Herr und schnalzt vor Jagdlust. „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, so einen Wolf zu schießen. Aber man spürt ja seit längerer Zeit wieder Wölfe hier im Land. Kamen sie nicht in dieses Revier?" — „Waren auch da, junger Herr," erwidert der alte Förster, den plötzlich die Lust anzukommen schien, einiges Latein preis zu geben. „Man hat in

den Zeitungen von zweien gefaselt. Ja, profit die Mahlzeit! Es war ein ganzes Rudel. Gott straf mich, aber es waren wenigstens ihrer zwanzig.“ — „Ah!“ — „Wenigstens zwanzig. Sie haben doch die Berichte von den Schafen gelesen, die sie zerrissen haben, von der ungeheuren Menge Schafe? Das thun nicht zwei Wölfe. Sie waren, wie man es so nennt, ordentlich constituirt, und der Luchs, der damals geschossen wurde, führte so eine Art Obercommando über sie. Sehen Sie“ — und damit blieb der Alte plötzlich stehen — „hier auf diesem Fleck stand ich, dort drüben auf der Haide war der Schäfer des Orts, und da unten, wo die umgestürzte Eiche liegt, sah ich sie vorbei kommen; wie gesagt, wenigstens ihrer zwanzig, und der Luchs voran; der trug ein Reh, und jeder der Wölfe hatte ein Schaf im Rachen. Ja, das war für die Schäfer eine harte Zeit.“ — „Aber,“ entgegnet der junge Herr, „man hat ja nur zwei geschossen, da müssen die andern noch im Lande sein, und es könnte uns heute zufällig ein Wolf begegnen.“ — „Das ist wohl möglich,“ meint der alte Förster, „freilich nicht sehr wahrscheinlich; aber was ist in der Welt nicht schon Alles geschehen, namentlich auf der Jagd? Ja, da kommen Dinge vor! Aber jetzt müssen wir den Treibern nach, sie sind schon weit voraus.“

Die Beiden schreiten rüstig darauf los und sind bald auf der Linie, von der aus getrieben wird. Der junge Herr versucht sein Gewehr von Neuem zu laden, benimmt sich aber dabei wieder so ungeschickt, daß der alte Jäger überlegt, ob es rathsam sei, ihn mit in die Treiberlinie zu nehmen, ob es nicht besser wäre, ihn an irgend einem verlorenen Posten aufzustellen, wo er Niemand Schaden zufügen könnte. Er wählt das Letztere. Die Beiden stehen gerade an der umgestürzten Eiche. — „Das ist ein sehr merkwürdiger Platz,“ sagt der alte Förster. „Die Eiche hier heißt die Fuchseiche.“ — „Ei, und warum die Fuchseiche?“ — „Das sollten Sie nicht wissen,“ meint der alte Förster, „und waren doch so viel auf

der Jagd?" — „Ja, ich erinnere mich dunkel, etwas davon gehört zu haben."

„Natürlich," entgegnet der Förster. „Der Fuchs ist das schlauste Thier, das es gibt. Daß er sich bei den Dörfern, an den Hühnerställen herumtreibt, wissen Sie. Sollte man aber glauben, daß so ein Vieh eine Ahnung davon hat, wenn er den andern Tag getrieben werden soll und wo die Jagd losgehen wird? Gott straf mich! und das wissen sie manchmal besser als die Jägerburschen." — „Unglaublich!" — „Das ist noch nicht Alles," fährt der Alte fort. „Sie machen während der Jagd Zeichen an gewisse Bäume und theilen sich dadurch mit, wo die schlechten Schützen stehen und wo es am hitzigsten hergeht. Und deßwegen heißt dies hier die Fuchseiche. Was sie für Zeichen machen, das kann kein Mensch wissen; aber so viel ist gewiß, daß die Füchse während des Triebs ihre Richtung vor Allem hieher nehmen, und wenn sie gesehen haben, was sie sehen wollten, gehen sie entweder gerade aus oder kehren um und suchen sich zu retten wie sie können."

„Ei!" meint der junge Herr, „und wer macht denn die Zeichen an die Eiche?" — „Das thut immer der gescheidteste Fuchs, der Oberfuchs." — „So muß ja hier ein absonderlich guter Platz sein?" — „Das will ich meinen; ich habe mich hier aufstellen wollen, aber wenn's Ihnen Vergnügen macht, so bleiben Sie da." — „Das wäre mir wirklich recht angenehm." — „Also abgemacht! Bleiben Sie hier stehen. Halten Sie sich aber still und rühren Sie kein Glied am Leib." Im Abgehen fügt der Alte hinzu: „Am Ende haben Sie sogar das Glück und schießen den Oberfuchs." — „Aber," ruft ihm der junge Herr nach, „woran erkennt man denn eigentlich den Oberfuchs?" — „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß Sie den Oberfuchs nicht zu unterscheiden wissen!" lacht der alte Jäger und geht seines Wegs. — „Natürlich!" erwidert der junge Herr und stellt sich in Positur.

Auf der andern Seite sind die Schützen auch aufgestellt; der

Jagdliebhaber hat wirklich einen guten Platz bekommen und steht zwischen dem Herrn von X. und einem andern vortrefflichen Schützen. Vor sich haben sie eine junge Waldkultur, von der sie durch einen tiefen, mit niedrigem Gesträuch bewachsenen Graben getrennt sind; in ihrem Rücken ist die Haide. Der Jagdliebhaber ist ungemein aufgeregt, theils weil er wirklich begierig ist, einmal einen Fuchs zu schießen, theils weil er fürchtet, sich vor den guten Schützen zu blamiren. Herr von X. legt beide Hände vor den Mund und ruft ihm leise zu: „Wenn der Fuchs kommt, sich nur nicht gerührt!“ — Die Aufstellung der drei Herren ist sehr gut gewählt. Jeder steht hinter einer großen Buche, die ihn vollständig deckt.

Der Trieb beginnt. Lange ist Alles still; hie und da steigt eine Elster krächzend auf, oder es streift ein Rabe mit schwerem Flügelschlag durch den Wald. Jetzt erschallt in weiter Ferne ein leises Jellow, Jellow! Doch ist's wohl nur ein blinder Lärm; man hört nichts weiter als den Ruf des Echos in den Bergen. Jetzt wieder: Jellow! Jellow! Zuerst ein einzelner Ruf, dann mehrere hintet einander, und nicht lange, so ruft es: Jellow Fuchs! längs der ganzen Linie der Treiber. Der Jagdliebhaber stellt sich auf die Fußspitzen, faßt krampfhaft sein Gewehr und sein Herz pocht hörbar. Drüben im Laub, ihm gerade gegenüber, raschelt es; er sieht rechts Herrn von X. an: dieser macht ihm ein dringendes Zeichen, aufzupassen; er sieht links: der andere Schütze bedeutet ihm dasselbe. Er strengt seine Augen unglaublich an. Jetzt ist ihm, als bemerke er drüben auf der andern Seite des Grabens einen kleinen gelben Sandhaufen, der aber plötzlich wieder verschwindet. Das Rascheln kommt näher — er sieht nichts. Sein Nachbar links gibt ihm ein dringendes Zeichen, indem er den Zeigefinger wie ein Gewehr an die Wange legt, und Herr von X. arbeitet wie ein Telegraph. Dem Jagdliebhaber bricht der Schweiß aus: er soll schießen und sieht nichts. Drüben erscheinen die Treiber, einige vorwitzige Buben voraus; einer derselben wirft seinen

Prügel in den Graben und brüllt hinaus: „Jellow! Jellow Fuchs!" Herr von X. stößt einen derben Fluch aus, der andere Schütze zielt kaltblütig wie auf das Fußgestell des Jagdliebhabers. Dicht vor demselben fährt ein Fuchs in die Höhe, beinahe zwischen seinen Füßen durch, über die Haide hin. Es knallt von allen Seiten. Der Jagdliebhaber, dem es schwarz vor den Augen geworden ist, wendet sich ebenfalls gegen den Fliehenden, drückt abermals die beiden Läufe seines Gewehrs zugleich ab, erhält einen noch furchtbareren Schlag als das erstemal, verliert das Gleichgewicht, stürzt rücklings in den Graben und liegt da in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, umtobt von dem Gelächter der Treiber.

Glücklicherweise hat der Jagdeigenthümer den Fuchs erlegt; er ist im Feuer zusammengestürzt. Der gute Schuß mildert seinen Zorn über die Ungeschicklichkeit des Jagdliebhabers. — Man richtet ihn auf, und da er glücklicherweise keinen Schaden genommen hat, so erzählen ihm seine beiden Nachbarn, wie der Fuchs nicht drei Schritte vor ihm hinter einem abgehauenen Baumstamme gesteckt. „Auf Ehre, so nahe," sagte Herr von X., „daß wenn ich nach ihm geschossen hätte, ich unfehlbar Ihre Waden mit verletzt haben müßte."

So endigt der zweite Trieb. — Die Treiber umstehen den Fuchs, er hat die Augen verdreht und zeigt noch im Tode die Zähne. Einer gibt ihm noch einen derben Schlag auf den Kopf, denn man hat Beispiele, daß der Fuchs sich nur todt stellt und nachher die Treiber, die ihn fortschleppen wollen, in die Waden beißt. — „Meine Herren," ruft der Jagdeigenthümer, „jetzt kommt der Frühstückstrieb! Wo ist der Caspar mit dem Ranzen?" — „Caspar ist zurückgeblieben und wird gleich erscheinen," meinen die Treiber.

Die Bauern lagern sich an den Rand des Grabens, ziehen ihr Stück Brod aus der Tasche und erzählen sich Jagdabenteuer. Herr v. X. schaut ungeduldig nach Caspar in den Wald hinein, und der

alte Förster begreift nicht, wo der junge Herr von der Fuchseiche bleibt, der ebenfalls noch nicht da ist. Es ist im Wald so still wie in einer Kirche; man hört die nassen Blätter von den Bäumen rascheln. Auf einmal fällt ein entfernter Schuß; Alles lauscht. Gleich darauf fällt ein zweiter, und man hört in der Entfernung ein gedämpftes Hurrah. — „Was ist das?“ fragt Herr v. X. — Der alte Förster meint, es sei in der Gegend der umgestürzten Eiche, nimmt einem der Treiber den Schweißhund ab und macht sich eiligst dahin auf den Weg.

„Gehen wir mit!“ ruft Herr v. X. Die Schützen folgen und der größte Theil der Treiber schließt sich an. Eilig dringt man vor. Der alte Förster hat recht, die Schüsse sind in der Richtung der umgestürzten Eiche gefallen. Dort liegt sie, und — merkwürdiger Anblick! vor ihr sieht man Caspar, den Frühstückträger, wie er im Begriff ist, dem jungen Herrn das Gewehr aus der Hand zu winden. Man springt hinzu, und es ergibt sich für Jäger, die einige Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt, von mehreren starken Trieben hungrig und durstig sind, die trostloseste Geschichte. Caspar vermag vor Grimm nicht zu sprechen, und so erzählt denn der junge Herr, hochroth vor Scham und stotternd vor Verlegenheit.

„Ich stand,“ fängt er an, „lange sorgfältig umherspähend an der Fuchseiche. Endlich riefen die Bauern Jellow. Doch mit jeder Minute entfernten sie sich weiter und weiter von mir. Ich stand da, einsam und allein, nur mit meinen Gedanken beschäftigt, von einem recht großen Jagdglück träumend. Ich gestehe, ein Hase, selbst ein Fuchs, wäre für mich nichts gewesen, sogar der Oberfuchs nicht.“ — Bei diesem Ausdruck sieht sich die ganze Gesellschaft erstaunt an. — „Nein,“ fährt der junge Herr fort, „einen Wolf zu schießen, das war mein Gedanke, einen von den achtzehn, die noch im Revier herumspuken.“ — Abermaliges Erstaunen. — „Alles ist ruhig. Ich sehe rings um mich her, da gewahre ich endlich

zwischen den Gesträuchen einen Gegenstand, der meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Meine Herren, ich sehe im Gesträuch, keine zwanzig Schritte vor mir, einen Wolf." — Drittes Erstaunen. — „Ich ziele genau, ich drücke ab, der Wolf liegt unbeweglich — ich ziele nochmals, ich schieße wieder, da ertönt neben mir ein lauter Schrei; der Bauer dort stürzt auf mich zu und behauptet, ich habe in den Frühstücksranzen geschossen."

Bei dem Worte Frühstücksranzen entsteht unter den Jägern allgemeine Aufregung. — „Das ist zu arg!" meint Herr v. X. — „Unerhört!" ruft der Jagdliebhaber, und Alles eilt der Gegend zu, wo das Corpus delicti im Gesträuch liegt. Man schnallt den Wolfsranzen auf. Leider hat der junge Herr sehr gut gezielt: die Blechkapsel ist mehrmals durchlöchert und die gebratenen Hühner, die Zungen, die Schinken, das Brod schwimmen in rothem Wein. — Was ist zu thun? Der junge Herr ist durch die Scham und Verlegenheit sattsam bestraft; Herr v. X. sucht die unversehrten Trümmer aus dem Ranzen zusammen und fängt als gebildeter Mann zuerst an zu lachen. Der Jagdliebhaber stimmt eifrig ein; er ist außerordentlich vergnügt, daß es noch einen ungeschickteren Schützen gibt als er, und unter allgemeiner Heiterkeit geht der Frühstückstrieb vor sich, der auch ohne Störung und zur mäßigen Zufriedenheit abläuft.

Nach dem Frühstück steckt man sich eine Cigarre an; die Jagdgesellschaft mit Treibern und Hunden wendet sich über die vorhin erwähnte Haide einer größern Waldstrecke zu, wo sich nach der Aussage der Jäger ein ziemlich geschonter Rehstand befindet. — „Freilich," meint einer, „schießen die Gemeindeschützen Alles ohne Noth zusammen; aber ein bis zwei Rehböcke in jedem Trieb wären doch nicht unmöglich."

Wer auf der Jagd so ausgesprochenes Unglück hat, wie unsere beiden Nimrode, der Jagdliebhaber und der junge Herr, der wird leider von den andern Schützen gemieden wie ein Angesteckter, und da die Zeiten vorbei sind, wo der Jagdherr das Recht hatte, für

eine geschossene Gaise dem Uebelthäter fünf mit dem Waidmesser aufzählen zu lassen, so stellt man solch unglückliche Individuen lieber auf einen verlorenen Posten, wo nie etwas anläuft, wo ihnen die Finger vor Kälte starr und blau werden, wo sie nichts hören, als das Gekrächze eines Raubvogels. Und dabei sagt man ihnen nicht, auf welch schlechtem Stand sie sich befinden; vielmehr rückt der Forstbeamte, der sie anstellt, bedeutsam an seinem Hut, sieht sich schlau um und macht bloß ein Zeichen mit der Hand; Alles ganz leise und geheimnißvoll, als bemerke er schon ein ganzes Rudel Hochwild, oder er sagt auch: „Hier haben im vorigen Jahre der Herr Graf von N. einen starken Bock geschossen."

Unterdessen wird es empfindlich kalt; die Sonne ist hinter dem Waldrand verschwunden, Nebel steigen auf und die Gesichter des Jagdliebhabers und des jungen Herrn schillern in Blau, Violet, Roth und Gelb wie eine Farbenschachtel. Rings herum knallt es lustig, bei ihnen ist's öde und still. Plötzlich aber huschen auf hundert, hundert und zwanzig Gänge im Walde einige Rehe vorbei. Wie schlägt den Beiden das Herz! Links knallt es; die Rehe halten an und wenden, was im Laub auf dem Boden ein großes Geräusch macht. Beide legen das Gewehr an die Wange und strengen ihr Sehorgan unmenschlich an, um das Gewicht oder den Pinsel zu erblicken. Vergebens, sie sehen nur die Umrisse der Thiere. Die beiden Schützen erinnern sich, daß man ihnen gesagt hat, der Bock oder die Gais breche gewöhnlich zuerst hervor, aber wer von den beiden, ob Bock oder Gais zuerst, das haben sie vergessen. Die Rehe kommen näher, erschrecklich näher. Jeder denkt: wenn der Andere schießt, kann auch ich schießen, der wird den Bock schon kennen. Jetzt faßt der Jagdliebhaber ein Herz und schießt beide Läufe ab. Vier Rehe fahren in ungeheuern Sätzen zwischen Beiden durch, hinter ihnen in den Wald hinein. Der junge Herr schickt den Fliehenden zwei Schüsse nach; aber es stürzt nichts.

Der Trieb ist beendigt und Alles versammelt sich, um heimzuziehen. — „Nun, haben Sie geschossen?“ sagt der alte Jäger zum Jagdliebhaber. „Ihnen müssen ja vier Rehe angelaufen sein.“ Von unsern beiden Nimrods will eben jeder versichern, er habe dem starken Bock, der darunter gewesen, ein Tüchtiges versetzt, als ein alter Treiber hinzutritt und bemerkt, er habe die vier Rehe deutlich gesehen, es seien vier Gaisen gewesen. — Der Jagdliebhaber und der junge Herr verstummen plötzlich und beten in Gedanken: „Heiliger Hubertus, wenn nur kein Unglück geschehen ist!“

Die Jagd ist zu Ende und man kehrt tüchtig durchfroren auf das Dorf zurück, wo der erste Trieb begonnen hat. Hier wird zum Beschluß der letzte und beste Trieb gemacht, an der Wirthstafel nämlich, wo ein Sauerkraut mit Umständen, d. h. mit Erbsen, Schweinefleisch, Blutwurst und dergleichen aufgetischt ist. Man ißt sehr viel, man trinkt noch mehr, renommirt wird ungeheuer, und am Ende fährt Alles nach Hause.

Mitten in der Nacht kommt der Jagdliebhaber in sein Zimmer; ihn fröstelt und er läßt sich einen Kamillenthee machen, der auch seine Wirkung thut. Am andern Morgen wacht er mit einem starken Husten und Schnupfen auf. Sein Barbier erschrickt, als er ihn im Bette liegen sieht, und bringt ihm einen Handspiegel. Die rechte Wange des Jagdliebhabers ist fürchterlich aufgelaufen. — Um zehn Uhr bringt ihm sein Bedienter einen Brief vom Jagdeigenthümer, der ihm mit wenigen freundlichen Worten den Rath gibt, künftig nicht wieder auf Rehe zu schießen, bevor er gelernt habe, einen Bock von einer Gais zu unterscheiden; heute früh hätten die Jäger eine Gais heimgebracht, die von ihm im letzten Trieb geschossen worden. Der Jagdliebhaber seufzt und nimmt den ersten Löffel einer sehr bittern Arznei, die ihm der Arzt verschrieben.

Reisende Engländer im Orient.

Wenn man heutzutage etwas über eine Tour liest, die Dieser oder Jener gemacht hat, so kann man sich sicher darauf verlassen, gleich beim ersten Kapitel, neben Klagen über schlechte Wirthshäuser und theure Rechnungen und dergleichen Fatalitäten mehr, die Engländer, die dem Erzähler begegneten oder nicht begegneten, nach Kräften lächerlich gemacht zu finden. Das ist einmal jetzt bei uns zur Mode geworden und seit Heine oder Saphir — ich weiß nicht recht, wer — einmal gesagt, er finde in der Welt nichts prosaischer, als einen kattunenen Regenschirm oder einen reisenden Engländer, so werden täglich über diese Melodien neue Variationen gemacht. Dem scheinen die Söhne Albions aus Steifleinen fabrizirt, Jenem kommt die ganze Figur wie in einer Nürnberger Fabrik aus Holz geschnitzt vor, und alle stellen sie dar, wie die Knochen im Fleisch, die einem beim Genuß des saftigen Stückes Landschaft unangenehm den Geschmack verderben.

Daß der Engländer in seiner trockenen, eher abstoßenden als anziehenden, Manier dem guten gemüthlichen Deutschen stets fremd

gegenüber tritt, finde ich sehr natürlich. Letzterer zu Hause mit allen möglichen Fesseln und Banden an Haus, Arbeitstisch und Staat gekettet, freut sich einige Jahre voraus auf die Reise in den Rheingau, die er zu machen gedenkt, legt heute einen Thaler in die Ecke der Schublade und morgen wieder einen, schickt schon Anfangs Januar, wenn die Neujahrsrechnungen bezahlt sind, seinen Koffer zum Sattler und geht in den ersten vier Wochen regelmäßig täglich wenigstens einmal bei der Werkstatt vorbei, damit sein Reisegeräth ja bis zum August fertig ist, lebt in steter Besorgniß und Angst, ob auch der neue Rock und die Stiefeln von Glanzleder fertig werden, und so kommt langsam der Frühling und geht vorüber. Da fährt eines schönen Sommermorgens der Staatsminister, oder wer sonst der Vorgesetzte ist, in's Bad, und unser Reisender kommt Mittags mit seelenvergnügtem Gesicht nach Hause, ein großes gefaltetes Papier in der Rocktasche. Es ist sein Reisepaß: „Vorzeiger dieses ꝛc.“ Früher dachte er mit Vergnügen an seine Tour, malte sich die fröhlichen Stunden, die er genießen würde, recht lebendig aus; jetzt, wo sich die Zeit der Erfüllung nähert, denkt er ängstlicher daran, es könnt' ihm noch etwas dazwischen kommen; er wagt es nicht mehr, die Genüsse, die ihm bevorstehen, auszudenken; er schließt, so oft ihm ein solcher Gedanke überkommt, die Augen, und ein kleiner Stoßseufzer entfährt ihm; er ist in einer unangenehmen Spannung, spricht gegen Niemand mehr von seinem Vorhaben und wundert sich doch dabei, daß die Leute nicht auf der Straße stehen bleiben und wenn er kommt, einander zuflüstern: der reist auch morgen. So nimmt er unruhig sein Postbillet, packt eilig und unruhig seine Sachen und erst, wenn er das rauchende Dampfboot besteigt, ihm der Kellner auf dem Verdeck den Kaffee servirt hat, erst wenn er sich die Cigarre angezündet, und um sich schauend drei Kreuze nach der Gegend hinmacht, wo sein Arbeitstisch, sein Zwinger steht, springen seinem Herzen tausend Reife und es schwillt ihm auf, wie ein

englischer Twistballen, dem man seine Emballage genommen; er wacht auf, er ist des köstlichsten Humors, denn er reist ja; dem Kellner überläßt er in der Freude seines Herzens die vier Kreuzer, die dieser ihm herausgeben will, rechts und links bietet er den Passagieren seine Tabaksdose oder seine Cigarren an, und vom Kapitän bis zum Schiffsjungen hat er schon jeden gefragt, ob nicht bald zum drittenmale geläutet würde. Er steigt mit großen Schritten auf dem Verdeck herum, und sucht bei Jedem, der nicht gerade mit Andern beschäftigt ist, seine seligen Empfindungen anzubringen. An der Brüstung neben dem Steuerruder steht ein hagerer langer Herr; seinen Kopf mit einem bleichen Gesicht und den etwas in's Röthliche spielenden Haaren bedeckt eine sackähnliche Reisemütze mit großem Schirm. Ueber dem zugeknöpften Rocke trägt er ein Mäntelchen von wasserdichtem Zeug, das ihm bis an die Knie reicht. Seine Stiefeln sind von ungeschwärztem Leder oder er trägt vielleicht auch Schuhe und Kamaschen. Vor ihm liegt ein Panorama des Rheinlaufes und in der Hand hält er ein Buch, violet eingebunden und vergoldet; neben ihm lehnt ein großer Regenschirm, obgleich an dem ganzen Himmel kein Wölkchen zu sehen ist. Aufmerksam blickt der lange Herr in die Gegend und sieht zuweilen in sein Buch. Zu diesem gesellt sich der Deutsche. „Ach, mein Herr, ein köstlicher Morgen — Sie reisen wahrscheinlich auch nach Köln? — wir werden heute eine herrliche Gegend haben — Kennen Sie die Tour? — Ich versichere Sie, ich freue mich unendlich auf den Rheingau. — Waren Sie schon da?“ — Der lange Herr nickt mit dem Kopfe. „Nicht wahr, Sie finden ihn köstlich?“ fährt der Unermüdliche fort. „Ach, Caub und die Pfalz, Bornhofen und die Brüder, es gibt nichts Schöneres.“ — Bis hieher bleibt der lange Herr stehen; dann nimmt er, ohne zu antworten, seinen Regenschirm unter den Arm, geht drei Schritte links, setzt ihn wieder hin und blickt wie früher in die Gegend. Unser Reisender sieht ihm überrascht nach; doch glaubt er endlich, der lange Herr

ist ein vornehmer Herr, ein Prinz vielleicht oder ein hoher Adeliger, und da findet er es ganz natürlich, so en Bagatelle behandelt zu werden, ja ganz natürlich, und er würde sich als ächter Deutscher geärgert haben, hätte der Prinz oder Baron freundlich mit ihm gesprochen. Er zieht sich langsam zurück, stets nach dem langen Herrn hinschielend, und Arm und Körper bereithaltend, gleich eine Verbeugung zu machen, im Fall sich der Herr noch einmal umsehen würde, dann ihn durch einen tiefen Bückling wegen seiner Zudringlichkeit um Verzeihung zu bitten — dies wäre doch seine Schuldigkeit. Dann geht er rasch zum Kellner. „Wer ist der Herr dort mit der dicken Mütze und den weißen Schuhen?"

„Der da? ein Engländer."

„So, wahrscheinlich ein vornehmer Lord oder so ein reicher Marquis?"

„Im Gegentheil, ein sehr armer, denn er hat heute Morgen eine halbe Portion Kaffee ohne Zucker genommen."

Nach diesen Mittheilungen verwandeln sich plötzlich alle Ideen unseres Reisenden. „So, kein Lord!" murmelte er für sich, „der grobe Kerl gibt mir keine Antwort, sieht mich gar nicht an, so ein Stock-Engländer." Er geht einigemale bei dem langen Engländer vorbei und sieht ihn verächtlich von der Seite an. „Habe ich doch immer gehört, daß es kein arroganteres, unangenehmeres Volk gebe, als diese Engländer, diese hölzernen Kerls, ohne Bildung und Lebensart. 's ist doch ein häßliches Volk!" Der halbe Tag ist ihm dadurch verdorben und in seinem Herzen keimen die schlechtesten Meinungen, die schlimmsten Ideen über Alt-England.

Ach, und an dem Allem ist der lange, freilich sehr trockene Sohn Albions fast unschuldig. Er ist ja nicht dem Aktenpulte oder Gott weiß was sonst für Banden entschlüpft, und freut sich nicht, in frischer Luft und Morgenthau andere fröhliche Menschen zu finden, denen er, wie der Deutsche, sein Vergnügen mittheilen kann, das er empfindet, wenn tausenderlei Gegenstände bei ihm

vorbeifliegen. Er langweilt sich bei seiner Tour; das Reisen ist ihm ein Geschäft, eine Arbeit, denn unter hundert Engländern reisen vielleicht keine zehn, weil es ihnen Freude verursacht. Der zieht gähnend durch's Land und freut sich, wenn er wieder zu Hause sein wird; denn er ist an den Rhein oder nach Italien gereist, weil es so Mode ist, und die meisten seiner Bekannten auch dort waren. Ein Anderer sucht dem politischen Lärm, der ihn auf seiner Insel fast taub macht, zu entfliehen. Dem Dritten hat sein Arzt verordnet, für ein Jahr lang, statt der Nebel Londons, die frische kräftige Luft Deutschlands einzuathmen. Der Vierte, Fünfte und wer weiß wie vielste endlich reist, weil er zu Haus mit seinen Renten nicht auskommen kann. Er verläßt Porter und Roastbeaf, um draußen in einer freiwilligen, aber unangenehmen Verbannung zu leben. — Armer Engländer, du hast schon viel mit deiner Langenweile und deinem Guide zu thun, und freust dich auf den Abend, wenn endlich das Dampfboot anlegt, du dein Buch zumachen darfst und für heute keine alten Schlösser und Klöster mehr die stillen Träume deines sinnigen Theevergnügens stören! Kann man es dir da verargen, daß du einem langweiligen Deutschen, der dich zu Tode landschaftern will, zu entfliehen suchst, und ihm nicht antwortest! Nein, du bist vielmehr zu loben, daß du so ruhig kopfnickend auf die Seite gehst, Harmloser, du könntest ja auch stehen bleiben und grob werden.

Wie schon gesagt, an diesem fremdartigen Aneinanderstreifen mit uns haben die Engländer eben so wenig die ganze Schuld, wie wir. Als vor langen Jahren das Reisen dieser Insulaner so recht anfing, wurden sie wie goldbringende Gottheiten, wie reiche Füllhörner betrachtet. Sie warfen mit Pfunden und Guineen um sich, und wir fanden es dafür ganz natürlich, daß der englische Reisende den Hut auf dem Kopf behielt, wenn er mit uns sprach, eigentlich mit uns sprach kann man nicht sagen, denn so weit ließ er sich nicht ein, sondern er fragte nur, und wenn wir uns her-

ausnahmen, es ebenso zu machen, gab er uns keine oder sehr spärliche Antworten. Dies war so seine Manier, und wir hätten es ihm eben so machen können, ohne daß er eine Beleidigung darin gesehen hätte; denn er war das von Jugend auf so gewohnt, und mußte unser unterthäniges Hutabziehen, und wenn wir so zierlich mit dem Fuße auskratzten, für lächerlichen Servilismus halten. Das that denn auch der Sohn Albions und war viel zu klug, um sich gegen uns zu ändern, denn er hatte gleich bemerkt, daß er uns recht anfahren, sehr kurz und grob behandeln müßte, um für das entsetzliche Geld, das wir ihn zur Revanche bezahlen ließen, recht gut behandelt und mit der größten Unterwürfigkeit bedient zu werden. Es ist dies leider bei uns nur zu wahr; ich habe mehrmals mit den höflichsten Geberden in einem Gasthof um ein Zimmerchen gebeten, und wurde vielmal scheel angesehen und hinten hinaus sechs Treppen hoch zunächst an den Bedientenstuben logirt. Doch wenn ich ein anderesmal meinen Koffer gleich in's Zimmer werfen ließ, Hausknecht und Kellner recht grob anfuhr oder mich ihnen nur mit einem langen Gähnen und ohne ein Wort zu sprechen präsentirte, bekam ich ein gutes Zimmer und lebte herrlich und in Freuden. Daß endlich der Engländer, wenn er zu uns kommt, so eigensinnig bei seinen Gebräuchen, bei seiner Sprache und den Gewohnheiten bleibt, die ihm von Hause aus ankleben, können wir ihm nie verzeihen. Warum lernt er nicht deutsch — und läßt, statt dem Singen der Theemaschine zuzulauschen, nicht Champagnerpfropfen gegen die Decke fliegen? warum behält er seinen Hut auf dem Kopfe und drückt uns dagegen recht herzlich die Hand? Ach! wie undankbar sind wir! Dank sei es dem Engländer und Franzosen, daß sie nationell bei uns auftreten und uns zeigen, wie ein Mensch leben muß, um gebildet zu scheinen. Woher wüßten wir sonst, daß man französisch plappern muß, um guten Ton zu haben und daß es nöthig ist, Thee zu trinken, damit man auch so interessant blaß aussieht, wie die Engländerinnen? Und, ernstlich ge-

sprochen, wie Noth thäte es uns, etwas von dem Stolze des Engländers zu haben, der es unter seiner Würde hält, auch nur in der Kleidung, eine andere Nation, am allerwenigsten uns, nachzuäffen. Ach, nähmen wir doch ebenfalls den biederen ehrlichen Deutschen mit, wenn wir verreisten und ließen dafür zu Hause die lumpigen Fetzen von fremden Gebräuchen, mit denen wir uns umhängen und die uns kleiden, wie den Esel die Löwenhaut. — Nein, ich wollte sagen, wie den Löwen die Eselshaut, denn wir könnten die Löwen sein, ächte Löwen, aber keine Lions. Mit welcher Lust, wie viel lieber ließ ich mich bei einem Gedränge tüchtig gegen eine Mauer rennen, wenn der, der mich angerannt hätte, sich mit einem: „Ich bitt' um Verzeihung!" zu entschuldigen suchte, als mich leicht auf den Fuß treten, um ein: Pardon Monsieur! entgegen zu nehmen. — Zum Teufel das Pardon! —

Auf meinen Reisen sind mir immer die Engländer ein interessantes Studium gewesen, und wenn man unter hundert Passagieren den einzigen Briten herauskennt, so kann ihm das, wie schon gesagt, nur zur Ehre gereichen. Daß sie ihre Eigenthümlichkeit immer bis zum Lächerlichen festhalten und übertreiben, ist freilich auch wahr, und wenn es kein vernünftiger Mensch billigen kann, daß man von vornherein die Söhne Albions ohne Unterschied als lächerliche Person hinstellt, wie den Pantalon in der italienischen Komödie, kann ich es mir doch nicht verwehren, die zuweilen wirklich komischen Figuren der reisenden Engländer, die mir begegneten, in ein Paar Skizzen darzustellen. Ort und Klima tragen auch viel dazu bei, Manches in anderer Beleuchtung zu sehen, und wenn mich auch auf einem reinlichen rheinischen Dampfboote die blendende Wäsche des Engländers freut, so ist doch die sorgfältige Erhaltung derselben in dem Schmutze türkischer Wirthshäuser etwas gesucht und eine wohl eingerichtete und sauber erhaltene Theemaschine unter den Palmen des Nils wohl im Stande, dem Unparteiischen ein kleines Lächeln zu entlocken.

Je mehr man sich von dem Hauptreisestrich, Holland, dem Rhein entlang, die Schweiz, Tirol nach Italien — westlich gegen Frankreich und hauptsächlich östlich gegen das Innere von Deutschland verliert, um so seltener trifft man die englischen Reisenden, ich sage selten gegen die Masse derjenigen, welche die obengenannte große Route einhalten; denn im Allgemeinen findet man unter jedem Himmelsstrich, daß von zehn Reisenden sechs Engländer sind. Nur einzelne wißbegierige oder neugierige Exemplare sind es, welche die Hauptstraße verlassen, um rechts oder links abzuschweifen.

Auf der obern Donau fanden wir noch viele Söhne und Töchter Albions, von denen der größte Theil der Kaiserstadt Wien eine Visite machen wollte. Hier war auf dem Dampfboot von allen Nationen noch eine recht noble Auswahl, und wenn nicht zuweilen ein ehrlicher Oesterreicher mit einem deutschen Wort zwischen die Conversation gefahren wäre, hätte man glauben können, in England oder Frankreich zu sein. Doch wie plötzlich und gänzlich änderte sich diese Scene, als wir Wien verlassen, um unsere Reise nach Pesth oder weiter hinab fortzusetzen. Die Kaiserstadt hatte, ein gewaltiger Magnet, fast die ganze fashionable Welt, die wir mitgebracht, angezogen und hielt sie fest. Verschwunden war der kurze Makintosh und der seegrüne flatternde Schleier Englands, sowie die weißen Glacehandschuhe und die Masse überflüssiger Redensarten Frankreichs. Wir hatten die vielen nüchternen und langweiligen Gesichter, die den Kupferstich ihres Buchs lieber ansahen, als das Original selbst auf der Spitze des Felsens, gegen gesunde kräftige Physiognomien vertauscht und wahrhaft sehr dabei gewonnen. Neben uns stand der Oesterreicher mit dem gutmüthigen Gesicht, und wem neben diesem Ausdruck der schwarze Bart und die dunklere Gesichtsfarbe etwas Abenteuerliches gab, war der Ungar.

Auf der Galathee, so hieß unser Boot, war ein sehr lustiges Leben. Wir hatten schönes Wetter, Alles plauderte durcheinander, und jeder freute sich an der Freude des Andern und den grünen

Wellen der prächtig dahinströmenden Donau. So kamen wir nach Pesth, von wo uns der Zriny, ein schönes, fast neues Dampfschiff, weiter hinab durch die Ebenen Ungarns nach der Walachei führen sollte. Vor den Fenstern unsers Gasthofs in Pesth lag dies Schiff; doch fiel am Morgen der Abfahrt ein so dichter Nebel, was uns freilich einen guten Tag versprach, daß wir nur den Dampf des Schornsteins erblicken konnten, der sich mit Mühe einen Weg durch die weißen Massen bahnte. Dann und wann, wenn sich die Nebel etwas zusammenballten, senkten oder erhoben, blickte einer der Masten hindurch, auf welchem die Flagge mit den ungarischen Farben flatterte. Am Ufer standen Gruppen von Ungarn, in ihren weißen und schwarzen Schafpelzen mit den gutgeformten Gesichtern, die dem Boote neugierig zusahen oder sich mit ihren kleinen Pferden beschäftigten, die, am Boden liegend, vom ausgebreiteten Tuche ihr ärmliches Futter verzehrten und sich zur harten Arbeit des Schiffziehens stärkten. Wir waren Alle froh, statt der langweiligen nobeln Gesellschaft, die uns gestern umschnatterte, einmal wieder eine andere Welt um uns versammelt zu sehen. — Fahrt immer zu, den Rhein hinab und hinauf, ihr Franzosen und Engländer, und laßt euch von eurem Buch den großen Sagenkranz vor Augen zaubern, den jenes Kloster und diese Burg umgibt, laßt euch immerhin erzählen von sinniger Minne und edler Aufopferung; wir wollen einmal den Glacehandschuh ausziehen, um dem derben Wallachen die Hand zu reichen und uns von dem kräftigen Ungarn erzählen lassen:

Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen. —

Lebt wohl, leichtfertiger Franzose und guter, aber langweiliger Sohn Englands! — Doch was seh' ich? Während ich so am Fenster meine Träume habe, ist der Nebel etwas gewichen. — Welche Flagge wird da aufgezogen? noch verdecken mir sie die zerrissenen Nebelmassen — doch jetzt hat sie die höchste Spitze des Hauptma-

stes erklettert und der frische Morgenwind entfaltet vor uns die Farben Englands. — Ja, sie war es, und der dienstfertige Kellner, den wir um die Ursache dieser seltsamen Erscheinung auf einem österreichischen Schiffe befragten, gab uns die tröstliche Nachricht: die besten Kajüten auf dem Deck habe Seine Herrlichkeit der Lord Londonderry eingenommen, der nebst Gemahlin und einer großen Dienerschaft nach Konstantinopel wolle. Es war wirklich so — verschwunden waren meine Träume; denn als wir das Boot bestiegen, sah ich wohl manche kräftige Physignomie, aber das ganze Schiff hatte nichts mehr vom Charakter des interessanten Landes, dem es angehörte, sondern sah ganz englisch aus.

Auf dem Verdeck mochte man sich wenden, wohin man wollte, so stieß man auf eines jener nüchternen Gesichter mit blonden Haaren, bis an die Nase in bunte, farbige Halsbinden vermummt, die einem Körper angehörten, der sich langsam herumbewegte und sich eine kleine Arbeit machte. An dem einen Radkasten stand der erste Kammerdiener und packte Silberzeug aus und ein; ein anderer saß daneben und die Beiden drehten jeden Löffel einigemal in den Händen herum, ehe sie ihn einem Dritten gaben, der ihn abputzte und wieder weglegte. Neben dem andern Radkasten hatten sich die Kammerjungfern der Lady postirt und wühlten in einem unendlichen Haufen weißer Leinwand. Die Bedienten zweiten Rangs saßen an der Spitze des Schiffs und die Kiste, die dieser rechts gerückt hatte, schob jener wieder links. Der eine putzte an einer Theemaschine, der andere polirte ein Paar Stiefeln und pfiff dabei, wie die englischen Stallbedienten, wenn sie die ungeduldigen Pferde beruhigen wollen.

Die Donaudampfschifffahrtsgesellschafft hatte, um dem ehrenwerthen Lord das Leben auf ihren Schiffen so bequem als möglich zu machen, auf ihre Rechnung einen englischen Koch engagirt, der zu gewissen Stunden für Seine Herrlichkeit allein kochen mußte. An dem Theil des Schiffes, wo sich die Küche befand, war des Ge=

klappers kein Ende und England florirte hoch. Hier liefen die Bedienten mit ihren Theekannen und Beafsteakpfannen aus und ein, und wir andern harmlosen Passagiere waren in beständiger Gefahr überrannt zu werden; besonders an dem ersten Tage unserer Fahrt, ehe die dienenden Töchter und Söhne Albions jeden Winkel zu ihrem Gebrauch eingerichtet und mit Kisten und Kasten verstellt hatten, erging es uns wie in dem bekannten Märchen: wen der Esel nicht schlägt, den kneipt der Krebs, und wen der Krebs verschont, dem wird von der Katze der Ruß in die Augen gekratzt. Wer glücklich bei der Küche vorbeikam, ohne von einer Portion Sauce angebrüht zu werden, dem schob vielleicht der Kutscher ein Rad des schweren Wagens auf den Fuß, oder sprang ihm vom Bock herab auf ein Hühnerauge, und wer hier glücklich vorbeikam, der wurde wenigstens von den Stiefel putzenden und Kleider ausklopfenden Bedienten tüchtig eingestaubt. Die Herrschaft all' dieses Unwesens, der edle Lord mit seiner Gemahlin, belästigte uns noch am allerwenigsten. Die Dame saß schon am frühen Morgen in ihrer Kajüte und ließ sich von dem Herrn Gemahl die courfähigen Passagiere der Reihe nach vorführen. Sie war eine Dame in den Vierzigen und einstens gewiß sehr schön gewesen. Man sah noch heute die deutlichen Spuren davon. Der Stuhl der Lady stand in ihrer Kabine dicht am Radkasten, wodurch sie den ganzen Tag wie ein Sulz in eine zitternde Bewegung versetzt wurde, was äußerst komisch aussah.

Während der vier Tage, die wir zusammen reisten, kam sie vielleicht zweimal auf's Verdeck, um sich die Gegend anzusehen. Während der übrigen Zeit ließ sie sich von ihrer Kammerjungfer ansagen, wo sie sich gerade befand, und sah sich dann in ihrem Guide viel lieber die Stahlstiche an, die im Grunde schöner waren, als die Gegend selbst und was die edle Dame viel bequemer hatte. Der Lord dagegen ließ sich häufig auf dem Verdeck blicken und sah beinahe, wie alle andern Menschen aus; nur hatte er Kinn und

Hals ebenfalls in einer großen Binde verwahrt, und trug den Hut sehr auf dem Hinterkopfe.

Die Ungarn und Wallachen, die auf dem Schiffe waren, fühlten sich durch die Ausbreitung des englischen Comforts noch weit unbehaglicher als wir. Sie drückten sich an die Schiffswände und wagten es kaum, über das Verdeck zu gehen. Doch ging die Sache so lange gut, als wir uns auf dem Zriny befanden, der genug Kajüten hatte, um den ausgebreiteten Forderungen der englischen Herrschaft Genüge zu leisten. Sobald wir aber unterhalb Orsova durch das eiserne Thor auf Kähnen schiffen mußten, und dann auf ein anderes Dampfboot, die Panonia, kamen, so geriethen Seine Herrlichkeit sehr in Verlegenheit, denn da das Schiff nur drei Kajüten hatte, eine für die Damen, eine für den ersten und eine für den zweiten Platz, von denen nur die erstere kleine abgetheilte Schlafstellen hatte, so mußte der Lord sich entschließen, die Nacht in unserer Kajüte zuzubringen. Anfänglich hatte er lange Debatten mit dem Kapitän, die wir zu unserm großen Ergötzen mit anhörten, und trotzdem daß die Dampfschifffahrtsgesellschaft alles Mögliche gethan hatte, um die Engländer zufrieden zu stellen, beklagte sich doch der Lord über schlechte und unaufmerksame Behandlung auf den Donauschiffen.

Den ersten Abend auf der Panonia konnte er sich lange nicht entschließen, mit uns ein gemeinschaftliches Schlafgemach zu beziehen, sondern spazierte lange auf dem Verdeck umher, und als es gegen neun Uhr anfing zu regnen, mußten sich fünf bis sechs seiner dienstbaren Geister mit aufgespannten Regenschirmen oben hinstellen, unter denen er hin und her spazierte. Doch bald wurde ihm das Wetter zu arg und wir saßen gerade bei einem Glase Punsch, als der Kapitän hereintrat und uns lachend aufforderte, auf die Anstalten Achtung zu geben, die er jetzt machen müsse, um dem Lord ein würdiges Nachtlager zu bereiten. Die Thür öffnete sich und ein Paar betheerte Schiffsjungen kamen herein, die ein großes

Flaggentuch trugen, das sie wie eine spanische Wand an den Ecken der Kajüte befestigten und so ein abgesondertes Zimmerchen bildeten. Der Kapitän hatte, um einen Spaß zu machen, eines mit den englischen Farben gewählt, was aber Seine Herrlichkeit sehr günstig aufnahm und sich wohlgemuth dahinter zur Ruhe begab.

Bei Rustschuck verließen wir das Dampfboot, um von da unsere Reise zu Land über Schumla und Adrianopel nach Konstantinopel fortzusetzen. Einigemal hatte die Lady den Wunsch geäußert, diese Tour ebenfalls zu machen, und nur den dringenden Vorstellungen des Kapitäns, der Passagiere und des Herrn Gemahls, der keine Lust verspürte, das bequeme Schiff zu verlassen, daß sie auf der ganzen Tour mit den größten Unbequemlichkeiten zu kämpfen habe, daß sie nirgends ein Wirthshaus, geschweige denn ein ordentliches Hotel finden würde, und dann daß weder an einen Wagen noch an eine Sänfte zu denken sei, hatte sie endlich Gehör gegeben und war von ihrem Vorsatze abgegangen. Ein anderer Passagier dagegen, ein junger Mann, der für einen Engländer sehr umgänglich und liebenswürdig war, schloß sich uns an, und verließ ebenfalls das Schiff, um unsern Ritt durch die Türkei mitzumachen. Wir Deutsche nahmen jeder nur einen kleinen Reisesack mit, der mit der nothwendigsten Wäsche angefüllt war und hatten unsere Kleidung so viel wie möglich vereinfacht. Die Hüte blieben natürlich bei unserm Gepäck auf dem Schiffe und wir setzten eine leichte Reisemütze auf. Der Engländer dagegen hatte einen schwarzen Frack an, einen Makintosh darüber und auf dem Kopf einen Hut. Auch war sein Gepäck ganz anders beschaffen, als unsere armseligen Bündelchen. Als wir uns in den Nachen setzten, um über die Donau zu fahren, sahen wir, daß er zwei kolossale Nachtsäcke mitgenommen hatte, und auf unsere Frage, was er mit all dem Gepäcke wolle, versicherte er uns ganz ernsthaft, er habe nur die allernothwendigsten Sachen mitgenommen. Doch wurden wir schon im ersten Nachtlager gewahr, was er unter diesen nothwen-

digen Sachen verstand. Das war in einem elenden türkischen Nest, ein Haus ohne Fenster und Thüren, auf einem Lehmboden ohne Tische und Stühle, auf dem wir uns angezogen wie wir waren hinstrecken mußten. Am andern Morgen, ehe wir Uebrigen aufstanden, war der Engländer schon hinausgegangen und schleppte bald darauf einen seiner Nachtsäcke in die Stube, öffnete ihn und ein vorwitziger Blick, den ich darauf warf, belehrte mich, daß der Sack ganz mit weißer Wäsche angefüllt sei. Als der Tag herandämmerte, erhoben wir uns auch, und ich, der zufällig neben dem Engländer lag, wollte eben ruhig meine Toilette machen, als er mich erstaunt fragte, ob ich denn keine reine Wäsche anziehen wolle? Ich entgegnete ihm lachend, daß ich dafür nicht gesorgt habe, worauf er mich mit einem Blick des tiefsten Mitleidens, dem aber eine kleine Dosis Verachtung beigemischt war, ansah. Wie aber auch die Andern keine reinen Hemden anzogen, war er ganz überrascht und sah, während er seine Wäsche wechselte, mit einem wehmüthigen Blick zum Fenster hinaus. Er blickte wahrscheinlich einer traurigen Zukunft entgegen, denn er fühlte sich gewiß sehr verlassen unter uns schmutzigen Leuten, die auf einer türkischen Landreise nicht jeden Tag ein reines Hemd anzogen. Er hatte von diesem Artikel beiläufig gesagt zwei Dutzend in seinen Nachtsäcken, eine Unzahl von Schnupftüchern und weiter gar nichts. Diesen Mangel an Reinlichkeit verzieh er uns erst, als wir ihm vorrechneten, daß wir wenigstens sechs Packpferde mehr nöthig hätten, wenn Jeder von uns zwei solcher Nachtsäcke mit sich schleppen wollte. Diese Eigenheit abgerechnet, sowie sein beständiges Mißvergnügen, daß unsere Tagemärsche zu klein wären, war er ein ganz guter und angenehmer Gesellschafter und wir kamen glücklich mit ihm in Konstantinopel an.

Der rigt honourable Lord Londonderry, wie auf allen seinen Kisten und Koffern stand, nebst Frau Gemahlin und Dienerschaft, war schon einige Tage vor uns in Pera angekommen und setzte die

Stadt durch sein Erscheinen nicht wenig in Allarm. Von der Regierung waren ihm mehrere Kawaschen (Wachen) gegeben worden, die, wenn er in den Straßen von Stambul ritt oder fuhr, beständig hinter oder vor ihm paradirten. Bei unserm Aufenthalt in Konstantinopel verloren wir ihn bei dem Schönen, was wir sahen, bald aus dem Gesichte und wurden erst wieder durch eine lächerliche Geschichte, die zwischen der Lady und dem Sultan vorfiel, auf ihn aufmerksam.

Nachdem Seine Herrlichkeit eine offizielle Audienz bei dem Padischah gehabt, wünschte auch die Lady das erhabene Antlitz des Großherrn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Doch da es dem Sultan nicht erlaubt ist, ein weibliches Wesen, das ihm nicht eigen gehört, und am allerwenigsten eine weibliche Ungläubige in seinem Palaste zu empfangen, so zerbrach man sich den Kopf, wie man die Bitte der Lady, da man sie ihr nicht gern abschlagen mochte, bewilligen könnte. Endlich fand man einen Ausweg. Die Lady mußte Beschitdesch, das Sommerpalais des Sultans, an einem gewissen Tage Abends zu der und der Stunde besehen, wo ihr der Sultan von ungefähr begegnen und ebenso von ungefähr ein paar Worte mit ihr reden wollte. So geschah es denn auch. Die Lady erschien und hatte sich zu dieser feierlichen Gelegenheit so mit Diamanten behängt, deren sie eine ziemliche Anzahl besitzt, daß die türkischen Palastoffiziere, die sie empfingen, es für ihre Pflicht hielten, dies dem Padischah heimlich zu melden, worauf dieser nach einiger Berathung sämmtlichen Anwesenden befahl, ihre mit Brillanten besetzte Nischah (Ehrenzeichen) ebenfalls umzuhängen, worauf von den Großen des Reichs, die die Lady in einem Schwarm überall hin begleiteten, sich Einer nach dem Andern verlor, um mit dem großen Stern geschmückt wieder zu kommen. Auf einer Terrasse begegnet der Padischah endlich Ihrer Herrlichkeit, bleibt stehen und fragt den damaligen Minister Redschid Paschah, der ihn begleitet: wer die Dame sei? Sie wird ihm vorgestellt, und nachdem er einige

Worte mit ihr gewechselt, geht er weiter, bleibt aber nach wenigen Schritten wieder stehen, blickt der Dame nach und gibt, da er sich über die Masse der Edelsteine, womit sie geschmückt war, höchlich verwunderte, dem Minister den kitzlichen Auftrag, sich bei der Lady zu erkundigen, ob die Steine auch alle ächt seien, und was sie wohl gekostet hätten. Redschid Paschah, als ein gewandter Mann, stellt der Dame die letzte Frage mit Uebergehung der ersten und erhält darüber eine ausführliche und bestimmte Antwort; denn sie liebte es sehr, die ungeheuren Summen anzugeben, die der Schmuck wirklich gekostet.

In Konstantinopel gab es zur Zeit unseres Aufenthaltes wenig Engländer. Auch hatten wir auf dem Dampfboote Crescend, das uns nach Beirut brachte, keinen in unserer Gesellschaft. Doch kamen wir in Marmarizza, wo die ganze englische Flotte damals lag, mit mehreren zusammen und fanden jetzt wieder einzelne Exemplare fast auf unserer ganzen Reise. In Beirut lag noch die englische Artillerie, die am Hafen unter großen grünen Zelten campirte; sie hatte ihre Küche zwischen zwei hohen Mauern aufgeschlagen, worin es immer ungemein lieblich roch. Hier lebten die Söhne Albions herrlich und in Freuden, denn ihre Schiffe kreuzten beständig auf der Rhede und versahen sie mit dem Nöthigsten; auch die Einwohner ließen ihnen vorzugsweise die besten Sachen zukommen; denn „die Inglese," wie sie von dem Volk genannt wurden, hatten sich durch ihre gewaltigen Bombardements in großen Respect gesetzt, und dieser Name war besonders an der syrischen Küste ein Zauberwort, mit dem man überall durchkam.

Oft wenn wir durch die Bazars oder über die Plätze Beiruts wandelten, blieben die kleinen Buben um uns stehen, und erst nachdem sie uns sattsam betrachtet, riefen sie: „Inglese, Inglese, puff, puff!" und liefen schreiend davon. Wenn man die englischen Soldaten und Seeleute nicht schon an ihrer Kleidung erkannt hätte, so hätte man sie doch sicher an ihrem Benehmen von den andern

Nationen unterschieden; denn während der Franzose lachend und schwadronirend umherschlenderte und der österreichische Seemann vor jedem gutgekleideten Franken freundlichgrüßend an den Hut griff, starrte der Engländer mit dem kalten nüchternen Gesicht die Häuser und den Himmel an und rannte Jedem in die Seite, der ihm nicht auswich. Die Offiziere und Gentlemen, die neben dem Genuß des guten Porters und Roastbeaf, das ihnen von den Schiffen verabreicht wurde, auch zuweilen ein geistiges Vergnügen haben wollten, stellten deßhalb mitunter in der Ebene hinter der Stadt große Jagden an, zu denen sie sich anfänglich einen lebendigen Schakal hatten kommen lassen. Doch dieses Thier, kaum in Freiheit gesetzt, zog sich schleunigst in die Schluchten des Gebirgs zurück, wohin ihm die englischen Jagdliebhaber nicht folgen konnten, weßhalb sie sich in der Folge eines Hundes bedienten, der besser in der Ebene blieb und wo sie das Vergnügen, ihn zu hetzen, länger genießen konnten.

Noch vor unserer Abreise von Beirut wurden die Kanoniere eingeschifft und die meisten Engländer zogen sich nach Saida, Acre und Jaffa, wo wir sie später wieder trafen. Von letzterer Stadt aus machten sie häufig Ausflüge nach Kamleh und Jerusalem. wo wir ihnen hie und da in kleinen Gruppen zu fünf bis sechs begegneten; ohne daß wir ein Wort mit ihnen wechselten, erkannten wir schon von Weitem, wer unter diesem Trupp Franzose oder Engländer sei, an der Art zu Pferde zu sitzen, an dem runden Hute, der niemals fehlen durfte, oder an der großen Halsbinde. Letzteres machten sogar unsere Beduinen scherzweise nach, und wenn sich so ein dunkelgefärbter Kerl den Shawl faustdick um den Hals wand, ging er gespreizt umher und sagte wohlgefällig: „Inglese! Inglese!“

In Gazza war es, wo wir die Mode der Briten, auch in die unwirthbarsten Gegenden alles zum Comfort Gehörige mitzuschleppen, einmal recht aus Herzensgrund segneten. Ibrahim Pascha, der sich unserer besonders annahm, hatte uns in der kleinen Stadt,

die mit Soldaten von der unglücklichen Armee aus Damaskus überfüllt war, ein freilich sehr armseliges Quartier verschafft; doch gebrach es uns am Nothwendigsten, und da wir gehofft hatten, von Jaffa aus zu Schiff nach Alexandrien zu kommen, hatten wir uns weder mit Eß- noch Trinkgeschirren versehen, und in Gazza waren nicht einmal Lebensmittel, geschweige denn etwas Anderes zu bekommen. Da erfuhr Giovanni, unser vortrefflicher Dolmetscher, daß mehrere englische Offiziere hier stationirt seien, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Ibrahim Pascha Syrien wirklich verlasse. Wir machten ihnen einen Besuch und wurden dafür auf den Abend zum Thee eingeladen. Hier war denn Alles auf's Beste eingerichtet; da war die singende Theemaschine, da waren die großen Porzellantassen, die silbernen Löffel, der Spülnapf und die Krystallfläschchen mit Arak und Rum; da brachten Bedienten das geröstete Brod herein, ganz wie in England; da fehlte nichts bis auf die damastene Tischdecke, die auf ein Paar großen Kisten ausgebreitet war und um welche wir auf Kissen und Teppichen lagen.

Während unseres Aufenthalts in Gazza waren wir öfters bei diesen englischen Offizieren und machten kleine Touren mit ihnen in die Umgegend und an das Meer und als wir abreisten fand es sich, daß einer derselben, ein Kapitän E. aus Bombay, die Tour durch die Wüste machen würde, was uns sehr angenehm war, denn außer seiner Person, er sprach geläufig französisch und konnte, wenn er gerade aufgelegt war, recht unterhaltend sein, führte er drei Bedienten mit sich, sowie in einer großen Kiste alles mögliche Geschirr zum Essen und Trinken, und das kam uns bei der gänzlichen Armuth, in der wir uns befanden, trefflich zu Statten. Wie mit Zauberkraft ließ er aus dieser Kiste eine Menge Sachen herausspazieren, von denen wir glaubten, daß nicht die Hälfte Platz habe. Am ersten Abend machte es ihm Spaß, uns alle diese Geräthe, Teller, Gläser, Messer, Leuchter, Theeservice zu zeigen, und er blieb

sich auch in dieser Gefälligkeit gegen uns fast immer gleich. Doch hatte er dafür eine Menge anderer Eigenheiten, die uns oft lächerlich vorkamen, ja oft verdrüßlich machten. So hatte er mit seinen drei Bedienten ein ewiges Gezänke, und wenn sie nicht auf seinen Wink flogen, quälte er sie bis in die Nacht hinein mit allerlei unnöthigen Aufträgen, oder bestrafte sie, sowie auch seine Kameeltreiber mit tüchtigen Schlägen, wozu er seinen Steigbügelriemen gebrauchte. Seinen Kammerdiener und Koch, der ein Grieche war, aber gebrochen französisch sprach, bestrafte er meistens mit Worten, wobei wir uns des Lachens kaum enthalten konnten. So sagte er ihm z. B., und auch eben nicht im besten Französisch: „N'est ce pas, vous êtes une bête. Cites mois, que vous êtes une bête? Eh bien parlez donc: je suis une bête!“ Das trieb er so lange, bis der arme Kerl sagte: „je suis une bête!“ Und dann gab er ihm zur Antwort; „Ah oui, grande bête!“ Dann verlangte er auch von seinem Bedienten, daß seine Befehle buchstäblich, wie das englische Gesetz, befolgt würden. So hatte er einmal einen großen Korb mit Fischen gekauft, und befahl: diese sollten zum Abendessen gebraten werden. Ein großer Theil derselben erschien auch wirklich auf's Beste zubereitet, und ehe die Schüssel noch geleert war, waren wir Alle vollkommen gesättigt. Der Kapitän legte sich auf seinen Teppich hin und vertraute mir: er habe etwas zu viel gegessen. Während er so da lag und an die Decke des Zeltes hinauf sah, kam ihm ein Gedanke. Er rief den Koch und fragte ihn, ob er auch die Fische alle gebraten habe. Dieser antwortete: er habe außer denen, die zu uns in's Zelt gekommen seien, auch für sich und die andern Bedienten einen Theil zubereitet; doch sei immer noch eine gute Portion im Korb übrig geblieben. Darauf fing der Kapitän ganz ruhig mit ihm die bekannte Unterredung an: „N'est ce pas, vous êtes une bête“ etc. und da er befohlen habe, daß die Fische alle gebraten werden sollten, so möge er gleich die übrigen noch zurichten. Da half keine Widerrede, und obgleich es

schon spät war, wurde doch ein neues prasselndes Feuer angemacht und die Fische gebraten. Ungefähr um Mitternacht, als wir Alle schliefen, brachte der Koch die Schüssel ins Zelt, weckte seinen Herrn, der einen davon versuchte und sie dann wieder hinaustragen ließ.

Eine andere große Eigenheit des Mannes war, daß er uns anfangs erklärte, er verstehe nur englisch und französisch. Wir ließen daher oft unserer Zunge freien Lauf, und sagten in deutscher Sprache Manches über seine Eigenheiten, was gerade kein Kompliment für ihn war, und am Schlusse unserer Wüstenreise offenbarte er uns, daß er zwei Jahre in Frankfurt am Main gelebt und sehr gut deutsch verstehe.

Am Ende des Tagmarsches hatten wir auch zuweilen einen kleinen Streit mit ihm, denn da es ihm in dem ausgedörrten Sand der Wüste sehr heiß geworden war, so wollte er, als wir uns Aegypten näherten, zum Aufschlagen der Zelte einen Platz gesucht haben, der schön feucht und kühl sei, weßhalb er zum Extrem überging und nicht selten die Nacht in Sümpfen zubringen wollte. In Kahira, wo er auf seinen früheren Reisen schon einmal gewesen, führte er uns in einen englischen Gasthof, in eine großartige Anstalt, die zugleich die Postverbindung zwischen England und Ostindien besorgt, indem die Briefkasten von Liverpool auf den englischen Dampfbooten nach Alexandrien gebracht werden; dort liegen die Barken des Gasthofs von Kahira bereit, welche Briefe und Passagiere den Nil herauf nach dieser Stadt bringen. Hier wird den Reisenden kaum Zeit gelassen, ein Mittagsmahl einzunehmen, worauf sie zu Pferd oder in Sänften und sogar in großen zweiräderigen Wagen durch die Wüste nach Suez geschafft werden, um ein anderes Dampfboot zu besteigen, das sie nach Bombay bringt. Wenn es auch gewiß für den Reisenden angenehm ist, so weit von der Heimath in fremdem Lande allen möglichen Comfort zu finden, den man nur zu Hause genießen kann; wenn es auch ein eigenes

Vergnügen gewährt, von einem Spaziergang unter den Palmen am Nil, wo man am andern Ufer die mächtigen Pyramiden in majestätischen Reihen sieht, zurückzukehren und sich an eine Tafel zu setzen, die bis auf die geringste Kleinigkeit nach europäischem Begriff elegant servirt ist; — so muß doch der Reisende diese Annehmlichkeit in dem englischen Gasthof zu Kahira wirklich enorm bezahlen.

Zur Zeit unseres Aufenthaltes daselbst waren wir die einzigen Fremden. Einige streifende Engländer waren wenige Tage vorher nach Alexandrien abgereist und hatten bei dem Besuch der Pyramiden von Ghizet den sie begleitenden Fellahs eine komische Scene zum Besten gegeben, die aber fast einen traurigen Ausgang gehabt hätte. Um nach den Pyramiden zu gelangen, muß man einen kleinen Arm des Nils passiren, auf dem sich aber weder Boot noch Brücke befindet. Doch da das Wasser sehr seicht ist, machen sich die Fellah einen besondern Erwerb daraus, die Reisenden auf ihren Schultern an's andere Ufer zu tragen. Jene Engländer kommen also auch in Begleitung einer Lady hieher und die dienstfertigen Fellah bieten gleich ihren Rücken an, um sie hinüber zu tragen. Da ihnen aber das Wasser in der Mitte des Flusses bis über die Knie reicht, so pflegen sie das graue Hemd, ihr einziges Kleidungsstück, etwas in die Höhe zu schlagen. Die Cavalcade beginnt, zwei der Engländer sind glücklich ans andere Ufer gebracht worden, und die Lady hat gerade einen handfesten Fellah bestiegen, während der Herr Gemahl noch am Ufer bleibt, um in seinem Guide etwas nachzulesen. Mag es nun sein, daß der Träger der Dame eine etwas tiefere Fuhrt wählte, genug, er rollt sein Hemd etwas höher auf, als die andern, und der Engländer schreit dem Fellah in gutem Englisch mit heftiger Stimme nach; doch dieser versteht ihn nicht, und wandert ruhig weiter. Der Engländer, der am Ufer verzweiflungsvoll die Hände ringt, erinnert sich des arabischen Wortes: Burda! Burda! — Halt, halt! welches er nun unzählige Male

ausruft. Doch der Fellah, der wahrscheinlich nicht weiß, was er will, sieht sich lächelnd um und geht abermals weiter. Jetzt verliert der am Ufer den Kopf, reißt eine Pistole heraus und schießt nach dem Araber. Dieser läßt nun die Engländerin ins Wasser fallen, winkt einigen seiner Kameradeu, die in vollem Laufe zurückkehren und den Gemahl wahrscheinlich übel zugerichtet haben würden, wenn sich nicht der Dolmetscher der Briten ins Mittel gelegt hätte.

Von einem andern Engländer, der vor wenigen Jahren die Pyramiden und die Sphinx besuchte, erzählen die Fellahs unter Kopfschütteln, daß er mit vielen Kosten und großer Mühe das Vordertheil dieses Riesenbildes vom Sand habe entblößen lassen, um die Inschrift der Tafel, welche sie zwischen den Klauen hält, abzuschreiben. Nach einigen Wochen angestrengter Arbeit habe er seinen Zweck erreicht, dann aber die ganze Geschichte wieder zudecken lassen.

Auf unserer Tour nach jenen riesenhaften Denkmalen war es unser englischer Kapitän, der zu mancherlei komischen Auftritten Veranlassung gab. Bald hatte er mit den Arabern Streit, weil sie nach seiner Idee zu viel für die kleinen gebrannten Mumien, Käfer, Pagoden und andere Figuren forderten, die man in den Gräbern findet und die das Volk zum Verkauf ausbietet; bald jagte er diese Leute, welche sich in dichten Schaaren um uns versammelten auseinander, und verfolgte einzelne, die ihm laut lachend entliefen, auf seinem Pferde, doch zog er dabei beständig den Kürzern und die gewandten Araber hatten ihn förmlich zum Besten. Bald that einer, als würde er eingeholt, sprang dann auf die Seite und schrie das Pferd an, daß es stutzig und scheu zu werden drohte. So trieb er es den ganzen Tag auf dem Hin-, wie auf dem Heimwege. In dem englischen Hotel, wohin er uns doch eigentlich geführt, blieb er selbst nicht lange, sondern da es ihm zu theuer war, miethete er sich ein paar Stuben und kam nur zum Frühstück und

der uns wieder eine lange Zeit gefangen hielt. Dieser Edle nämlich wohnte auf demselben Corridor wie wir, und hatte während der Dauer der Quarantäne beständig die Zeichen der besten Gesundheit gegeben. Das konnte die große Menge geleerter Porterflaschen, die vor seinem Lokal aufgeschichtet waren, sowie die Rechnung des Speisewirthes bezeugen, welche nach den vielen Beafsteaks, die er täglich genoß, gewiß nicht klein war.

An dem Morgen, wo sich unsere Gefangenschaft endigte, waren wir schon sehr früh bei der Hand, packten unsere Sachen und sahen sehnsüchtig hinüber nach Lavalette, in deren Gassen wir uns bald wieder als freie Menschen bewegen konnten. Ein Paar junge Franzosen, die auf der andern Seite neben uns wohnten, trieben vor Freude über ihre Erlösung allerhand Tollheiten, tanzten die Treppen hinab und hinauf, und erkundigten sich wohl hundertmal, ob nicht bald der Quarantänearzt käme, um uns zu entlassen. Bald darauf öffnete sich auch die Thür des Engländers, und er trat in seinem Schlafrock, die weiße Mütze auf dem Kopfe heraus und sah uns mit recht kläglichem Gesichte an. „Aber mein Gott!“ riefen wir ihm zu, „warum sind Sie noch nicht angezogen? es geht ja gleich fort.“ — „O, o,“ entgegnete der Engländer, „ich fühle mich sehr krank.“ Das war eine schreckliche Antwort für uns; denn jeden Augenblick sollte der Arzt kommen, konnte die Krankheit des Engländers für einen Pestanfall halten und uns Alle, die wir mit ihm in Berührung gekommen waren, auf weitere vierzig Tage in Quarantäne setzen. Es war ein entsetzlicher Moment, und so viel wir dem Mann im Schlafrock zuredeten, sich anzuziehen und ja dem Arzt von der Unpäßlichkeit nichts zu sagen, so that er gerade das Gegentheil. Doch da der Quarantänearzt, der gleich darauf eintrat, ein vernünftiger Mann war, so konsultirte er den Koch der Anstalt, der ihm anvertraute, daß der Engländer gestern Abend nicht weniger als vier Portionen Schildkrötensuppe verspeist habe, wonach sich die Unpäßlichkeit leicht er-

klären ließ und wir in Gnaden entlassen wurden. Daß wir schnell entflohen, und nicht erst warteten, bis der kranke Engländer seine Sachen zusammengepackt hatte, kann sich jeder denken. Schon tanzte unser Boot auf den Wellen des neuen Hafens, und wir sahen das Dampfboot vor Anker liegen, das uns morgen schon nach Italien führen sollte, als wir zurückblickend noch immer die Gestalt jenes Engländers unter den Bogen des Corridors stehen sahen. Sein Bedienter stopfte einige kolossale Nachtsäcke aus, und der Herr, noch immer im Schlafrock und der weißen Mütze, untersuchte mit seinem Fernrohr St. Elmo und Lavalette, und schrieb darüber von der Quarantäne aus gewiß viel Geistreiches in sein Tagebuch.

Ein Ausflug in den Schwarzwald.

Gegen die Mitte des Monats September schien der Sommer noch einmal in seinem vollen Glanze, in seiner ganzen Hitze bei uns eingekehrt. Es lag bei dem klarsten Himmel eine wirklich drückende Schwüle auf den breiten schattenlosen Straßen Stuttgarts, und selbst die Winde, die sich sonst hier nicht selten machen, sparten diesmal ihren Athem und trieben, weil es ihnen vielleicht im Thale zu heiß war, auf den Bergen umher unter Buchenlaub und Rebenranken ihr loses Spiel, indeß sie uns fast verschmachten ließen. Nicht nur in der Mittagszeit war es außerordentlich warm, sondern auch am frühen Morgen und späten Abend herrschte eine Luft so lau, wie sie in diesen Monaten vielleicht an den himmlischen Küsten bei Neapel oder in den Ebenen bei Pavia und Mailand herrscht, und der Himmel war so dunkelblau und klar, wie er über Italien schwebt. Trotz der Annehmlichkeit, auch einmal im September noch solche Tage zu haben, so warm und berauschend, wie die der südlichen Länder, die wir oft darum beneiden, so kommt doch diese Sache selten, wir sind nicht eingerichtet, die Hitze

zu empfangen und zu brechen, wie wir es mit der Kälte machen; uns fehlt der erquickende Seewind, der am Abend über deu einförmig schlagenden Wellen hinstreicht und kühlend das Gesicht des Spaziergängers küßt; bei uns wächst nicht der Orangenbaum, dessen süße duftige Blüthe die Hitze zu verzehren und Kühlung auszubreiten scheint; und dann eine Hauptsache: uns fehlt das Eis, ich meine Gefrorenes, wie man es in jeder, auch in der kleinsten Stadt Italiens in Auswahl haben kann. Freilich wagt sich auch hier wohl in einigen Konditoreien, wenn es einmal vierzehn Tage hintereinander sehr heiß gewesen ist, zuweilen eine schüchterne Tafel vor die Thür, auf der man die Worte: „Glace oder Gefrorenes“ liest, aber man findet da ein oder auch wohl zwei Arten Eis, halb warm und kein steinhartes Pezze, sondern ein Glas voll dicken Breies. Stößt man selbst zuweilen einmal auf gutes Eis, so kann man es doch nicht auf der Straße sitzend und die Vorüberwandelnden betrachtend unter einem aufgespannten Dache, das den Luftzug durchstreichen läßt, genießen, sondern man muß sich in der dumpfigen Stube damit regaliren.

Doch ländlich, sittlich; und wir haben so viel Schönes im deutschen Vaterland, daß man nur scherzweise die Vorzüge anderer Länder herbeiwünschen kann; und so auch hier. Mitte September war es also entsetzlich heiß. Ich hatte keine Lust zum Arbeiten, und schlenderte entweder dicht an den Häusern hin, das Bischen Schatten, das da zu finden war, aufsuchend, oder lag zu Hause, mich mit kaltem Brunnenwasser kühlend. Da trat eines Tages mein Freund Sigmund in meine stille Klause, und trug mir nach den ersten Begrüßungen mit einem gelinden Fluch über die gräßliche Hitze eine Idee vor, die erfrischender war, als Eis und Sorbet. „Weißt du was,“ sagte er, „wir wollen für einige Tage hinausgehen aus Stuttgart nach dem Neckarthal in den Schwarzwald, und uns dort unter die himmelhohen Tannen an irgend ein klares Bergwasser legen. Ich versichere dich, da ist das Moos

weich und kühl und unser Blut rollt, wie der Quell selbst, wieder frisch und lebendig.“ Lange überlegen ist nie meine Sache gewesen, und so saßen wir denn am andern Morgen um fünf Uhr, nachdem ich um ein Haar die Postzeit verschlafen hätte, im Eilwagen, der nach Freudenstadt fährt.

Ach, ich hatte lange keinen Sommermorgen mehr im Freien erlebt! Ein Schauspiel, das wir, weil es uns so nahe liegt und so wenig kostet, so selten besuchen. Die Sonne vergoldete die Spitzen der Bäume, und die Reben rings an allen Bergen bedeckte hie und da noch ein feiner Nebelschleier; dabei der duftige Geruch des Grases und des frischen Laubes, das uns bald von allen Seiten umgab; denn wir gelangten in kurzer Zeit nach dem Schönbuch, einem Walde, wie sein Name sagt, voll herrlicher Buchen. Er liegt schon auf der Höhe der Filder, einer ziemlichen Hochebene. Die Sonne warf ihre Strahlen quer über die Berge weg in den Schönbuchenwald, und ließ uns weit hineinsehen. Wie an so manchen Orten, hat auch hier in der herrlichsten Natur die Geschichte oder ein einzelner Mensch seine blutigen Spuren hinterlassen; denn wenn wir sie auch nicht sahen, so steht doch etwas tiefer in dem Walde die von dem Volke sogenannte Hutten-Eiche, wo Hans von Hutten von der Hand des Herzogs Ulrich fiel. Mir hat dieser Baum immer sehr leid gethan, denn er kommt mir wie ein Mensch vor, der unschuldig von dem Blute eines Ermordeten bespritzt wird, das in der Erinnerung der Welt immer an ihm kleben bleibt, und wie die Menschen es machen, so betrachten auch vielleicht die umstehenden Buchen die arme Eiche mit finstern Blicken. Doch weiter von diesem Wald! Uns trug der Wagen durch die weiten gesegneten Gefilde Württembergs, welche in ihrem jetzigen Flor das Herz so freudig anlachen, daß alle finsteren Erinnerungen aus demselben weichen müssen. Wir ließen Böblingen und Herrenberg hinter uns, zwei Poststationen, wo ich nicht umhin konnte, mich darüber zu verwundern, mit welcher beispiellosen Langsamkeit

das Umspannen vor sich geht, oder vielmehr warum auf jedem dieser kleinen Orte der Wagen, der doch den Namen eines Eilwagens führt, halbe Stunden lang wie ein Lohnkutscher vor dem Posthause steht, ehe die neuen Pferde kommen.

In Nagold war bei unserer Ankunft die Mittagstafel servirt und uns wurde ein für den Ort wirklich sehr gutes und billiges Essen; aber nie habe ich eine solche Menge Fliegen gesehen, wie hier, die sogleich die aufgetragenen Speisen bedeckten; auch scheint Nagold und besonders das Wirthshaus, in dem wir uns befanden, von jeher dieses Glück gehabt zu haben; denn einer unserer Reisegesellschaft erzählte uns eine hierauf bezügliche recht artige Anekdote. Als der Herzog Karl von Württemberg eines Tages in der Gegend jagte, und in diesem Wirthshaus, das damals schon existirte, die Tafel für ihn bereitet war, beschwerte er sich über die Masse der Fliegen, die ihn belästigte, und sagte halb verdrüßlich, halb lachend zu der Wirthin: sie solle den Fliegen hinter dem Ofen einen eigenen Tisch serviren; es sei doch nicht anständig, daß sie ungeladen an seinem Tische zu Gaste wären; was die kluge Frau alsbald besorgte, sich aber, nachdem sie mehrere Schüsseln hinter den Ofen gesetzt, ehrfurchtsvoll mit den Worten an den Herzog wandte: „Servirt ist; befehlen nun Euer Durchlaucht auch, daß sich die Fliegen an ihren eigenen Tisch begeben.“

Ich war sehr begierig, endlich den Schwarzwald zu sehen, von dem ich so viel gelesen und mir so Manches hatte erzählen lassen. Doch fängt er nach Freudenstadt zu nicht plötzlich an, sondern hängt mit dem Schönbuch zusammen, an dessen Ausläufern einzelne kleine Tannen schon mit den Buchen vermischt sind, die sich in einem gewaltigen Crescendo bis auf die Höhen des Schwarzwaldes ziehen, schon bei Freudenstadt als wahre Riesen die Berge bedecken und sich in die duftigen Thäler hinabziehen. Bei guter Zeit kamen wir nach Freudenstadt, wo wir die Nacht bleiben wollten, und benutzten den schönen Abend zu einem kleinen Spazier-

gang in den Wald. Wir traten vor das alterthümliche Thor, das als Verzierung mehrere in Stein gehauene kolossale Köpfe hat, und sahen vor uns die herrlichste Gegend ausgebreitet, keine Fernsicht, aber zwei liebliche Thäler, die sich rechts und links eine kurze Zeit hinzogen und dann zwischen den Bergen verloren. Mit Recht hat der Schwarzwald seinen Namen; denn besonders gegen den blauen Himmel und das frische kräftige Grün der Thäler sticht die dunkelgrüne Farbe des Nadelholzes recht schwarz ab. Den Weg verlassend, gingen wir durch Gras- und Kleefelder in das Thal hinab, und fanden hier die ersten deutschen Vergißmeinnicht wieder, denn die letzten blauen Blümchen dieser Art habe ich am Fuße des Libanon gepflückt. Die Mühle im Thal, sie lag so wunderbar heimlich, hatte ihre Arbeit eingestellt, und das Wasser schoß rauschend über das Wehr hinaus. Wir folgten dem Bache einige Schritte, bis zu einer Brücke, die in den Wald führt, von der wir seinen muntern Sprüngen eine Zeit lang nachschauten. Mir schienen hier die Menschen mit der Natur so verwandt; den schlanken Wuchs der Tanne, das Haar dunkel und glänzend, wie das dieses Baumes, und das ganze Wesen kräftig und frisch, wie der Bach, der vor uns hinsprang mit schwarzen Steinen besäet, denen das anklebende Moos etwas Lebendiges gab, und die so traulich zu uns aufzublicken schienen, diese Augen des Baches, wie die schwarzen sinnigen Augen der Schwarzwaldmädchen.

Im Walde legten wir uns ins Moos unter mannsdicke Tannen, diesen ewig grünen Säulen des Waldpalastes. Nie ist mir ein Lager so duftig, ein Moos so frisch und grün vorgekommen, wie das, worauf wir ruhten. Bei uns vorbei kamen Mädchen, die auf dem Kopfe Körbe trugen und Männer mit großen Aexten, und es schien mir, als gingen alle träumend bei uns vorüber und freuten sich auf ihren Heerd, an dem sie sich von des Tages Mühen erholen wollten. Die Waldblumen, die um uns standen, neigten ihre Köpfe, als wollten sie schlummern; die ganze Natur schien sich zur

Nachtruhe bereit zu machen; aus dem Thale stiegen blaue Nebel auf, die zuerst die untersten Tannen bedeckten und dann an ihnen hinaufkletterten, das ganze Thal ausfüllend. Auch wir gingen endlich unserm Hause zu, und nachdem ich mir noch einen tüchtigen Knotenstock gekauft hatte, legten wir uns sehr zeitig zu Bett, um unsere Füße zu schonen, denen wir morgen eine starke Tour zumuthen wollten. Am andern Morgen erhoben wir uns zu guter Zeit und eilten aus dem Städtchen, von wo wir den Weg nach Schömberg einschlugen, um von da weiter in den dichtesten Schwarzwald zu kommen.

Der Morgen war herrlich, der Himmel ganz unbewölkt! Anfangs waren wir noch allein auf der Straße, und erst nachdem wir eine Stunde gegangen waren, kamen Holzfäller und Mädchen aus den Seitenwegen hervor, und Alle boten uns freundlich einen guten Morgen. Es ist doch etwas besonderes um Tannenwälder überhaupt, und vorzüglich um den Schwarzwald. Der Anblick der schnurgeraden glänzenden Stämme ist dem Auge vielleicht nicht so wohlthuend, wie das unordentlich durch einander stehende Laub von Eichen- oder Buchenwäldern, und doch wieder traulicher. Von den dichten Massen des Laubwaldes kehren Blick und Gedanken bald gesättigt zurück, und senken sich in die eigene Brust; nicht so beim Tannenwald, wo dem Auge kein Halt geboten wird, und es, die Phantasie mit fortreißend, sich weiter und weiter zwischen den glatten Stämmen verliert oder auf den treppenförmigen Aesten den Baum leicht ersteigt und von der Spitze weit ins Land schaut, vielleicht Häuser und Fenster von dem Sonnenstrahle glänzen sieht, der es vor wenig Augenblicken aufgeküßt. Freilich ist der Tannenwald stumm, wenn der Wind nicht durch die Spitzen der Bäume streicht oder ein Auerhahn falzend auffliegt; es begleitet kein harmonischer Gesang der Vögel den Wanderer, und doch hört man zuweilen Klänge, die auch ohne Melodie das Herz ergreifen und die Phantasie wunderbar beschäftigen; ich meine den schallenden Schlag

der Axt gegen den Baum, den man weithin hört, oder das Knarren eines Holzwagens, der sich in den engen Pfaden ächzend fortbewegt. Nach einigen Stunden beständigen, doch nicht starken Aufwärtssteigens erreichten wir Schömberg, ein kleines Dorf, wenn man die fünf bis sechs Häuser, die dort um die Kirche liegen, so nennen darf. Bis hier hatte uns ein ziemlich breiter Weg geführt, auf dem wir nicht irre gehen konnten, doch jetzt wollten wir auch diesen verlassen, um auf Fußpfaden und Holzschleifen nach Alpirsbach zu gelangen, das eine der schönsten Partien des Schwarzwaldes sein soll. Kinder, die vor den Häusern in Schömberg spielten, liefen, als wir sie um den Weg oder einen Führer fragten, bei unserm Anblick schreiend davon, und konnten nur durch einige Kreuzer, die wir ihnen schenkten, zum Stehen gebracht werden, aber an Reden oder uns Antwortgeben war darum doch nicht zu denken. Von meinem norddeutschen Dialekte verstanden sie wahrscheinlich kein Wort, und selbst mein Freund Sigmund, der doch ein geborener Württemberger ist, konnte sich schwer mit ihnen verständigen. Da sonst kein menschliches Wesen zu sehen war, so drang jeder von uns in ein Haus, um Jemand ausfindig zu machen, der uns einen Führer verschaffe. Ich war glücklicher als mein Freund, und fing auf der Leitertreppe des kleinen Hauses, in das ich gerathen, ein Wesen, von dem ich im ersten Augenblicke nicht wußte, ob es ein menschliches sei; doch hielt ich meinen Fang fest und gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, es möge mir auf die Straße folgen; denn von den Reden, die es mir zu halten schien, verstand ich keine Sylbe. Beim Tage sah ich, daß es ein Weib sei, aber von einer Häßlichkeit, wie ich bis jetzt keines gesehen. Kaum vier Fuß hoch, verwachsen, flackerten um das gelbliche Gesicht fußlange ins Röthliche spielende Haare in einzelnen Strängen. Es war das Konterfei irgend eines bösartigen Waldweibes aus einem Märchen; indeß war die Frau sehr umgänglich und obgleich sie uns keinen Führer verschaffen konnte, denn die Erwachsenen seien alle im Wald beim

Holzschlagen, sagte sie, und von den Kindern sei noch nie eines bis Alpirsbach gekommen, was beiläufig gesagt, nur zwei Stunden sind, so beschrieb sie uns doch den Weg so genau, daß wir ihn auch selbst gefunden haben. Dieser Weg führte anfänglich durch den Vogt Jockele's Wald, was ins Genießbare übersetzt, der Wald des Schultheißen Jacob heißt.

Trotz der mehrtägigen Hitze war der Boden des Wegs, den wir jetzt zu machen hatten, feucht und naß, weil die Tannen hier sehr dicht standen und Sonnenlicht und Luftzug keinen Durchgang gestatteten. Bald ging unser Weg abwärts, bald aufwärts, und gewährte den schönsten Anblick, wenn er am Abhang des Berges vorbeilief und wir die Tannen so recht betrachten konnten, wie sie so regelmäßig neben uns aufwärts bis zur Spitze eines Berges und ebenso abwärts bis in's Thal stiegen, wo wir die feingezackten Gipfel der höchsten Tannen wie kleine Sträucher vor uns spielen sahen und sie mit den Händen erreichen zu können glaubten. Von Zeit zu Zeit kamen wir an sogenannten Holzschleifen vorbei, zwei bis drei Fuß breiten Pfaden, die von der Spitze des Berges bis in's Thal ausgehauen sind und gerade hinablaufen, daß es einem Menschen beinahe unmöglich ist, da hinabzuklettern. Auf sie werden die gefällten Stämme, nachdem sie ihrer Rinde beraubt und behauen sind, gelegt und schießen so bei dem geringsten Anstoß polternd in's Thal hinab, wo die zahlreichen Bäche, die der Schwarzwald besitzt, dazu benutzt werden, sie weiter zu bringen. Doch sind dieser Transportmittel noch immer zu wenig, um namentlich das Brennholz in's Unterland zu bringen, was daher im Gegensatz zu dem wohlfeilen Preise, zu dem man es im Schwarzwalde kaufen kann, in den Städten sehr theuer ist. Mein Freund Sigmund, als ehrbarer Hausvater, klagte mir beständig darüber, wie ihm das Herz blute, wenn er hier oben mitunter das schönste Holz, weil man es nicht Alles fortschaffen könne, verfaulen sehe. Und so war es auch: wir haben manches Klafter an stehengebliebenen Baum-

strünken und liegengebliebenem Holze gefunden, das schon verfault war.

Es war Mittag und schon sehr heiß, als wir Alpirsbach vor uns liegen sahen. Doch mußten wir noch weit hinabsteigen in das zerklüftete, wildromantische Thal, durch das die Kinzig fließt und in dessen tiefstem Grunde das Oertchen selbst liegt. Wir Beide waren von der Hitze und dem Herumklettern in den Bergen ziemlich müde geworden, und freuten uns nicht wenig, ein gutes Gasthaus zu finden, wo wir uns etwas ausruhen und erfrischen konnten. Anfänglich war unsere Absicht gewesen, über Schiltach und Wolfach nach Rippoldsau zu gehen, was man uns hier abrieth, da dieser Weg dem Kinzigthale entlang für uns, die wir nur die Absicht hatten, den Schwarzwald selbst, das heißt seine himmelhohen Tannen und Waldwege zu bewundern, wenig belohnend sei. In Alpirsbach besahen wir das einzige Merkwürdige, was der Ort bietet, ein altes Benediktinerkloster, welches im Jahre 1095 von Rottmann von Hausen und Adelbert von Zollern gestiftet wurde. Die sehr kleine Kirche desselben hatte man jetzt weiß angestrichen und für den evangelischen Gottesdienst eingerichtet. Der Kreuzgang war mit Bildhauerarbeit verziert und wenn nicht einer von den schönsten, die ich gesehen, doch einer der ödesten und unheimlichsten. Er umgab von vier Seiten einen kleinen Hof, zu dem entweder nie ein Eingang gewesen oder derselbe vermauert war; denn den Boden hatte seit langer Zeit kein menschlicher Fuß mehr betreten; es wucherte da ein Wald von Unkraut, allerlei Schmarotzerpflanzen bedeckten die Fenster theilweise und verdunkelten den Gang noch mehr. Ich hätte ihn wohl beim Mondschein sehen mögen, da müßte er eine gute Staffage zu einer schauerlichen Novelle abgeben.

In der brennendsten Sonnenhitze stiegen wir wieder aus dem Thale herauf in den Wald, um nach Rippoldsau zu kommen. Auf dem Wege begegneten uns wieder viele Mädchen mit schwarzen Augen und schwarzen Haaren, die sie in lange Zöpfe geflochten über

den Rücken hinabhängen lassen. Sie kamen vom Feld, wo sie vom frühen Morgen an bis jetzt gearbeitet hatten, und da die Hitze zu groß wurde, nach Hause zurückkehrten. Die meisten waren schlanke volle Gestalten, die unsern Gruß freundlich erwiderten. Von einer der hübschesten, mit der ich mich unterhielt, und die mir, nachdem ich eine lange Rede gehalten, recht naiv antwortete, sie habe mich nicht verstanden, erfuhr ich endlich, nach vielen Umschreibungen, daß sie Maria heiße, worauf wir uns als gute Freunde trennten. Wir litten bei dem Bergsteigen nicht wenig von der Hitze, und waren endlich recht froh, wieder in den Schatten der Tannen zu kommen. Doch stiegen wir lustig und guter Dinge, lachend und singend aufwärts und vertrieben uns die Zeit, indem wir uns bald Märchen, bald selbst erlebte Anekdoten erzählten.

Meine Phantasie ist nie so regsam, als wenn ich im Wald spaziere, und hundert Pläne und Gedanken, wenn auch vielleicht alle ohne Werth, tauchen in mir auf; heute waren wir Beide besonders glücklich, Novellen zu erfinden, wir verwarfen aber alle als nicht tauglich, bis auf eine, die uns sehr pikant vorkam. Ein junger, wohlbeleibter, aber dabei sehr fauler Poet, sieht im ersten Kapitel der Novelle endlich ein, daß eben diese Faulheit nicht viel auf's Papier brächte, und daß er in dem Gewühl und der Zerstreuung der großen Welt, die ihn umgab, nicht im Stande sei, seine Phantasie und das Bischen Geist, das er besitzt, aus der Lethargie, in die Beide gefallen, aufzurütteln, worauf er im zweiten Kapitel aus gewaltigen, nichtssagenden Monologen, die er hält, den Gedanken auffischt, sich mit seinem Bedienten in ein einsames Haus im Walde zurückzuziehen, um da ein noch zu erdenkendes, unsterbliches Werk zu schreiben: ein Plan, der im dritten Kapitel zur Ausführung kommt, wo Beide sich in ein einsames Dorf am Waldrande begeben und viel Dinte und Papier mitnehmen, auf das, jedoch, wie das vierte Kapitel, das aus weißen Blättern besteht sehr traurig anzeigt, nichts geschrieben wird. Das fünfte Kapitel,

ein sehr wehmüthiges, sagt aus, wie der Poet und sein Diener, anstatt zu arbeiten, nach verschiedenen Richtungen im Wald und auf den Dörfern herumstreifen; im sechsten erwacht die noch nicht ganz gesunkene moralische Kraft des Poeten, und er faßt im siebenten Kapitel den großen Entschluß, seine und seines Bedienten Kleider bis auf den Schlafrock fortzuschicken, um also genöthigt zu sein, den ganzen Tag über zu Hause zu bleiben, was im achten Kapitel am Schluß des ersten Bandes ausgeführt wird. Die drei ersten Kapitel des zweiten Bandes sind höchst matt und langweilig, weil hier der Poet arbeitet, und nur hie und da in der Dunkelheit Abends Spaziergänge macht. Im vierten überfällt ihn eine gewaltige Sehnsucht, und ein gewisses Etwas scheint ihn nach einer Gegend hinzutreiben, die er früher nie betreten. An einem schwülen Abend geht er im fünften Kapitel dorthin, und findet — — — ein hübsches Landhaus, in dem eine alte Dame mit ihrer sehr schönen und jungen Tochter und einer Kammerjungfer wohnt. Die Tochter sitzt zufällig im Garten und spielt Guitarre und zufällig ein Lied, von dem er zufällig die Schlußstrophe weiß, die er als Erwiderung auf die ersten Strophen singt, und sich dann zurückzieht. In den folgenden Kapiteln sieht man, wie nach dem Lauf der Welt der Poet und die junge Dame sich ineinander verlieben und der Schluß des zweiten Bandes findet den Poeten in der gräßlichsten Verzweiflung, denn die junge Dame hat ihn in der Nachmittagsstunde in eine heimliche Laube, die sie im Walde hat herrichten lassen, zu einem Rendezvous eingeladen; er hat ja nichts als den Schlafrock bei sich! Dieser zweite Band schließt sehr lehrreich, besonders für junge Poeten, indem er zeigt, wie man sich von der Begierde nach Arbeit nicht dürfe hinreißen lassen. Hier schlossen wir die Novelle, indem der Andrang dieses gräßlichen Umstandes auf den Poeten uns gar zu arg dünkte, um ihn auszugleichen. Auch mochten wir keinen Selbstmord auf uns nehmen.

Bald stiegen wir eifrig den Berg hinan, bald setzten wir uns

zu einer Gesellschaft von Holzfällern, die auf dem Stamme einer umgehauenen Tanne sitzend ihr Mittagsmahl hielten, was meistens sehr einfach aus Milch bestand, in die sie schwarzes Brod brockten, und kamen durch diese Abwechslung etwas langsamer, aber auch frischer auf die Höhe des Berges, von wo wir leicht und rasch abwärts stiegen. Schon lange hatte ich mir gewünscht, einen Meiler zu sehen, diese schwarze Waldherberge, in der die Ritter mit ihren Knappen und Rößlein einkehrten, wenn sie den Weg verloren und die Nacht sie überrascht auf den einsamen Waldpfaden. Eine Köhlerhütte behält für mich wenigstens, von der ersten Lektüre in der Jugend her, einen poetischen Schein, der bis dahin um so größer war, da ich noch keine in der Wirklichkeit gesehen. Sie kommt fast in allen abendländischen Sagen und Märchen vor, die wir als Kinder gelesen, in den schauerlichen Geschichten von Rübezahl, in der Sage von Griseldis, die sogar ein Köhlerkind war. Der Schwarzwald ist, möchte ich sagen, die Heimath der Köhlerhütten, und doch hatten wir heute noch keine gesehen; wohl mehrere runde verbrannte Plätze, von denen die Kohlen schon weggeräumt waren, und auch einen, den man eben aus trockenen Tannenästen errichtete, doch war dies Alles nicht das rechte; ein Meiler muß schwarz gebrannt sein und noch rauchen; dann muß auch die Köhlerhütte dabei stehen, vor der der Köhler selbst mit seinem Hunde sitzt und an die grausigen Schicksale denkt, von denen ihm der Ritter, den er gestern beherbergt, erzählt hat.

Von dem Herabsteigen ermüdet, setzten wir uns auf eine Tanne, die auf der Holzschleife, wo sie noch lag, erst kürzlich von dem Gipfel des Berges herabgerutscht schien, denn sie war frisch behauen. Um uns stiegen die rothen und weißen Tannen so senkrecht in die Höhe, als wären sie alle nach dem Loth geordnet, und dieser Trieb ist so stark bei ihnen, daß große Stämme, die als Schößlinge schief aus dem Boden kamen, sich bogen und parallel den Andern emporwuchsen. Neben diesen mächtigen Tannen des Schwarzwaldes, die die-

ser Landschaft eine imposante dunkle Färbung geben, mildern die heimlichen klaren Bergwasser, die überall herkommen und munter in's Thal stürzen, das Düstere des Bildes, helle Lichter aufsetzend. Wir saßen jetzt gerade neben einem solchen Bächlein, dessen frisches Wasser wir zu den Brombeeren tranken, die in großer Menge um uns wuchsen, und folgten mit den Augen, so weit die Bäume es zuließen, seinem Laufe in's Thal, wo es sich einem Arme der Kinzig zugesellt, den wir über die Spitzen der Bäume hinweg hie und da aus dem Grün hervorblitzen sahen. Da stieg auf einmal neben uns etwas tiefer, als wir saßen, ein blauer Rauch auf, und Sigmund versicherte mich, dies müsse ein Meiler sein, und wahrscheinlich einer, wie wir ihn gerade wünschten, schwarz oder rauchend. Eilig rutschten wir die Holzschleife hinab und arbeiteten uns dann durch das Gebüsch, bis wir endlich auf einem freien Platz das Gesuchte fanden, — ein stattlicher Meiler, der jedoch schon ausgebrannt war und nur noch von Zeit zu Zeit aus der Spitze rauchte, weßhalb wir ihn auch nicht früher sahen. Neben ihm lagen einige Gruben, die voll Wasser waren, das zur Abkühlung der Kohlen gebraucht wird. Auch die Köhlerhütte lag in der Nähe, sah mir aber doch ein wenig gar zu ärmlich und einfach aus. Sie bestand aus zusammengestellten Baumstämmen, die oben durch schwache Reiser verbunden waren und, mit Moos und Gesträuch verstopft, sehr dünne Wände gaben. Das Innere war durch einen Baumstamm am Boden in zwei Theile getheilt, wovon der hinterste das Lager des Köhlers, aus Laub und Moos bestehend, enthielt, der vordere zur Küche zu dienen schien; denn zwischen drei Steinen waren Spuren von halbverbrannten Kohlen und Holzasche, neben der in einem Winkel ein Haufen Kartoffeln lag. Vor der Hütte stand die Wurzel eines Baumes, die oben glatt gehauen, eine Art von Stuhl gab, auf dem eine große Holzaxt eingehauen war; ein langer Schürbaum lehnte daneben. Doch war der Herr dieser Geräthschaften nirgends zu sehen. Wir riefen einigemal in den Wald hinein, und

hätten den Köhler in seinem rußigen Gewand gar zu gern zwischen den Bäumen hervortreten sehen; doch warteten wir eine halbe Stunde vergebens, und sahen uns endlich genöthigt, mit der Köhlerhütte zufrieden zu sein und unsern Weg fortzusetzen. In kurzer Zeit waren wir unten im Thale, wo das Dörfchen Reinerzau liegt, das jedoch nur aus einzelnen Häusern besteht, die an den Arm der Kinzig, von dem ich oben sprach, einem kleinen Bache, zerstreut liegen. Sigmund sagte mir, daß schon dieser Bach zur Fortschaffung von ziemlich großen Flößen in die Kinzig selbst benützt würde, die sie dann weiter bis Kehl trägt, wo sie auf dem Rhein zu größeren verbunden werden und nach den Niederlanden abgehen. Obgleich dieser Bach viele Schleusen hatte, war es mir doch unerklärlich, wie das Wasser, das an den meisten Stellen kaum die Kiesel bedeckte, im Stande sei, einen Baumstamm zu tragen, und ich würde mit einigen Zweifeln hierüber nach Hause zurückgekehrt sein, wenn mich nicht zufälliger Weise der Augenschein davon überzeugt hätte. Wir waren nämlich kaum einige hundert Schritte den Bach aufwärts gegangen, so kamen uns in gestrecktem Laufe mehrere Flößer entgegen, starke, kräftige Menschen, mit großen Stangen und Aexten bewaffnet, im runden Hut und kurzer Jacke, große lederne Stiefel, bis über die Knie hinaufgezogen, von denen ein Theil an den Schleusen, die wir vor uns sahen, stehen blieb, die andern mit einem Rufe bei uns vorbeistürzten. Wir traten ebenfalls näher, und erfuhren von dem Flößer, der die schwere Schleuse, bei der wir uns eben befanden, allein aufwand, daß im nächsten Augenblick ein Floß kommen würde, und wirklich kam er auch gleich darauf um eine Ecke des Baches, die ganze Breite desselben einnehmend. Er bestand aus sehr schweren Balken, die sich nicht selten ächzend an den Ufern hinschoben und doch von dem Wasser, das sich hinter der Schleuse gesammelt hatte, mit unglaublicher Schnelle bis an das Thor derselben, das kaum breit genug war, ihn durchzulassen, daher getrieben wurde. Wir sprangen auf die Bank der Schleuse, wo

der Bach einen Fall von wenigstens fünf Fuß bildete, und sahen dem Anblick gespannt entgegen, wo die Spitze des Floßes, auf dem einer der Flößer mit gespreizten Beinen stand, und sich durch eine eingeschlagene Axt festhielt, sich hinabstürzen würde. Manchmal kommen hiebei Unglücksfälle vor, indem die Spitze, durch die nachfolgenden Balken gedrängt, sehr häufig auf dem Grunde des Wassers sitzen bleibt und der Flößer, der vorn steht, durch den gewaltigen Stoß, den dies verursacht, hinabgeschleudert wird, und nicht selten überfahren ihn die Balken, die sich im Augenblicke darauf wieder losmachen und beschädigen ihn stark. Doch ging es heute ganz glücklich ab. Der ohnehin schon sehr rasche Lauf des Floßes wurde durch den Fall noch verstärkt, und er schoß mit einer solchen Gewalt und Geschwindigkeit durch die Schleuse, daß der Flößer an der Spitze einen Augenblick bis an die Mitte des Leibes unter Wasser war und das Gebälk des Schleusenwerkes zitterte. Auf breiten Flüssen lenkt ein anderer Mann das Ende, das sonst gewaltig hin- und herschlagen würde, was es hier bei der Enge des Baches nicht gut konnte; und doch drängten die letzten Balken mit ziemlichem Spektakel gegen die Ufer und das Schleusenwerk. Der ganze Floß hatte sechszehn Glieder und mochte, wie man uns später sagte, einen Werth von ungefähr zwei tausend Gulden haben. Es steckt überhaupt ein gewaltiger Reichthum in den Stämmen des Schwarzwaldes und man findet vielleicht nirgends so reiche Bauern wie hier; besonders in Reinerzau soll sehr viel Geld sein, und in einem kleinen Wirthshause, wo wir abstiegen, zeigte uns unser Führer drei Brüder, die zusammengenommen vielleicht ein Vermögen von einer Million Gulden haben.

Viele Partien des Schwarzwaldes und besonders das Thal, in welchem Reinerzau liegt, wo wir uns gerade befanden, erinnert lebhaft an die Schweiz. Die untern Abhänge der Berge sind wie dort mit frischem Grün bekleidet und eben so fängt auch in dem Drittel der Höhe dieselbe Art dunkler schöner Tannen an, die sich

bis über den Gipfel heraufziehen. Fast in jedem Thal fließt ein klares Bergwasser, das seine Nahrung von kleinen Bächen erhält, die sich von allen Seiten, Silberfaden gleich, durch die Tannen- und Wiesengründe schlängeln. Sogar die Häuser des Schwarzwaldes, die auch nicht selten in der Mitte des Berges, wo die Wiese aufhört, liegen, haben Aehnlichkeit mit den Sennhütten der Schweiz. Die platten Dächer, auf denen große Steine liegen, bedecken Gebäude, die auch hier ganz von Holz sind, und denen nur, um vollkommen den Schweizerhäusern zu gleichen, die Gallerien fehlen, welche letztere von außen umgeben, und auf denen die Eingänge zu den Stuben befindlich sind. Das Innere der Schwarzwälder Häuser ist dagegen noch viel heimlicher, als das der gewöhnlichen Sennhütte; doch sind die Wohnhänser der reichen Schweizerbauern geräumiger und reinlicher. Man sieht es den Häusern auf dem Schwarzwald an, daß sie Holz in Menge zum Bau verwenden können, denn das ganze Getäfel, Fußboden und Decke bestehen aus glatt gehobelten Tannenbrettern: eine Tapete, die sehr warm hält und freundlich aussieht, aber dagegen auch viele Mängel hat, und sehr bald der Aufenthalt von dem manigfaltigsten Ungeziefer wird. Die Möblirung dieser Häuser ist sehr einfach und altmodisch, und in den meisten der einzige Zierath der Stube die Schwarzwälder Uhr, die man in allen Größen und sehr billig kauft. — So wie die meisten Bergbewohner hat der Schwarzwälder sein Costüm erhalten. Der Bauer trägt schwarze kurze Beinkleider, bis zu denen die Stiefel von schwarzem Leder hinaufreichen, eine dunkle Weste, einen schwarzen oder dunkelbraunen Rock, der mit Grün ausgeschlagen ist, und auf dem Kopfe einen schwarzen runden Hut mit großer Scheibe, den ebenfalls ein grünes Band schmückt; ein Anzug, der so die Farbe ihres Waldes hat, wo zwischen den alten dunkeln Tannen hie und da ein junger Sprößling oder ein ander Laubholz grün hervortritt. Ich glaube wirklich, sie wollen die Farbe ihres Waldes im Kostüme nachahmen; denn

die Tannen sind ihr Reichthum und ihr Stolz. Die Flößer tragen Wämser von dunkler Leinwand, kurze Beinkleider, welche ein handbreiter grüner Hosenträger in die Höhe hält, und ihre bekannten großen Stiefel, womit sie das ganze Bein bedecken können.

Von Reinerzau nahmen wir einen Führer, der uns über den Roßberg nach Rippoldsau führen sollte, wohin wir noch eine sehr beschwerliche Tour hatten. Wir gingen einen schmalen, schlechten Fußweg, der auf der Höhe des Berges, wo gerade stark gehauen wurde, eine lange Strecke mit mächtigen Stämmen bedeckt war, die wir umgehen mußten. Schon sank die Sonne, als wir die andere Seite erreicht hatten, und das reizende Schappacherthal lag in der schönsten Abendbeleuchtung vor uns. Wir verließen hier den Fußpfad, den wir bisher verfolgt, und begaben uns auf eine der Holzschleifen, die ins Thal führt, aber noch steiler als ein Hausdach hinabläuft, und deßhalb das Klettern einigermaßen gefährlich macht. Wir setzten uns in das schöne Moos am Fuße einer Tanne und sahen lange Zeit mit Vergnügen in das Thal und auf die gegenüberliegenden Berge, die höchsten des Schwarzwaldes. Dort lag der Kniebis, auf welchem die Straße nach dem Elsaß und also nach Frankreich führt. Auf seinen höchsten Punkten befinden sich zwei Forts, der Roßbühl und das Fort Alexander. Dort sahen die hohen Tannen schon oft französische Bajonette funkeln, und die alten Bäume haben gewiß oft mißmuthig das Haupt geschüttelt, daß sie nicht über die Köpfe der zügellosen Banden zusammenstürzen konnten, die von dort hinabstiegen, ein herrliches, gesegnetes Land zu verheeren. Doch weg mit diesen traurigen Bildern, die einer längst vergangenen Zeit angehören, und so Gott will, nie wiederkehren! Viel lieber wandten wir unsern Blick in das freundliche Thal vor uns, in dem Mühlen und Bauernhäuser liegen, und das wir von unserer Höhe aus bis Rippoldsau verfolgen konnten. Vor diesem kleinen Badeort steht eine schöne Abtei und Kirche, deren Thurm von den letzten Strahlen der Abendsonne geküßt wurde. Mir fiel

hier lebhaft ein Lied von Alfred de Musset ein, dessen erste Strophe heißt:

O wie gern im Abendstrahle,
Tief im Thale,
Seh' ich einem Todtenmahle
Aehnlich, schwarzer Münster Bau.

Das Hinabsteigen, oder vielmehr das Hinabrutschen ins Thal ging ziemlich rasch von Statten, und in einer Stunde waren wir in Rippoldsau, wo wir noch ein Bad nahmen und uns dann sehr ermüdet zu Bett legten. Es ist hier gar nicht meine Absicht, eine Beschreibung des Bades Rippoldsau zu liefern, nur so viel sei gesagt, daß es sehr großartige elegante Gebäude hat, die von hübschen Spaziergängen und sonstigen Anlagen umgeben, recht heimlich in dem engen Thale liegen. Am andern Morgen sah der Himmel nicht mehr so klar aus wie gestern und vorgestern; vielmehr zeigten sich hie und da Wolkenstreifen und die Thäler waren mit Nebel bedeckt. Wir brachen sehr früh auf, um bei guter Zeit nach Freudenstadt zu kommen, was auf dem nächsten Wege nur zwei Stunden sind. Wir nahmen keinen Führer mit, denn da es doch nur unsere Absicht war, im Walde herumzustreichen, so wäre es uns selbst im schlimmen Falle nicht unangenehm gewesen, uns eine Stunde weiter zu verirren. Der Weg führte von Rippoldsau gleich den Berg hinan, und senkte sich dann in ein wildes Thal, durch das ein Arm der Kinzig stürzte, der in seinem engen felsigen Bett unzählige Wasserfälle und kleine Seen bildet. Der Thalgrund, in dem sich eine kleine hölzerne Brücke, die über den Bach führte, befand, war ungemein still und traulich; nur zuweilen hörte man weithin das Schallen einer Axt, und die Kühle des nassen Grases, sowie der frische Harzduft stärkte Herz und Sinne. Trotz des trüben Himmels war doch die Luft sehr heiß und wir beschlossen nach dem mühsamen Klettern über den Berg, hier in der Schlucht ein

Bad zu nehmen, was wir auch alsbald ausführten. Doch das Wasser war eiskalt, und trieb uns nebst der Besorgniß, die immer sich am Himmel zusammenziehenden Wolken möchten uns noch ein anderes Bad zukommen lassen, bald wieder in die Kleider. Wieder ging's den Berg hinan, auf einem besseren Wege als dem bisherigen, denn hier hatte man Stamm an Stamm gelegt, um ihn glatt und fest zu machen. Bald jedoch verlor sich diese gute Bahn und von drei Fußwegen, die sich unserm Blick zeigten, wählten wir, wie sich später auswies, gerade den unrechten. Wenn wir auch heute Morgen über allenfallsiges Verirren gescherzt hatten, so war es uns doch jetzt bei dem heranziehenden Wetter nicht gerade sehr angenehm. Der Himmel wurde dunkler und fernhin rollte schon ein lange nachhallender Donner über die Wipfel der Tannen. Der von uns gewählte Weg führte aber aufwärts bis auf eine Ebene des Berges, wo eine Gesellschaft der nobelsten Tannen beisammen standen, und verlor sich dann ins Moos. Was war zu thun? Zurückgehen mochten wir nicht; denn Freudenstadt mußte vor uns liegen. Also gerade aus! Wir gingen unter den großen Stämmen hin, über einen ausgezeichneten Moosteppich, der mir gerade aussah, als hätte ihn seit langer Zeit kein menschlicher Fuß betreten. Auch zeigte sich, nachdem wir eine gute Strecke gegangen, weder eine Aussicht ins Thal, noch ein Fußpfad. Sigmund erinnerte mich an Hauff's Märchen: das kalte Herz und meinte, wir würden vielleicht auf den Tannenbühl gerathen sein, wo das Glasmännlein residire; der Gedanke war gut, und nach langem Scherzen und Lachen suchten wir aus unserm Gedächtniß den Vers zusammen zu bringen, mit welchem das Männlein zu citiren ist, und es gelang uns auch nach vielem Studiren. Dann stellten wir uns nach der Gegend, wo die dicksten Tannen standen, und ich, der ein wirkliches Sonntagskind ist, sprach laut und feierlich die Worte:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt;

Dein ist all' Land, wo Tannen stehn,
Läßt Dich nur Sonntagkindern seh'n.

und — — — und im ersten Augenblick verging uns alles Lachen, und wir sahen einander mit sonderbaren Blicken an; denn einige Schritte vor uns, hinter einer großen Tanne hervor, trat das Glasmännlein, oder wenigstens ein Männlein in seinem Kostüme, mit schwarzem Wämschen, großem Hut, kurzen Höschen und Strümpfen mit Schuhen, und sah uns fragend an. Ueberrascht traten wir auf den Kleinen zu, der sich aber alsbald im besten Schwäbisch nach unsern Wünschen erkundigte. Leider war er nicht das Glasmännlein, das uns vielleicht auch drei Wünsche erfüllt hätte, sondern es war ein Knabe aus einem der benachbarten Höfe, doch wies er uns freundlich auf einen nahen Pfad, der uns in einer halben Stunde nach Freudenstadt brachte. Und es war hohe Zeit, der Himmel lag so schwarz auf den Bergen, daß er an einigen Stellen fast nicht mehr von den Tannen zu unterscheiden war, und kaum waren wir ins Gasthaus getreten, so brach ein unerhörtes Gewitter los. Es ging freilich in einer Stunde wieder vorüber, doch war in den nächsten Tagen an ein Weiterwandern nicht zu denken, da hier sich das Wetter nach einem Gewitter gewöhnlich für mehrere Tage trübt und häufige Regenschauer nachfolgen. Deßhalb schlossen wir unsere Tour und fuhren über Wildbad nach Stuttgart zurück.

Eine Reise nach Paris.

Es gibt auf der ganzen Welt nichts Heimlicheres und Angenehmeres, als im eigenen bequemen Wagen mit Postpferden von einem Ort zum andern zu reisen. Der Wagen ist eingerichtet wie eine gut möblirte Wohnstube; man hat alle Reisebedürfnisse des menschlichen Lebens rings um sich vereinigt. In jener Ecke ruht Pfeife und Tabak verborgen, in der andern eine ganze Bibliothek. Im Fond befindet sich die Uhr, vorne liegt das Fernrohr; und man braucht nur unter den Sitz zu langen, um eine wohlgefüllte Korbflasche zu ergreifen; das nöthige Glas hierzu findet man in einer der Seitentaschen. Ja, und bei dieser höchst liebenswürdigen Art zu reisen, hat man in Vergleich mit allen andern Arten des Fortkommens ungeheure Vorzüge. Ich brauche mich nicht nach einer eigensinnigen Postuhr zu richten, die mich grausam straft, wenn der Oberkellner meines Hotels die Rechnung zu langsam anfertigt, oder wenn der Hausknecht mit meinen schweren Koffern nicht schnell genug auf das Bureau trabt. Dabei fahre ich in meinem eigenen Wagen schneller und überhole die Post, d. h. in Deutschland, schon nach den ersten Stationen, wenn ich vielleicht auch eine Stunde später

abgefahren bin. Nebenbei ist meine persönliche Freiheit in keiner Weise eingeschränkt. Ich kann meine Beine ausstrecken, wie ich will, und der unberechenbarste Vortheil ist unstreitig der, daß ich keinem reisenden Engländer gegenüber zu sitzen brauche. Fahre ich mit einem liebenswürdigen Begleiter oder mit einer noch liebenswürdigeren Begleiterin, so brauche ich dem Postillon nur an einer schönen Stelle zuzurufen, daß er halten soll, und wir können eine anmuthige Gegend, ein schönes Schloß, eine herrliche Ruine mit aller Muße beschauen. Bin ich allein, so kann ich, wenn es mir darum zu thun ist, Gesellschaft zu haben, und ich zu Thorheiten aufgelegt bin, überall welche finden. Und dann erst das Fahren in einer schönen Sommernacht! Es muß im Laufe des Tages ein wenig geregnet haben, damit der Staub nicht aufwirbeln kann. Dichte Wolken ziehen noch langsam über der Erde hin, und der volle Mond arbeitet sich ruhig hindurch, die Gegend mit hellen Silberstreifen verzierend. Ein Postillon lobt dem andern beim Umspannen die Größe des Trinkgeldes, und alle fahren wie besessen darauf los. Du liegst in die Ecke des Wagens geschmiegt, vorn auf dem Bocke sitzt der Bediente, leise mit dem Schwager plaudernd. Die Wagenlaterne wirft einen zitternden Schein auf den Boden, und wie Mücken ein Licht in der Stube umflattern, so springen, vom raschen Fahren aufgeregt, kleine Erdklümpchen in dem hellen Scheine hin und her. Ach, und die ganze Natur ist so still und feierlich; es wird dunkel nah und fern, und Alles nimmt eine phantastische Gestalt an. Die riesenhaften Pappeln an der Chaussee huschen eilfertig vorbei, und wenn man auch von Weitem ganz genau sah, wie sie dicht beisammen standen und mit einander plauderten, so stehen sie doch beim Näherkommen gerade und vereinzelt da, wie ertappte Schulbuben. Und dann in der Nacht die Einfuhr in eine Stadt, das Klirren auf dem Pflaster, die schlafenden Häuser, das Blasen des Postillons — das ist die Poesie des Reisens!

Ja, dies ist freilich die Poesie des Reisens, aber sie ist sehr

theuer und schon fast ganz verschwunden; man wird bald nur noch von ihr den Kindern und Enkeln erzählen können, wie von einer alten, fabelhaften Geschichte. An die Stelle der Chaussee, die sich malerisch zwischen Thal und Berg windet, ist der Schienenweg getreten, der einförmig und langweilig in gerader Linie dahin zieht. Statt des sanft schaukelnden Wagens sind Diligencen, Waggons, Charabancs, und wie alle diese Marter-Instrumente noch heißen mögen, entstanden, die in einer ewigen, nervenzerstörenden Bewegung durch ein feuerspeiendes Ungeheuer, Locomotive genannt, mit rasender Schnelligkeit dahin gerissen werden — bald auf hohen Dämmen über tiefe Thäler hinweg, bald mit entsetzlichem Gekrach und Geseufze, durch den Schooß der Erde.

Immer zu, immer zu
Ohne Rast und Ruh'.

Es war im Sommer 1844 zu Cöln am Rhein. Da saßen wir etwa unser Zehn, einträchtig in den großen Omnibus des Königlichen Hofes gezwängt, um hinaus nach dem Bahnhof zu fahren. Es wäre ungefähr Zeit gewesen, um nicht gerade in der letzten Minute anzukommen. Doch gefiel es dem lieben Gott, unsere Geduld in der Gestalt eines reisenden Engländers, eines langbeinigen, klapperdürren und rothhaarigen Gentleman aus dem Spezereiladen, hart auf die Probe zu stellen. Obgleich dieser Edle, wie wir, vor Fünf aus dem Schlaf war aufgestört worden, obgleich man ihn fünf- bis sechsmal geweckt hatte, so forderte der liebenswürdige Ausländer gerade in dem Augenblick warmes Wasser zum Rasiren, als wir nach hastigem Verschlingen unseres Frühstücks in den Wagen stiegen. Und wir mußten warten, wir alle, unser Zehn, mußten warten dieses einzigen lumpigen Engländers wegen. So will es das Gasthofgesetz. Endlich kam er die Treppen herab, bezahlte aufs Umständlichste seine Rechnung, zankte sich über einige Pfennige, die ihm zu viel angerechnet seien, und war nicht eher zum Einsteigen

zu bringen, als bis der Kutscher in die Pferde hieb und alles Ernstes Miene machte, davon zu fahren.

Man muß es dem Bahnhof in Cöln nachsagen, daß er aufs Zweckmäßigste eingerichtet ist. Die Anfahrten sind alle sehr bequem, die Räumlichkeiten für Passagiere und Güter wohl eingerichtet, und das Personal sehr zuvorkommend und höflich. Es war, wie gesagt, schon ziemlich spät geworden, und um die Kasse wogte und drängte es ganz gewaltig. Man hat hier eine sinnreiche Einrichtung getroffen, um das heranströmende Publikum zu vermögen, daß es sich von einer Seite zur Kasse hinbegibt und von der andern Seite wieder wegflutet. Sie besteht in einer Barriere, die in eiuem spitzen Winkel gerade so nahe vor das Kassenfenster gerückt ist, daß sich allenfalls noch ein ziemlich wohlbeleibter Mensch durchdrängen kann. Zum Ueberfluß für Jemanden, der, obgleich er eine ganze Reihe Leute dort ankommen und hier abgehen sieht, noch im Zweifel sein könnte, ob sie auch den richtigen Weg gewählt, sieht man an jeder Seite der Barriere eine große fette Hand gemalt, die ruhig und gemessen jedem Ankommenden den Weg zeigt. Man muß also schon sehr verhärtet oder ein ganzer Engländer sein, um trotz diesen deutlichen Hinweisungen die Sache verkehrt anzugreifen. Heute Morgens aber passirte es nicht nur einem Einzelnem dieses seltenen Volkes, sondern als ich in die Barriere trat und ungefähr noch der Sechste bis zum Kassenfenster war, lenkte drüben eine ganze Familie Engländer nach sorgfältigem Umherschauen und Prüfen in den verbotenen Weg ein, uns entgegen. Es war ein Engländer Vater, eine Engländerin Mutter, und sechs englische Kinder, alle acht sehr pikant blond und äußerst mager. Alle hatten den Mund weiter geöffnet, als gerade nöthig war, — ein stark ausgeprägter Familienzug; nur ließen die drei jungen Gentlemen gleich dem Vater die Unterlippe herabhangen, während die drei Ladies, analog der Mutter, die Oberlippe emporzogen. So standen wir, zwei feindliche Parteien, einander gegenüber, und meine überhöflichen

Landsleute, wenn sie bei dem Kassenfenster vorbei sich durch die wegsperrenden Engländer mit Mühe hindurch zwängten, baten diese freundlichst um Verzeihung. Gerade vor mir in der Barriere stand ein Mann von ganz kolossalem Körperbau. Der Raum war ihm eigentlich zu klein, denn er mußte halb links vorwärts marschiren, um die Barriere nicht auseinander zu drücken. Ich war recht auf den Augenblick gespannt, wo dieser Koloß der englischen Familie drüben begegnen würde, weil neben ihnen an ein Ausweichen nicht zu denken war. Jetzt hatte er sein Billet gelöst und stand nun mit einer sonderbar lächelnden Miene dem Engländer gegenüber. Dieser drängte seinerseits auch vorwärts, Madame drängte ihren Herrn Gemahl, und die sechs Kinder im entsetzlichsten Gedränge drückten die Mutter vorwärts. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Sie öffneten ihre Mäuler weiter und zogen sie krampfhaft zusammen, wie Fische auf trockenem Sand. Aber alle Anstrengungen waren vergebens. Der dicke große Mann ging unaufhaltsam und ruhig weiter, wie das Verhängniß, und riß alles Widerstrebens ungeachtet die ganze Familie mit sich fort. Der Engländer fluchte auf englisch, der dicke Mann schimpfte deutsch dazwischen, einige Bahnaufseher bemühten sich, die Streitenden zur Ruhe zu bringen, der Kassier streckte seinen Mund an die kleine Oeffnung und bat um Stille, dazwischen begann die große Glocke zu läuten und gab das Zeichen zur Abfahrt. Alle, mit Ausnahme jener Insulaner, hatten ihre Billets und eilten in die Säle, die auf den Bahnhof führten. An der Ecke schaute ich mich noch einmal um, und der Engländer, dem jetzt Ein- und Ausgang zu Gebot stand, wählte trotz der Ermahnung des Kassiers aufs neue den letztern, um vorzudringen, und ging, als er endlich seine Billets errungen, ruhig auf der andern Seite ab. Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß der Engländer dieses Gegen-den-Strom-Schwimmen mit allen Seefischen gemein hat. Es liegt in seiner Natur, er kann nicht anders.

Die Plätze auf der Eisenbahn sind bekanntlich in drei Klassen eingetheilt, erste, zweite und dritte, oder Diligence, Charabancs und Waggons, und fast ohne Unterschied ist auf allen Bahnen für die Bequemlichkeit des zweiten und dritten Platzes sehr schlecht gesorgt, obgleich sie, namentlich der zweite, bei Weitem mehr als der erste benutzt werden. Auf der rheinischen Bahn sind die Diligencen allerdings recht zierlich und elegant eingerichtet. Sitz und Lehnen sind gepolstert, und durch die Eintheilung der Plätze ist es möglich geworden, daß jeder Reisende eine Ecke hat. Auf der zweiten Klasse dagegen sind die Sitze kaum mit einem magern Polster versehen, die Wagen haben keine Scheiben und man kann sich vermittelst eines zwilchenen Vorhanges kaum gegen Regen und Wind schützen. Da das Wetter im Verhältnisse zum Charakter des ganzen Sommers gut zu nennen war, so nahm ich mir einen Platz der zweiten Klasse, setzte mich aber auf einen der dritten, deren Wagen gänzlich unbedeckt sind und eine freie Aussicht gewähren.

Es war die höchste Zeit, und kaum hatten wir uns niedergelassen, als die Locomotive, das dritte Geläute auf dem Bahnhofe mit ihrem eigenthümlich gellenden Pfiff beantwortend, sich langsam in Bewegung setzte und davon fuhr. Die ersten Stationen auf der Bahn von Cöln nach Aachen bieten nicht viel Interessantes dar. Das Terrain ist eben und flach, und kleine Hügel haben höchstens einen zwanzig Fuß tiefen Einschnitt oder einen ebenso hohen Damm bedingt.

Die Gesellschaft unseres Wagens bestand theils aus Arbeitern, Handwerksleuten, Soldaten, Krämern, meistens Leuten, die in Geschäften reisten; theils befanden sich viele Passagiere der ersten und zweiten Klasse hier, die wie ich einen Blick auf die Gegend thun wollten. Mir gegenüber saßen ein paar gelehrte Herren aus der Schweiz, die sich freuten, an mir Jemanden gefunden zu haben, der hier bekannt war und sie über Manches aufklären konnte. Wir

wurden in kurzer Zeit recht bekannt mit einander, und da sie auch nach Brüssel und weiter hinaus wollten, so würden wir uns wahrscheinlich zu einer Gesellschaft vereinigt haben, wenn nicht der Dämon der Zwietracht schon auf der nächsten Station eine junge hübsche Wienerin zwischen uns gesetzt hätte, die durch ihr freies, munteres Benehmen den würdigen Herren ein Aergerniß gab, welches sie bis auf mich auszudehnen Ursache zu haben glaubten. Diese junge Dame, sehr fein und elegant gekleidet, hüpfte, als der Wagen hielt, herein, schaute sich neugierig nach allen Seiten um, und kam erst im Augenblicke, als der Zug wieder fortging, auf eine etwas gewaltsame Art zum Sitzen, indem sie durch das Prellen der Wagen fast umgeworfen wurde und sich wahrscheinlich wehe gethan hätte, wenn ich sie nicht in meinen Armen aufgefangen. Erstes Aergerniß der beiden Herren, welches sich durch eine nur sparsam fortgesetzte Conversation kund gab. Desto mehr aber plauderte meine kleine Nachbarin, und bald hatte sie mir Zweck und Ziel ihrer Reise anvertraut. Sie war kürzlich verheirathet und reiste in Begleitung ihres Mannes, der aber, häufig an Kopfschmerzen leidend, es nicht wagte, sich der Zugluft auszusetzen, und deßhalb auf der ersten Klasse geblieben war. Sie zeigte mir oben an der Stirn die Stelle, wo er zu leiden pflegte, und erzählte, daß sie nach Aachen wollten, um dort die Bäder zu gebrauchen. So ein Wagen auf der Eisenbahn ist eigentlich recht dazu gemacht, um eine heimliche Conversation zu führen, denn das Rasseln und Dröhnen ist so groß, daß die Nebensitzenden genau Achtung geben müssen, um von dem Gespräch etwas zu erlauschen.

Hinter uns saßen ein paar ehrliche Handwerker mit ihren Frauen, welche sich über die verschiedenen Unglücksfälle laut genug unterhielten, die auf den Eisenbahnen schon passirt seien. Obgleich durch die guten Einrichtungen der Direktion und die Umsicht der Locomotiv- und Zugführer in der Art sich nicht viel zugetragen hat, so wurden doch einzelne Vorfälle von den guten Leuten so ins Ent-

setzliche gezogen, daß meiner kleinen Nachbarin angst und bang wurde. Namentlich die Geschichte des armen Mädchens, vor kurzem passirt, die, in einem der offnen Wagen sitzend, sich bis zum Tunnel mit einer Nachbarin recht freundlich unterhalten hatte, aber verschwunden war, als der Convoi aus der jenseitigen Oeffnung wieder hervorkam. Man schickte natürlich von der nächsten Station gleich wieder zurück und fand die Unglückliche in höchst beklagenswerthem Zustande im Tunnel liegen. Obgleich sie nichts gestand, erklärte man sich die Sache auf die natürlichste Weise, daß sie nämlich aus dem Wagen gesprungen sei, um freiwillig ihrem Leben ein Ende zu machen.

Meine kleine Nachbarin, die nicht gut begreifen konnte, wie ein Mensch seines Lebens so überdrüssig sein könne, rückte näher an mich heran und erkundigte sich etwas ängstlich, ob es denn nicht vielleicht möglich sei, daß das Mädchen schwindelig geworden oder daß der sehr starke Luftzug etwas zu dem Unglück beigetragen. Sehr naive Fragen, die ich im Angesichte des unterirdischen Weges aus wohl erklärbaren Gründen achselzuckend beantwortete. Jetzt stieß die Locomotive einen gellenden Pfiff aus. Das Rasseln und Klappern der Maschine, die jetzt in den Eingang des Tunnels fuhr, war wirklich betäubend. Meine kleine Nachbarin fuhr aus Schrecken heftig zusammen und gegen mich hin, ich fuhr au's Mitgefühl etwas Weniges gegen sie hin, und so fuhren wir zusammen durch den fast eine halbe Stunde langen, gänzlich finstern Tunnel. Eine wahre Höllenfahrt, das Dröhnen, Rasseln, Klappern der Maschine, das Knirschen der eisernen Räder gegen die Schienen, doppelt fürchterlich durch das Gewölbe, das uns rings einschließt, hiezu der Lärm des Dampfes; der Weg, den wir durchfliegen, finsterer als die dunkelste Nacht, nur zuweilen erhellt von den rechts und links umherfliegenden feurigen Kohlen, die Alles noch schrecklicher machen und hier und da in tausend Funken zerstieben, auf wenige Sekunden die erstaunten und ängstlichen Gesichter beleuch-

tend. Auch ohne Furcht athmet man jenseits etwas leichter auf, beim Eintritt ins rosige Licht.

Meine Nachbarin hatte, wie sie mir gestand, die Augen fest geschlossen gehabt und alle Heiligen zum Schutz angerufen. Doch wollte sie gefunden haben, daß der Luftzug nicht so stark sei, als sie sich vorgestellt. Auch glaubte sie nicht, daß er im Stande wäre, ein Mädchen zu entführen. Ihren eleganten weißseidenen Hut hatte er aber dennoch ein wenig auf die Seite gerückt. Auch auf die beiden erwähnten Herren schien der Druck der Luft sonderbar eingewirkt zu haben, denn sie, die früher gegen uns gekehrt waren, hatten jetzt plötzlich eine ganze Schwenkung gemacht und zeigten uns ihre Kehrseite.

Unterdessen fuhren wir rasch vorwärts, erreichten Düren mit seinen vielen Dampfmaschinen und mit seinem unausstehlichen Glockenspiel, das alle Viertelstunden, seit den zwanzig Jahren, die ich diese Stadt kenne, die Melodie des bekannten Liedes: „Heil dir im Siegerkranz“ spielt, sahen bald darauf Stolberg mit seinen Kupferwerken und Galmeigruben, deren große flackernde Feuer sich namentlich Abends sehr gut ausnehmen, und kamen so in die Gegend von Aachen. Die Eisenbahn hat hier einen sehr schönen Wald durchschnitten, der früher in seinem dichten Laubwerk zwei malerisch gelegene Burgen des alten Kaisers Karl verbarg, zu welchen man nur auf vielfach gewundenem Wege hingelangen konnte. Es that mir leid um die schönen alten Ruinen. Ihre heimliche Lage ist verschwunden, der Damm der Bahn führt haushoch neben ihnen vorbei und stellt sie neben sich und der kolossalen Brücke über das Wurmthal, das hier beginnt, den Blicken recht kalt und prosaisch blos.

Jetzt sind wir in Aachen, haben zur Rechten die alte Kaiserstadt mit dem Dome Karls des Großen, rings von freundlichen Bergen umgeben, unter denen der sogenannte Lußberg hoch emporragt. Links liegt das kleine Burtscheid mit seiner stattlichen Abtei

und den steilen engen Straßen. — Arabien mein Heimathland!
— — —

Der Zug hält hier eine halbe Stunde an, und alle Passagiere verlassen die Wagen, um sich durch einige freie Bewegungen von dem heftigen Zusammenrücken zu erholen. Meine kleine Nachbarin suchte ihren Mann auf, mit dem sie gleich darauf zurückkam und uns gegenseitig vorstellte. Eine unglückliche vertrocknete Gestalt, der Herr Gemahl, und ganz das Gegentheil seiner Begleiterin. Er hatte, obgleich es noch nicht kalt war, drei Röcke über einander an, wenn ich nicht irre, eine ungeheure Halsbinde à l'Anglaise bedeckte ihm Kinn und Mund, und unter dem Hute blickte eine schwarzseidene Mütze hervor, die er als Mittel gegen das Kopfweh trug. Die junge Dame, der ich von den Schönheiten der nun folgenden Bahn keine schlechten Schilderungen gemacht, sah mit Sehnsucht nach Westen, wo sich der Schienenweg den Berg hinan zog, und machte einige leise schüchterne Versuche, den Herrn Gemahl zum Weiterfahren zu bewegen.

„Lieber Fritz," sprach sie, mit der vollen Kraft ihrer einschmeichelnden Stimme, „wir wollten ja ohnehin nach Brüssel. Wenn Ihnen nun das Fahren Erleichterung verschafft, so wäre es am Ende besser, wir setzen heute unsere Fahrt bei dem guten Wetter fort." Obgleich ich der jungen Frau, aber natürlich in dem gleichgültigsten Tone half, so warf ich doch einige nicht schlechtklingende Phrasen dazwischen, und am Ende sagte der Gemahl Ja und ging hinweg, um Karten bis Brüssel zu holen. Als er zurückkam, versprach er obendrein, er wolle einen Versuch machen, bei uns auf dem offenen Wagen zu fahren, was von der hübschen Wienerin mit großer Freude aufgenommen wurde.

Während dieser Zeit gingen die gelehrten Herren um uns herum, wie brüllende Löwen, und wandten ihr Gesicht weg, wenn sie in meine Nähe kamen. Auch sah ich hier die ganze Heerde maulaufsperrender Engländer wieder, die sich in allen Ecken des

Bahnhofes umhertrieben, an der Spitze Vater und Mutter, denen die Kinder alle Bewegungen, alle Ausrufe des Erstaunens oder der Mißbilligung auf das Genaueste nachmachten. Jetzt ertönte die Glocke wieder und Alles strömte in die Wagen, um einen guten Platz zu bekommen, unter dem hier das Umgekehrte wie bei gewöhnlichen Fuhrwerken zu verstehen ist, indem die Rücksitze des Luftzugs wegen sehr gesucht sind. Hier beginnt mit einer sehr starken Steigung, von einer stehenden Maschine gezogen, die Fahrt nach Verviers und Lüttich, die jeden Schritt Terrainhindernisse zu überwinden hat und deßhalb vielleicht zu den merkwürdigsten Eisenbahnen der ganzen Welt gehört.

Ein galvanischer Telegraph gibt der zwei Stunden von Aachen auf der Höhe stehenden Maschine ein Zeichen, daß Alles bereit sei, worauf sie sich in Bewegung setzt. Im Vergleich zu der sehr starken Steigung geht es rasch genug hinauf. Oben wartet die Locomotive, die von hier bis Herbesthal ihre ganze Kraft gebrauchen muß, da die Bahn beständig im Verhältniß von 1 bis 120 aufsteigt.

Es ist nicht meine Absicht, alle Einzelnheiten der schönen rheinisch-belgischen Bahn genau und ausführlich, wie es schon oft geschah, zu beschreiben. Nur freute es mich, daß selbst mein kranker Wiener versicherte, es gereue ihn nicht, die Tour zu machen, und daß seine liebenswürdige Frau ganz außer sich war. Bald stand sie auf, um so die Sache besser übersehen zu können, bald wandte sie sich um, und lachte, wenn der Kohlenstaub der Maschine sie augenblicklich nöthigte, die Augen zu schließen.

Gleich auf der Höhe hinter Aachen windet sich die Bahn durch tiefen Sand fort, und man verläßt nur die unterirdischen Wege, um auf hohen Brücken über tiefe Thäler zu fliegen. Dabei ist die Gegend sehr schön — ein dichter Wald, der sogenannte aachener Busch, mit kleinen, aber sehr tiefen Thälern, aus denen hier und da freundliche Häuser hervorblicken — vorbei, vorbei! Kaum sieht man einen bemerkenswerthen Punkt vor sich, so hat man ihn er-

reicht und läßt ihn gleich darauf weit hinter sich. Jetzt pfeift die Maschine auf's neue, und wenn man aus dem Wagen späht, um das Stationshaus oder einen Tunnel zu erblicken, dem das Signal gelten könnte, wird man überrascht, ich möchte sagen, erschreckt, da man bemerkt, wie der Zug auf ein sehr breites und tiefes Thal losrast, und man keine Idee hat, wie da hinüber zu kommen. Jetzt biegt sich die Bahn etwas, und man sieht durch das Thal lang hingestreckt ein wahrhaft riesenhaftiges Werk, eine ungeheure Brücke, die von einer Höhe zur andern führt. Die Bogen sind doppelt über einander gesetzt, und die Höhe der mittleren beträgt an 220 Fuß. Dies Werk ist, was elegante Bauart anbetrifft, nur mit den schönsten der altrömischen Wasserleitungen zu vergleichen, vielleicht mit der des prachtliebenden Justinian bei Konstantinopel. Es ist die bekannte und berühmte Brücke über das Geulthal.

Bei Herbesthal an der preußisch-belgischen Gränze, durch eine große eiserne Brücke repräsentirt, welche diesseits den preußischen Adler, jenseits den belgischen Löwen führen wird, mußten wir eine Zeit lang warten, theils der Mauth halber, theils um einen Eisen-Convoi zu erwarten, der von Lüttich hier angezeigt war.

Bald darauf setzten wir uns wieder in Bewegung, begleitet und beaufsichtigt von einer Menge belgischer Zollbeamten, die hoch auf den Wagen thronten, um zu überwachen, daß nicht ein vorwitziger Passagier unvisitirt den Zug verließe. Obgleich an diesen Grenzen alles Mögliche gethan ist, um den Verkehr zu erleichtern, und das Visitiren selbst ohne sonderliche Strenge vor sich geht, so hat man sich doch z. B. sehr in Acht zu nehmen, daß man nicht ein kleines Päckchen, einen Nachtsack oder dergleichen bei sich im Wagen hält, indem man es den Blicken der nachsuchenden Offizianten zu entziehen sucht. Ein solches würde nämlich in Verviers fortgenommen und ohne Gnade plombirt nach Aachen zurückgeschickt werden. Meine Nachbarin führte eine kleine zierlich gearbeitete Reisetasche bei sich, in welcher sie allerlei überflüssige Gegenstände hatte, die ihr ab-

sehr nothwendig erschienen, als Flacons, einige Bücher, verschiedene Schachteln mit Magenpastillen u. dgl. m. Doch war ihre Furcht und Gewissenhaftigkeit so groß, daß sie dem Mauthoffizianten die ganze Geschichte einhändigen wollte, der sie aber lachend zurückwies. Ueberhaupt kann ich nicht umhin, sowohl den preußischen als den belgischen Douanen das Zeugniß zu geben, daß sie sich bei ihrem delicaten Geschäft mit äußerster Schonung und Artigkeit benehmen.

Von Dolhain, das neben dem hohen Damme der Bahn tief im Grunde liegt, und wieder hoch von der Veste Limburg überragt wird, fällt die Bahn noch stärker, als sie von Aachen nach Herbesthal stieg. Die Locomotive arbeitet hier gar nicht, sondern der Zug läuft von selbst hinab, sorgfältig überwacht von den Maschinisten und Conducteuren, von denen sich jeder bei seinem Posten an Bremse und Hemmmaschine befindet. Auch ist diese Vorsicht hier nicht unnöthig. Der Weg geht an einem felsigen Thalgeländer vorbei, und da oft große Steinmassen es gänzlich unmöglich gemacht haben, die Bahn geradeaus zu führen, so bildet sie zuweilen starke Krümmungen. Bei abschüssigen Stellen und starken Biegungen hat man die inwendige Schiene einige Zoll tiefer gelegt, wodurch die Wagen etwas schief zu stehen kommen. Obendrein hat man auch noch zwischen den Geleisen eine dritte höhere Schiene angelegt, und durch diese Vorsichtsmaßregel ist an solchen gefährlichen Stellen das Ausspringen des Zuges gänzlich unmöglich gemacht.

Bald sahen wir Verviers vor uns; eine sehr gewerbfleißige Stadt, liegt sie in einem schönen Thale, zwischen großen Gärten und Parkanlagen der reichen Fabrikherren versteckt. Der Schienenweg läuft längs einem ziemlich lebhaften Theile Verviers vorbei, um auf die andere Seite zu dem Bahnhofe zu gelangen. Sie schneidet hier die schönsten Gartenanlagen zuweilen mitten entzwei, und die reichen Eigenthümer haben ihr Besitzthum durch kolossale Brücken, die sie über die Bahn hinwegführten, nothdürftig wieder

zusammengeflickt. Hier in Verviers wird alles Passagiergut, das am Platze bleibt oder weiter ins Belgische geht, visitirt, zu welchem Ende das ganze Gepäck in einen großen Saal geschleppt wird, wo man es auf Tische legt, die dort im Quadrat aufgestellt sind. Ich hätte mir diese Ceremonie noch gefallen lassen, wenn man einzeln oder wagenweise dort hineingeführt worden wäre, aber wir mußten alle auf einmal in den Saal, wurden mit den freundlichsten Mienen und lieblichsten Worten angelockt, und kaum war man darin, so war man gefangen und wurde nicht wieder hinausgelassen.

Da unser Convoi sehr stark war, so herrschte in dem Saale ein wahrhaft betäubendes Gewühl und Spektakel. Da wurde gedrängt, gestoßen, gerufen, geweint, geflucht, gebeten, gelacht, Alles in mehreren Sprachen; doch war deutsch und französisch vorherrschend. Eine unglückliche, sehr dicke und ältliche Dame arbeitete sich wie rasend durch das Gedränge und suchte nach einer Haubenschachtel, die ihr abhanden gekommen. Wo sie ein Gepäckstück erblickte, das mit dem verlorenen irgend eine Aehnlichkeit hatte, stürzte sie furienartig darauf hin, und es begann dann nicht selten ein Kampf auf Leben und Tod. So mit der maulaufsperrenden englischen Familie. Die beiden jüngsten Sprößlinge derselben waren vom Papa in eine Ecke postirt worden, wo ihr ganzes Gepäck beisammen lag. Unglücklicherweise hatte sich die Haubenschachtel der dicken Dame hinter zwei riesigen Koffern der englischen Familie verkrochen. Aber was bleibt dem ängstlich suchenden Blick einer Mutter verborgen? Bald hatte sie ihren verlorenen Liebling entdeckt, und die beiden jungen Engländer bei Seite schiebend, wollte sie sich ihrer Schachtel bemächtigen. Doch Albions Jugend wich nicht vom Platze, und der Aeltere behauptete: dies Stück gehöre seinem Papa. Unglückliche alte Dame! Vergebens war ihr Bemühen, zu der Schachtel zu dringen; die beiden riesigen Koffern dienten den Insulanern als Bollwerk, und sie gaben die Schachtel nicht heraus, denn sie behaupteten, es sei ein Stiefelkoffer der Mama. Anfäng-

lich erstarrte die dicke Dame bei dieser frevelhaften Aeußerung, und die Arme sanken ihr matt herab. Dann aber machte sie mit verdoppelter Wuth einen neuen Angriff, wälzte sich über einen der Koffer hin, riß mit augenblicklicher Geschwindigkeit von der Schachtel den Deckel ab und zog eine ungeheure Haube hervor mit handbreiten Kanten und feuerrothem Bande, und darauf begann sie dies Beweisstück den jungen Engländern so kräftig wie möglich um die Köpfe zu schlagen. Diese ließen überrascht ihre Unterlippen noch weiter herabhängen als sonst, und die dicke Frau entfernte sich triumphirend mit ihrem wiedereroberten Schatz. Man muß aber ja nicht glauben, daß diese Scene große Aufmerksamkeit erregt hätte. Es wurden deren an allen Ecken des Saales mehr oder minder starke gespielt. „Nehmen Sie sich nur in Acht," schrie eine Stimme, „Sie werfen mir ja Ihren Koffer auf meinen Nachtsack!" — „Hören Sie, mein Herr," schrie eine andere, „ich finde es durchaus nicht gentil, sich so vorzudrängen." — „Herr Controleur, ich bitte Sie, einen Augenblick!" — „Mir fehlt mein Nachtsack!" jammerte ein Anderer dazwischen. — „O, er wird sich finden!" — „Ich versichere Sie, nein, er fehlt, er ist grün, roth und weiß, mit einem messingenen Schloß. Ich kenne ihn unter Tausenden heraus." So ging es in dem Saale fort. Das war ein entsetzliches Durcheinander von Effecten, Menschen und Stimmen. Dazwischen rasselten die Schlüssel und dröhnten die schweren Koffer, wenn sie mit voller Kraft zugeschlagen wurden. Damen öffneten ihre Riechfläschchen, und auf allen Gesichtern malte sich eine gewisse Angst; kam es von der stürmischen Menschenmenge her, oder erblaßte manch hübsches Gesicht, wenn es sah, mit welcher Fertigkeit die Beamten ein verborgenes Fach im Koffer aufzufinden wußten?

Ich stand in einer Ecke an der Thüre und beschützte meine kleine Wienerin aus allen Kräften gegen die stoßende und herandrängende Volksmenge. Ich deckte sie so viel wie möglich mit meinem Körper und brauchte meine Ellbogen auf das Kräftigste, um

einiger Maßen Platz zu machen. Doch vergebens. Unser Platz an der Thüre war einer von den schlechtesten. Der Herr Gemahl hatte sich entfernt, um nach seinen Koffern zu sehen, und wenn wir auch vor wenigen Augenblicken seine schwarzseidene Mütze hier und da auftauchen sahen, so war er doch jetzt im Gedränge verschwunden, und ich konnte ihn nirgends mehr entdecken. Seine großen Koffer standen noch unangerührt auf dem Tische, und einer der Beamten klopfte zuweilen laut mit der Hand daran, um den Eigenthümer herbei zu locken, da nicht viel Zeit mehr übrig war. Meine Begleiterin suchte in steigender Angst mit den Augen ihren Gefährten und wurde blaß und immer blässer. Sie hielt sich krampfhaft an meinem Arm und zitterte heftig. Auch mir war es unbegreiflich, wo ihr Mann mochte hingerathen sein. Plötzlich schaue ich durch die Glasthür neben mir und sehe ihn von den Wagen kommen, ein kleines Packet in der Hand, das er wahrscheinlich vergessen hatte. Das Gedränge um uns wurde immer heftiger. Alles strömte vorbei, um den andern Ausgang zu gewinnen. Trotz dem, daß ich meine Nachbarin so gut wie möglich beschützte, konnte ich doch nicht verhindern, daß ein schwerer Koffer, der bei uns vorbeigeschleppt wurde, sie etwas unsanft berührte. Sie zuckte zusammen, schloß die Augen und fiel ohnmächtig in meinen Arm. Da befand ich mich denn in einer ganz verfluchten Stellung. Draußen der Gemahl an der Glasthür, den die Beamten als ihrem Reglement zuwider dort nicht hereinlassen wollten. „Oeffnen Sie doch!“ schrie der unglückliche Mann, und dabei blickte er mich an, als er sah, daß seine Frau mit geschlossenen Augen in meinen Armen lag. „Oeffnen Sie doch!“ Was sollte ich um Gotteswillen anfangen? der Beamte, der innerhalb stand, und der, wenn von der Thür die Rede gewesen wäre, doch wohl selbst am besten hätte öffnen können, wandte sich beim Anblick meiner ohnmächtigen Gefährtin zu mir hin, indem er mir sagte: „Ja, mein Herr, öffnen Sie, es ist besser!“ Und mir flammte in diesem Augenblick ein unge-

heures Licht auf. Doch wie sollte ich Aermster öffnen, da ich genug zu thun hatte, um die unglückliche Wienerin festzuhalten. Alles strömte unerbittlich bei mir vorbei. Da gewahrte ich zum Glück jene dicke Dame, deren pfiffig lächelndes, freudestrahlendes Gesicht verkündete, daß sie irgend eine unbedeutende Kleinigkeit glücklich eingeschmuggelt habe.

„Madame," rief ich ihr zu, indem ich sie beim Kostbarsten, was sie besaß, bei ihrer Haubenschachtel, festhielt, „stehen Sie mir einen Augenblick bei."

„Oeffnen Sie," schrie der Gemahl draußen. — „Oeffnen Sie," sagte der Beamte. — Und ich setzte mit halb abgewandtem Gesicht hinzu: „Ja, Madame, öffnen Sie."

Eine zierlich gearbeitete Brosche war von der kunstfertigen Hand der alten mitleidigen Dame alsbald beseitigt; im selben Augenblick verschwand der Gemahl an der verschlossenen Glasthür, um auf der andern Seite den Eingang zu gewinnen. Meine arme kleine Ohnmächtige athmete tief auf und wollte noch immer nicht die Augen öffnen, obgleich an ihrem schwarzseidenen Oberrock schon drei Schleifen geöffnet waren. Dem Himmel Dank, daß in diesem Augenblick der bestürzte Wiener herbeikam und ich ihm seine Frau überliefern konnte, bevor die unermüdlich dicke Dame in ihrem Enthüllungs-Geschäft weiter fortschritt. Ich wollte die Götter nicht ferner versuchen, und eilte zu meinem Koffer, denn es war in jeder Hinsicht die höchste Zeit.

Als guter Staatsbürger führte ich natürlich nichts Mauthbares bei mir, und wurde in wenig Augenblicken erlöst. Man machte auf meinen Koffer, wie auf alle übrigen, einen Kreidestrich, und so bezeichnet, durfte ich mit meinen Sachen die Ausgangsthür passiren, Bald saßen wir wieder im offenen Wagen beisammen, der Wiener nämlich, die Wienerin und ich. Die beiden gelehrten Herren dagegen hatten einen andern Waggon bestiegen: sie flohen meine Nähe! England war in einem Charabanc, und auch die dicke freund-

liche Dame befand sich in demselben Waggon, nur in einer andern Ecke. Hier in Verviers fing man schon an, Zeitungen und Broschüren öffentlich auszubieten, wie es in Belgien und Frankreich in den Theatern Mode ist. Auch lief ein Mensch in einer weißen Blouse den Zug auf und ab, seine Beinkleider hatte er auf das Solideste unten mit Leder besetzt. Er redete jeden Wagen ungefähr an, wie folgt: „Meine Herren und Damen, viele von Ihnen werden Paris sehen wollen, die Hauptstadt Frankreichs und Europas, den Mittelpunkt der ganzen Welt! Ich erlaube mir, Ihnen eine Karte zu überreichen, eine Karte der uneigennützigsten und solidesten Gesellschaft, die je von Brüssel nach Paris gefahren. Nehmen Sie, meine Herren, nehmen Sie! Mittags und Abends! In zwei und zwanzig Stunden! eher früher als später, die besten und bequemsten Wagen.“ Auf diese Art schrie der Kerl in Einem fort, während er bald rechts, bald links bei uns vorbei lief. Obgleich ich im Ganzen dergleichen Anpreisungen hasse, und mich wie bei Privat-Lotterien und allen dergleichen Geschichten nicht gern darauf einlasse, so kam ich doch hier zu einer Karte und wußte nicht, wie. Ich hatte wohl, aber sehr entfernt, daran gedacht, Paris zu sehen, und wandte mich bei dem Anruf des Menschen etwas herum. In demselben Augenblick schob er mir auch schon eine Karte zwischen die Finger und versicherte mir nochmals, es sei die beste Gesellschaft. Jetzt zog die Locomotive langsam an, und ich hörte durch das Geräusch des Dampfes nur einzelne Sätze, die er stärker betonte. „Ganz bequeme Wagen — in zwei und zwanzig Stunden präcis!“ Ich steckte die Karte zu mir und konnte nicht begreifen, wie ein Mensch sich zu einem solchen Commissions-Geschäfte hergab, das doch gewiß nichts einbrachte.

War schon von Aachen nach Verviers die Gegend reizend und interessant gewesen, so konnte man in der That nichts Anmuthigeres sehen, als die Thäler, durch welche wir nun dahin flogen. Die Bahn, welche sich so recht eigensinnig auf dem geradesten Weg

über Thal und Berg einen Durchgang erzwang, deckte so viele heimliche Schönheiten auf, die sich bis dahin fern von der staubigen Landstraße verborgen hatten. Bald kamen kleine freundliche Dörfer, deren Häuser um ein ungeheures Fabrikgebäude mit rauchendem Schornstein gruppirt waren, gerade wie sich in alter Zeit die Landbewohner um Thurm und Warte eines alten Ritterschlosses schaarten, nur in anderm Sinne: hier suchten sie Schutz, dort fanden sie Nahrung.

Nach der Scene im Mauthhause hatte ich mit meiner Nachbarin noch kein Wort gewechselt. Der Herr Gemahl schaute etwas verdrießlich drein und behauptete, sein Kopfweh plage ihn mehr als vorhin. Die Dame schaute zum Wagen hinaus und hatte mir noch keinen einzigen Blick geschenkt. Ich wußte aber auch wahrhaftig nicht, wie ich das Gespräch wieder beginnen sollte — von der Gegend und dem Wetter, das war zu gesucht, ich wollte unbefangen erscheinen. Die Wienerin hatte ihren Shawl etwas zurückgeworfen und ich konnte kein Auge von der verfluchten dritten Schleife verwenden. Ueberhaupt war mir das ganze Schleifensystem etwas Neues, doch hielt ich in Gedanken der ganzen Mode der Ueberröcke eine kleine Lobrede, malte mir die hohe Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieses Kleidungsstückes so lebhaft aus, daß meine Phantasie nun plötzlich Worte bekam und ich, vielleicht ein wenig unpassend, meiner hübschen Nachbarin versicherte, gegen ein gewöhnliches Kleid, habe ein Ueberrock für mich etwas ungemein Reizendes, ja Poetisches. Sie wandte den Kopf herum und sah mich mit einem seltsamen Blick an. Anfänglich war dieser Blick etwas ernst, doch spielte er ins Freundliche, und plötzlich brach sie in ein lautes Lachen aus, wobei sie auf eine Schaar junger Fohlen zeigte, die neben der Bahn auf einer Wiese ihre possirlichen Sprünge machten. Wenn ich nur hätte heraus bringen können, wem das Gelächter gegolten, den Fohlen oder der dritten Schleife! Doch war ich schon zufrieden, daß ihre ernste Laune gewichen war und

sie mit mir über die lustigsten Dinge lachte und sprach. Obgleich mir einer der Conducteure versicherte, die Wagenzüge von Verviers nach Lüttich würden der vielen Brücken, Tunnels, Krümmungen wegen nur sehr langsam geführt, so konnte ich doch das gar nicht finden, sondern wir waren im Umsehen in letzterer Stadt. Das Aus- und Einpacken der Passagiere dauert hier eine kleine halbe Stunde; dann geht der Convoi, von einer stehenden Maschine gezogen, ziemlich steil den Berg hinauf, nach Ans, wo die schöne malerische Gegend aufhört und man auf einer ungeheuren Ebene dahin fliegt. Wenn auch alles Land rechts und links aufs Herrlichste angebaut ist und einem üppigen Garten gleicht, so ermüden doch die unabsehbaren Flächen das Auge, und man kann in Versuchung kommen, die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher der Zug dahin fährt, noch langsam zu finden. Wir verließen die Waggons, und mein guter Wiener mit seiner schönen Frau nahm seinen Platz in der Diligence wieder ein. Da ich den meinigen in einem Charabanc genommen, so hätte ich sie verlassen müssen, doch waren diese zweiten Plätze so entsetzlich überfüllt, daß ich blos aus dem Grunde mein Billet zur ersten Wagenclasse umtauschte. Und so saßen wir wieder beisammen im traulichen Verein. Auch die dicke Dame hatte sich zu uns gefunden. — Doch die gelehrten Herren sah man niemals wieder! So kamen wir nach Tirlemont, woselbst noch als schwache Erinnerung an die Berge ein kleiner Tunnel zu passiren ist, erreichten bald Löwen, dann Mecheln, das Eisenbahnherz Belgiens, wo alle Linien ihren Zusammenfluß haben und Alles aus- und einströmt.

Hier dauerte das Ein- und Aussteigen eine ziemliche Zeit. Von hier aus werden Wagen gewechselt, und man muß sich genau in Acht nehmen, daß man auf den richtigen Zug gelangt, denn es gehen zuweilen zu gleicher Zeit hier Züge nach Aachen, Antwerpen, Brüssel und Ostende ab. In der letzten Zeit hatten wir in unserer Diligence große Berathungen über die Wahl des Gasthofes angestellt,

über Thal und Berg einen Durchgang erzwang, deckte so viele heimliche Schönheiten auf, die sich bis dahin fern von der staubigen Landstraße verborgen hatten. Bald kamen kleine freundliche Dörfer, deren Häuser um ein ungeheures Fabrikgebäude mit rauchendem Schornstein gruppirt waren, gerade wie sich in alter Zeit die Landbewohner um Thurm und Warte eines alten Ritterschlosses schaarten, nur in anderm Sinne: hier suchten sie Schutz, dort fanden sie Nahrung.

Nach der Scene im Mauthhause hatte ich mit meiner Nachbarin noch kein Wort gewechselt. Der Herr Gemahl schaute etwas verdrießlich drein und behauptete, sein Kopfweh plage ihn mehr als vorhin. Die Dame schaute zum Wagen hinaus und hatte mir noch keinen einzigen Blick geschenkt. Ich wußte aber auch wahrhaftig nicht, wie ich das Gespräch wieder beginnen sollte — von der Gegend und dem Wetter, das war zu gesucht, ich wollte unbefangen erscheinen. Die Wienerin hatte ihren Shawl etwas zurückgeworfen und ich konnte kein Auge von der verfluchten dritten Schleife verwenden. Ueberhaupt war mir das ganze Schleifensystem etwas Neues, doch hielt ich in Gedanken der ganzen Mode der Ueberröcke eine kleine Lobrede, malte mir die hohe Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieses Kleidungsstückes so lebhaft aus, daß meine Phantasie nun plötzlich Worte bekam und ich, vielleicht ein wenig unpassend, meiner hübschen Nachbarin versicherte, gegen ein gewöhnliches Kleid, habe ein Ueberrock für mich etwas ungemein Reizendes, ja Poetisches. Sie wandte den Kopf herum und sah mich mit einem seltsamen Blick an. Anfänglich war dieser Blick etwas ernst, doch spielte er ins Freundliche, und plötzlich brach sie in ein lautes Lachen aus, wobei sie auf eine Schaar junger Fohlen zeigte, die neben der Bahn auf einer Wiese ihre possirlichen Sprünge machten. Wenn ich nur hätte heraus bringen können, wem das Gelächter gegolten, den Fohlen oder der dritten Schleife! Doch war ich schon zufrieden, daß ihre ernste Laune gewichen war und

sie mit mir über die lustigsten Dinge lachte und sprach. Obgleich mir einer der Conducteure versicherte, die Wagenzüge von Verviers nach Lüttich würden der vielen Brücken, Tunnels, Krümmungen wegen nur sehr langsam geführt, so konnte ich doch das gar nicht finden, sondern wir waren im Umsehen in letzterer Stadt. Das Aus- und Einpacken der Passagiere dauert hier eine kleine halbe Stunde; dann geht der Convoi, von einer stehenden Maschine gezogen, ziemlich steil den Berg hinauf, nach Ans, wo die schöne malerische Gegend aufhört und man auf einer ungeheuren Ebene dahin fliegt. Wenn auch alles Land rechts und links aufs Herrlichste angebaut ist und einem üppigen Garten gleicht, so ermüden doch die unabsehbaren Flächen das Auge, und man kann in Versuchung kommen, die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher der Zug dahin fährt, noch langsam zu finden. Wir verließen die Waggons, und mein guter Wiener mit seiner schönen Frau nahm seinen Platz in der Diligence wieder ein. Da ich den meinigen in einem Charabanc genommen, so hätte ich sie verlassen müssen, doch waren diese zweiten Plätze so entsetzlich überfüllt, daß ich blos aus dem Grunde mein Billet zur ersten Wagenclasse umtauschte. Und so saßen wir wieder beisammen im traulichen Verein. Auch die dicke Dame hatte sich zu uns gefunden. — Doch die gelehrten Herren sah man niemals wieder! So kamen wir nach Tirlemont, woselbst noch als schwache Erinnerung an die Berge ein kleiner Tunnel zu passiren ist, erreichten bald Löwen, dann Mecheln, das Eisenbahnherz Belgiens, wo alle Linien ihren Zusammenfluß haben und Alles aus- und einströmt.

Hier dauerte das Ein- und Aussteigen eine ziemliche Zeit. Von hier aus werden Wagen gewechselt, und man muß sich genau in Acht nehmen, daß man auf den richtigen Zug gelangt, denn es gehen zuweilen zu gleicher Zeit hier Züge nach Aachen, Antwerpen, Brüssel und Ostende ab. In der letzten Zeit hatten wir in unserer Diligence große Berathungen über die Wahl des Gasthofes angestellt,

den wir in Brüssel gemeinschaftlich beziehen wollten. Die kleine Frau meinte: Wir sind unser drei, wir können Morgens ausgehen, um zusammen zu frühstücken, können ohne zu große Kosten einen eigenen Wagen nehmen, kurz, leben ganz en famille. Der alte Herr, der mich liebgewonnen zu haben schien, indem er mich für einen sehr praktischen Menschen hielt, da ich nämlich zufällig in Tirlemont die Flucht seines Nachtsackes verhütet, willigte ebenfalls in dieses Zusammenleben, und ich sträubte mich wahrhaftig nicht dagegen.

In Mecheln stiegen die Beiden einen Augenblick aus, und ich unterließ nicht, ihnen nochmals die größte Vorsicht anzuempfehlen, damit sie den richtigen Wagenzug nicht verfehlten. Indessen nahm das Getümmel auf dem Bahnhofe zu, es war hier eine wahre Ueberschwemmung von Passagieren, Koffern und Mantelsäcken, Alles drängte und wogte durcheinander. Die Locomotiven fuhren zischend auf und ab, es begann die große Glocke zu läuten, und Alles eilte seinen Plätzen zu. „Nach Brüssel!“ schrie der Conducteur, der auf unserm Wagenschlage stand; ich wiederholte eben so laut: nach Brüssel, und spähte dabei ängstlich um mich her, ohne von den Beiden auch nur das Geringste zu entdecken. Der Menschenknäul auf dem Bahnhofe war aber auch gar zu groß, und die lebendige Strömung aus den Wartesälen wollte gar nicht aufhören. Jetzt blasen die Conducteure des antwerpener Zugs, der zuerst fortging, und die Locomotive fährt dicht bei unsern Wagen vorüber. Hinter der Locomotive kommt der Tender, dann einige Packwagen, und die Geschwindigkeit des Fahrens nimmt zu. Nun folgen einige offene Wagen, jetzt die Diligence, und in einer derselben sehe ich zu meinem größten Schrecken meine hübsche Wienerin mit ihrem Gemahl sitzen, die lustig nach Antwerpen steuerten. Ich lehne mich zum Wagenschlage hinaus und schreie so laut wie möglich: „Aber um Gottes willen! wo wollen Sie hin?“ — „Nach Brüssel,“ antwortete die Dame und setzte mit einem sonderbaren Blick hinzu: „Warum haben

Sie Ihre Reiseroute geändert?“ — Heilige Gerechtigkeit, das war zu hart bestraft! Ich stürze an den Wagenschlag, welchen der Conducteur eben abgeschlossen. „Wohin, mein Herr?“ ruft mir dieser zu, als ich versuchte, das Schloß zu öffnen. — „Nach Brüssel,“ schreie ich ihm entgegen. — „Sie sind auf dem rechten Zuge.“ — „Nein, nein,“ entgegnete ich, ich muß nach Antwerpen.“ — „Ja so,“ antwortete er mir eben so gleichgültig, „das ist zu spät. Der Convoi hat schon den Bahnhof verlassen.“ Sehr verstimmt werfe ich mich in die Ecke der Diligence, konnte aber nach einigen Augenblicken ruhigen Nachdenkens nicht umhin, über diese höchst unangenehme Verwechselung zu lachen, indem ich bei mir überlegte, welch' merkwürdigen Einfluß die Eisenbahnen auf unsere socialen Verhältnisse ausübten.

Ungefähr um drei Uhr Nachmittags langte ich, statt in angenehmer Gesellschaft, allein und ziemlich ärgerlich in Brüssel an. Ich ging ins „Hotel de Flandre,“ und befand mich in der Laune, in der man ein schlechtes Zimmer doppelt empfindet, und dies ward mir in dem sonst ausgezeichneten Gasthofe der großen Menge Fremden wegen zu Theil. Ich kannte Brüssel schon von früher her, hatte seine Merkwürdigkeiten alle gesehen, und würde mich nur in der angenehmen Gesellschaft von heute Morgen ein paar Tage gut amüsirt haben. Dadurch, daß die Hauptstraße dieser Stadt, die rue de la Madeleine, vom Place royal steil den Berg hinab geht, wird das behagliche Flankiren, sonst in fremden Städten eine meiner liebsten Beschäftigungen, hier zu einer wahren Arbeit. Als ich meine Brieftasche auf den Tisch legte, fiel mir die Karte in die Hände, die mir in Verviers der Commissionär gegeben, und mir kam plötzlich der Gedanke: „Wie, wenn du die sechs Tage, die du für Brüssel, Antwerpen, Ostende ꝛc. bestimmt, dazu anwenden würdest, einen Begriff von der Häusermasse zu bekommen, die man Paris nennt?“ Mehr konnte ich natürlich in der Zeit doch nicht profitiren, ich zündete mir eine Cigarre an, und schritt die Straße hinab, in-

dem ich die auf meiner Karte angegebene Hausnummer suchte. Endlich finde ich das Haus, das von oben bis unten mit großen Placaten bedeckt ist, aus denen man mit ellenlangen Buchstaben lesen kann: „Paris, midi et soir." Ich verglich nochmals meine Karte mit der Firma, die über der Thür angebracht war, und als ich nun vor dem Büreau stand und nach den Abfahrtsstunden der Wagen nach Paris forschte, fiel mir plötzlich ein, wie sehr ich heute Mittag Unrecht gehabt, die Thätigkeit des Commissionärs in Verviers für eine nutzlose anzusehen, denn hatte ich mich doch selbst durch ihn bestimmen lassen, gerade diese und keine andere Anstalt aufzusuchen. Der Beamte war sehr artig, und nachdem er mir ebenfalls versichert, seine Gesellschaft habe die bequemsten Wagen, setzte er mir auseinander, daß man hier in Brüssel den Platz bis nach Paris bezahle. Die Gesellschaft lasse alsdann die Passagiere eine halbe Stunde vor der Abfahrt in ihren betreffenden Hotels abholen und nach der Eisenbahn führen. Diese Abfahrtsstunde sei Mittags ein Uhr; man führe mit der Eisenbahn bis Quievrain, wo alsdann die Messagerie bereit stände, um die Passagiere nach Paris zu befördern. Die ganze Fahrt dauerte nicht über zweiundzwanzig Stunden. Nachdem er mir dies Alles auseinander gesetzt, sah er wegen eines Platzes für Morgen in seinen Listen nach, und es fand sich, daß nur noch ein einziger, und dieser gerade in der Rotunde, frei war.

Für den, der die Einrichtung der französischen Eilwagen nicht kennt, bemerke ich, daß ein solcher viererlei Plätze hat, deren Preise sehr verschieden sind. Um mit der Höhe anzufangen, ist oben auf dem Wagen das Banquet, auch Imperiale oder Capriolet genannt, doch ist die erste Benennung die allgemeine, dann kommt das Coupé, der beste und theuerste Platz, nach demselben der Interieur, der eigentliche Wagenkörper, und an diesem hängt hinten die Rotunde, zu acht Personen eingerichtet, eigentlich nur zu sechs, doch steckt man eher mehr wie acht, als weniger hinein. Von dem Fahren in

dieser Rotunde nun hatte mir einer meiner Freunde, der freilich mit außerordentlich langen Gliedmaßen begabt, und dessen Laune überhaupt leicht zu trüben ist, eine wahrhaft jammervolle Schilderung gemacht, wie er, zwischen zwei dicken Damen eingeklemmt, von diesen wie von zwei Mühlsteinen in der Nacht fast gemahlen wurde, während ihm gegenüber ein sechs und ein halb Schuh langer Nationalgardist saß, dessen Beine mit den seinigen nicht gut harmonirten. Wenn ich überhaupt nach Paris fahren wollte, so mußte es, um nicht einen Tag zu verlieren, morgen geschehen. Doch wie gesagt, vor der Rotunde hatte ich einen unüberwindlichen Abscheu, weßhalb ich dem Beamten mein Bedauern ausdrückte, diesen Platz nicht annehmen zu können, und mich an eine andere Gesellschaft in derselben Straße wandte. Es war die wohlbekannte und berühmte der Herren Lafitte, Gaillard und Comp. Hier war auch schon Alles ziemlich besetzt, doch fanden sich noch Plätze auf dem Banquet und glücklicher Weise un coin, d. h. Eckplatz, worauf man namentlich in dem Banquet zu sehen hat. Man zeigte mir dort in einem Reservewagen diesen coin auf dem Banquet, den ich einnehmen könnte, und obgleich sich der Sitz sehr in der Höhe befand, so schien es mir doch da oben, was frische Luft und Aussicht anbelangt, nicht übel zu sein. Auch dachte ich: wenn der Wagen umschlägt, was zuweilen vorkommt, so hast du Numero eins und kommst nicht unter die Räder. Ferner wußte mir der Beamte so viel Gutes und Angenehmes von dem Banquet vorzuschwatzen, sogar von der Liebenswürdigkeit des Conducteurs, der morgen zufällig fahre, daß ich mich kurz entschloß, meine 45 Francs bezahlte und eine Karte erhielt Numero 1 auf dem Banquet. So war ich denn unwiderruflich für Paris bestimmt und zog meines Weges. Abends wurden im königlichen Theater „Die Krondiamanten" von Auber gegeben, eine mir bekannte Oper, weßhalb ich es vorzog, das kleine neugebaute Théâtre de nouveautés zu besuchen. Hier wurde ein neues Vaudeville gegeben: „Paris voleur," und obendrein hieß es

auf dem Zettel: die Maschinerie würde durch Dampf getrieben. Dies war nun allerdings ein kleiner Puff, denn obgleich sich wirklich zu diesem Zweck eine Dampfmaschine hier befand, hatte man noch keine Concession erhalten, um sie in Wirksamkeit treten zu lassen, weßhalb heute noch Alles auf dem natürlichen Wege vor sich ging. Ueberhaupt kann ich die Nützlichkeit und Brauchbarkeit einer Dampfmaschine, um die Decorationen zu bewegen, nicht einsehen, und wenn auch vielleicht eine Ersparniß an Menschenkräften bewirkt wird, so erfordert doch die Maschine ihren Maschinisten, ihren Heizer ꝛc., und muß vielleicht Nachmittags um drei, vier Uhr schon geheizt werden, um für jeden Act einmal die Decoration zu wechseln; denn ich kenne keines von den neuen französischen Stücken, weder Oper, Vaudeville, nach Trauer- und Lustspiel, wo die Decoration nicht den ganzen Act stehen bliebe. Was aber die Ausschmückung und Einrichtung dieses neuen Theaters betrifft, so fand ich sie äußerst zweckmäßig, zierlich und elegant. Das Haus ist klein und hat nur vier Logenreihen; statt eines schweren Kronleuchters, der die obere Gallerie theilweise am Sehen verhindert, befinden sich an den Logenbrüstungen des ersten und zweiten Ranges große Gasflammen, mit mattgeschliffenen Gläsern bedeckt, die ein helles und schönes Licht geben. Die Decke, welche gewölbt ist, besteht theilweise aus gemaltem Glas, hinter dem ebenfalls Gasflammen brennen, welche auf diese Art ein gedämpftes, wohlthuendes Licht verbreiten.

Von dem Stücke selbst kann ich nicht umhin zu sagen, daß es äußerst schlecht war, und wurde es, wie viele dergleichen Neuigkeiten, nur durch ein oder zwei beliebte Künstler gehalten, sowie durch einige Couplets, weil sie voll Bezüglichkeiten waren. Am nächsten Morgen, es mochte ungefähr sechs Uhr sein, kam der Kellner und sprach mir von einem ältlichen Herrn, der gestern Abend spät von Antwerpen gekommen sei und sich nach mir erkundigt habe. Ueberrascht fuhr ich aus dem Bett empor, und meine erste Frage war, ob der Herr allein gekommen sei. „Ja wohl," entgegnete der Kell-

ner, „sogar ohne Gepäck.“ Ich warf mich verdrießlich wieder hin. „Und will er was von mir?“ sagte ich ziemlich heftig. „Ja,“ antwortete der Kellner; „da ich ihm sagte, Sie würden heute nach Paris abreisen, so bedauerte er es sehr und wünschte Sie diesen Morgen einen Augenblick zu sehen.“

Indem er so sprach, klopfte es schon an die Stubenthür, und auf mein: Herein, erschien der Kopf meines theuren Begleiters, des Wieners mit der schwarzseidenen Mütze, und nickte mir freundlich zu. „Ha, ha!“ lachte er, „das war gestern ein fataler Streich. Meine Frau hat Recht gehabt, indem sie immer behauptete, wir seien auf einem verkehrten Wagen.“ — „Und jetzt ist Ihre Frau Gemahlin . . . ?“ unterbrach ich ihn. — „Sie ist in Antwerpen geblieben,“ entgegnete der Wiener, „hat gestern über Kopf- und alles mögliche andere Weh geklagt und sich bei ihrer Ankunft gleich zu Bette gelegt. Ich benutzte darauf gestern den letzten Zug, theils um nach Ihnen zu forschen, theils um bei meinem hiesigen Banquier Gelder zu erheben.“ — „Und wollen Sie einige Tage in Antwerpen bleiben?“ fragte ich. — „Das nicht,“ entgegnete der Wiener; „denn meine Frau wünscht bald nach Brüssel zu kommen. — Ich hätte sie gestern Abend schon mitgebracht, doch erschien mir die Tour von Cöln nach Antwerpen stark und anstrengend genug. Sie freut sich recht darauf, Sie wieder zu sehen,“ setzte er hinzu, „und wir können uns zwei bis drei Tage recht gut amüsiren.“ — Ich lachte so recht aus Ingrimm laut auf, indem ich ihm meine Karte zeigte, die Karte für Numero 1 auf dem Banquet nach Paris.

„Ach,“ meinte er, „das ist unangenehm. Und wie lange denken Sie auszubleiben?“ „Vor sechs Tagen kann ich nicht zurück sein,“ entgegnete ich, während ich ihn um Erlaubniß bat, aufstehen zu dürfen und mich anzuziehen. „Bitte recht sehr,“ sprach der höfliche Wiener, „es thut mir wirklich leid, daß Sie abreisen, aber wenn es Ihnen recht ist, können wir wenigstens heute Morgen einmal zusammen frühstücken — en famille.“

Ich zog mich an und packte meine Geschichten zusammen, bestimmte meinen Koffer zum Dableiben, indem ich nur einen Nachtsack mitnehmen wollte. Dann frühstückten wir beide zusammen, und man kann sich denken, gerade so freundlich und angenehm, so ganz en famille, wie es die junge Frau gestern vorausgesetzt. Der Herr Gemahl war noch so freundlich, mich um ein Uhr an die Eisenbahn zu begleiten, wo ich ihm mit aller Beredtsamkeit ein Versprechen abzunöthigen suchte, daß er bis zu meiner Rückkehr hier verweilen wolle. „Sie bleiben mit Ihrer Frau Gemahlin,“ sagte ich, „in Antwerpen, wo Sie zwei Tage nöthig haben, um die Rubensgalerie anzusehen, gehen alsdann nach Gent und Brügge und verweilen darauf einige Zeit in Ostende, wo Sie nothwendiger Weise ein paar Seebäder nehmen müssen.“

Obgleich er mir gerade kein festes Versprechen gab, so schien er doch auch nicht abgeneigt, und so trennten wir uns.

Die Bahn von Brüssel nach Valenciennes ist kürzlich wohl fertig geworden, bietet aber wenig Interessantes, da sie beständig durch das flache Land führt. Etwas Unangenehmeres, als die hiesigen Hemmmaschinen für den ganzen Körper, besonders für die Ohren sind, weiß ich nicht. Vor jeder Station fangen die Conducteure an zu schrauben, um den Lauf der Wagen aufzuhalten, es drücken sich eiserne Stangen gegen die Schienen, was ein so erbärmliches Gekreisch und Gezitter verursacht; ich kann es nicht anders vergleichen, als mit dem Tone, wenn man mit einem eisernen Griffel über eine Glasscheibe fährt, nur zehntausendmal verstärkt. Obendrein wird auf dieser Tour fast jeden Augenblick angehalten, zuweilen bei einem einzelneu Hause, wo eine kleine Seitenbahn abgeht und schnurgerade auf eine Menge großer schwarzer Schornsteine führt, wahrscheinlich Eisenfabriken, die sich so mit der Hauptbahn in Verbindung setzen. Ich hatte mich in einen Wagen gesetzt, an dem sich eine Tafel befand, mit dem Worte „Tabagie“, wo man also rauchen konnte. Hier war die Gesellschaft nun freilich sehr

gemischt, bestand aber meistens aus jungen lustigen Belgiern und Franzosen, die mit ihrem Lärmen und Schreien selbst die Locomotive übertönten. Da wurden allerhand Späße getrieben, die mitunter nicht gerade zu den zartesten gehörten, oder sie neckten einander, kurz, trieben alle mögliche Spielerei, und so viel kann ich mit Gewißheit sagen, daß fast keiner der jungen Männer anhaltend zwei Sekunden lang ruhig sitzen geblieben wäre. Endlich gegen drei Uhr kamen wir nach Quievrain, wo vor dem Bahnhofe schon drei mächtige Eilwagen vollständig bespannt hielten. Kaum waren wir ausgestiegen, so ging das Geschrei der Conducteure los, die so schnell wie möglich ihre Passagiere zusammenbringen wollten, um davonzufahren. Zwischen diesen Messagerieen, der „Messagerie royale," der „Messagerie Lafitte et Gaillard" und „les Jamelles," herrscht, besonders da sie zu gleicher Zeit abfahren, immer eine kleine Eifersucht, da jede zuerst in Paris ankommen möchte, weßhalb sie alles Mögliche thun, ihre Abfahrt zu beschleunigen und einer vor der andern einen kleinen Vorsprung zu gewinnen. Wenn auch zu diesem Zweck jede Gesellschaft auf der Eisenbahn ihren eigenen Packwagen hat, den sie, angekommen, nur aufzuschließen braucht, um die Güter hinauszuräumen, so ist doch die Zahl derselben meistens so groß, daß eine ziemliche Zeit darüber hingeht. Ich betrachtete mir indessen unsern Wagen und fand, wenn schon das Banquet auf dem Reservewagen, den man mir in Brüssel gezeigt, hoch genug angebracht war, daß doch die Copie, wie es meist in der Welt geschieht, nur weit hinter dem Original zurückblieb, denn der Sitz, den ich nun besteigen sollte, befand sich in einer wirklich fabelhaften Höhe. Mein erster Versuch, da hinaufzukommen, mißlang vollständig. Es gehörte auch hierzu eine ganz genaue Kenntniß des Terrains. So lange die eisernen Staffeln an der Seite des Coupés bis auf dessen Dach führten, gelang es mir; doch um von da auf den Sitz des Kutschers zu kommen, mußte man dem Körper einen kräftigen Schwung geben, und um dies zu bewerk-

stelligen, hätte ich von unten herauf die erste Stufe statt mit dem rechten, mit dem linken Fuß antreten müssen. Ich mußte also wieder hinunter, und nach mehreren Versuchen hatte ich im Auf- und Abklettern eine ziemliche Fertigkeit erworben. Da der Wagen auf den Zwischenstationen oft nur wenige Minuten anhält, so ist es nöthig, bei vorkommenden Gelegenheiten schnell ab- und aufsteigen zu können. Endlich war Alles fertig, doch hatte uns die „Messagerie royale" einen kleinen Vorsprung abgewonnen; denn als unser Postillon die Peitsche aufhob, um in die Pferde zu hauen, fuhr jene schon im vollen Galopp davon, kam uns also um vielleicht fünfzig Schritte voraus, was aber hier einen bedeutenden Unterschied macht, indem der Wagen, welcher zuerst vor dem Städtchen Quievrain, wo die französisch-belgische Gränze ist, bei dem Mauthhause ankommt, auch zuerst visitirt wird, und sonach der andere wohl eine kleine Stunde warten muß. Diese Zeit wird indessen dazu angewandt, ein sehr theures und schlechtes Diner einzunehmen, in einer Restauration, die sich gerade dem Mauthhause gegenüber befindet. Dort fanden sich nach und nach alle Passagiere ein, und ich hatte Muße, unsere ganze Reisegesellschaft anzuschauen. Ich trat in das Zimmer und erstaunte nicht wenig, als ich oben am Tische die beiden würdigen Gelehrten erblickte, die mit mir von Cöln nach Aachen gefahren waren. Da sich neben ihnen noch ein Platz offen befand, so setzte ich mich dorthin und begann ein Gespräch mit ihnen. Schon aus den ersten Worten bemerkte ich, daß ihr Groll gegen mich nachgelassen hatte, denn sie waren freundlicher als neulich, und der eine, indem er lustig mit den Augen blinzelte, fing an, mich über meine Wiener Nachbarin etwas zu necken, und ich traute meinen Ohren kaum, als der andere der Herren darauf sagte: „Diesmal sind wir glücklicher als Sie, denn wir haben bei uns im Interieur eine junge Französin, hübsch" — „und" fiel der Andere ein, „sehr anständig."

Bei diesen Worten sah ich mich neugierig im Saale um, doch

war nichts da, was die Beschreibung hätte rechtfertigen können. Außer ein paar unvermeidlichen Soldaten befanden sich am Tische drei alte und sehr dicke Damen, die nebst ein paar Dienstmädchen und Kindern den Inhalt der Rotunde ausmachten. Das Coupé gehörte dreien Damen, die unten am Tische saßen, und die sämmtlich über die erste und zweite Periode der Jugend hinüber waren. Die schwarzen Herren, welche den Grund meiner Forschungen wohl erriethen, stießen sich lachend an und vertrauten mir, ihre Gesellschafterin, die sie gemeint, befinde sich noch draußen bei dem Wagen. „Dort aber kommt sie," sagte der eine, und beide blickten schüchtern und verschämt auf ihre Teller. Ich schaute auf, und offenherzig gestanden, ich hätte den Herren keinen so guten Geschmack zugetraut. Es war eine leichte, allerliebste Figur, die in das Zimmer trat, oder vielmehr hereinhüpfte. Sie trug einen feinen Strohhut am Arm, und in der Hand hatte sie einen kleinen Frisirkamm, mit welchem sie eben beschäftig war, ihr schönes braunes Haar zu ordnen. Ihr Anzug bestand aus einem schwarzseidenen Kleide, das sehr einfach gemacht war, und nur eine merkwürdige lange Taille zeigte. Es war eine jener gutgeformten niedlichen Gestalten, wie sie die französischen Künstler, namentlich im „Charivari," mit wenig Strichen hinzuwerfen verstehen.

Nachdem sie mit der Herstellung ihres Kopfputzes fertig geworden, setzte sie sich uns gegenüber und musterte Jeden von uns der Reihe nach mit einem einzigen vielsagenden, aber sehr sichern Blicke. Der eine der Herren stieß mich an, und obgleich ich, als gelte es etwas Anderem, gleichgiltig die Achseln zuckte, so ärgerte ich mich doch über das gute Glück dieser Herren. Die kleine Französin war, wie gesagt, angenehm, sah auch recht lustig aus, obgleich man ihr auf den ersten Anblick anmerkte, daß sie gerade nicht einer höheren Classe der Gesellschaft angehörte. Während des Diners, bei welchem sie gegen die Gewohnheit der Franzosen ziemlich der Weinflasche zusprach, schaute sie beständig durch das Fenster nach dem Mauth-

hause, stürzte bald an die Thüre, dem Conducteur zu rufen, bald an das Fenster, um zu sehen, ob ihre Effekten noch nicht an die Reihe kämen. Endlich rief unser Conducteur sie ab, sie nahm seinen Arm und floh mit ihm die Straße nach dem Wagen. Ich machte den beiden Herren meine Gratulation über die Eroberung, und um ihnen ihr Betragen von gestern zu vergelten, erlaubte ich mir einige derbe Späße über die Fahrt, die vor uns lag.

Es dauerte ziemlich lange, bis die Effekten der Dame visitirt waren, und die zollbaren Sachen, brüsseler Spitzen, Foulards ꝛc. wollten kein Ende nehmen. Endlich kam sie wieder und setzte ihr Diner fort. Doch, wie ich schon vorhin bemerkte, sprach sie in Gemeinschaft mit dem Conducteur, den sie zum Essen eingeladen und neben sich gesetzt, etwas zu stark der Weinflasche zu. Es schien mir, als mustere sie meine Persönlichkeit, und schenke mir mehr Blicke, als ihrer Wagengesellschaft, den beiden Herren, und ich hatte mich, ich könnte wohl sagen, leider! nicht getäuscht. Nach dem Essen sagte mir der Conducteur, die Dame fürchte sich vor dem Fahren im Interieur und wolle zu uns auf's Banquet hinaufsteigen. Unglückliche Gelehrte! Wie wohlgemuth stiegen sie nach gehaltener Visitation in den Wagen und setzten sich zurecht! Ich war auf mein Banquet hinaufgeklettert und alles in Ordnung gebracht, mit Ausnahme der Französin, denn diese wurde von den Zollbeamten noch einmal freundschaftlich ins Lokal genöthigt; weil sie eine ungewöhnlich große Reisetasche bei sich trug mit deren Inhalt sich die Beamten bekannt zu machen wünschten. Endlich war sie befreit, die beiden Herren blickten znm Wagen heraus und wunderten sich nicht wenig, als eine Leiter gebracht und an das Banquet gesetzt wurde. Jetzt stieg die Dame zu uns hinauf, der Postillon hieb auf die Pferde, und wir flogen im Galopp auf der Landstraße dahin.

Wer beim gewöhnlichen Fahren mit unsern Wagen und auf unsern Chausseen es nur im Geringsten unbehaglich findet, wenn

sich das Fuhrwerk zuweilen etwas stark auf die Seite neigt, oder wenn er einen Rosselenker hat, der bei andern Fahrzeugen so nah vorbeijagt, daß man kein Blatt Postpapier zwischen die beiden Achsen legen könnte, oder wer sich schon auf die andere Seite drückt, wenn ein solider deutscher Postillon in einem kleinen Bogen um die Ecke fährt, ein solcher besteige nie das Banquet eines französischen Eilwagens, will er nicht während der zwanzigstündigen Fahrt eine eben so lange geistige und leibliche Tortur ausstehen. Die Messagerien sind mit fünf schweren, kräftigen, flammändischen Pferden bespannt, zwei an der Deichsel und drei vorn. Ehe die Fahrt losgeht, leben diese Thiere in beständigem Streit: bald schlägt dies, bald das, und die andern beißen nach allen Richtungen um sich herum, wobei sie jenes laute kreischende Geschrei ausstoßen, das den Pferden eigen ist. Der Postillon hat jetzt vielmehr sein Augenmerk auf sie zu richten, als während der Fahrt; denn bald prellen die Vorderpferde rechts und links, bald ziehen die Hinterpferde die Deichsel nach der verkehrten Richtung. Dabei ist die Straße, die vielleicht viermal so breit ist, als unsere Chausseen, auf der Mitte der ganzen Länge von Brüssel nach Paris gepflastert; dieser Steindamm ist so schmal, und obendrein erhöht, daß von zwei breiten Wagen, die sich begegnen, die äußern Räder von dem Damme her ab auf die Chaussee gleiten, und da sie dort in die weiche Erde manchmal einschneiden, so neigt sich der schwer beladene Wagen so auf die Seite, daß man jeden Augenblick umzuschlagen glaubt. Wer weiß auch, was geschähe, wenn dieses Ausweichen nicht meistens im vollen Galopp vor sich ginge, und äußerst kurz gemacht würde, so daß die vordern Pferde schon wieder auf dem Steindamme sind, um den Wagen hinaufzuziehen, indeß die hintern Räder noch in die Chaussee einschneiden. Dabei fahren die Postillons bald im scharfen Trab, bald im vollen Galopp, wie es ihnen gerade einfällt, und wenn es einmal eine Zeit lang ziemlich ruhig gegangen ist, und man will den Versuch machen, ein wenig zu schlummern, so wird

man durch ein entsetzliches Geschrei des Postillons aufgeschreckt, der in seine fünf Pferde wie toll hineinhaut, bis das ganze Gespann in einem vollkommenen Durchgehen in voller Carriere dahin rast. Unsere Dame auf dem Banquet, die uns offenherzig anvertraute, die Gesellschaft da unten im Wagen, aus lauter alten Herren und Damen bestehend, sei äußerst langweilig, war von einer auffallenden Lustigkeit, welche mir im Verein mit ihrem stark gerötheten Gesichte nicht recht gefallen wollte. Während der ersten Stunde unseres Fahrens, sang sie in Einem fort Couplets aus den neuesten Pariser Vaudevilles, oder sie machte dem alten gutmüthigen Conducteur eine Liebeserklärung über die andere, der mich alsdann lächelnd anstieß und mir mit einer Pantomime, als tränke er ein Glas aus, zulächelte. Ich saß aus Galanterie in der Mitte, und die Dame stieß mich ihrerseits ebenfalls an und machte eine Geberde, als habe sie den Conducteur nur zum Besten, und wer weiß, ob die Beiden hinter meinem Rücken nicht mich selbst auslachten! Ich kam mir in der That wie verrathen und verkauft vor und sah mich in einer sonderbaren Gesellschaft; denn hatte ich schon gestern geglaubt, daß meine gute liebe Wienerin in ihrer Natürlichkeit etwas weit gegangen sei, so bat ich sie für diesen Verdacht jetzt tausendmal um Verzeihung. Im Anfang hatte ich mich, durch ihr äußerst freies Betragen aufgemuntert, mit der Französin in allerlei Redensarten eingelassen, die man gerade nicht überall anbringen darf; doch kam ich hier schön an, denn da sich auch der Conducteur nicht eben äußerst zart in die Unterhaltung mischte, so wurden Sachen und Gegenstände verhandelt, die einem deutschen Ohre aus dem Munde einer Dame doch etwas ungewohnt erscheinen. Ich mußte aber hier wieder der französischen Sprache den großen Vorzug einräumen, den sie für eine leichte Conversation vor unserer soliden deutschen voraus hat; denn wenn ich zuweilen versuchte, eine im Französischen etwas stark klingende Phrase der Dame zu übersetzen, so erschrak ich wirklich selbst vor dem Klange, den diese im Deutschen

hatte. Nebenbei wurde diese leichtfertige Unterhaltung von der Französin mit einer gewissen Decenz, wenn ich mich so ausdrücken darf, jedenfalls aber mit großer Feinheit und Eleganz geführt.

So fuhren wir dahin und kamen nach Valenciennes, wo unsere Pässe visitirt und weggenommen wurden, wogegen wir einen französischen Paß erhielten, der zwei Francs kostete. Die sonst so freien und artigen Franzosen hätten eigentlich schon lange von dieser häßlichen Gewohnheit, sich den Eintritt in ihr Land mit zwei Francs bezahlen zu lassen, abkommen sollen. Ich würde nichts dagegen haben, wenn man sich hiedurch eine Erleichterung erkaufte, aber im Gegentheil, man ist genöthigt, diesen französischen Paß in Paris bei der Abreise gegen den heimathlichen umzutauschen, wodurch man wenigstens ein paar Stunden Zeit verliert, die man dort weit besser anwenden könnte. Ein Kaufmann, der mit im Wagen war, erzählte mir später, daß er die Wegnahme seines Passes dadurch verhindert, indem er vorgab, er reise nur bis Peronne. Selbst diese französischen Pässe erhält man nicht im Augenblick, sondern ein Kerl in einer halb zerrissenen Blouse rannte dem Wagen bis vor die Stadt nach und überreichte, auf dem Wagentritt stehend, jedem Passagier das Papier, was auch wieder einige Sous kostete. Bald wurde es Nacht, und ich muß gestehen, daß es auf dem Banquet oben gar nicht sehr angenehm war. Es regnete und ging ein kühler Wind, wobei die arme Französin, die nur einen leichten Shawl trug, erbärmlich fror. Sie nahm in Cambray unsern gut gemeinten Rath an, sich ins Interieur zu begeben, wo sie auch blieb bis zum Anbruch des Tages. Dann aber kletterte sie wieder zu uns herauf, um frische Luft zu genießen, wie sie sagte. Waren ihre Gesichtszüge gestern Abend etwas mehr als sanft geröthet gewesen, so sah sie dagegen todtenblaß aus und sehr durchwacht. Ich kann hier nicht umhin, die Artigkeit eines französischen Postillons zu erwähnen, der als er auf den Wagen steigen wollte, und das traurige Aussehen seiner Landsmännin bemerkte, plötzlich ins Haus zurückeilte und

eine frisch aufgegangene duftende Rose brachte, die er ihr mit der Bemerkung überreichte, der süße Geruch würde sie erquicken.

Bald erreichten wir Senlis, wo gefrühstückt wurde, und nach einigen Stunden sahen wir Paris vor uns ausgebreitet liegen. Ich suchte die Kirche Notre-Dame; doch sieht man sie von hier aus nicht. Dagegen ragt der Montmartre hinter der Stadt hervor, das ganze Terrain beherrschend. Bald glänzte uns die große Befestigungslinie entgegen, aus einzelnen Forts, Schanzen und Mauern bestehend, Alles aus weißgrauem Stein aufgebaut. Jetzt erreichten wir das Faubourg St. Martin, wo unser ganzer Wagen gewogen wurde, und dann waren wir in Paris. Ich kann unmöglich beschreiben, welchen Eindruck es auf mich machte, durch diese Straßen, bei diesen Häusern vorbei zu fahren, einen Boden unter mir zu haben, der, um mit den eitlen Franzosen zu sprechen, in so vieler Hinsicht der Mittelpunkt der Welt war und ist. Bei jedem Schritt, den wir vor uns kamen, nahm das Gewühl und Gedränge von Menschen, Equipagen und Karren zu; ebenso die eigenthümliche Dekoration der Häuser. Hatten sich diese am äußersten Ende der Vorstadt mit einem oder zwei Aushängeschildern begnügt, so nahm ihre Eitelkeit zu, je weiter wir kamen, und bald sahen wir fast kein Gebäude mehr, das nicht von unten bis oben mit ellenlangen Buchstaben bemalt war, mit Namen von Eigenthümern verschiedener Geschäfte, mit Angaben, welche Art Magazine sich dort befanden, daneben riesige Theaterzettel oder Anzeigen von Verkäufen. Kurz, jedes Haus erzählte den Vorübergehenden auf das Freundlichste, wen es beherberge und was hier alles für Lebensbedürfnisse und Luxusartikel zu haben seien.

Nun erreichten wir Porte St. Martin, ein schwarzes hochgewölbtes Thor, und eines der wenigen, welches die Revolution verschonte. Wir durchschnitten die Boulevards und kamen in die Stadt, wo das Gedränge und der Spektakel auf eine wahrhaft erschreckende Art zunahm. Ich weiß nicht, soll ich es Leichtsinn, Selbstvertrauen

oder Geschicklichkeit nennen, daß der Postillon in vollem Trabe durch die überfüllten Straßen und um scharfe Ecken fuhr. Bei letzterem half der Conducteur den Wagen dirigiren, indem er die Hemmmaschine fleißig und aufmerksam handhabte.

Eine lange Zeit fuhren wir durch die Straße St. Honoré, bis wir die Bureaus der Messagerie erreichten, in einem großen Hofe, mit Eilwagen aller Art vollgepfropft. Meine Begleiterin suchte alsbald ihre Kisten und Kasten zusammen, und

Schnell war ihre Spur verschwunden,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Die beiden Herren sah ich mit ihren Nachtsäcken im Hofe umherirren; vielleicht suchten sie mich, doch war ich mit dem Conducteur und meinem Gepäcke beschäftigt; dann sah ich sie zu einem der Hofthore hinausgehen, ehe ich ihnen zurufen konnte. Sie waren fort und natürlich an kein Wiederfinden zu denken. Auch der Conducteur empfahl sich, und so stand ich denn allein, nahm meinen Nachtsack auf die Schulter und suchte ein Unterkommen im Hotel Lafitte neben der Messagerie, was ich auch fand.

Es hat mir einmal ein Freund erzählt, daß er vor langen Jahren mit einem Landsmann, ebenfalls einem Deutschen, durch die Porte St. Martin nach Paris hereinfuhr. Beide wollten hier ihr Glück versuchen; der Eine war ein Schriftschneider, der Andere ein sehr geschickter Ebenist. Es waren junge Leute und ihr Gepäck natürlich sehr unbedeutend, so daß Jeder es bequem in seine Tasche schieben konnte. Der Schriftschneider spricht mit dem Conducteur und erkundigt sich nach einem wohlfeilen Gasthause, während der Andere auf die Straße hinaus und zufällig in ein Kaffeehaus tritt, um dort etwas zu sich zu nehmen. Beide denken, sie werden sich natürlich gleich wiederfinden. Doch gerathen sie zufälliger Weise in entgegengesetzter Richtung auseinander. Es wird Abend, und sie finden sich nicht wieder, ebenso den andern Tag, da Keiner des

eine frisch aufgegangene duftende Rose brachte, die er ihr mit der Bemerkung überreichte, der süße Geruch würde sie erquicken.

Bald erreichten wir Senlis, wo gefrühstückt wurde, und nach einigen Stunden sahen wir Paris vor uns ausgebreitet liegen. Ich suchte die Kirche Notre-Dame; doch sieht man sie von hier aus nicht. Dagegen ragt der Montmartre hinter der Stadt hervor, das ganze Terrain beherrschend. Bald glänzte uns die große Befestigungslinie entgegen, aus einzelnen Forts, Schanzen und Mauern bestehend, Alles aus weißgrauem Stein aufgebaut. Jetzt erreichten wir das Faubourg St. Martin, wo unser ganzer Wagen gewogen wurde, und dann waren wir in Paris. Ich kann unmöglich beschreiben, welchen Eindruck es auf mich machte, durch diese Straßen, bei diesen Häusern vorbei zu fahren, einen Boden unter mir zu haben, der, um mit den eitlen Franzosen zu sprechen, in so vieler Hinsicht der Mittelpunkt der Welt war und ist. Bei jedem Schritt, den wir vor uns kamen, nahm das Gewühl und Gedränge von Menschen, Equipagen und Karren zu; ebenso die eigenthümliche Dekoration der Häuser. Hatten sich diese am äußersten Ende der Vorstadt mit einem oder zwei Aushängeschildern begnügt, so nahm ihre Eitelkeit zu, je weiter wir kamen, und bald sahen wir fast kein Gebäude mehr, das nicht von unten bis oben mit ellenlangen Buchstaben bemalt war, mit Namen von Eigenthümern verschiedener Geschäfte, mit Angaben, welche Art Magazine sich dort befanden, daneben riesige Theaterzettel oder Anzeigen von Verkäufen. Kurz, jedes Haus erzählte den Vorübergehenden auf das Freundlichste, wen es beherberge und was hier alles für Lebensbedürfnisse und Luxusartikel zu haben seien.

Nun erreichten wir Porte St. Martin, ein schwarzes hochgewölbtes Thor, und eines der wenigen, welches die Revolution verschonte. Wir durchschnitten die Boulevards und kamen in die Stadt, wo das Gedränge und der Spektakel auf eine wahrhaft erschreckende Art zunahm. Ich weiß nicht, soll ich es Leichtsinn, Selbstvertrauen

oder Geschicklichkeit nennen, daß der Postillon in vollem Trabe durch die überfüllten Straßen und um scharfe Ecken fuhr. Bei letzterem half der Conducteur den Wagen dirigiren, indem er die Hemmmaschine fleißig und aufmerksam handhabte.

Eine lange Zeit fuhren wir durch die Straße St. Honoré, bis wir die Bureaus der Messagerie erreichten, in einem großen Hofe, mit Eilwagen aller Art vollgepfropft. Meine Begleiterin suchte alsbald ihre Kisten und Kasten zusammen, und

Schnell war ihre Spur verschwunden,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Die beiden Herren sah ich mit ihren Nachtsäcken im Hofe umherirren; vielleicht suchten sie mich, doch war ich mit dem Conducteur und meinem Gepäcke beschäftigt; dann sah ich sie zu einem der Hofthore hinausgehen, ehe ich ihnen zurufen konnte. Sie waren fort und natürlich an kein Wiederfinden zu denken. Auch der Conducteur empfahl sich, und so stand ich denn allein, nahm meinen Nachtsack auf die Schulter und suchte ein Unterkommen im Hotel Lafitte neben der Messagerie, was ich auch fand.

Es hat mir einmal ein Freund erzählt, daß er vor langen Jahren mit einem Landsmann, ebenfalls einem Deutschen, durch die Porte St. Martin nach Paris hereinfuhr. Beide wollten hier ihr Glück versuchen; der Eine war ein Schriftschneider, der Andere ein sehr geschickter Ebenist. Es waren junge Leute und ihr Gepäck natürlich sehr unbedeutend, so daß Jeder es bequem in seine Tasche schieben konnte. Der Schriftschneider spricht mit dem Conducteur und erkundigt sich nach einem wohlfeilen Gasthause, während der Andere auf die Straße hinaus und zufällig in ein Kaffeehaus tritt, um dort etwas zu sich zu nehmen. Beide denken, sie werden sich natürlich gleich wiederfinden. Doch gerathen sie zufälliger Weise in entgegengesetzter Richtung auseinander. Es wird Abend, und sie finden sich nicht wieder, ebenso den andern Tag, da Keiner d

Andern Gasthaus weiß. Beide waren traurig darüber, da sie sich so viel Schönes von dem Zusammenleben in Paris versprochen. Doch gehen sie wohlgemuth an ihre Geschäfte, finden Arbeit, sind fleißig und kommen empor, während Jeder vom Andern glaubt, der arme Kerl wird gestorben sein oder nach Hause zurückgekehrt. Endlich, nach zwanzig Jahren, begegneten sich zufällig zwei wohlbeleibte, wohlhabende Bürger in einem Kaffeehause, die sich plötzlich erkennen und sich erinnern, wie sie vor langer Zeit zusammen eingewàndert sind.

Ich hatte diese Geschichte immer als etwas fabelhaft betrachtet, obgleich ich manche große Stadt gesehen; aber wie ich hier so allein in die Straße hinausging und dieses unsägliche Menschengewühl erblickte, wie Jeder unbekümmert an dem Andern vorbeieilt, Keiner den Andern grüßt, wie in kleinen Städten, da sich hier selten ein Paar kennt, zweifelte ich nicht mehr an deren Möglichkeit. Wenn man so Stunden lang durch die Straßen gelaufen ist und nirgends einen Ruhepunkt findet, immer das gleiche unruhig wogende Leben, das hastige Hin- und Herrennen, und wenn man die Unzahl der Wagen erblickt, die unaufhaltsam nach allen Richtungen hinströmen und einen in kurzer Zeit in ganz andere, ebenso unbekannte Stadtviertel bringen, wo man den Rückweg ohne Hülfe nicht mehr findet, so kann man wohl glauben, daß ein Vorfall wie der erwähnte wahr ist. Mir aber passirte dagegen etwas, das meinen eben geführten Beweis für die Möglichkeit jenes Falles beeinträchtigen könnte, wenn nicht Jeder einsehen würde, daß es der allerseltsamste Zufall war. Als ich nämlich von meinem Gasthof auf die Straße trat und auf dem klassischen Boden des Flanirens in dieser schweren Kunst einen schwachen Versuch zu machen begann, sah ich vor einem Hutladen eine Gestalt stehen, die ich augenblicklich für einen meiner Bekannten aus St. gehalten hätte, wenn ich nicht in Paris gewesen wäre. Es war ein junger Mann, der sich während der Ferien auf Reisen begeben hatte und der von uns den Namen Reisegespenst erhalten.

Er spukte nämlich schon vielleicht acht Tage vor seinem Auszuge in seinem Reiseanzuge umher, und um sich von der Vortrefflichkeit desselben in allen Lagen zu überzeugen, bestieg er Kirchthürme und Berge, wo er schon hundertmal gewesen, setzte sich in ganz miserable Fiaker und quälte uns mit allen möglichen Projekten zur Reise, die er machen wolle, worauf er jeden Abend herzlichen Abschied von uns nahm, und am andern Morgen sahen wir ihn ebenso wohlgemuth wieder durch die Straßen wandeln. Endlich an einem schönen Morgen war das Reisegespenst verschwunden, und hier sollte ich es wiederfinden. Ja, er war es, ich erkannte die großkarrirten Beinkleider, die grauen Gamaschen, den erbsenfarbigen Rock und den grauen breitkrämpigen Hut.

Unser Wiedersehen war wirklich rührend. Für mich war es in jeder Hinsicht interessant, das Reisegespenst gefunden zu haben, denn es wandelte schon acht Tage hier herum und konnte mir daher zu mancherlei eine kleine Anleitung geben.

Unterdessen war es spät geworden, und wir hatten nicht viel gesehen, da ich von dem Ungeheuren dieser Stadt mich so ins Flaniren vertieft hatte, daß es fünf Uhr, Essenszeit, schlug, ehe wir noch daran dachten. Wir hatten flüchtig das Palais Royal durchirrt, die Tuilerieen, natürlich von außen gesehen, waren auf dem Platze de la Concorde gewesen, warfen einen Blick hinaus auf die Champs Elysees und den Arc-de-Triomphe de l'Etoile, und speisten alsdann für 80 Sous ganz gut zu Mittag. Nachher zog ich mit dem Reisegespenst wieder aus, und wir suchten diesmal die Boulevards auf, wo wir hinauf- und hinabrannten, so weit wir kommen konnten. Wenn Paris schon etwas von einer Hauptstadt der Welt hat, und die Boulevards der erste Spaziergang von Paris sind, so sind sie auch der erste Spaziergang der Welt, und das kann man ihnen auch in ihrer Art zugestehen. Wenn freilich der Molo von Neapel bei Mondschein und Meerleuchten, mit dem Vesuv im Hintergrunde, der zuweilen dumpf donnernd eine feuri-

Lohe ausstößt, auch seine großartigen Schönheiten hat, so ziehe ich doch auf die Dauer die Boulevards von Paris vor. Man hat hier so Alles, was die Seele nur verlangen kann, und braucht nur zuzulangen. Man findet Alles hier bis auf die geringsten Kleinigkeiten schön und appetitlich zugerichtet. Es muß nothwendig im Himmel Boulevards geben oder — doch wir wollen uns in ein Kaffeehaus setzen und Eis essen und lassen die Menge einen Augenblick bei uns vorbeispazieren. Man braucht hier in Paris nicht wie in einer andern Stadt zu fragen: was beginnen wir nun? sondern man fragt sich: wozu haben wir Zeit oder Lust? und so war es auch jetzt. Wir berathschlagten, in welches Theater wir gehen sollten. In welches Theater! wie einem bei der Idee, unter einem Dutzend Theater die Auswahl zu haben, so sonderbar wird, wenn man aus einer deutschen Residenz kommt, wo jede Woche einmal in einem einzigen gespielt wird! Wir entschieden uns für das Theater der Porte St. Martin. Dort wurde ein fünfactiges Spektakelstück, „Don Cesar de Bassan," gegeben, in welchem Frederic Lemaitre glänzte. Es war mir interessant, diesen berühmten Künstler zu sehen. Das heutige Stück entstand, indem Lemaitre, welchem der Charakter des Don Cesar im Roy Blas sehr zusagte, sich von ein paar jungen Autoren ein Stück schreiben ließ, in welchem derselbe Don Cesar, wie schon der Titel des Stücks besagt, die Hauptrolle hat. Es war ein wahres Spektakelstück, die erste Scene ein öffentlicher Markt zu Madrid, Volksgetümmel, Tanz von Zigeunern, deren Königin oder Herzogin ein paar Arien singt. Sie ist die Primadonna und muß durch das ganze Stück in allen Fächern wirken. Sie tanzt, sie singt und schauspielt. Es kommt ein Page, der in irgend einem Cavallerie-Regimente dient und von seinem Capitän mißhandelt worden ist — jetzt erscheint Lemaitre, Don Cesar, der heruntergekommene, leichtsinnige, ausschweifende Mensch von guter Familie, Alles an ihm hierzu wunderbar übereinstimmend: der nachlässige Gang, das heisere Organ und das einzig

zusammengestellte Costum, ein Costum, das, aus Sammt und Damast bestehend, vor der Zeit prachtvoll gewesen war, und der es trägt, weiß sich noch in den übrig gebliebenen Lumpen mit Anstand zu bewegen; Collet und Beinkleider fahl und abgerissen, der eine Strumpf hängt nachlässig herunter, und dessen Schleife ist vor dem Knie gebunden, während die andere an ihrem Platze sitzt. Der graue Hut trägt Spuren von zahlreichen Hieben, und er sowie die abgenutzte Feder geben deutliches Zeugniß, daß der Kopf, den sie schmücken, nicht immer unter gutem Obdach und auf seidenen Polstern ruht. Das einzige Wohlerhaltene an seinem ganzen Anzuge ist seine Waffe, der überaus lange Stoßdegen, auf dem der sehr zerfetzte roth und weiße Mantel ruht. Nachdem er den Pagen natürlicher Weise beschützt, ersticht er den Kapitän und wird dafür, da man sich gerade in der heiligen Woche befindet, zum Tode verurtheilt. Wahrhaft groß ist Lemaitre im zweiten Act, wo er im Gefängniß nachlässig auf einem Lehnstuhl ausgestreckt liegt, neben sich die Wanduhr, die ihm anzeigt, daß er nur noch zwei Stunden zu leben hat. Es versteht sich aber von selbst, daß er von dem Pagen gerettet wird. Das Stück an sich ist ziemlich schwach und würde ohne Lemaitre gar nichts machen. Es ist Schade, daß das heisere Organ, welches im ersten Acte nach einer durchschwelgten Nacht so ganz an seinem Platze ist, nicht angenommen, sondern sein natürliches ist. Man muß genau Achtung geben, um ihn zu verstehen. Der große Künstler soll auch im Leben etwas sehr Don Cesar de Bassan sein; anständig und nobel, aber sehr ausschweifend.

Am andern Morgen nahm ich mir einen Fiaker und kutschirte in Paris herum, um zu sehen, so viel es mir möglich. Berauscht wie ich war von all' dem Großen, kann ich mir selbst von dem Gesehenen kein klares Bild machen, viel weniger einem Andern. Was soll ich mehr sagen, als daß ich im Pantheon, im Dom der Invaliden und in St. Denis war, daß ich vom Louvre so viel wie möglich sah, daß ich auf den Thurm der Kirche Notre Dame sti

im Pflanzengarten die Affen und Bären sah, im Palais Royal umherlief, den berühmten und berüchtigten Greve- und Carousselplatz besuchte und alsdann spät am Abend verwirrt und betäubt zu Bette ging! Gott soll mich bewahren, daß ich es wage, etwas über diese allgewaltige Stadt zu schreiben, selbst wenn ich auch statt zwei Tage vierzehn Tage da gewesen wäre. Auch bin ich überzeugt, daß man mir dies gern erlassen wird. Da ich aber die Fahrt auf der Messagerie aufs Gründlichste kennen gelernt habe, so will ich noch eine schwache Schilderung der Rückfahrt von Paris nach Brüssel versuchen, die mit der Herfahrt Aehnlichkeit hatte, aber doch ganz verschieden war, — Aehnlichkeit, da es dasselbe unaufhörlich lange Pflaster war, dieselbe reizlose Gegend, und die gleichen Stationen; verschieden aber durch unsere Reisegesellschaft, die äußerst zahlreich, ja, zu zahlreich war. Wie die untern Regionen des Wagens besetzt waren, darum kümmerte ich mich wenig; bis zu uns drang kein Aechzen der Rotundebewohner.

Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte &c.

sagt der unsterbliche Schiller irgendwo. Aber wenn wir auch Freiheit und frische Luft dort oben genug hatten, so war letztere so stark mit Regen vermischt, daß wir die schlechten flatternden Ledervorhänge vergeblich anstrengten, um uns dagegen zu schützen. Mit dem Condukteur, der sich, durch das Regenwetter getrieben, zu uns herein setzte, waren wir zu Vier auf dem Banquet, lauter hübsche, gut gewachsene, aber sehr beleibte junge Leute. Ich saß zwischen zwei Franzosen eingekeilt, die mich sonderbar ansahen, als ich meine Cigarrendose herausholte, und mich darauf ganz naiv mit einem Blick auf den Condukteur fragten: „Aber Sie wollen rauchen, mein Herr?“ — „Ja so, es ist in den französischen Eilwagen verboten, zu rauchen, selbst auf dem Banquet, wenn keine Damen da sind.“ — „Allerdings, mein Herr!“ — „Sehr gut!“

Und schon wollte ich meine Cigarre in größter Ruhe wieder

einschieben, als mir die beiden höflichen Franzosen, wahrscheinlich durch meine Folgsamkeit gerührt, versicherten, so eine kleine Cigarre würde ihnen nichts schaden, ich möchte sie nur rauchen. Unsere Lage dort oben war in Wahrheit schrecklich. Keiner konnte sich neben dem Andern rühren. Der Regen goß in Strömen und drang zu uns herein, und hinter unserm Sitze war das Leder nicht befestigt so daß Niemand den Kopf anlehnen konnte. Und dabei hatten wir vier und zwanzig Stunden vor uns, die beim furchtbaren Schütteln des Wagens auf dem entsetzlichen Pflaster also zugebracht werden mußten.

So kamen wir zur Vorstadt St. Martin heraus, passirten die Barrière und fuhren im scharfen Trabe davon, als wir plötzlich vor uns auf der Straße einen Mann gewahr wurden, der sich in sonderbarer Lage befand. Er streckte die Arme nach uns aus, in der Art, wie es Beter an der Straße vor Heiligenbildern zu thun pflegen. Gäbe es heut zu Tage schon Luftdampfschiffe, so hätte man ihn für einen Passagier halten können, der mit seinen sämmtlichen Effekten einem solchen entfallen wäre. In seiner Nähe war weder Wagen noch Haus, noch sonst etwas zu sehen, und doch befand er sich hier mitten im Regen, umgeben von zwei Koffern, einem Nachtsack und ein paar Hutschachteln. Es dauerte indessen nicht lange, so wurden wir durch den Condukteur belehrt, daß der Mann dort ein sogenannter blinder Passagier sei, einer seiner besten Freunde, der um Alles in der Welt morgen nach Brüssel müßte.

„Es ist ein Franzose, meine Herren,“ haranguirte uns der Condukteur, „ein Landsmann, der sich in Verlegenheit befindet, wir müssen ihm helfen.“ — „Ja, ein Landsmann,“ wiederholten seufzend meine beiden Reisegefährten, „aber wohin mit ihm?“ Der Wagen hielt, und der Condukteur ließ sich die beiden Koffer, Hutschachteln und Nachtsack heraufreichen und überließ dem Neuangekommenen seinen Platz auf dem Banquet, wogegen er sich trotz des dichten Regens hinaus zum Postillon setzte. Der blinde Passagier, ein

wohlgenährter Epicier der Rue St. Honoré, kletterte mit Mühe zu uns herauf, denn neben einem nassen Mantel, den er auf den Schultern trug, hinderten ihn ein paar große Melonen, die er unter dem Arme hielt, an freier Bewegung. Glücklicher Weise kam er nicht neben mich zu sitzen. Sein Mantel troff von Nässe, ein Umstand, der nur seinem Nachbar zu Gute kam. Dagegen aber verbreitete sich der unangenehme Geruch der überreifen Melonen schnell durch den ganzen Wagen. So fuhren wir dahin, eingekeilter als je, und wir alle vier lieferten einen schlagenden Beweis, was der Mensch nicht alles auszuhalten vermag. Es dunkelte schon, als wir in Peronne einfuhren, wo dinirt wurde. Der Regen war hier so stark geworden, daß unsere Mäntel während des Herabsteigens vom Wagen fast durchnaß wurden. Das Essen war leidlich und der Wein gut. Bei Tische sahen wir, wie ungeheuer alle Räume des Wagens angefüllt waren, man hörte nichts als Klagen über das Wetter, über das Pflaster und über die langweilige Fahrt. Bald mahnte der Condukteur zum Aufbruch, und wir zwängten uns wieder auf unsere Marterbank zusammen.

Da das Wetter immer abscheulicher wurde, so hatte der Condukteur für den blinden Passagier eine andere Unterkunft gefunden, die aber für den Unglücklichen nichts weniger als angenehm war. Er mußte hinter das Banquet zu dem Gepäck kriechen, wo durch Verschiebung einiger Koffer und Frachtstücke ein Raum hergerichtet war, daß ein Mensch zusammengekauert sitzen konnte. Obgleich wir sehr darum gebeten hatten, man möchte das Leder hinter unserm Rücken schließen, so bedauerte der Condukteur, daß er er es nicht thun könne, indem alle Schnallen gerissen seien. Nebenbei fuhr das Passagiergut auf dem Verdeck des Wagens hinter uns hin und her, und stieß uns nicht selten empfindlich an die Köpfe. Die beiden Melonen waren unter dem Sitze angebracht worden, und so fuhren wir in finsterer Nacht dahin. Von Schlafen war natürlich keine Rede; denn nachdem anfänglich der blinde Passagier lachend seine

schreckliche Lage vorgestellt, behauptete er sehr ernsthaft, das sei gar nicht zum Aushalten, und er würde morgen früh an allen Gliedern zerschlagen oder erstickt sein.

„Condukteur," schrie er, „es herrscht unter den Koffern und Hutschachteln eine wahre Revolution; ich bin Aristokrat, aber die Volkspartei ist mächtiger, ich werde hinausvotirt. Condukteur, denken Sie um Gotteswillen, wenn der Wagen umschlägt. O, ich werde alsdann zermalmt auf dem Boden ankommen." — So ging es ohne Unterbrechung fort. Bald zwängte er seinen Kopf durch das Leder hinter uns und bat, wir möchten doch auf seine Melonen wohl Acht haben, daß ihnen kein Leides geschehe. Meine Nachbarn gaben ihm hier und da lachend Antworten, und nur der Condukteur, der gern schlafen wollte, brummte ihm verdrießlich zu, er möchte doch um Gottes willen Ruhe halten. Aber es war keine Rede davon. Schwieg er eine Viertelstunde lang, so begann sein Geschrei nur desto ärger und heftiger. „Condukteur!" schrie er, „ich ersticke, ich bin ganz todt! O, ich unglücklicher Mensch! Meine Herren, ich nehme Sie zum Zeugen, daß mir der Condukteur meuchelmörderisch nach dem Leben trachtet!"

So kamen wir nach Cambray, und meine Uhr zeigte mir, daß es glücklicher Weise schon Mitternacht sei. Als wir diese Festung hinter uns hatten, wurde der blinde Passagier etwas ruhiger, und wir fingen an, uns auf ein Bischen Schlaf zu freuen. Ich lehnte meinen Kopf gegen einen schweren Koffer, der sich mir freundschaftlich von hinten genähert, und befand mich so eine Zeit lang zwischen Schlafen und Wachen, als der unausstehliche Mensch wieder anfing: „Condukteur, he, Condukteur!" — „Zum Teufel, lassen Sie mich zufrieden!" — „Condukteur!" — „Was gibts denn um Gottes willen?" — „Haben Sie das Buch der Hundert und Eins gelesen, Condukteur?" — „Ach, ich wollte, daß Sie mich in Frieden ließen!" — „Haben Sie es gelesen?" schrie er lauter. „Oder Sie, meine Herren?" wandte er sich an uns.

Meine Nachbarn lachten und erwiderten ihm, daß sie es freilich kennten, aber was die Frage heißen sollte. „Also haben Sie es gelesen?“ fuhr er fort. „Ein famoses Buch, Sie werden sich des Kapitels von der Morgue erinnern, die Erzählung von der Amme aus der Normandie, die mit dem ihr anvertrauten Kinde, einem unmündigen Jüngling, nach Paris reist. O, meine Herren! Das arme Kind gerieth, wie ich, unter das Gepäck; es kam erstickt nach Paris, wie ich erstickt nach Brüssel kommen werde. Conduktenr! gibt es eine Morgue in Brüssel?“ Jetzt aber vereinigten wir unsere Vorstellungen mit denen des Condukteurs und baten vereint um Ruhe, worauf der blinde Passagier hinter dem Leder her mit dumpfer Stimme zur Antwort gab: er wolle sein möglichstes thun, aber es sei hart, stillschweigend sterben zu müssen.

Jetzt hatten wir eine Zeit lang Ruhe, und würden wahrscheinlich aus Ermüdung eingeschlafen sein, wenn nicht unglücklicher Weise eine der Melonen unter dem Sitze hervor und zu den Füßen meines Nachbars gerollt wäre. Dieser dehnte sich schlaftrunken aus und bohrte seine beiden Absätze so heftig in die reife Frucht, daß sie auseinander platzte und einen wahrhaft betäubenden Geruch verbreitete. Dieser mußte sogar bis hinter den Ledervorhang gedrungen sein, denn wenige Sekunden später meldete sich der blinde Passagier aufs Neue und erkundigte sich besorgt, ob mit seinen Melonen etwas vorgefallen sei. Mein Nachbar verhehlte ihm das Unglück nicht, das geschehen, worauf der Jammer des armen Epicier so groß ward, daß wir in ein allgemeines Gelächter ausbrachen. Anfänglich ärgerte er sich darüber, doch bald stimmte er mit ein, und bat sich nur die Freiheit aus, sein Unglück bejammern zu dürfen, was er denn auch so überaus kräftig that, daß von einem Schlafen ferner die Rede gar nicht mehr sein konnte.

Glücklicher Weise dämmerte bald der Morgen auf, und wir erreichten Valenciennes. Bald kamen wir nach Quivrain, wo wir

uns zum Eintritt in Belgien einer Visitation unterwerfen mußten, die aber sehr gelinde ausfiel.

Eine halbe Stunde darauf saß ich auf dem guten Polster des Eisenbahnwagens und floh gen Brüssel. Der blinde Passagier mit den Melonen befand sich in einem andern Wagen, und ich habe ihn nicht wieder gesehen. Doch ist mir jetzt, mehr als ein Jahr nach dieser denkwürdigen Nacht, der Geruch von Melonen so zuwider, daß ich nicht im Stande wäre, ein Stückchen von dieser Frucht zu essen.

Wie glücklich war ich, als ich nach der so schlimm zugebrachten Nacht eine Stunde in meinem bequemen Zimmer des „Hotel de Flandre“ zu Brüssel ausruhen konnte, und alsdann neu gestärkt, auf die Straße ging. Unter dem Thorweg des Gasthofes sah ich einen Herrn und eine Dame, welche die Eisenbahnkarte eifrig studirten. Beide schienen mir nicht fremd, und als ich näher trat, erkannte ich den Wiener mit seiner liebenswürdigen Frau, welche sich unter den Abfahrtsstunden eine für sie passende aussuchten, um nach Aachen zurückzukehren. Glücklicher Weise ließen sie sich bereden, noch ein paar Tage in Brüssel zu bleiben und wenn mir die Dame auch anfänglich ein böses Gesicht machte, daß ich sie in Mecheln so schnöde verlassen (denn sie gab mir die Schuld), so wurde sie doch bald wieder überaus lieb und freundlich, und wir verbrachten noch ein paar recht vergnügte Tage en famille im „Hotel de Flandre“ zu Brüssel.

Eine Rigifahrt.

Man muß auf dem Rigi gewesen sein, um in guter Gesellschaft von Reisen sprechen zu dürfen. Es hilft Alles nichts, wenn man auf die vielen Fragen, ob man dort war, geschickterweise ablenkend z. B. von den Wundern des Balkan oder Libanon erzählt, von steilen Päßen spricht, zwei Fuß breit, mit Schnee und Steingerölle bedeckt, rechts eine Felsenwand von einigen Tausend Fuß „Höhe, links ebenso tief steil hinab in's Meer, Päße, bei denen selbst das sicherste Maulthier bedenklich den Kopf schüttelt. — Und Sie waren nicht auf dem Rigi?" — Leider nein! Aber die Thäler zwischen dem Libanon und Antilibanon sind wunderbar schön; dort in der Gegend, wo Eden liegt, das ehemalige Paradies, wo Adam und Eva gelebt und geliebt und gesündigt." — „Aber der Rigi!" — „Oder weiter hinauf zu den Cedern um die linke Ecke von Balbeck, die alte berühmte Tempelruine, führt der Weg vorbei, prächtige, herrliche Bäume, diese alten Cedern; sie waren schon zu Salomo's Zeiten bekannt, man verfertigte damals aus ihrem Holze die Bundeslade, in der neuesten Zeit unendlich viele

Bleistifte" .... „Aber die Besteigung des Rigi ist eine Erinnerung, die für's ganze Leben bleibt, wunderbar großartig und herrlich! Mein Mann war mit mir droben, und Therese und Rosalie. Wir sind auf einem Pferd hinaufgeritten, natürlich abwechselnd; wir haben den Sonnenuntergang gesehen in gelb, roth, braun, violett und grün. Die ganze Natur war wie eine kolossale Farbenschachtel mit Gold- und Silbermuscheln." — „Ja, Mama, und erst die vielen Seeen mit ihrem gottvollen, grünen Wasser." — „Und Mama, das unaussprechlich reizende Alpenglühen, genau wie im Theater beim letzten Fensterl'n, nur viel schöner und großartiger, und dazu das Blasen des Alphorns, den Kuhreigen, tu — tu — tutututu — tü — tututu — tü — tutututu — tu — u — u — u —" „Und, lieber Freund," sagt der Vater der Familie, mit der man spricht, „die herrlichen, fetten Kühe, mit dem melodischen Klang ihrer Glocke; hier lernt man erst unseren Schiller verstehen, wenn er z. B. im Wilhelm Tell sagt:

„Die braune Liesel kenn' ich am Geläute."

Also Sie waren wirklich nie auf dem Rigi?" — „Ich muß unendlich bedauern." — „Das ist sehr schade."

So ist es uns häufig ergangen, geneigter Leser. Was half es uns, daß wir auf dem Meer Stürme durchgemacht, Schiffbrüche erlitten, daß wir mit wilden Arabern gekämpft, daß Kugeln civilisirter Nationen um unsere Ohren gepfiffen, daß wir das Glück hatten, das Oberhaupt der christlichen Kirche von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sowie mit Pascha's von sehr vielen Roßschweifen Pillau zu essen und Kaffee zu trinken! Es befand sich eine empfindliche Lücke in unserem Reiseleben — wir waren nicht auf dem Rigi, und diesen Fehler beschlossen wir, im Laufe dieses Sommers gut zu machen.

Zu Nutz und Frommen vieler unserer Leidensgefährten übergeben wir nun nachfolgende Skizze, ohne zu erklären, daß wir Einer

der Helden derselben gewesen. Wir verschweigen das aus wahrer Menschenliebe, und erlauben sogar Jedem, der nicht den Rigi bestiegen und doch gerne dafür angesehen sein möchte, sich zu einem der drei jungen Leute zu bekennen, die im Juli dieses Jahrs im Gasthofe zur Eintracht in Weggis saßen, hinter sich den See, vor sich den Rigi. Es ist eine wahrhafte Geschichte, welche wir zu erzählen im Begriff sind, und wenn der geneigte Leser hiedurch einen kleinen Begriff erhält von dem Berge mit der schönen Aussicht, so erfährt er zu gleicher Zeit, zu welch' sonderbaren Verwicklungen es führen kann, wenn man einen Strohhut mit blauem Band trägt, oder eine etwas lange Nase hat, oder einen röthlichblonden Schnurrbart, dessen Enden aufwärts gedreht sind.

Die eben benannten Wahrzeichen sah man bei den drei jungen Leuten, die vor der Besteigung des Berges ihr Diner in Weggis einnahmen. Der mit dem Strohhut und blauem Bande war Musiker, die lange Nase gehörte einem Schriftsteller, und der rothblonde, emporgewichste Schnurrbart zierte die Oberlippe eines Malers.

Der Vierwaldstättersee zeigte übrigens an diesem Tage den Reisenden kein freundliches Gesicht. Es mußte gestern irgendwo gewittert haben, und die zerrissenen Wolkenmassen, welche der Wind in die Berge hineingejagt, hatten sich zwischen den Zacken festgesetzt, schwebten da bald lang gestreckt wie graue Schleier, bald seltsame Formen bildend, als wollten sie die Gestalten der Felsgegend rings umher nachäffen. Das Wasser des See's war durchsichtig dunkelgrün, fast ohne Bewegung, und wie es dalag, spiegelten sich die schroffen Ufer finster und unheimlich in ihm ab, und nur weiterhin war der See in geringer Bewegung unter dem kleinen Boote, das, eine gekräuselte Furche hinter sich herziehend, gen Luzern dampfte. Der Berg hatte nicht minder ein unfreundliches Ansehen; seine Schluchten hinauf zogen duftige Wolkenmassen, sein Haupt war in dichte Nebel gehüllt.

Am Fuß des Rigi ist es erlaubt, vom Wetter zu sprechen, ja sogar Pflicht, dies zu thun. Von gut und schlecht hängt das Gelingen der ganzen Tour ab, denn man steigt ja nur hinauf, um einen freundlichen Blick der Sonne zu erhaschen, sei es bei ihrem Niedergang, sei es bei ihrem Aufstehen. Aus diesem triftigen Grunde nun drehte sich die ganze Unterhaltung im Gasthofe um dieses Thema, man fragte den Wirth, die Wirthin, Kellner, Hausknechte und Stubenmädchen, man forschte bei den anwesenden Fremden, was sie vom Wetter halten, und man ließ sich über Nebel, ja über Regen täuschen, denn man hoffte das Beste.

„Viele, die im Sonnenschein hinaufgingen," sagte ein alter Führer (es könnte auch wohl ein Gemsenjäger gewesen sein), hatten droben sehr schlechtes Wetter, und Andere, die im Regen und Nebel von hier gingen, genoßen auf dem Berge der schönsten Aussicht. Begreiflicherweise hört man hier aber immer das Beste vom Wetter, denn Führer und Pferdevermiether sind mit dem Wirthe bekannt und befreundet, und reichen einander die Hände, indem sie den Reisenden in einer guten Hoffnung den Berg hinauf schicken.

So auch unsere Drei! Sie rüsteten sich zum Aufbruch, indem sie nur einen gemeinschaftlichen Nachtsack mitnahmen, und ihr übriges Gepäck zurückließen. Vor dem Hause sah man eine kleine Caravane; da saßen Engländer schon hoch zu Pferde in praktischem Reiseanzug, den man ihnen nun einmal nicht absprechen kann, den weichen Filshut auf dem Kopfe, um die Schultern den grauen Plaid geschlungen, der Paletot, Mantel, Bettdecke und Schlafrock vorzustellen im Stande ist.

Auch Damen wurden soeben beritten gemacht, Damen mit großen, runden Strohhüten, die ihnen ein allerliebstes Aussehen gaben, und sie so vor der Sonne schützten. Weil sie jung und hübsch waren, wurden sie vom Wirth selbst in den Sattel gehoben; auch schnallte er ihnen den Bügel mit Umsicht und Sorgfalt. Es war ein lustiges Getreibe, man sah hier auch Gesellschaften, die zu F—

hinaufstiegen, alte Herren und dicke Damen, die sich vor dem Reiten fürchteten, und keuchend an jeder Ecke stehen blieben, und seufzend auf das zurückgelegte, kleine Stück Weges blickten Dann glommen rüstige Träger hinauf, zu zwei einen Sessel tragend, ein bequemes aber etwas theures Transportmittel für Solche, die nicht reiten wollen, und denen das Gehen zu schwer wird.

Unsere Drei hatten zusammen ein Pferd gemiethet, und der Strohhut mit dem blauen Bande bestieg es zuerst. Er schnallte den Nachtsack hinter sich, und hatte den Alpenstock vor sich quer auf den Sattel gelegt. Die anderen Beiden nahmen, wie sich's gehört, den Weg unter die Füße, und stiegen aufwärts, daß es eine Lust und Freude war.

Anfänglich führt der Weg durch eine Art hohle Gasse an Häusern, Ställen und Scheunen vorbei: die Aussicht rechts und links ist durch Baumgruppen und Gesträuch verdeckt, nur hie und da ist ein unbedeutender Blick in's Thal erlaubt, und ein kleines Stückchen See, das durchblickt, ein paar ungewisse dunkle Felsen, die man sieht, lassen ahnen, daß man weiter oben eine wunderbare Aussicht hat. Und so ist es auch. Man steigt so allmälig über die Wohnungen der Menschen empor und läßt die letzten Häuser hinter sich, denn was jetzt noch kommt, sind Sommerwohnungen, Sennhütten. Auch das Laubholz verläßt uns; wir haben rechts und links Tannen und Fichten, prächtige Farrenkräuter und schönes Unkraut mit glänzenden blühenden Blumen, die sich in keinem Garten neben ihren zahmen, gut erzogenen Schwestern zu schämen brauchten. Ebenso verändert sich der Weg nach und nach, er kommt nicht mehr gerade wie Anfangs vorwärts, sondern windet sich mühsam hin und her, bald links an die Bergwand hin, bald rechts an den Abgrund, wo leichte Holzschranken eine moralische Sicherheit gewähren; bald besteht er aus weichem Sand, angenetzt von einem Felsbächlein, das lustig neben ihm hinabspringt und murmelnd erzählt von der Schönheit droben; bald ist er bedeckt mit lockerem

Steingeröll; bald hat er an seinen Seiten Tannen und Strauchwerk, bald riesenhafte Felsstücke, die auf unbegreifliche Weise so von ihrem Stamme losgetrennt und hierher gerollt wurden. Hier müssen einstens Riesenkinder ihr harmloses Spielwerk getrieben haben mit diesen Felsblöcken, die jetzt unten mit grünem glänzendem Moos bewachsen sind, eine bescheidene Erdbeerfamilie schützend, die sich dort eingenistet mit ihren grünen Gliedern und gesund aussehenden Gesichtern, oben überwuchert von neugierigem Schlingkraut, das hinauf kletterte, um sich in der Gegend umzusehen. Und hoch sind diese Steine, denn von unsern Dreien verschwindet die große Nase augenblicklich hinter ihnen, nnd auch von dem gekräuselten Schnurrbart, ja sogar von dem Reiter sieht man nichts mehr, als den Strohhut mit blauem Bande.

Aber trotz dieser Mannigfaltigkeit bleibt sich Etwas am Wege immer gleich, das ist, daß er beständig aufwärts steigt, bald leicht, bald steil; nur zuweilen hat er einen kleinen Ruhepunkt, wie eben jetzt hinter den großen Steinen, wo der Führer das Pferd anhält; wo sich der Strohhut, die Nase und der Schnurrbart überrascht und entzückt zu gleicher Zeit rechts wenden.

Sie sind schon so hoch gestiegen, daß sie einen ziemlichen Theil des wildromantischen Sees der Vierwaldstädte überblicken können, so hoch, daß das tiefgrüne Wasser in den unregelmäßigen Schluchten seiner Felsufer ganz wie unbeweglich erscheint, daß das Dampfboot aussieht, wie eine kleine Wasserspinne, ja so hoch, daß sie einzelne weiße Wolken unter sich sehen; in die Schluchten der Felsen haben sich diese eingeklemmt, leichte, weiße, verlorene Wesen, versprengte Schaaren des großen Wolkenzugs droben, denen die Kraft mangelt, sich zu erheben, und die langsam verschwimmen und vergehen.

Der Führer sieht mit zufriedener Miene an den Himmel hinauf und erwidert dem Strohhut, der sich quer auf seinen Sattel gesetzt, das Wetter werde sich aufklären und man einen schönen Sonnen-

untergang haben. Der Schriftsteller mit der Nase, sowie der Maler mit dem Schnurrbart, haben sich niedergelassen, und während der Erstere einige begeisterte Worte in sein Taschenbuch schreibt, hat der Letztere den Alpenstock wie einen Pinsel erfaßt und zeichnet wonnetrunken die prächtigen Conturen der Landschaft in der Luft nach. Der Musiker zu Pferde summt eine sentimentale Melodie in Es-dur, und dann sagt er: „Wir hätten aber auf Ehre nichts Gescheidteres thun können, als trotz Nebel und Regen hier heraufglimmen. Gebt nur Achtung, wir werden belohnt, und unser Führer hat Recht; seht dort die grauen Wolken, in welch' eigenthümliche Bewegung sie gerathen, es ziehen hellere Streifen hindurch, von Nord nach Süd, und das ist ein Zeichen, daß der gute Wind Meister wird."

„Auch dort im Westen regt es sich," ruft der Maler und beschreibt große Kreise in der Luft, „die zusammengeballten dunklen Wolken über Luzern nehmen eine andere Stimmung an, es drängt sich ein heller Ton durch, bläulich grau, am Rande mit einer gelben Schattirung."

„Es war nur ein Gewitter," sagt der Mann mit dem Strohhute.

„Der Tag von Simon und Judä,
Da rast der Sturm und will sein Opfer haben,"

deklamirt der Schriftsteller, worauf der Musiker antwortet:

„Und er bekam sein Opfer, denn während ich meinen Strohhut retten wollte, fiel meine Brille in den See. Ich bin nur noch ein halber Mann."

Der Führer trieb das Pferd wieder an, und auf's Neue stiegen sie rüstig aufwärts, mit hellem Aug' um sich blickend, und athmeten die angenehme Bergluft in tiefen Zügen. Es war aber hier auch eine andere Atmosphäre als drunten im Thal, so würzig, so klar, so stärkend, das Grün der Wiesen glänzte in wunderbarer Frische,

das Laub der Bäume hatte nicht gelitten vom Sonnenbrand und Dunst der Straße, das war Alles jungfräulich und frisch, wie eben aus der Knospe geschlüpft, wie eben aus der Erde hervorgebrochen. Und dazu die klaren Wasser, die rechts und links herabschossen, unter herabhängenden Bäumen und Gesträuch, das sich auf die Wellen niederbeugte und sie küßte und sie freundlich bat, drunten das Thal zu grüßen, das Thal, das sie sahen, von dem sie viel gehört, wohin aber nur wenig auserwählte Blumen von ihnen gelangten, vielleicht als Zweig auf dem Hut eines Wanderers, oder als Bouquet an der Brust eines jungen Mädchens.

Und wie feierlich und angenehm still war es hier oben auf dem Berge. Man konnte sein eigenes Herzklopfen hören, wenn man still stand, man wurde durch die Ruhe so feierlich gestimmt, daß man kaum laut zu sprechen wagte, und wenn man Töne vernahm, so hätte man sie um Alles nicht unterbrechen wollen, denn sie waren voll süßer geheiligter Erinnerungen. Die melancholischen Klänge eines fernen Alphorns erinnerten süß und schmeichelnd an die Jugendzeit, wo man deren vernommen und gelesen, und man erinnerte sich der Geschichten von den armen Bewohnern dieser Berge, wenn sie hinabgeführt wurden in's Thal, und da sie nicht zurückkonnten, fast wahnsinnig wurden bei den bekannten lieben Klängen.

Das mochte auch der Maler denken, denn er horchte aufmerksam auf die seltsamen Töne, und als es aufhörte, summte er ein Lied:

Zu Straßburg auf der Schanze
Da ging mein Trauern an.
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen;
Das ging nicht an. —

Nun klang auch eine Glocke aus dem Thal herauf, und droben vom Berg antwortete eine andere ernst und feierlich. Was mochten die beiden wohl verkündigen? Vielleicht nichts Besonderes;

aber es ist wundersam, wie hier auf dem Berge in der gewaltigen Natur Alles bedeutungsvoll, bilderreich ist. Unwillkürlich sieht man ein kleines Kirchlein geöffnet, eine zweifelhafte Helle dringt durch die alten gemalten Scheiben, und übergießt die Mutter Gottes und das Christuskind mit glühenden Farben. Links in einer dunkeln Nische kniet eine alte Frau, verloren in ein brünstiges Gebet. Nachdem sie geendet hat, macht sie ihr Kreuz, knixt vor dem Hochaltare und geht dann hustend hinaus, dort bei dem jungen Mädchen vorbei, das vor der Mutter Gottes auf ihren Knieen liegt, das Haupt tief gesenkt und still weinend. — —

So erzählen die Töne der Glocken, und wenn sie nicht plötzlich aufhörten, würden sie uns vielleicht auch sagen, warum das junge Mädchen geweint; aber mit dem letzten Ton entfliehen die Bilder, und das Alphorn, was in der Ferne nun wieder beginnt, sowie das Rauschen eines Bergwassers, das plötzlich neben uns herunterspringt, führen uns wieder in die Gegenwart zurück.

Hier ist ein neuer Ruhepunkt mit einer weiteren schöneren Aussicht. Die Berge, die den See vorhin noch hoch umgaben, liegen nun lang hingestreckt unter uns in dunkelgrün, violett und braun, ja die Schluchten zeigen sich fast schwarz, nur von den unteren Abhängen glänzt helleres Grün, das in langen Streifen hinaufgeht: gut bewässerte Wiesen und Laubholz. Die kleinen Dörfer in den Buchten erscheinen zierlich, ja komisch; es ist eine schöne Miniaturwelt, das weiße Kirchlein und die andern Häuserchen, wie einem Spielzeug für Kinder entnommen, und, wie es die Kinder zu machen pflegen, dort unregelmäßig hingebaut.

Aber das Herz erweitert sich bei all' dem Schönen und Großen, was man hier sieht. Hinter Bergen und Felsen, die noch vor kurzer Zeit unseren Horizont begrenzten, erscheinen andere gewaltigere; bald einzelne Kuppen, bald lange Ketten, hie und da mit Schnee bedeckt, denn der ist noch liegen geblieben, da ihn die Sonne mit ihrem warmen Strahl nicht erreichen kann. Nur in einzelnen

Punkten sieht man die Bergwände mit weißen Flächen bedeckt, aber die Gipfel dieser Berge sind dunkelgrün, bräunlich, violett, stellenweise in Dunst und Nebel gehüllt. Aber es ist eigenthümlich, wie sie scheinbar so hintereinander auftauchen und uns kleine Wesen so neugierig anstarren, fast bei jedem Schritt neue Bergspitzen, neue Thäler. Es ist, als sei die ganze Natur lebendig geworden und richte sich langsam und feierlich empor, damit wir sie besser sehen können.

Neben den Klängen des Alphorns, die ein unsichtbarer Virtuos immerfort hervorbringt, hören wir jetzt das melodische Läuten der Kuhglocken und sehen zahlreiche Heerden, wie sie an den Abhängen der Alp weiden und die frischen Kräuter abreißen oder uns gemüthlich anstarren mit den großen dunklen Augen, genußreich wiederkäuend, das gutmüthige, breite, nasse Maul weit vorgestreckt. Auch Ziegen klettern um uns herum, kleine halbbraune, weißgefleckte Wesen mit einer eidechsenartigen Behendigkeit. Jetzt ruhen sie im dichten Gestrüpp am Wege aus, und wenn wir näher kommen, fahren sie abwärts, wedeln lustig mit ihrem unbedeutenden Schweifchen und lassen die kleine Glocke an ihrem Halse erklingen.

Der Weg hat sich unterdessen stark links gewandt und beginnt steil und immer steiler zu werden. „Das ist noch Alles nichts,“ sagt der Führer und zeigt auf eine senkrechte, vielleicht tausend Fuß hohe Felsenwand zu unserer Rechten; „dort muß man hinauf, da fangen die Berge erst recht an.“

Da nun unsere Drei ein Drittel des Weges zurückgelegt haben, so ist es nicht mehr als billig, daß im Reiten abgewechselt wird, und an einer passenden, einigermaßen ebenen Stelle hält der Führer an, und der Strohhut mit dem blauen Bande steigt ab. Bevor sich aber die Nase, die nun an die Reihe kommt, hinaufschwingt, wird eine kurze Rast beschlossen, und alle Drei lagern sich auf dem Boden, das Reitpferd weidet nicht weit von ihnen, und der Führer stellt sich auf einen Felsvorsprung und schaut den Weg hinab, den

sie gekommen, und nachdem er einen Augenblick also gethan, nimmt er seine Peitsche mit kurzem Stiel und langer Schnur, und fängt an zu knallen, daß es in den Bergen wiederhallt. Doch treibt ihn hierzu nicht die Lust des Knallens allein, sondern sein scharfes Auge hat eine Partie anderer Reisenden entdeckt, die nachklettern. Er horcht hin und sagt: „es sind drei Pferde.“ Dann knallt er wieder wahrhaft markdurchdringend, und drunten wird ihn, scheinbar leise, geantwortet. Dann juchzt er laut auf, was von unten alsbald erwiedert wird, und hierauf knallt er wieder und wechselt so ab mit seinen Freundschaftsbezeugungen, bis ihn endlich der Maler mit dem rothen Bart, unter welchem eine tiefe Baßstimme hervorkommt, ersucht, gefälligst sein Maul und seine Peitsche zu halten, worauf der Führer mit einem langen und gewaltigen Juchzer endigt.

Die Drei sitzen da in gerechter Bewunderung, und Jeder von ihnen wendet natürlicher Weise seine Aufmerksamkeit einem besonderen Gegenstande zu. Der Musiker ist sehr unruhig, bis er es herausgebracht hat, aus welcher Tonart das Alphorn geblasen wird; und dies zu ergründen ist keine Kleinigkeit, denn der Berghornist wechselt oftmals im Ausdruck seiner musikalischen Gefühle. Des Malers gieriges Auge schweift unstät umher, um von Conturen und Tönen so viel als möglich in sich aufzunehmen. Er ist wie ein Schwamm, und wenn er recht vollgesogen nach Haus kommt, so braucht er nur vor die Staffelei hinzutreten, und es tröpfeln nur so Bilder auf die Leinwand hin, Alpengegenden und Schneeberge mit und ohne Sonnenbeleuchtung, fliegende Wolken und blauer Himmel, schäumende Waldbäche und ruhiggrasende Kühe. Der Dichter seines Theils schwärmt laut und feierlich, und denkt an den unübertrefflichen Schiller; er hat einige Aehnlichkeit mit ihm, in der großen Nase nämlich, und er schäumt vor Begeisterung und versichert einmal über's anderemal, daß nur auf den Bergen Freiheit sei, und daß der Hauch der Grüfte unmöglich hinaufdringen könne auf die Spitze des Rigi.

Endlich verstummen alle Drei und scheinen tief über etwas nachzudenken. „Es ist doch sonderbar,“ sagt der Strohhut nach einer Pause, „daß ich heute Nacht im Traum diese Gegend vor mir gesehen.“

„Und ich!“ fügt der rothe Schnurrbart bei.

„Und ich!“ seufzt die lange Nase, und der Mund, der zu ihr gehört, lächelt süß und wonnevoll.

„Es ist das schon oft passirt,“ nahm der Musiker wieder das Wort, „daß man von einer unbekannten Gegend träumt, und später im Leben in diese Gegend kommt, aber daß drei Leute in drei verschiedenen Betten dasselbe träumen, ist eine Merkwürdigkeit.“

„Und den Rigi so deutlich vor sich sehen,“ setzte der Maler hinzu.

„Und dabei ein süßes Liebesglück erleben,“ meinte der Schriftsteller.

„Unerhört!“ sagten die Drei wie aus Einem Munde.

„Wäre es lieber eine Nummer gewesen, die wir geträumt,“ setzte der Maler hinzu, „so hätten wir vielleicht das große Loos gewinnen können, aber Liebesglück — was thu' ich damit? Daran hat es mir noch nie gefehlt.“ Bei diesen Worten faßte er mit beiden Händen seinen rothen Schnurrbart und drehte die Spitzen so fürchterlich aufwärts gegen die Augen, daß diese unwillkürlich vor Schrecken zu blinzeln anfingen.

„Im Grunde hast du Recht,“ versetzte der Musiker achselzuckend, „wozu auch Liebesglück? Eine Tonart im Leben, deren Anschlag nur selten rein gelingt, Variationen über ein sehr abgedroschenes Thema.“

„O nein, sag' das nicht!“ rief der Schriftsteller mit der großen Nase:

> „Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
> Ich werf' es weg, da sein Gehalt verschwunden.“

Leider aber machte er mit seinen Citaten nicht den gewünschten

Eindruck, woran nur seine Stimme schuld war, vielleicht wegen seiner Nase, denn er näselte bedeutend, namentlich wenn er begeistert sprach. Die Nase schien wie eine Sourdine auf seinem Organ zu sitzen, und da er dies fühlte, machte es ihn oft traurig und nachdenkend.

In diesem Augenblick sprang der Führer wieder auf das äußerste Felsstück und ließ trotz des Malers Verbot seine Peitsche knallend durch die Lüfte sausen, auch juchzte er dabei mehr als nothwendig, und ganz dicht unter den ruhenden Reisenden wurde Knallen und Juchzen wiederholt, so daß ein paar Kühe erschrocken auf die Seite fuhren und mehrere Echo sich laut verwunderten.

Die neuen Aufwärtssteigenden kamen jetzt näher; es waren drei Damen in gelben, gewöhnlichen Strohhüten, und vorn an diese Strohhüte hatten sie Verlängerungen angesetzt, in Form von Augenschirmen, in grüner, brauner und blauer Farbe. Diese Damen saßen sehr aufrecht in ihren Sätteln, jede hatte hinter sich einen Nachtsack, und den drei Pferden folgte ein alter Diener zu Fuß, der, auf seinen Alpenstock gestützt, ziemlich verdrießlich dreinschaute.

„Gerade wie im Traume!“ sagte erstaunt der Strohhut im blauen Bande.

„Drei Damen zu Pferde,“ setzte die Nase hinzu.

„Nur den alten Diener sah ich nicht,“ meinte der Schnurrbart.

Die drei Damen, die ganz nahe waren, befanden sich in anständiger Toilette; grau war vorherrschend, und ihre Körperformen ziemlich verschieden. Die Erste war lang und hager, und schaute durch eine blaue Brille, die Zweite war kurz und dick, und hatte ein kleines Buch in der Hand; die Dritte endlich war weder groß noch hager, weder kurz noch dick, ein gesunder Mittelschlag; sie pätschelte kokett ihr Pferd auf den Nacken, das aber — beiläufig gesagt — keine Notiz hiervon nahm, denn so wie es still stand, senkte es den Kopf, und fing an zu fressen. Ueber das Lebensalter

in welchem sich diese drei Damen befanden, war es in der That schwer, etwas Genaues und zugleich Schmeichelhaftes zu sagen. Wenn man, sie als Pflanzen betrachtend, von ihnen hätte sagen wollen, sie stünden noch in der Blüthe, so meinte man offenbar Blumen mit sehr später Entwicklung. Sie hatten die Laubregion hinter sich, und näherten sich jener Höhe des Lebens, wo die Vegetation dürftiger wird, wo Nadelholz gedeiht, und wilde Rosen sparsamer wachsen.

Es ist nun an sich nichts Sonderbares, daß man, am Rigi ausruhend, drei reitenden Damen begegnet, aber etwas Seltsames bleibt es immer, wenn man von diesem Faktum in der vergangenen Nacht träumte, wie unseren drei Reisenden geschehen. Am sonderbarsten aber war es, daß die erste Dame mit der blauen Brille, sobald sie den Strohhut gewahr wurde, plötzlich ihr Pferd anhielt, und, statt links in die herrliche Gegend zu blicken, nach rechts schaute, wo unsere drei Helden lagerten; wir können es nicht verschweigen, daß diese Dame überrascht war und, obgleich mit gedämpfter Stimme, ausrief: „Ein Strohhut mit blauem Bande!“

Das ist aber noch nicht Alles. Denn trotzdem wir in augenscheinlicher Gefahr sind, von dem geneigten Leser für unwahr gehalten zu werden, können wir nicht verschweigen, daß die zweite Dame im Vorbeireiten ebenfalls rechts sah, gleichfalls erstaunte, und gleichfalls wie zu sich selber sprach: „Welch' auffallend schöne Nase!“ Und daß die Dritte es gerade so machte, nur mit dem Unterschiede, daß sie Strohhut und Nase keines Blickes würdigte, dagegen von dem Anblick des emporstrebenden rothen Schnurbartes auf's Tiefste ergriffen schien.

So zogen sie langsam vorbei; die drei jungen Männer grüßten sie achtungsvoll, und es wurde ihnen herzlich gedankt.

„Auf!“ rief der Schriftsteller, denn an ihm war jetzt die Reihe zu reiten; „wir müssen ihnen folgen, der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!“

„Aber dem Traume nach habe ich sie mir ganz anders vorgestellt,“ meinte der Musiker.

Und unter dem rothen Schnurrbart tönte es hervor: „ältlich, auf Ehre, ziemlich ältlich!“

Da aber die Nase zu Pferd schon rüstig vorangeeilt war — sie saß majestätisch im Sattel hoch erhaben — so mußten die beiden Anderen folgen. Sie stießen ihre Alpenstöcke kräftig in den Boden, und keuchten vorwärts.

Der Weg zog sich jetzt längs der vorhin erwähnten Felswand hin, recht steil, recht schmal, ziemlich gefährlich ausschauend. Man glaubt kaum an die Möglichkeit, daß hier ein Pferd hinaufklettern könnte, und doch kommen die braven, rüstigen Thiere, ein gedrungener Schlag, sicher und schnell vorwärts. Die Straße selbst ist so gut wie möglich erhalten; der Felswand mühsam abgerungen, ist sie natürlich schmal, vielleicht nicht über vier Fuß breit, aber mit Holzgeländern versehen, oder an der Seite des Abgrundes mit Bäumen und Sträuchern besetzt, wodurch dem Blick selten gestattet ist, in die Tiefe zu dringen; auch hat man ja hier so viel Schönes zu sehen; die Aussicht in's Thal, auf den See, wird mit jedem Schritte großartiger. Wahrhaftig, man hat nicht Zeit, an Gefahren zu denken, denen man auf diesem Wege unterliegen könnte. Das Geläute, das man schon tiefer unten hörte, ertönt jetzt ganz in der Nähe; dort ist eine kleine Kapelle an den Felsen geklebt, die man im Augenblick erreicht; der Weg ist hier ein wenig breiter, und bildet einen kleinen Platz, den hochstämmige Tannen umstehen. In ihrem Schatten liegt das weiße Kirchlein so traulich; sie strecken ihre Zweige über das Dach desselben, sie haben es feierlich unter ihren Schutz genommen.

Es ist Schade, daß an diesem hübschen, poetischen Plätzchen ein alter, unpoetischer Kerl, der in einem Erdloche nebenan wohnt, die Honneurs macht. Hier wär' ein Mönch in brauner Kutte ganz an seinem Platz, den Leuten das Weihwasser bietend und sie mit

frommem Gruße willkommen heißend. Statt dessen erscheint obenbenannter Wächter, oder was er sonst ist, ein kleiner, dicker Mann, mit ziemlich rothem Gesicht und preist sein Bier an, oder bietet ein Körbchen voll Erdbeeren zum Verkauf.

Vor dem Kirchlein rasten alle Reisenden einen Augenblick dem schönen Punkt zulieb, und auch weil gleich dahinter eine der steilsten Stellen des Weges kommt. Neben der Tiefe schlängelt er sich hinauf, jäh wie ein Dach, an dem wohl tausend Fuß tiefen Abgrund vorbei, in den man hier vorzugsweise genau sieht. Man ist froh, die Höhe zu erreichen, auf der man, statt der bisherigen leichten Holzschranken, nun mächtige versprengte Felsblöcke zwischen sich und der Tiefe hat.

Die erste steilere Abdachung des Berges ist nun hier erstiegen, und der Weg führt über Alpenwiesen ebener und angenehmer fort. Vorher aber nimmt die Felsnatur noch einen gewaltigen Abschied von uns, sie entläßt uns an einem natürlichen, kolossalen Thor, von ungeheuren Felsblöcken gebildet, die einstens bei einer gewaltigen Revolution so zusammenstürzten, daß sie für den Weg nur einen schmalen, tunnelartigen Durchgang ließen. Schwärzlichgrau ist dies Gestein, finster und drohend hängt es über unseren Häuptern, während wir hindurchreiten. Die Wand zu unserer Rechten braucht nur einen Zoll zu weichen, und wir lägen unter einer Steinmasse von Millionen von Centnern begraben; man könnte hier wahrhaftig dergleichen denken, so locker und zufällig sind die Steinmassen übereinandergeworfen. Wenn man durchpassirt ist, blickt man unwillkürlich zurück, und sieht dann auf der höchsten Spitze dieser Felsen ein eisernes Kreuz seine Arme ausstrecken. Die Führer erzählen, daß unternehmende Leute mit Leitern da hinaufgeklettert seien, um das christliche Zeichen dort oben zu befestigen.

Die drei Damen sind eine gute Strecke voraus, der alte Bediente keucht hinter ihnen drein, doch schenkt Letzterer der Aussicht, die sich hinter ihm entfaltet, nicht einen einzigen Blick; wenn er ja

einmal vom Boden aufsieht, so ist es, um den Weg zu überblicken, der noch zurückzulegen. Die Damen dagegen schauen oftmals rückwärts, und es kommt den drei jungen Leuten vor, als gelte, neben der Gegend, ihnen ein Theil dieser Blicke. Jetzt taucht vor ihnen ein Gebäude auf, ziemlich groß, von grünlicher Farbe, mit vielen Fenstern und großen Terrassen, das kalte Bad, einer der am tiefsten gelegenen Gasthöfe des Rigi. Das kalte Bad liegt ziemlich ruhig da; auf der Hauptterrasse spazieren ein alter Herr und eine junge Dame, und an der Ecke stehen zwei andere Herren, die mit Gläsern herabschauen, und von denen Einer darauf eilig in's Zimmer läuft. Die drei Damen und hinter ihnen die drei Herren kommen näher, und auf einmal wird das stille Gasthaus lebendig. An allen Fenstern erscheinen Köpfe, Gott mag wissen, wo sie alle herkommen; sie erscheinen und verschwinden, und dann werden die Hausthüren und die Eingänge zur Terrasse geöffnet. Alles drängt sich in's Freie; bald ist die Terrasse mit Menschen angefüllt, und Alle schauen angelegentlich herab, und plaudern zusammen, und machen Geberden, und eilen hin und her; und an den Fenstern aller Stockwerke, die jetzt leer sind, erscheinen Kellner und schauen ebenfalls herab; auch an der Hausthüre stehen welche, und auf der Treppe. Das stille Haus hat sich verwandelt wie ein Ameisenhaufen, nachdem man mit einem Fuß hineingetreten, und der ganze Spektakel gilt den Ankommenden. Ein Moment, wo neue Fremde erscheinen, ist eine Erholung, eine Zerstreuung für alle Gäste; ja Mancher stellt draußen einen Lauerposten aus, der es ansagen muß, sobald sich Jemand zeigt. Sind es Fremde, die dort kommen, oder vielleicht Bekannte? Kehren sie hier ein, oder gehen sie hinauf zur Staffel oder zum Kulm?

Daß die eben Angekommenen nicht im kalten Bad bleiben, hat sich bald entschieden, denn die Damen lenkten ihre Pferde vorbei, und die drei Herren folgten ihnen. Sie lassen das kalte Bad hinter sich liegen, und wieder geht es aufwärts, immer über kahle

Wiesen mit einigen niedrigen Tannen, kleinen Sträuchern und großen Büschen der zierlichsten Farrenkräuter. Der Himmel hat wirklich heute ein Einsehen, und fängt an, ein freundliches Gesicht zu machen; die Wolken streifen von Nord nach Süd, sie sind allmälig deutlicher geworden, leichter, durchsichtiger, ja einige haben sich voneinander getrennt, und man sieht den klaren, blauen Himmel hindurch. Ja sogar die Sonne fängt an, sich freundlichst bemerkbar zu machen, denn vor unseren Reisenden, die jetzt zufällig ganz westlich ziehen, beginnt es in dem bisher dunkeln Gewölbe aufzuflammen, und das gewaltige Sonnenlicht scheint Meister geworden über Dunst und Nebel, und sendet gelbe, glänzende Strahlen empor. Die Wolken heben und theilen sich, ein Theil, der finster gen Süden zieht, erscheint oben dunkelviolett, während er unten glühend roth angestrahlt ist. Das Gestirn des Tages hat vor seinem Scheiden gesiegt, und wird glänzend und strahlend das Schlachtfeld behaupten.

„Dort vor uns auf der Höhe ist es schön,“ sagte der Führer der drei jungen Leute, „wir haben einen guten Sonnenuntergang.“ Und damit eilt er hinaufzukommen.

Die Damen sind schon oben, und von ihren Pferden abgesessen; sie machen Geberden des höchsten Entzückens, sie scheinen einen Augenblick Willens, einander in die Arme fallen zu wollen; dann aber fahren sie wieder auseinander, und schauen in stiller Betrachtung nach drei verschiedenen Gegenden.

Jetzt haben auch unsere Reisenden den Berg erstiegen, und stehen sprachlos. Sie sehen von einer andern Seite desselben hinab in eine ganz neue Welt hinein, vor sich Berg, neben sich Berg, hier durch grüne Wiesenthäler verbunden, dort einen tiefblauen Wasserspiegel begrenzend, und rechts und links wieder Berge und wieder Wiesenthäler, Waldungen und Seen, und vor sich dasselbe, und weiter hinaus, so weit das Auge schweift, abermals Berg neben Berg, Wald und Thal neben Wald und Thal, und lang dazwischen

gestreckt große, ruhige, glänzende Wasserflächen, tiefblau und tiefgrün. Ach! und wie Alles das stufenweise in einander verschwimmt, wie man vor sich Alles so deutlich sieht, wo Fels und Wald aufhört, und wo Feld und Wiese anfängt, und wie die Schluchten hinausschweifen, die tiefgrünen, fast schwarzen Tannenwälder, schlank und zierlich in lauter Schönheitslinien. Und wie man vor sich noch die Gehege erkennt, und die einzelnen Wiesen und den Lauf eines Waldbachs, aber nur hie und da, wo zwischen dem Grün der Spiegel des Wassers hervorblitzt; und die Häuser, die man im nächsten Umkreis noch deutlich sieht, die einzelnen Sennhütten und die kleinen Dörfer mit dem Kirchthurm in der Mitte, und wie das allmälig weiterhin verschwimmt und undeutlich wird, dort der Haufen kleiner, weißer Punkte, von denen man nur noch ahnt, daß es ein Dörfchen ist, und die vielfache Färbung in den Bergen und Thälern, durch welche man allein erkennt, was man vor sich hat. Dort jene grauen massenhaften Felsen; hellgrün, das sind Wiesen, dunkelgrün, Laubwaldungen, tiefviolett, Nadelholz; aber das Wasser der Seen dazwischen vor sich, und weit, weit hinaus, bleibt immer klar und deutlich ein glänzender Silberstreif in der dunkleren Landschaft. Zuletzt aber am grünen Streifen, den wir den Horizont nennen, vergeht Alles in einander, Wiese, Wald, Feld und Thal, Alles in einem einzigen dunklen, grauen Ton, der sich dort am Himmel in den dichten Wolkenmassen fortsetzt. Und wie ist diese Wolkenmasse so seltsam geformt! In Norden und Süden liegt sie auf dem Horizont auf, im Westen aber hat sie sich erhoben, und dort strahlt die sinkende Sonne darunter hervor, ein glänzendes Riesenauge, das durch die finstere Wolkenmasse wie durch dräuende Augenbrauen bedeckt wird. Bald senken sie sich tiefer, und lassen nur noch einen kleinen Strahl des rothen, glühenden Lichtes durch, bald aber wallen sie hoch empor, und das volle, glänzende Sonnenauge küßt liebend die aufjauchzende Erde. — — Ja aufjauchzend in Farbenpracht! Wenn die

großartige Aussicht, die man hier über weite Länderstrecken genießt, schon beim Licht eines trüben Tages so unbeschreiblich schön ist, so ist nichts annähernd Beschreibendes zu sagen von der Pracht und Herrlichkeit, wenn die Sonne, wie jetzt hier, Alles mit einem letzten, warmen Blick der Liebe vergoldet. Es ist rings umher wie ein Aufschrei der Lust und Freude; im Nu sind alle Farben verwandelt, wohin das Licht der Sonne tritt. Und wie sie sich so allmälig senkt und alsdann hervorbricht unter den dunkelgrauen und violetten Wolkenmassen am Horizont, so eilt das goldene Licht an den Bergen aufwärts, Alles, Feld und Wald, Berg und Wiese, nochmals reich vergoldend. Wie hat sich Alles so plötzlich geändert, wie ist Alles aus Nebel und Dämmerung so plötzlich aufgeweckt worden zum blühenden Licht des Tages! Selbst die Schatten, die in Schluchten und hinter Bergen geblieben sind, theilen das allgemeine Entzücken, sie sind nicht mehr frostig grau, sondern bedeckt mit violettem Duft, über den ein rosiger Schimmer weht. Und wie drunten die Seen das Licht so prächtig aufnehmen! Der Wasserspiegel, an den Ufern tiefgrün, hatte so eben noch in der Mitte eine helle, kalte Eisfarbe; jetzt ist das Wasser wie glühend geworden, und entlockt sogar den schwarzen Ufern, auf sie widerstrahlend, einen freundlichen warmen Ton.

Es muß hier oben schön sein bei ganz klarem Himmel, wenn die Sonne ungetrübt verschwindet vom wolkenlosen, klaren Horizont, aber schöner ist es gewiß, wenn sie wie heute untergeht, kämpfend mit finsteren Wolkenmassen, und dann zuletzt als Siegerin erscheint im plötzlich aufflammenden, rothglühenden Lichte.

Man träumt zuweilen, daß man in einem finsteren Winkel sitzt, hinter einem kleinen, unbekannten Fenster, und hinausschaut in eine weite, prächtige Gegend, so hell erleuchtet, so glänzend bestrahlt von der Sonne, von so klarer, durchsichtiger Luft bedeckt, daß man in der weitesten Entfernung alle Gegenstände auf's deutlichste sieht, die einzelnen Blätter des Baumes, die Wellen des

Bachs, glänzende Kiesel in demselben. Dabei fühlt man, daß man nur träumt, daß man etwas Ungewisses, nie Gesehenes, Etwas, das gleich verschwinden wird, vor Augen hat. Man blickt wonnetrunken hinaus, man schöpft tiefen Athem, man faltet unwillkürlich die Hände, sehnsuchtsvoll und bangend. — Hier ist es gerade so. Die Sonne berührt scheinbar den Horizont, es wird nächstens ein anderes, mächtiges Bild durch unsern Traum gehen; aber ehe dies geschieht, welch' wunderbares Schauspiel! Wir sehen zwei Sonnen am Himmel über einander, eine das Spiegelbild der anderen. Und jetzt senken sich die Wolkenbrauen tief herab, die beiden, tiefroth glühenden Kugeln verdeckend, auslöschend. Gute Nacht! sagt die Sonne und ehe sie ganz verschwindet, blinzelt sie uns noch einmal mit ihrem Lichte zu. Es erscheinen nur auf einen Augenblick wie drei, vier glänzende Feuer dort hinten auf den letzten Bergen, wie ein Blitz, ein Gedanke. Dann ist es Dämmerung und grau rings umher.

— — — — — — — — — — — — — — —

Unsere drei Freunde hatten dem seltenen, prächtigen Sonnenuntergang aufmerksam und entzückt zugeschaut, und den Gefühlen, welche sie dabei beschlichen, Jeder auf seine Art, Worte gegeben. Der Musiker behauptete: die graue Wolkenmasse ohne das Licht der Sonne sei gewesen, wie ein crescendo langanhaltender Ton, ein melancholischer Klang, zu dem endlich die Dominante wie ein Mißton tritt, wie um Erlösung, um eine Terz flehend, die denn auch mit dem Lichtstrahl sanft hinzukomme, so einen reichen, vollständigen Accord bildend in der Terzlage großartiger Harmonie.

Der Maler versicherte, er habe eine solche Farbenverschwendung noch nie gesehen, und wenn man das malen könnte und wollte, würde es Einem doch Niemand glauben. Nur ein einziger Ton einer solchen Farbe müßte unfehlbar alles neben sich todt schlagen. Der Schriftsteller endlich hatte mit übereinandergeschlagenen Armen dagestanden, und das passendste gesagt, was er sagen konnte, näm-

lich — gar nichts. Er versicherte die Freunde später, wenn er ein vollkommen bezeichnendes Gedicht über diesen Untergang machen sollte, so gäbe es nur Ein Mittel, um nicht lächerlich zu werden, und in der Stimmung zu bleiben; man setzte darüber hin: „Sonnenuntergang auf dem Rigi," und füllte die ganze Seite mit Gedankenstrichen aus.

Bei dem wunderbaren Anblick, den die Drei hatten, war es ihnen nicht unlieb, daß die drei Damen sich in ihrer Nähe befanden und daß dieselben ebenso entzückt das großartige Schauspiel betrachteten wie sie. Leider können wir von dem alten Bedienten nicht dasselbe sagen; er hatte sich auf den Boden niedergesetzt und drehte dem ganzen Sonnenuntergang den Rücken.

Kein anderes Schauspiel als ein solches, das die Natur gratis gibt, ist wohl so geeignet, die Herzen zu öffnen und sie schneller schlagen zu machen in Freundschaft und Liebe. Wir glauben dem geneigten Leser schon genugsam gesagt zu haben, daß die drei sich gänzlich fremden Paare, die hier auf dem Rigi bei einander standen in einem gewissen Rapport waren; man braucht sich deßhalb nicht zu wundern, wenn wir weiter erzählen, das sie den Sonnenuntergang gemeinschaftlich genossen, gemeinschaftlich insofern, als Worte gewechselt wurden wie man sie gewöhnlich nur zu genaueren Bekannten sagt.

Die Dame mit der blauen Brille (sie sah durch dieselbe Alles in grünlichem Lichte) sah es gern, daß der Musiker sich in ihrer Nähe hielt, und als er mit Beziehung sagte: „Welch' ein volltönender, prachtvoller Accord!" entgegnete sie: „Ach, wenn Sie nur sehen könnten, wie seltsam Ihr Strohhut glänzt und das blaue Band daran! Gewiß, ich wußte, daß wir uns bald erkennen würden." Etwas Aehnliches sagten die beiden andern Damen, und die Kurze und Dicke versicherte den Schriftsteller, sein Gesicht glänze wunderbar, namentlich aber habe seine Nase eine warme und unaussprechliche Farbe; und die Dritte sprach zum Maler, um seinen Mund

spielen mächtige Flammen. Damit meinte sie offenbar den aufwärts gerichteten röthlichen Schnurrbart.

Der Musiker mit dem Strohhute war ein unternehmender, junger Mann, und nachdem die Sonne untergegangen war, hob er die Dame mit der blauen Brille auf ihr Pferd, und konnte dabei nicht unterlassen, ihr ein ganz klein wenig die Hand zu drücken, und darauf sah sie ihn schmachtend und gefühlvoll an, sagte aber: „Noch nicht! Die Ungewißheit ist so angenehm, wir wollen uns erst später erkennen.“ Damit ritt sie dahin, und die beiden andern Damen folgten ihr. Auch ihnen hatte der Schriftsteller und der Maler Knappendienste geleistet, und hatte jedes Paar dabei einige angenehme Worte gewechselt.

Als der Maler, der nun reiten durfte, auf das Pferd stieg, sprach er vor sich hin: „Sie ist doch im besten Lebensalter, und scheint von sehr guter Familie.“

Der Schriftsteller aber, offenbar am meisten durch das prachtvolle Schauspiel begeistert, sah der dicken Dame nach, und sang laut hinaus:

Die Fürstin zog zu Walde
Mit Jägern und Marschalk,
Da sah sie reiten balde
Ein junger Edelfalk.
Er sprach: „Wie klirrt dein Bügel,
„Wie glänzt Agraff und Treß!
„Wie locker hängt dein Zügel,
„Holdselige Prinzeß!“

Der Weg zog sich jetzt eine Zeitlang an dem westlichen Abhang des Berges hin, fast eben, denn das, was man jetzt noch steigen mußte, war Kinderspiel gegen das, was man schon geleistet hatte. Bald sahen sie die Rigistaffel vor sich liegen, ein ziemlich großes hölzernes Gebäude nach Art der Schweizerhäuser, wie man

sie bei uns auf die Etagères stellt; nur fehlten die Gallerien und die bunte Farbe. Die Staffel sah ziemlich grau aus, wahrscheinlich ein Zeichen ihres vorgerückten Alters. Derselbe Spektakel, wie im kalten Bad, ging auch hier wieder vor sich; kaum wurde man die Pferde der Reisenden ansichtig, so strömte Alles vor die Thür — eine Terrasse hat die Staffel nicht — und bald hatte sich ein ziemlicher Haufen Neugieriger versammelt, die eine Art Spalier bildeten, durch welches zuerst die drei Damen, und dann die Herren passiren mußten. Rigistaffel ist der Gasthof des Berges, der am stärksten besucht ist; hier halten sich die meisten Kurgäste auf, das sind solche, die wegen allerlei Leiden des Körpers und Geistes unglaubliche Quantitäten des schlapprigen grünen Getränks, was man Molken nennt, zu sich nehmen lernen, oder welche den sehr vernünftigen Einfall haben, fern vom Dunst und Qualm des niederen Landes und der Städte, für ein paar Wochen lang hier oben die gesunde stärkende Bergluft einzuathmen. Vornehme Kurgäste derselben Art sind auch meistens die Bewohner des kalten Bades.

Was nun den höchsten bewohnten Punkt des Berges anbelangt, den Rigi-Kulm, so ist dieß der Gasthof für die sogenannten Passanten, das sind Leute, welche mit redlichem Willen und guter Absicht den Rigi besteigen, um sich an der großartigen Aussicht zu erfreuen, oder um einen guten Sonnenaufgang oder Untergang zu genießen, ein Unternehmen, das in vielen Fällen von einem schlechten Erfolge gekrönt wird, und wir hatten schon Gelegenheit, manche dergleichen Passanten zu sprechen, die im Heraufsteigen langsam aber unwiderstehlich vom Nebel eingehüllt wurden, ein Nebel, der sich allmälig zu einem feinen Regen verdichtete, und die, endlich auf dem Rigi angekommen, dort so viel Aussicht hatten, daß es ihnen vollkommen gleichgültig war, ob sie sich auf dem berühmten Berge befanden, oder z. B. in jener heiteren, gemüthlichen Gegend von Luckenwald und Jüterbock, wo man, von Leipzig kommend, doch wenigstens die Zerstreuung hat, die ersten preussischen Gensd'armen zu sehen.

Endlich langten unsere Reisenden auf dem Rigi-Kulm an. Die Pferde der Damen, müde geworden, waren zuletzt in sehr langsamem Tempo gegangen, die drei Künstler aber, mächtig angespornt durch den Wunsch, nicht zurückzubleiben, waren rascher einhergeschritten, woher es kam, daß alle Sechs zu gleicher Zeit vor dem Thor des Gasthofes ankamen, daß sowohl Strohhut und Nase als Schnurrbart den drei Damen beim Herabsteigen behülflich waren, und daß hiedurch der Kellner auf die sehr verzeihliche Idee kam, für die eben angekommene Gesellschaft genügten drei Zimmer à zwei Betten. Schweigen wir von den verschämten Worten, mit welchen der Dienstbeflissene zurecht gewiesen wurde. Glücklicherweise war der Rigi-Kulm noch nicht so vollkommen besetzt, daß man den Spätkommenden, wie schon oft geschehen, eine Streu im großen Speisesaale ohne Ansehung des Geschlechts anbieten mußte. Es waren noch Zimmer genug zu haben, und nachdem sich unsere Reisende auf einen Augenblick zurückgezogen, erschienen sie an der Abendtafel, um gemeinschaftlich ein kleines Souper einzunehmen.

Während dieses Soupers nun machten unsere drei Künstler begreiflicherweise erstens den gelungenen Versuch, außerordentlich liebenswürdig zu erscheinen, sowie einen anderen, etwas Näheres über die drei Damen zu erfahren, der ihnen aber weniger gerieth. Solchen Fragen, wenn sie noch so bescheiden gestellt waren, wußten die Damen geschickt auszuweichen, ja sie mochten es nicht einmal leiden, daß die drei Künstler ihnen Aufklärung über sich selbst gaben. Denn als der Musiker z. B. von der Reise erzählen wollte, die sie bis an den Fuß des Rigi gehabt, legte die Dame mit der blauen Brille ihre Hand sanft auf seinen Arm und sagte: „Lassen wir das, mein Freund, das hört sich später um so angenehmer und besser.“ Ja als der Maler, nach und nach warm geworden, anhub von seinen Bildern zu sprechen, entgegnete die kurze und dicke Dame: „Wie freue ich mich, diese Gallerie später zu sehen!“ Dem Schriftsteller gar, der noch immer nicht aus der Stimmung eines

Edelfalken herausgekommen, und der beim Dessert, als die Dame vom gesunden Mittelschlag gerade eine Mandel verspeiste, eine andere darreichte mit den Worten, die er flüsternd sprach:

„Ich biete ihn der Holden
Dar, mit gebog'nem Knie;
Mit einem Ringe golden
Schmückt den Gefang'nen sie"

wurde die Antwort zu Theil: „Bis heute war ich zweifelhaft, ob ich den goldnen Ring gerne geben werde, aber jetzt glaube ich, daß ich mich dazu entschließen könnte."

Nach dem Souper ging Alles zu Bett. Die Damen hatten Numero 12 und 13, die Künstler Numero 14 und 15, und die Drei begaben sich noch einen Augenblick auf Numero 14, wo sie sich zusammen auf ein Bett setzten, und hin und her redeten über die Erlebnisse des Tages. In Numero 13 machten es die Damen gerade so, das heißt, sie sprachen ebenfalls mit einander, ob sie aber dabei gleichfalls auf Einem Bette saßen, sind wir nicht im Stand anzugeben, aber wir vermuthen es. Nun haben aber auf dem Rigi-Kulm die Zimmer unter Anderem die Eigenschaft, daß man deutlich jedes Wort vernimmt, was der Nachbar neben uns spricht, und aus diesem Grunde war es den drei Künstlern möglich, zu hören, daß nebenan von ihnen gesprochen wurde, und recht angenehme Sachen. „Es ist eigenthümlich," meinte eine Stimme, „daß drei an sich unbedeutende Gegenstände so zum süßen, geheimnißvollen Erkennen führen können, ein Strohhut mit blauem Bande —."

„Eine so auffallend schöne Nase," sagte eine zweite Stimme.

„Und ein prächtiger blonder Schnurrbart," setzte die dritte Stimme hinzu, „so keck aufwärts stehend."

So sprachen die drei Damen in Numero 13, und sagten sogar noch mehr, unter Anderem, daß sie sich erschrecklich auf morgen freuten, und dann hatten sie einen kleinen Streit mit einander, und die Eine

wollte etwas thun, wenn der erste Strahl der Sonne über die Berge hervorbräche und die ewigen Gletscher vergolde; und die Andere meinte: nein später, wenn auch die Thäler mit ihrem Rosenlicht erfüllt seien; die Dritte aber setzte hinzu: um eine Million könne sie sich nicht dazu verstehen, eine so schöne Scene herbeizuführen vor den Blicken der rohen Menge. „Nein!“ rief die Dame vom gesunden Mittelschlag, „wenn es droben auf der Höhe leer geworden ist, meinetwegen, nachdem wir Kaffee getrunken, dann gehen wir Drei wieder allein hinauf — sie werden uns folgen, und dann ist der passende Moment gekommen.

So flüsterte es auf Numero 13, und der Schriftsteller, der auf Numero 14 in der Mitte zwischen den beiden Freunden auf dem Bette saß, faßte rechts die Hand des Strohhutes, links die des Schnurrbartes, drückte sie und sagte leise: „nicht wahr, meine Freunde, wir werden folgen?“

Damit gingen sie zu Bette, und bald war es still in den Nummern 12 bis 15.

Doch:

„bei Hirten wird's bald Tag“

heißt es im Nachtlager von Granada, und vom Nachtlager auf dem Rigi, wenn man den Sonnenaufgang sehen will, gilt dasselbe. Die drei Freunde hatten kaum die Augen geschlossen, so träumten sie; und der Strohhut träumte gerade von einem anderen Strohhute mit grünem Vordach, die Nase von einer anderen Nase, der sie sich auffallend näherte, und der rothe Schnurrbart von Etwas, welches seine drohenden Spitzen sanft herabdrückte; da schritt plötzlich Sonderbares durch diese verschiedenen Träume. Dem Musiker war gerade, als habe er eine Oper componirt, und als nun die Ouvertüre begann, sah er zu seinem Entsetzen, daß die ganze Instrumentation aus lauter Hörnern bestand, und das tutete wild und grauenvoll durcheinander.

Dem Maler aber war es, als sitze er auf grüner Haide und skizzire eine Kuhheerde, harmloses Vieh, das sich anfänglich in einiger Entfernung von ihm hielt. Plötzlich aber kamen alle Kühe auf ihn zu und wollten sehen, was er gemalt. Das war ein erschrecklicher Moment; und sie hielten die nassen Mäuler unter seine Nase, und dabei brüllten sie drohend, daß es klang, als sagten sie: „Du du du du — — — nimm dich in Acht! nimm dich in Acht — du du du du!

Des Schriftstellers Traum in diesem Augenblick war nicht so unangenehm. Er wandelte mit seiner Holden über Berg und Flur, er schwebte nur so dahin. Da — plötzlich, ganz in seiner Nähe — ertönte das Alphorn, und bei den melancholischen Klängen schmiegte sie sich an ihn, und er streichelte ihre frischen dicken Wangen. — —

Tu—tu—tu—tu—tutu—tutu—tu—du—du—ti—tutu—tu—ti—tututu—tu—u—u—u—u.

So klang es immer stärker, und endlich erwachten die Drei aus ihrem festen Schlummer.

Der Schriftsteller allein hatte Wahrheit geträumt: es war ein Alphorn, das draußen vor dem Zimmer mit der seltenen Kraft einer kuhhirtlichen Lunge geblasen wurde.

„Brennt's?“ rief der Musiker, indem er an die Thüre sprang. Doch erhielt er zur Antwort: „man weckt nur auf harmonische, freundliche Weise die Schläfer zum Sonnen-Aufgang.“

Jetzt ging aber in sämmtlichen Stockwerken des Hauses ein wahrhaft mörderlicher Spektakel los. Ueberall krachten Bettstellen, von überall her vernahm man die dumpfen Töne, wie wenn Jemand hastig und aufgeschreckt seinem Lager entspringt, dabei einen Stuhl umstürzt oder ein Licht vom Tisch herabwirft. Auch klingelten und klirrten Gläser und Waschschüsseln auf eine höchst verdächtige Art. Dabei wurden Thüren nicht ohne Geräusch auf- und zugemacht, und laute Stimmen riefen nach dem Kellner, nach dem Stubenmädchen, nach ihren Stiefeln, ihren Hosen und Röcken.

Im Osten sah man einen gelben Streifen durch einigermaßen verdächtiges Gewölk mühsam durchdringen, und darüber hin flimmerten ein paar blasse Sterne.

Tu — tu — tu — tutu — tu — ti — tu — tu — tu — tu — tu — tu — ti machte es draußen auf dem Gange, und der Spektakel im Hause wurde wahrhaft beunruhigend.

Der Schriftsteller sprudelte in seiner Waschschüssel herum, behielt aber dabei immer ein Auge auf den Himmel gerichtet. Es gab einen Sonnen-Aufgang, das war klar, aber er fürchtete immer neidische Wolken, die plötzlich aufsteigen und Alles in Nebel bringen.

„Auf! sprach der Fuchs zum Hasen:
Auf! Hörst du nicht den Jäger blasen?"

rief er dem Maler zu, der noch im Bett weilte, „mach', daß du herauskommst, die Sonne wartet nicht."

Das schienen auch andere Leute im Hause zu denken, denn jetzt begannen sich die Schlafzimmer zu leeren und die Corridors zu füllen. Dort ging, lief, sprang, scharrte, trippelte, hüpfte es, dann schoß es die Treppen hinab mit einem gewaltigen Gepolter; und dazwischen hörte man es deutsch, französisch, schweizerisch, englisch, russisch und berlinerisch versichern, daß der Sonnen-Aufgang superb sein werde, von kolossal und ungeheuer großartig farbenprächtiger Wirkung. Wenn man nun auf den Gang hinaustrat, um sich der allgemeinen Flut anzuschließen, da schaute es mitunter recht komisch aus: da waren Unglückliche genug, die in Unterhosen und Strümpfen auf den Hausknecht warteten; aber hier bekümmert sich Keiner um den Andern, der Mann verläßt die Frau, der Bruder die Schwester und enteilt, um zur rechten Zeit zum Sonnen-Aufgang zu kommen.

Möge uns die geneigte Leserin verzeihen, daß wir die grauenhafte Scene, die nun entstand, nicht weiter ausmalen; möge sie

auch unser Zartgefühl verstehen, wenn wir noch hinzufügen, daß der Nebel in diesem fürchterlichen Augenblick so dicht wurde, daß man nichts weiter als ihn bemerkte; daß ferner, als sich dieser Nebel endlich verzogen, Strohhut, Nase und Schnurrbart die Treppen der Kanzel herabstolperten, und schweigend in den Gasthof auf Rigi-Kulm hinabeilten; daß sie ihre Rechnung bezahlten, ihre Alpenstöcke nahmen, und gen Arth hinabpilgerten; daß sie nicht eher froh und heiter wurden, bis sie den Nebel hinter sich hatten, der die Spitze des Rigi bedeckte, und in welchem die drei Damen wahrscheinlich noch immer auf der grauen Kanzel standen; und bis sie endlich im schönsten Sonnenschein am Klösterli anlangten. Da setzten sich die Drei nebeneinander auf eine Bank, gerade so, wie sie am vergangenen Abend auf dem Bett in Numero 14 gesessen, und als sie einen Augenblick ausgeruht und einander verstohlen und zweifelnd von der Seite angeschaut, brachen sie in ein lautes und herzliches Lachen aus.

„Gott sei Dank!" sagte der Musiker, „daß das Abenteuer so geendigt."

„Gerechter Himmel!" meinte der Maler und schauderte leise, „wenn sie mit uns vorlieb genommen hätten!"

„Aber obgleich etwas ältlich," versetzte der Schriftsteller, „waren sie doch von sehr guter Familie. — — Auf nach Valencia!"

Damit erhoben sich alle Drei wieder, und sprangen lustig den Steg hinab. Ueber sanft abhängige Wiesen kamen sie, bei rauschenden Wasserfällen vorbei, die neben ihnen in der Tiefe schäumend, über glatte Kiesel und zwischen moosbewachsenen, felsigen, triefenden Ufern dahinbrausten. Dann wandelten sie abwärts unter schwarzgrünen Tannen, hohe, schlanke Bäume, deren Spitzen sie anfänglich mit der Hand berühren konnten, und auf deren zu Tage liegenden Wurzeln sie eine Viertelstunde später traten. Dabei stürzte sich der Weg im Zickzack toll und verwegen die Abhänge hin-

ab, daß sie ihre Alpenstöcke tüchtig gebrauchen mußten, um nicht den rollenden Steinen zu folgen, die ihr Fuß gelöst; dann ruhte dieser Weg wieder aus, indem er fast eben durch einen wasserreichen Wiesengrund schlich, bei kleinen, niedrigen Häusern vorbei, wo die Leute vor der Thür saßen — denn es war Sonntag — und sie freundlich begrüßten. Darauf schlenderte der Weg durch einiges Laubholz um den Bergabhang herum, und dann blieben die drei Reisenden überrascht stehen, denn vor ihnen lag ein herrliches Rundgemälde, eine fruchtbare, grüne Ebene, mit Obstbäumen, Häusern und Dörfchen; links war der dunkelgrüne Zugersee, und an ihn hingeschmiegt, noch ziemlich tiefer drunten, das kleine Städtchen Arth.

Hier schien der Weg vor Freude über diesen Anblick ganz toll zu werden, denn er sprang kopfüber in die Tiefe hinab, steil und holperig, bald sich rechts, bald links wendend, ganz ausgelassen und entzückt, daß er nun endlich die Felsen verlassen konnte, und sich unten in den langen Wiesen behaglich ergehen, um zuletzt seinen Staub und seine Hitze in den klaren Fluthen des See's zu kühlen.

Als die drei Freunde auf diesem Wege ziemlich ermüdet nach Arth kamen, und an das Ufer traten, wandte sich das kleine neue Dampfboot gerade vor Immensee, und plätscherte rüstig und munter gen Arth. Nachdem es angelangt, verließen viele Passagiere das Ufer, und unsere drei Freunde, welche den Dämpfer besteigen wollten, standen dicht an der Landungsbrücke, und sahen die fremden Gesichter an ihnen vorüberkommen. Da auf einmal gingen drei Herren an ihnen vorüber, alle Drei in hellen Sommer-Anzügen, mit ernstem, gesetztem, ziemlich vornehmem Wesen, aber auch ziemlich verblichenen Gesichtern, und als sie bei den drei Künstlern vorüber wollten, blieben sie einen Augenblick stehen, um auf ihr Gepäck zu warten, und da erblickte der Musiker zu seiner großen Verwunderung einen Strohhut mit einem blauen Bande, ganz

genau wie der seinige, und der Maler einen rothen Schnurrbart, mit ebenfalls sehr drohend emporgerichteten Spitzen, und der Schriftsteller endlich eine Nase, die noch weit umfangreicher war als seine eigene.

Damit gingen sie stillschweigend, aber innerlich lachend, in das Boot, und setzten sich auf dem Verdecke nieder; der Musiker beschloß, ein anderes Band auf seinen Strohhut zu befestigen, der Maler machte jetzt schon den Versuch, die Spitzen seines Bartes in eine horizontale Richtung zu bringen, und der Schriftsteller — — der mußte leider seine große Nase behalten.

Inhalt.



